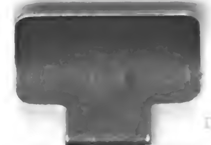

Digitized by Google





Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(IX. Jahrgang 1863.)

Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro. 1. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. Januar 1863.

Ein verückter General.

Den eben erschienenen „Memoiren" des kriegerischen Herzogs Eugen von Würtemberg entnehmen wir folgenden Bericht aus dem Feldzuge von 1806, den der Prinz in der russischen Armee unter General Benningsen begann.

Eine seltsame Episode in dem Feldzuge bildete die Ankunft des Feldmarschalls Grafen Kamensky, der Benningsen als Oberstcommandirenden ersetzen sollte. Es ist wohl das erste Mal, daß ein Heer im Felde von einem Verrückten befehligt worden ist, denn das war Kamensky unzweifelhaft.

Als der Prinz von Würtemberg zu ihm ging, um sich bei ihm zu melden, wiesen ihn die Ordonnanzen in ein großes leeres Zimmer, in welchem er eine Weile warten mußte. Endlich kam ein kleines hageres Männchen in Hemd und Nachtmütze herein, das sofort verschwand, aber schnell wiederkehrte und, ohne das Costüm gewechselt zu haben, dem Herzog einen russischen Rapport des Grafen Peter Pahlen mit den Worten überreichte! „Lesen Sie!"

Als dies geschehen war, rief er; „Bravo!" und erklärte, daß er nur des Prinzen Sprachkenntniß habe auf den Zahn fühlen wollen und fiel ihm dann um den Hals, des Küssens wollte kein Ende nehmen, und dazwischen polterte der Alte ein Gemisch von russischen, französischen und deutschen Ausrufungen heraus: Prinz Würtembergsky! — Cousin de Sa Majesté l' Empereur! — Pleménik Mariä Feodorówna (Neffe Maria Federownens.) Altesse Sérénissime — — Junges Blut! — Molodéz (Wackerer Bursche.) Padi Sjuda (komm her.")

Dazwischen schrie er aus Leibeskräften, bis sich das Zimmer mit Adjutanten, Ordonnanzen und Bedienten füllte, die er alle mit gleichmäßiger Grobheit ausschimpfte und dabei die gemeinsten Flüche ausstieß.

Der Gegenbesuch fiel nicht weniger burlesk aus und traf den Herzog im Bett, an das ihn ein Fieber gefesselt hielt. Der Feldmarschall kam an der Spitze seines Gefolges, unter dem sich die Generäle Fürst Krubezkoy, Lwaschof Benkendorf und Graf Tolstoi alle in voller Uniform befanden. Er selbst trug einen weiten grünnen Spenzer, der ihm über die Hüften herabging,

oben mit einem Shawl zusammen gebunden. Darüber hing das breite hellblaue Band des Andreas-Ordens. Seine einzige Waffe bestand aus einem Kantschu, den er possirlich schwang, als er an das Bett heran trat und sprach:

„Solch' ein Kalabasnik (Wurstmacher, spottweise Benennung der Deutschen, die in Rußland zuerst diesen Leckerbissen eingeführt haben sollen) ist der Benningsen, daß er nicht einmal einen gescheidten Arzt in seinem Corps hat, der mir den Prinzen kuriren kann. Man hole mir gleich einen solchen Firlefanz her und weiß Gott! ich degradire ihn zum gemeinen Soldaten, wenn der Prinz nicht morgen besser ist."

Die Einrede des Prinzen, daß eine Dosis China ihn morgen schon fieberfrei machen werde schnitt der Feldmarschall kurz mit deu Worten ab:

„Was China! hier muß radikal curirt werden. Hol' der Henker all' die fremden Hähne, die man bei uns aufnimmt und die Alles besser wissen wollen! Das krähet und brüstet sich, und unsere alten Urahnen drehen sich dabei im Grabe herum. Da gibts Recepte und Consultationen. Schade um Worte und Papier."

Das mochte noch für eine schlechte Copie von Suwarow gelten, der auch den Cyniker in Benehmen und Kleidung affectirte und den nachzuahmen bei manchen russischen Offizieren alten Schlages Mode geworden war; aber Suwarow war doch auf dem Schlachtfelde ein ganz anderer Mann.

Anders berichtet der Würtemberger von Kamensky, den er am nächsten Morgen (den 23. September) im Hauptquartier aufsuchte.

Dort warteten schon Generäle, Adjutanten nnd Ordonnanzen ohne Zahl auf das Erscheinen des Gewaltigen, der doch vier Stunden lang nichts von sich sehen ließ. Destomehr hörte man von ihm, denn während im Hause und dessen Umgebung eine beispiellose Verwirrung herrschte, Adjutanten mit Rapporten und Befehlen die Treppen auf und ab flogen, ertönten drinnen im Zimmer des Feldmarschalls Ohrfeigen und Kantschuhiebe, begleitet von endlosem Jammergeschrei; manchmal schrie und fluchte auch Kamensky zum offenen Fenster hinaus, um mit höchsteigenem Munde Ordnung in das Gewühl auf der Straße zu bringen. Endlich ein allgemeines Aufsitzen Säbelgeklirr, Trompetenschmettern und Trommelschall.

Das galt dem Feldmarschall selbst: Dießmal en grande tenue, nämlich in einem Bauernschafpelze darüber einen kleinen Degen geschnallt und um den Kopf ein schwarzes Tuch turbanartig gebunden.

Ein handhafter Kerl hob ihn auf, als fasse er einen Hafersack und setzte ihn auf den Karren.

Gleich darauf ging es trotz Wasser, Graben und Schlamm vier Meilen fort im gestreckten Galopp nach Benningsens Hauptquatier Nowowiasto.

Das Gefolge ging hintendrein und glich bei der Ankunft einer Mohrenschaar.

Der General wurde übrigens kurze Zeit später durch kaiserlichen Befehl auf seine Güter verwiesen, wo er schließlich von seinen Bauern erschlagen wurde.

Die drei Reisetaschen.

Humoristische Skizzen, nach dem Englischen von R. Mogk.

1.

Es waren drei gleiche Reisetaschen, alle drei von glänzend schwarzem Leder. Die eine lag zu oberst eines Haufens anderen Gepäcks, die andere zu unterst, die dritte war noch in der Hand des Eigners.

Alle drei gingen nach Philadelphia — alle drei warteten noch des Markirens.

Die Glocke läutete zum letzten Male zur Abfahrt. Der Bagagemeister sprang geschäftig von einem Haufen Gepäcks zum anderen, Kreidezeichen den Kisten und Koffern, Gepäckscheine den Passagieren und Flüche an die Packträger austheilend — ganz im approbirten Eisenbahnstyle.

„Die Meinige! — Philadelphia!" rief ein untersetzter, militärisch aussehender Mann mit enormen Backenbarte und rothem Gesichte, barsch vordrängend, als der Bagagemeister die Hand auf die erste Tasche legte.

„Wollten Sie mir nicht gefälligst jetzt eine Marke für dieses hier geben!" bat ein blasser, schlanker, sorgfältig gekleideter junger Mann zum neunten Male, die Tasche Nro. 2 darreichend. „Ich habe eine Dame zu begleiten."

„He! bekomme ich bald eine Marke für das Ding oder nicht? schrie der Eigenthümer der Tasche Nro. 3, ein kurzer, blatternarbiger Kerl in einem schäbigen Ueberrocke.

„All right, Gentlmens!! (Alles in Ordnung, meine Herren.) Hier sind sie", sagte der Beamte, die drei Marken rasch austheilend. „Philadelphia — das? Yes, Sir — 1092 — 1740 — 1020. All right."

„Alles an Bord!" rief der Schaffner.

„Wuf — wuf —" antwortete die Locomotive und der Zug schob sich langsam aus dem Depot hinaus.

Der Bagagemeister blickte nachdenklich hintenher, wie der Zug in die Ferne dahineilte: plötzlich, wie von einem Gedanken betroffen schlug er mit der Hand aufs Bein und rief:

„Teufel! wenn ich nicht glaube —"

„Was?" frug ein nebenstehender Gehülfe.

„Daß ich den drei letzten Kerlen verkehrte Marken gegeben habe! Die verfluchten kleinen Dinger sahen eines aus wie das andere und das hat mich irre gemacht."

„Telegraphire"! schlug der Gehülfe vor.

„A pah! laß gehen", erwiederte der Gepäckmann. Sie reisen alle nach Philadelphia; sie werdens schon ausfinden, wenn sie dort ankommen."

Und sie fanden es aus.

2.

Die Scene wechselt nach dem Continental-Hotel, Philadelphia. — Front Parlor. Erstes Stockwerk. — Die Inhaber sind der junge Mann, dessen in 1 erwähnt wurde und eine junge Dame. Das Pärchen war den dampfesschnellen Gebräuchen der Zeit gemäß um 7 Uhr 30 Minuten früh in den heiligen Stand der Ehe eingesegnet worden; Küssen und Gratuliren bis

8 Uhr 15 Minuten und im Continental-Hotel mit Sack und Pack abgestiegen 12 Uhr 58 Minuten.

Sie saßen auf dem Sopha. Der feine schwarze Tuchärmel umschlang die Taille des grauen Reisekleides und das kleine schwarze Schnurrbärtchen befand sich in gleich vertraulicher Nähe zu den glänzenden Locken.

„Fühlst Du Dich ermüdet, Theuerste?"

„Nein, mein Lieber, nicht sehr. Aber Du bist es gewiß, nicht wahr?"

„Nein Liebling."

Kuß und Pause.

„Kommt es Dir nicht sonderbar vor?" frug die Lady.

„Was denn, Liebe?"

„Daß wir auf einmal verheirathet sind."

„Gewiß, mein Liebling."

„Werden sie sich nicht freuen in George's?"

„Gewiß werden sie."

„O ich bin überzeugt, es wird mich so amüsiren. Werden wir noch heute Abend dort sein?"

„Ja, meine Liebe, wenn —"

Rap, rap, rap an der Thüre!

Ein rasches Auseinanderfahren nach den entgegengesetzten Sophaecken und dann:

„Herein!"

„Wenn Sie erlauben, Sir, es wartet ein Polizeidiener außen, Sie zu sprechen."

„Um mich zu sprechen! Ein Polizist?"

„Yes, Sir."

„Das muß ein Irrthum sein."

„No, Sir, Sie sind der Rechte. Er wartet in der Halle nebenan."

„Well, ich will zu ihm — nein — sag't ihm, er möge hereintreten."

„Thut mir leid, wenn ich störe, Sir", sagte der Polizist, der schon — mit dem großen Messingsterne auf der Brust — in rühriger Eile hinter dem Ellenbogen des Aufwärters hereindrängte. „Glaube, dieß ist Ihre Reisetasche?

„Jawohl, es ist die unsrige. Es sind Julia's — der Lady Sachen drin."

„Verdächtige Umstände mit dieser Reisetasche hier, Sir. Telegraphische Depesche gekommen, daß ein Dieb den 8 Uhr 45 Minuten-Zug nach Philadelphia bestiegen, mit einer Anzahl gestohlener silbener Löffel, in einer schwarzen Reisetasche — Löffel, gezeichnet J. B. Postirte mich an die Fähre. Sah die scharze Tasche. Folgte ihr bisher. Warf ein Auge auf den Inhalt. Sicher genug — da waren die Löffell mitsammt des Zeichens J. B. Hörte, es sey die Ihrige. Werde Sie nun verhaften müssen."

„Mich verhaften!" wiederholte erstaunt der erschreckte Ehemann. Aber ich versichere Sie mein lieber Herr, hier muß ein sonderbarer Irrthum obwalten. Es ist durchaus ein Irrthum."

„Setze ihn voraus, Sie werden alsdann im Stande sein, sich zu rechtfertigen wie die Löffel in ihre Reisetasche kommen?

„Wie — ich — ich — es ist die Meinige nicht. Sie muß irgend sonst Jemand gehören. Jemand hat die Löffel da hineingesteckt. Es ist irgend eine niederträchtige Verschwörung."

„Hoffe Sie werden im Stande sein, vor dem Richter eine strackere Geschichte zu erzählen, junger Mann; wenn nicht, so haben Sie die schönste Anwartschaft, sechs Monate zu brummen."

„O, Charles, das ist schauderhaft. Schicke ihn fort. O Gott! wäre ich doch zu Haus", seufzte die kleine Frau.

Ich sage Ihnen, Sir," sagte der Ehemann, zornig auffahrend, „das Ganze ist nichts als ein niederträchtiger, hinterlistiger Plan. Was sollte ich mit den erbärmlichen Löffeln thun? Ich wurde heute morgen copulirt, in der fünften Avenue*) ich bin auf meiner Brautreise begriffen. Ich habe die einflußreichsten Verbindungen in N.wyork. Sie werden es bereuen wenn Sie sich unterstehen sollten, mich zu verhaften."

„Na, na, sachte", sagte der ungläubige Beamte; „ich hab dergleichen Geschichten schon früher gehört. Es ist nicht das erste Mal, daß Schwindler in Paaren reisen. Glauben Sie denn, ich kennte das nicht? Kann nichts helfen; machen Sie sich nur fertig, mit zur Polizeistation zu gehen. Könnten eben so gut freiwillig gehen, denn warum — mit müssen Sie doch."

„Charles, dieß ist wahrhaftig schrecklich! Unsere Brautnacht in einer Polizeistation! Schicke doch nach irgend Jemand. Lasse den Gastwirth heraufrufen, die Sache aufzuklä en."

Der Gastwirth würde gerufen — er kam; die Packträger wurden gerufen — und sie kamen; Aufwärter, Zimmermädchen, müßige Gäste der Trinkstube wurden nicht gerufen — und kamen doch; Alles drängte in Zimmer und Vorhalle ein.

Einige lachten, Andere meinten, das hätten sie doch nicht vermuthet — Alle aber freuten sich, daß das unglückliche Paar „ausgefunden" sei.

Keine Aufklärung konnte gegeben werden und das Ende der Sache war, daß das unglückliche, neuvermählte Ehepaar trotz Thränen, Drohungen und Bitten, trotz Zornesreden und Wortwechsel von dem unerweichlichen Polizeimanne in Haft genommen und die Treppe herunter geführt wurde — en route zum Polizeibüreau.

Und hier wollen wir über diese melancholische Scene den Vorhang fallen lassen und uns einmal nach dem Schicksal der Reisetasche Nro. 2 umsehen.

---

* Eine der vornehmsten Straßen Newyorks.

(Schluß folgt.)

Knospen und Blumen.

Ich weiß wo einen Garten
Dr'in eine Knospe blüht,
Bis draus im Licht der Sonne
Die Blume einst entglüht.

Es blüht die zarte Knospe
Nur einmal in dem Jahr,
Jedoch die Blume welkt nicht,
Sie duftet immerdar.

Und wenn ein leises Lüftchen
Den Blüthenhain durchstreicht,
Die Knospe jedwedem Hauche
Lebend ihr Köpfchen neigt —

Doch ist die Blume entbrochen,
Die risse kein Sturm entzwei:
Die Knospe ist die Liebe,
Die Blume ist die Treu. —

A. Sch.

In seinem neuesten Romane: „Die Kronprinzenbraut“ stellt der sehr konservative preußische Schriftsteller Hesekiel die Spott- und Witzreden zusammen, mit denen das Volk den Adel zur Zeit Friedrich's I. überschüttete:

Die im Sand und die im Luche,
Itzlow's, Rochow's, Schenken, Buche,
Die im Busch und die im Felde,
Arnim, Rohte, Winterfelde,
Die im Sumpf und die im Sande
Kröcher, Zathen, Jagow, Brande,
Marwitz, Redern, Itzenplitze,
Keiner ist der Welt was nütze;
Alle sind vom selben Holze.
Katten, Flauße, Groeber, Goltze,
Beuste, Könige mark und Schliben,
Das ist uns're böse Sieben;
Hagen, Err- und Wartensleben
Nehmen seliger als geben;
Die im Wald und die im Dorfe,
Waldow's, Burg- und Holtzendorfe,
Götzke, Canitz, Quitzow, Quaste,
Blühen all auf einem Aste;
Die zur Rechten, die zur Linken,
Alle wollen essen und trinken,
Die zur Linken die zur Rechten,
Alle wollen tapfer fechten!

Dichter Uhland fuhr vor Jahren auf dem Rhein, Niemand kannte ihn, denn er sah unscheinbar aus. Ein Windstoß kam und entführte ihm den Hut vom Kopfe in den Rhein, die grauen Locken flogen im Wind. Die Leute auf dem Dampfschiffe lachten und Uhland überlegte, ob er in die enge Kajüte kriechen und den Rhein Rhein sein lassen sollte. Da brachte der Kellner eine Mütze, Uhland sah sie an und lächelte; — denn es war eine papageiengrüne Studentenmütze. — Bruder Studio hat sie mir versetzt, sagte der Kellner. — Sein graues Haupt — das kecke, übermüthige Mützlein, lustig wagte er's drauf und fuhr jung und vergnügt wie ein Studio mit ihm bis Koblenz.

(Mozart-Zimmer.) Das Zimmer auf dem Kahlenberge bei Wien, wo Mozart wohnte als er seine „Zauberflöte componirte, wird soeben demolirt, um dem Neubaue eines Schankhauses daselbst Platz zu machen.

(Heirathsspeculation.) James T., ein junger Kaufmann in Newyork, besaß Vorzüge des Geistes und des Körpers, aber es fehlte ihm das in seinem Stande so nöthige Hilfsmittel — Geld. Schon glaubte er sich von der Schicksalsgöttin auf immer dazu verdammt, von Andern abhängig in der Bude eines Seidenhändlers Stoffe ausmessen zu müssen, als sie ihn auf einmal freundlich anlächelte. Er bemerkte daß, so oft ein gewisses Frauenzimmer in dem Laden gewesen war, ihm Etwas fehlte, wenn es auch nur eine Kleinigkeit war. Er erkundigte sich, wer dieses Frauenzimmer wäre und erfuhr, daß es eine reiche Erbin sei, die unter der Aufsicht eines geizigen Vormunds stehe, welcher sie sehr einschränke. T.'s Kaufmannsgeist fiel flugs auf den Gedanken, hier eine Speculation zu machen. Als das langfingerige Frauenzimmer wieder in den Laden trat, legte er ihr absichtlich einige kostbare Stoffe in den Weg und machte sich an einem andern Ende Beschäftigung. Sie konnte dem Reiz nicht widerstehen und brachte ihre Kunst in Ausübung. Sie bezahlte das Eingekaufte und wollte gehen. — „Wollen Sie so gütig sein“, sagte T. zu ihr, und mir ein wenig in mein Zimmer folgen, ich habe Ihnen etwas von Wichtigkeit zu eröffnen.“ Sie weigerte sich; der Schlaue drang aber mit so vieler Unbefangenheit in sie, daß sie ihm seine Bitte gewährte. Kaum waren sie eingetreten, so änderte sich die Scene. — „Und Sie, Nichtswürdige“, fuhr sie der Kaufmannsdiener an, „Sie wollen mich bei meinem Principal in Verdacht der Untreue bringen und mich unglücklich machen? Ich werde —“. Die Erschreckene umfaßte seine Knie, weinte und flehte, er möchte doch ihrer schonen. — „Ich will gerne glauben,“ fuhr der Verschmitzte mit gedämpfter Stimme fort, daß Umstände Sie dahin gebracht haben, das zu thun, was Sie thaten. Sie können mich ganz davon überzeugen, wenn Sie mir Ihre Hand reichen. Ich weiß wer Sie sind, ich kenne den Geiz Ihres Vormunds; ich werde Ihre That seiner Behandlung zuschreiben. Nie wird ein Vorwurf Sie kränken. Nun wählen Sie zwischen der Schande und meiner Person!“ — Die Wahl fiel nicht schwer. Am folgenden Tage war T. Besitzer einer liebenswürdigen, vorher durch Mißhandlung verschrobenen Braut mit einem Capitalvermögen von 50,000 Dollars.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 2. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Januar 1863.

Die drei Reisetaschen.

Humoristische Skizzen, nach dem Englischen von R. Mogk.

(Schluß)

3.

Als der Zug in Camden*) anhielt, stiegen vier Herren aus, gingen Arm in Arm rasch und schweigend eine der Nebenstraßen hinauf und schlugen später auf einem Fußpfade seitwärts die Richtung nach einem kleinen abgelegenen Gehölze ein. Einer der beiden Vorangehenden war unser militärischer Freund, in einem blauen Ueberrocke, augenscheinlich der Anführer der Partie. Von den beiden Anderen war der eine ein munterer, lebenslustiger kleiner Mann, der eine kleine schwarzlederne Reisetasche trug. Die respektiven Gesellschafter dieser Beiden gingen mit hastigen, unsicheren Schritten neben ihnen her, in Gedanken verloren und offenbar in gedrückter Stimmung.

Die Gesellschaft machte Halt.

„Dieß ist der Platz", sagte der Capitän

„Jawohl", sagte Doctor Smith.

Der Capitän und der Doctor besprachen sich. Die anderen Zwei standen geflissentlich von einander entfernt.

„Ganz gut. Ich will die Entfernung messen, placiren Sie nur Ihren Mann."

Es geschah

„Nun die Pistolen", flüsterte der Capitän dem andern Secundanten zu.

„Sie liegen bereits in der Reisetasche", erwiederte der Doctor

Die Duellanten wurden plazirt, auf zehn Schritt Entfernung. Auf ihren Gesichtern lag

*) Stadt im Staat New-Jersey, Philadelphia gegenüber.

jener entschieden uncomfortable Ausdruck eines Menschen, der jeden Augenblick erwartet, erschossen zu werden.

„Gentlemen, Sie werden zu gleicher Zeit feuern, sobald ich das Commando gebe", sagte der Capitän. Dann im Flüstertone zum Doctor: „Rasch die Pistolen!"

Der Doctor, der sich schon über die Reisetasche bückte und drin umhergriff, schien Etwas zu finden, das ihn sehr in Erstaunen setzte.

„Wie, was der Teufel —"

„Was gibt's!" frug der Capitän nähertretend. „Können Sie die Zündhütchen nicht finden?"

„Zum Henker! schöne Pistolen und Zündhütchen das — sehen Sie nur!"

Er hielt in der Hand — die Nachtmütze einer Dame!

„Seht hier — und hier — und da —" und nacheinander kamen eine Haarbürste, eine lange, weiße Nachtjacke, eine Flasche Eau de Cologne, ein Kamm 2c. zum Vorschein.

Der Capitän ließ einen leisen, langgedehnten Piff hören, die beiden Duellanten starrten mit leerem Erstaunen auf die Scene hin.

„Ich will des Henkers sein", rief der Capitän, „wenn wir nicht einen Mißgriff gemacht und die verkehrte Tasche erwischt haben!"

Die Duellanten blickten ihre Sekundanten an; die Sekundanten ihre Duellanten. Niemand mochte einen Vorschlag machen. Endlich frug der Doktor:

„Well — was soll nun geschehen?"

„Verdammt miserabel!" ließ der Capitän sich wieder hören. „Das Duell kann nicht vor sich gehen."

„Augenscheinlich nicht", erwiederte der Doktor, „wenn sich die Duellanten nicht mit Haarbürsten zu — Kopfe gehen oder aus der Eau-de-Cologne-Flasche einander beschießen wollen."

„Sind Sie auch Ihrer Sache ganz gewiß, daß sich keine Pistolen in der Tasche befinden?" sagte einer der Duellanten in unterdrückter Aufregung und tief aufathmend in offenbarer Erleichterung.

„Wir könnten herüber zur Stadt fahren und uns Pistolen verschaffen," schlug der Capitän vor.

„Und bis wir zurückkommen ist's dunkel," entgegnete der Doctor.

„Verdammt unglücklich!" sagte der Capitän nochmals.

„Wir werden der ganzen Stadt zum Gelächter werden" schaltete tröstend der Doctor ein, „wenn die Sache ruchbar wird."

„Ein Wort mit Ihnen, Doktor", sprach jetzt dessen Duellant dazwischen.

Sie besprachen sich zur Seite.

Am Ende dieser Besprechung wandte sich der Doktor zum Capitän. Dann sprach der Capitän zu seinem Duellanten. Dann conferirten wieder die Sekundanten mit einander. Endlich kamen die feindlichen Parteien in gehöriger Form dahin überein, es solle ein Document aufgesetzt werden, in welchem Contrahent Nro. 1 die Versicherung gäbe, daß die beleidigenden Worte „Sie sind ein Lügner" durchaus nicht in einem persönlichen Sinne gemeint gewesen, sondern nur einzig und allein — in allgemeinem Sinne — eine abstracte Ansicht bezüglich der bestrittenen Thatsachen haben andeuten sollen. Hiergegen habe Contrahent Nro. 2 seine Anerkennung der hohen Befriedigung über diese offenherzige und ehrenvolle Erklärung zu protokol-

liren und — unvorbehaltlich — die beleidigten „Sie sind ein Schuft" zurück zu nehmen, da er sich derselben nur unter dem Einflusse eines Mißverständnisses bezüglich der Absicht und des Zweckes der denselben vorhergegangenen Bemerkung bedient habe.

Da hiernach eine Ursache des Streites nicht länger vorlag, so war das Duell natürlich beendet.

Die Contrahenten drückten zuerst einander und dann ihren Secundanten die Hände und waren offenbar erfreut, auf solche Weise davon gekommen zu sein.

„Und nun, da die Sache so glücklich abgewickelt ist", begann der Doctor unter Lachen und Händereiben, „kann man's am Ende doch einen ganz glücklichen Mißgriff nennen, daß wir die unrechte Reisetasche mitgebracht haben. Soll mich wundern, was die junge Dame, der sie gehört, sagen wird, wenn sie die unsrige öffnet und die Pistolen findet."

„Sie haben gut lachen", brummte der Kapitän; „aber mir gewährt es gerade keinen besondern Spaß, meine Pistolen verloren zu haben. Haarbrücker — beste englische Arbeit — mit goldenen Beschlägen. — Es gibt kein schöneres Paar in ganz Amerika."

„O, wir werden sie schon wiederfinden. Wir pilgern von Haus zu Haus und fragen in einem jeden, ob eine Dame ihre Nachtmütze verloren und ein Paar Pistolen dafür gefunden habe."

4.

In trefflichem Humor setzte die Gesellschaft über den Fluß. Drüben angekommen zogen die Herren in dem Bagageraum Erkundigungen ein über alle schwarzledernen Reisetaschen, die an jenem Tage angekommen, notirten sich die Adressen, an welche dieselben verabfolgt waren und machten sich alsdann auf, sie aufzuspüren.

So kamen sie denn auch in das Continental-Hotel und trafen — wie es das Glück des Zufalls wollte — das unglückliche Ehepaar auf der Treppe, im Begriff, dem Polizisten zum Stationshause zu folgen.

„Was bedeutet all das?" frug der Capitän.

„O — ein paar Diebe, die mit einer Reisetasche voll gestohlenen Eigenthums abgefaßt wurden."

„Eine Reisetasche! — Welcher Art?"

„Eine schwarze lederne Das ist sie — da."

„Hier! — Halt! — Polizist! — Wirth! Es ist Alles in Ordnung. Ihr seid ganz im Irrthum. Das ist meine Tasche. Es ist ein Mißverständniß. Sie sind am Depot verwechselt worden. Diese Dame und der Herr hier sind unschuldig. Hier ist ihre Tasche, mit der Dame Nachtmütze drin."

Groß war das Gelächter, mannichfaltig die Bemerkungen und tief das Interesse der umstehenden Menge, die — wie es schien — die ganze Sache als einen herrlichen Spaß ansah, der zu ihrer besonderen Belustigung veranstaltet worden.

„Dann sagen Sie also, daß diese hier Ihnen gehört?" frug der Polizist, indem er zugleich den Ehemann losließ und den Capitän confrontirte.

„Ja, das ist meine Reisetasche."

„Und wie kamen Sie zu den Löffeln?"

„Löffel? Du Einfaltspinsel!" sagte der Capitän. „Pistolen — Duellpistolen!"

„Nennen Sie das hier Pistolen?" frug der Polizeidiener, einen der silbernen Löffel emporhaltend.

Der Capitän war ganz verwirrt vor Erstaunen.

„Dennoch und nochmals die verkehrte Tasche!" — rief er zurücktretend.

„Halt! Nicht so schnell!" sagte der Polizist, der sich jetzt bei der Wichtigkeit der Sache, die er in den Händen hatte, mit großer Würde in die Brust warf. „Wenn es so ist, daß Sie die Reisetasche dieser Dame haben, so ist sie im Recht und kann gehen. Dann aber ist diese Tasche die Ihrige und es ist nun Ihre Sache, Rechenschaft über die gestohlenen Löffel zu geben Muß Sie also arretiren — Sie alle Vier."

„Wie, Du unverschämter Schuft!" schrie der Capitän; „ich will Dich eher beim Teufel sehen. Hätte ich nur meine Pistolen hier, ich wollte Dir lehren, Gentlemen zu insultiren!" und dabei schüttelte er ihm die geballte Faust entgegen.

Der Streit wurde immer lauter und hitziger. Die Umstehenden fingen an, sich daran zu betheiligen, und wer weiß, wie die Sache geendet haben würde, hätte man nicht plötzlich im anstoßenden Zimmer eine starke Explosion gehört, der ein schwerer Fall und lauter Schmerzensschrei folgte.

Die Menge drängte nach dem Schauplatz der neuen Scene. Die Thür war geschlossen. Sie wurde rasch erbrochen — und das Geheimniß klärte sich auf. Der wirkliche Dieb, der aus Irrthum des Capitäns Reisetasche statt der seinigen mitgenommen, hatte dieselbe in sein Zimmer getragen und dort geöffnet, um an dem Anblick seiner Beute, die er darin enthalten glaubte, sich zu weiden. Als er die Hand hinein steckt, berührt er zufällig den Haarbrücker einer der Pistolen, die Pistole geht los und die Kugel fährt durch das Leder der Tasche und dann durch seine Wade hindurch.

Der verwundete Schurke wurde zuerst von dem Polizeimann und dann von dem Doctor in Hand genommen; die Duellanten aber und das junge Ehepärchen schlossen — in Rücksicht ihrer beiderseitigen Unfälle — Freundschaft aus dem Stegreife, die durch ein gemeinschaftliches Abendessen besiegelt wurde, bei dem es Scherz und Vergnügen die Fülle gab. Schwer wäre die Entscheidung gewesen, wer vor Allen am meisten guter Laune war — der Capitän, weil er seine Pistolen wieder gefunden, die Braut, daß sie wieder im Besitz ihrer Nachtmütze war, der junge Eheherr, daß er dem Stationshause glücklich entkommen, oder die Duellanten, daß sie einer dem anderen entkommen waren. Alle beschlossen, jenen Tag „im Kalender roth anzustreichen" und künftig auf ihren schwarz-ledernen Reisetaschen ihre Namen mit weißen Buchstaben aufzuzeichnen.

Moral: Gehet hin und thuet desgleichen.

Alter schützt vor Thorheit nicht.

Der Kammerherr von Windheim galt in der Residenz für einen der beliebtesten Kavaliere, weil er sich eine Reihe von Jahren hindurch mit dem feinen Ton des Hofes und der dort üblichen Etikette innigst vertraut gemacht hatte, und sich vorzüglich gegen seine Excellenz einer kriechenden Devotion befliß. Nicht im gleichen Maße ward ihm dies Glück bei dem schönen Geschlechte zu Theil. Damen und Mädchen nahmen auf jene Vorzüge wenig Rücksicht und belächelten im Stillen den alten Hagestolz, der sich ihrer Gunst versichern wollte, und ein Recht usurpirte, daß sie nur Jüngern eines Geschlechtes zugestehen mochten. Je mehr er aber Neigung zu Amors süßem Spiele in sich fühlte, das ihm so manche mißliche Erfahrungen in seiner Jugend noch immer nicht verleidet hatte, desto peinlicher war's für ihn, täglich in seinem Spiegel zu erblicken, daß die Macht der Zeit an ihm nicht schonend vorüberging. Sie grub mitleidslos manche Furche in sein Gesicht und verwandelte auf seinem Haupte manches schwarze Härchen in ein weißes. Gegen diese tückischen Verräther seines Alters entbrannte aber sein heftigster Zorn, und er ließ sie durch seinen Kammerdiener mit einem glühenden Brenneisen vertilgen.

Was ihm auf diese Weise an Reizen abging, suchte er durch eine mehr kostbare, als geschmackvolle Kleidung zu ersetzen, und ein bedeutendes Vermögen gönnte ihm oft den süßen Triumph, auf Assembleen und Bällen in dieser Hinsicht als der Erste zu gelten.

Auch gewährte ihm dieser reichliche Münzvorrath den Genuß eines gemächlichen Lebens, so daß er, wenn ihn nicht eine Festlichkeit oder ein verliebtes Abenteuer aus seiner Ruhe aufscheuchte, manche Tage auf den weichen Kissen seines Sophas verträumte.

In diesem seligen Far niente überraschte ihn eines Morgens, als er eben behaglich eine Tasse Chocolade einschlürfte, sein Kammerdiener mit einer unerwarteten Botschaft. Er, der seit Jahren der Vertraute seines Herrn und Vermittler bei manchen Liebeshändeln gewesen war, stellte ihm jetzt ein neues Abenteuer dieser Art mit so lebhaften und lockenden Farben dar, daß der Kammerherr voll Ungeduld und Entzücken in der Stube umhertrippelte, und vor vielen Fragen und Einwürfen den Erzähler fast gar nicht zu Ende kommen ließ.

Die Schöne, die diesen lebhaften Wortwechsel veranlaßte, war Röschen, die Tochter eines Pächters auf dem Gute Waldau, das einige Stunden weit von der Residenz entfernt lag. Sie blühte eben ins siebenzehnte Jahr hinüber, und ließ sich wohl der Blume, deren Namen sie führte, an Zartheit und Lieblichkeit vergleichen.

Die Natur hatte sie nicht karg mit Reizen ausgestattet. Ein holdes, stets freundliches Gesicht, aus dem ein paar schwarze Augen schelmisch hervorblickten, ein schlanker Wuchs und ein gewisses freies, unbefangenes Wesen zeichneten sie gar vortheilhaft aus. Doch auch ihr Geist hatte durch väterliche Fürsorge eine wohlthätige Richtung genommen, und ihr stilles, häusliches Wesen, ihre Theilnahme an den Leiden und Freuden eines jeden, befestigten die gute Meinung, die man von ihr hatte, überall so, daß sie von manchen Müttern ihren Töchtern als Vorbild aufgestellt zu werden pflegte.

Dies war das Mädchen, deren Bekanntschaft dem Kammerherrn als das höchste Glück erschien. Doch war er eben nicht gesonnen, den Genuß dieses Glückes weit hinauszuschieben.

Augenblicklich ward der Diener zu Bestellung eines Wagens ausgesendet, der ihn zu der Holden bringen sollte. In der Zwischenzeit ging er mit sich zu Rathe, wie er ihr seine Auf-

wartung am schicklichsten machen könne. Gern hätte er sich im höchsten Prunke gezeigt, weil er aus Erfahrung wußte, daß das Sprüchwort: Kleider machen Leute, noch immer bei dem schönen Geschlechte in gebührender Achtung stand. Doch schien ihm hier rathsamer, ein strenges Incognito zu beobachten um nicht die Augen der Menge auf sich zu ziehen und seinen wahren Stand zu verrathen.

Gerade auf dieses Dunkel seiner Abkunft baute er zuversichtlich die Hoffnung eines günstigen Erfolges seiner Liebesbewerbungen. Mißmuthig zog er daher sein stattliches Tressenkleid aus und hüllte sich in ein simples braunes Gewand das ihm, seiner Meinung nach, viel von seinen Reizen entzog.

Während er vor seinem Spiegel über diese verdrießliche Metamorphose erbauliche Betrachtungen anstellte, erinnerte ihn die knallende Peitsche des Fuhrmannes an seine Abfahrt. Der Wagen rollte schnell und lustig mit ihm davon, ja mit einer solchen Schnelle, daß der Kammerherr bei den heftigen Leibeserschütterungen die glühendste Sehnsucht nach den weichen Polstern seines Sophas empfand. Rastlos schwankte er in dem Fahrzeuge wie in einer Wiege umher, und bemühte sich vergebens, ins Gleichgewicht zu kommen. Dies jugendliche Beruhigungsmittel behagte indeß seinen Jahren keineswegs, und verdrießliche Händel, in die sein Kopf fortwährend mit den Seitenwänden des Wagens gerieth, preßten ihm öfters lebhafte Töne des Unmuths aus. Auch fruchtete in dieser Noth sein an den Fuhrmann erlassener Ruf, langsamer zu fahren, wenig oder gar nicht, indem dieser aus Gewohnheit oder Eigensinn gar bald die erhaltene Weisung überschritt. Kein geringer Trost war indeß der Gedanke, daß er nun bald nach diesen Stürmen in den stillen Hafen der Ruhe und, was ihm noch süßer dünkte, der Liebe einlaufen würde. Höchlich erfreute er sich daher, als der Kirchthurm von Waldau sich in der Ferne erhob.

Am Dorfe ließ er seinen Wagen halten und begab sich auf den Weg, um das Terrain zu recognosciren. Er fand das wohlbezeichnete Häuschen, in welchem die Königin seines Herzens wohnte, gar bald, und meldete durch ein leises Pochen seinen Besuch an. Die Thür öffnete sich und Röschen trat ihm mit den freundlichen Worten entgegen: was sein Begehr sei? Aber die holde Anmuth des Mädchens überraschte ihn so sehr, daß er für den Augenblick seine ganze Fassung verlor, und die Antwort auf jene Frage schuldig blieb. Doch besann er sich bald und bat zur Kühlung nach einem weiten Spaziergange um ein Glas Milch. „Damit kann ich dienen," versetzte das Mädchen, „wenn Sie ein wenig warten wollen!" — Mit diesen Worten hüpfte sie leichten Schrittes zur Thüre hinaus. Der Kammerherr benutzte diese willkommene Pause, um sich von seiner Ueberraschung zu erholen, und seinem Geiste Röschens Reize theilweise vorüberzuführen. Das Resultat dieser Zergliederung war, wie sich leicht denken läßt, kein anderes, als daß er noch nie ein holdseligeres Geschöpf gesehen, und der Vertraute seine Schilderung ganz nach der Wahrheit entworfen habe

Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie so lange warten lasse," versetzte Röschen, indem sie ein Glas Milch auf einem Teller von feinem Porzellan präsentirte. Mein Vater ist aufs Feld gegangen und ich konnte den Schlüssel nicht gleich finden." Diese Entdeckung gefiel dem Kammerherrn gar nicht übel; doch fühlte er, daß es jetzt gerade Zeit sei, ein Gespräch einzuleiten, das ihn seinem Ziele näher brächte. Er bahnte sich dazu den Weg durch ein übermäßiges Lob, das er der Lage des Dörfleins ertheilte, und wagte dann den etwas kühnen Sprung von der Schönheit der Gegend auf die Anmuth ihrer Bewohnerinen, unter denen er Röschen schmeichelnd den ersten Rang zuerkannte. Sie erwiederte dies Hofcompliment mit einem bescheidenen:

Sie sind gar zu gütig! und bemühte sich, das Gespräch zu landwirthschaftlichen Beschäftigungen hinüber zu führen, was ihr auch mit einer leichten Wendung gelang. — Dem Kammerherrn kamen indeß jene idyllischen Darstellungen, so lange er über die wichtigste Angelegenheit in Ungewißheit schwebte, höchst ungelegen. Er suchte sie durch eine Schilderung häuslicher Freuden zu verdrängen, und stellte dabei das Glück der Liebe mit so beredten Farben und zugleich mit so persönlichen Beziehungen dar, daß Röschen gar bald einsah, sie sei die Erwählte, die dieses Glückes theilhaftig werden sollte. Indeß spürte sie eben nicht große Sehnsucht nach dem irdischen Paradiese, das er vor ihren Augen eröffnete, und sagte etwas ernst: „Ihr Antrag, mein Herr, setzt mich in nicht geringes Erstaunen. Sie sehen mich heute zum erstenmale. Sie kennen mich gar nicht. Ebenso geht es mir mit Ihnen. Doch wie dem auch sei, ich muß Ihren Antrag nothwendig ablehnen, da es mir nicht mehr freisteht, mit meinem Herzen nach Willkür zu schalten. Das Schicksal führte mir Robert als Gefährten meines Lebens zu, mein Vater billigte meine Wahl und in wenigen Tagen sind wir auf ewig vereint!" —

Diese Erklärung traf den feurigen Liebhaber wie ein Donnerschlag. „Und wer ist dieser Robert? fragte er, um seinem beklommenen Herzen Luft zu machen. — „Der Sohn unseres Amtmannes," entgegnete Röschen, „der edelste, der beste Jüngling!" Eine freudige Röthe überzog in diesem Augenblick die Wangen des Mädchens, und der gekränkte Nebenbuhler wollte vor Neid vergehen, daß dieses Aufwallen der Empfindung nicht ihm galt. Vergebens bemühte er sich, das bescheidene Glück einer Frau Amtmännin durch den Contrast mit den glänzenden Freuden der Hauptstadt zu erklären: zu Röschens Herzen fanden diese lachenden Darstellungen keinen Eingang. Mit peinlicher Ungeduld hatte sie schon längst der Beendigung eines lästigen Gespräches entgegensehen. Endlich faßte sich ein Herz, und nöthigte, dringende häusliche Geschäfte vorschützend, den geschwätzigen Liebhaber zu einem schnellen Abzuge. Mißmuthig über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, drückte er ihr beim Abschiede zärtlich die Hand, und wollte im feurigen Liebesdrange sogar zur Bekräftigung seiner Gefühle einen Kuß auf ihre Lippen drücken, als auf dem Hofe ziemlich nahe der Ton einer Männerstimme erklang.

„Gott, rief das Mädchen erschrocken, das ist Robert! Es ist für mich und Sie ein Unglück, wenn er uns überrascht. Ich öffne Ihnen die Hinterthüre, und Sie entkommen auf diese Weise durch die Scheunen gedeckt von keinem Auge gesehen. — Der Kammerherr befolgte in höchster Eile diesen Rath und flog wie ein Wirbelwind durch das geöffnete Pförtchen ein. Hinter den Scheunen gewahrte er einen trockenen Graben und hielt für rathsam, diesen zu seinem Pfade zu wählen, weil er ihn durch seine Tiefe vor den Blicken der Vorübergehenden barg. Kaum war er indeß eine kleine Strecke athemlos fortgestrampelt, als ein donnernder Ruf: Wohin? ihm aufzublicken gebot. Es war Michel, der mit einem andern Knechte von Pflügen kommend, den emsigen Läufer im Graben erblickt hatte. — „Ich habe die höchste Eile, es gilt ein Menschenleben," stotterte der erschrockene Kammerherr, ohne jedoch seinen Füßen einige Ruhe zu gönnen! „Wenn's nicht schon Eins gegolten hat," brummte Michel. „Höre," sagte er, indem er sich zu seinem Begleiter wendete, „das Ding kommt mir verdächtig vor. Warum lief der Kerl nun im Graben und hat den breiten Weg vor sich; sein Glück, daß ich so müde bin sonst hätte er mir Rede stehen sollen." Mit diesem Worte ging er nachdenklich dem Hause zu.

(Schluß folgt.)

Trinklied.

Weg mit dem Wahn der Anachoreten,
Weg mit den schmutzigen, cynischen Ketten,
Nur mit dem epheuumkränzten Pokal
Ruf ich der himmlischen Grazien Zahl.

He da! weinlaubumwundene Zecher
Liebende Freunde, kredenzt mir den Becher!
Liebe und Freundschaft und heitre Lust,
Fülle beim duftenden Mahle die Brust.

Auf! und den funkelnden Wein getrunken,
Bis die schlummernde Nacht gesunken.
Einst dann, sind unsere Jahre hinab,
Spät einst uns an das gähnende Grab.

Ja dann wird auch der Blick uns trüber,
Taumeln wir muthig zu Göttern hinüber;
Werfen den Becher in Lethes Fluth,
Still steht das lustige Trinkerblut.

A. Sch.

(Eine Pseudogräfin und ihre Kleiderconti. Bei der Modistin Madame Barenne in Paris, die ihre Rechnungen mit einer Masse von fürstlichen Wappen zu zieren liebt, zum Zeichen, daß sie die Lieferantin der betreffenden Familien sei, hatte eine von den Gräfinen, deren Titel nur in den Schulbüchern leichtgläubiger Gewerbsleute stehen, binnen zwei Monaten für 19,000 Frs. Toilettestücke gekauft, aber nicht bezahlt. Auf der Rechnung figuiren z. B. ein Kleid für 1100, eines für 800 eines 700 Frcs., eine Mantille für 550, eine, Garnitur von Spitzenvollants, für 1700, eine Crinoline für 120 Frcs. So waren die 19,000 Frcs. schnell beisammen, daß aber die „Gräfin" wohl eine begehrliche, aber keineswegs begehrenswerte Kundschaft war, zeigt folgende Polizeinote: „Der Polizeicommissär für das Quatier Chaussée d' Antin bezeugt auf Verlangen des Huissiers Lepargneur, verschiedenen Nachforschungen nach einem fremden Frauenzimmer aus Oesterreich oder Deutschland beigewohnt zu haben, das sich Sedneicka, Frau von Amby von Charleston, von Montfort nennen sollte, von Gasthof zu Gasthof zog und zuletzt im Hotel Richemont, Rue Helder, abgestiegen war." Das war schon im Januar l. J. Die luxuriöse „Gräfin" gerieth endlich in die Hände der Behörden und stand kürzlich vor Gericht.

(Riesen-Pudding). Der Londoner-Versorgungs-Verein für brodlose Köchinnen hat für die Arbeiter von Lancashire einen Riesen-Plumpudding angefertigt, der als Neujahrsgeschenk nach Manchester geschickt werden wird. In seinem Innern ruhen friedlich neben einander: 130 Pfd. Malaga-Trauben, 130 Pfd. Fett, 80 Pfd. Zucker, 80 Pfd. Citronate, 1040 Eidotter und 5 Pfd verschiedener Gewürzgattungen. Totalgewicht des Puddings: 900 Pfd.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 3. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Januar 1863.

Alter schützt vor Thorheit nicht.

(Schluß.)

Der Kammerherr indeß, hoch erfreut, einem peinlichen Verhöre entgangen zu sein, setzte seinen Lauf bis zum Ende des Dorfes fort, und sank dann erschöpft in den dort stehenden Wagen, der ihn nach der Residenz zurückbrachte. — Unterwegs ließ ihm das rüttelnde Fuhrwerk nicht Zeit über sein Abenteuer Betrachtungen anzustellen. Er versparte sie daher, bis er auf seinem Sopha in behaglicher Ruhe sich von seinen Mühseligkeiten erholen würde. Hier aber brach nun sein lange verhaltener Unmuth mit verstärkter Kraft hervor, und er beschloß, die Ungetreue, die leichtsinnig ein so schönes Glück von sich gewiesen habe, zu verachten und nie wieder zu sehen.

Die Dauer solcher, im Augenblick der Leidenschaft gefaßten Entschlüsse pflegten sich indeß selten weit hinauszudehnen. Das war auch diesmal der Fall. Ob er sich gleich Bällen, Assembleen und andern Vergnügungen häufiger als jemals hingab, so tauchte doch Röschens Bild aus der Fluth dieser Zerstreuungen oft genug empor, und überstrahlte mit holder Lieblichkeit den zahlreichen Kreis der versammelten Schönen.

Der trostlose Liebhaber verließ in solchen Augenblicken mißmuthig den erleuchteten Saal und vertrieb sich die Zeit in seinem einsamen Gemach damit, daß er sich noch einmal die Reize der Dörflerin vergegenwärtigte, ja, ihren Namen auf manches Blättchen Papier kritzelte.

Vier Tage hatte er so diese innere Folter ertragen, als er plötzlich von unbezwinglicher Sehnsucht ergriffen, sich entschloß, noch einmal zu versuchen, ob er nicht Röschens Herz gewinnen könne.

Hätte er das Ende dieser Fahrt geahnet, er wäre gewiß daheim geblieben. Ihr Anfang war indeß so gar ungünstig nicht. Der Kammerherr fühlte, vielleicht aus Gewohnheit, die kräftige Leibeserschütterungen seines Wagens weniger, und ließ daher seinen Geist sorglos im Gebiete der Ideen herumschweifen, als ihn plötzlich ein gewaltiger Stoß, den das Fuhrwerk erlitt, an die Wirklichkeit mahnte. Er fuhr in demselben Augenblick pfeilschnell aus der einen

Ecke des Wagens in die andere hinab, und vermochte, da sich derselbe nach dieser Seite mehr und mehr senkte, seinen alten Sitz nicht wieder zu gewinnen.

In dieser Noth rief er dem Kutscher zu was es gäbe? — „Ei," fluchte dieser, „da hab ich, hol mich der Teufel, das Rad zerbrochen." Diese unwillkommene Erklärung preßte dem Kammerherrn den heftigen Vorwurf ab: wie er nur so ungeschickt fahren könne? Dies nahm aber der Führer der Rosse, der in seinem Amte ergraut gar, höchlich übel und warf mit Schmäh- und Schimpfworten so keck um sich her, daß es den Kammerherrn bald gereute, dies voreilige Wort gesprochen zu haben.

„Was wär denn nun bei der Sache zu thun?" versetzte er mit sehr mildem Tone. „Da ist nicht viel zu erwähnen, war die Antwort des Fuhrmannes, „ich will nach Schönfeld gehen, das ungefähr eine Stunde entfernt liegt, und den Schmied holen. Indessen müssen Sie schon die Pferde halten!" Mit diesen Worten ging er davon und überreichte dem Zurückbleibenden die Zügel, der dieses neue und wie ihm dünkte, gefährliche Amt nicht ohne Zagen antrat.

Die muthigen Rosse wurden gar bald den Wechsel ihres Hüters gewahr und benutzten, diese Gelegenheit, sich gegen ihren neuen Oberherrn zu empören, dem es nur mit Mühe gelang' sie zum Gehorsam zurückzubringen.

Sehr erfreulich war es ihm daher, als er in der Ferne den Kutscher mit dem Schmied erblickte und dem erstern die sorgenvolle Herrschaft wieder abtreten konnte.

Das zerbrochene Rad wurde durch ein neues ersetzt und der Wagen rollte wieder leicht davon.

Die Thurmuhr brummte eben acht Uhr, als der Kammerherr in Waldau anlangte. Diese späte Ankunft kam ihm zwar höchst ungelegen, doch sprang er um so eiliger aus dem Wagen und eilte Röschens Wohnhause zu, um von fern zu erspähen, ob er vielleicht so glücklich wäre, sie allein zu treffen. Der Himmel war diesen Tag umwölkt und trübe gewesen und es hatte sich daher das nächtliche Dunkel früher eingestellt. Dies kümmerte aber den eiligen Wanderer insofern nicht, als er sich den einmal beschrittenen Pfad wohl gemerkt hatte. Nur wunderte er sich nicht wenig über die Menschenleere, die diesen Tag in Waldau herrschte.

Das ganze Dorf schien ausgestorben.

Indem er dies Räthsel zu lösen sich bemühte, hemmte plötzlich ein Gegenstand, der sich seinen Blicken darbot, seine Schritte. Das Thor des mit schattigen Linden bepflanzten Kirchhofs öffnete sich düster vor ihm, und es fiel ihm mit Schrecken ein, daß er es, wenn er zu Röschens Wohnung gelangen wolle, nothwendig durchschreiten müsse. Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit waren aber eben seine stärkste Seite nicht, und grauenvolle Erzählungen von Geistern und Unholden, die auf Kirchhöfen ihr nächtliches Unwesen treiben sollten, standen in diesem Augenblicke, lebhafter als je, vor seiner Seele. Beinahe war er entschlossen, sich jeglichen Anfechtungen dieser Art durch eine schnelle Umkehr zu entziehen; allein die Liebe trieb ihn gewaltsam vorwärts.

Er wandelte daher mit beklommenem Herzen auf dem schmalen Pfade fort, der sich durch Gräber und Leichensteine hinschlängelte, als er plötzlich in einiger Entfernung eine schwarze Gestalt zu erblicken glaubte. Sie stand hart an dem schmalen Pfade, und schien keine Miene zu machen, sich zu entfernen. Diese Nähe aber, in die er nothwendig mit ihr kommen mußte, erschien ihm so schauerlich, daß er sich lieber entschloß, vom Pfade abzuweichen und den furchtbaren Geist in möglichster Weite zu umkreisen.

Hiedurch glaubte er hinlänglich für jeden Angriff gedeckt zu sein, und den Grabeswächter, falls er sich auch gegen ihn in Bewegung setzte, überflügeln zu können. Er führte diesen Plan auf der Stelle aus, und blickte, indem er athemlos über die Gräber hinwegstolperte, verstohlen nach der Gestalt hinüber. Plötzlich aber schoß er mitten im Laufe wie ein Pfeil in eine jähe Tiefe hinab. —

Dieses Unheil hätte ihn nicht betroffen, wenn er auf dem Pfade geblieben wäre, denn der vermeintliche Geist war nichts anderes als ein Leichenstein der wegen seiner kugelartigen Verzierung einer menschlichen Gestalt ähnlich sah.

Wie ein Rasender tobte er anfangs in den vier Wänden der Gruft umher und bemühte sich vergeblich, diesem feuchten und schaurigen Aufenthalt zu entrinnen.

Daß er ihn jenem Unholde zu danken habe, schien ihm außer Zweifel und er hätte gern seiner innern Wuth durch einige laute Schmähungen Luft gemacht, wenn nicht die furchtbare Nähe des Feindes seine Zunge im Zaum gehalten hätte. Er wagte aus diesem Grunde auch einen lauten Hilfeschrei nicht, sondern ließ nur dann und wann ein tiefes Aechzen und Wimmern ertönnen, das aus dem Grabe dumpf emporhallte.

Während so dem trostlosen Liebhaber der Anblick seiner Geliebten gänzlich abgeschnitten war, verlebte diese die glücklichste Zeit ihres Lebens. Sie feierte an diesem Tage ihre Hochzeit, und sämmtliche Dorfbewohner, die zu dieser Feierlichkeit eingeladen waren, nahmen an dem Glücke des holden Paares den lebhaftesten Antheil. Unter frohen Gesprächen und Scherzen war der Nachmittag und der größte Theil des Abends vergangen, und ein heiterer Tanz sollte die fröhliche Stimmung erhalten und beleben. Doch weilte Michael, der nach den Musikanten ausgeschickt war, so lange, daß der Bräutigam sich vergebens bemühte, dies Ausbleiben zu erklären. Noch mehr aber überraschte es ihn, als der Knecht plötzlich bleich und athemlos hereintrat. „Sie werden ungeduldig sein,“ versetzte er, „daß ich so lange ausgeblieben bin. Allein auf dem Kirchhofe — Sie mögen mir's glauben oder nicht — ist's nicht richtig. Es wimmert und stöhnt.“ — „Du bist ein Narr,“ unterbrach ihn Robert, „wer weiß, was Du gehört hast!“ — „Nein, nein,“ rief Michael, noch immer an allen Gliedern zitternd, „das laß ich mir nicht ausreden. Der Ton kam gerade links vor der Gruft her, die gestern der alte David für den Küster gegraben hat. Da gehe vorüber wer da will; sagt ich zu meinen Gefährten, wir wollen lieber den Umweg über die Wiesen machen!“

„Das ist doch wunderbar,“ erwiederte Robert, „ich wäre in der That begierig, den Geist kennen zu lernen: drum dächt ich, wir gingen alle nach dem Kirchhofe und überraschten ihn durch unsern Besuch.“ Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Robert eröffnete an Röschens Arme den Zug, dem die übrige Gesellschaft folgte, und Michael schloß sich furchtsam mit einer großen Handlaterne hinten an.

Der Kammerherr erwartete nichts weniger, als daß ihn in seiner Einsamkeit ein so zahlreicher Besuch überraschen würde. Als er indeß den freudigen Ton mehrerer Stimmen auf dem Kirchhofe vernahm, hielt er es für räthlich, sein Dasein durch ein verstärktes Aechzen zu erkennen zu geben. —„Hören Sie, wie's wimmert, rief Michael bei diesem Tone erschreckt, der Gesellschaft zu.“ Robert aber schritt an Röschens Arme näher zur Gruft und die ganze Gesellschaft versammelte sich um dieselbe. Der Gefangene blickte schüchtern empor, und sah voll Schrecken die Geliebte am Arme eines Andern stehen, die lächelnd auf ihn herabsah. Dieser Anblick schlug seine Fassung zu Boden und er wagte es seitdem nicht mehr, einen Blick zu Röschen emporzusenden.

Auf Roberts Frage, wie er in diese Gruft gerathen sei, stotterte er die Antwort heraus, daß er als ein Fremder sich vom Pfade verirrt habe. Um indeß näheren Nachforschungen zu entgehen, bat er vorerst um gütige Befreiung aus seinem Kerker.

Zu dieser Erlösung ward Michael ausersehen, der sich der Länge nach auf die Erde streckte, und, indem er seine Arme in die Gruft hinabließ, den Gefangenen glücklich zu Tage förderte. — „Ei," rief der Erstaunte, indem er ihn näher betrachtete, „Ihr Gesicht, mein Herr, ist mir ja bekannt. Vor wenig Tagen wählten Sie den Graben hinter unserer Scheune zu Ihrem Pfade, da sie die breite Fahrstraße vor Augen hatten; und heute stolperten Sie auf ähnliche Weise über die Gräber hinweg, und geriethen so in die Grube. Das kommt von den krummen Wegen heraus."

Der Kammerherr vernahm mit Schrecken die Reminiszenzen, doch trug er geduldig den Spott seines Befreiers und setzte ihm nur ein hartes Leugnen, diesen Ort je betreten zu haben, entgegen. Dann aber beurlaubte er sich unter heftigen Frostschauern von der Gesellschaft aufs schnellste, um einer bevorstehenden schärfern Inquisition zu entgehen; wie vom Sturm getrieben eilte er das Dörflein entlang, stürzte sich in den Wagen und langte mitten in der Nacht in der Residenz an, mit den festen Entschlusse, jenen Unglücksort, wo ihm ohnehin kein Glück mehr blühe, nie wieder zu betreten.

Die ländliche Gesellschaft kehrte nach seinem Entschwinden heim und verlangte, durch Michaels Worte veranlaßt, eine nähere Erklärung derselben. Da er aber außer jenem Faktum nichts wußte, so kam ihm die holde Braut zu Hilfe und lösete das Räthsel zur allgemeinen Belustigung. Robert aber schloß die Erzählerin liebend in seine Arme und sagte: „Röse, mein gutes, treues Weib, mag dies der erste und letzte Versuch gewesen sein, mir dein Herz zu entwende."

Napoleon III. beim Baron von Rothschild auf Schloß Ferrières.

(Pariser Brief der Kölnischen Blätter.)

Noch nie hat wohl ein kaiserlicher Besuch so viel von sich reden gemacht und ist so vielfach kommentirt worden als dieser Besuch, der denn endlich am 17. Dezember stattgefunden hat. Wochenlang redete man im Publikum ein Langes und Breites von den Vorbereitungen, die der „große Baron" zum würdigen Empfang seines kaiserlichen Gastes getroffen; alles freilich nur Vermuthung: denn einer sprach dem Andern nach was er gehört hatte, und genauen Bescheid wußte Keiner. Dann hieß es plötzlich der Kaiser werde gar nicht nach Ferrières gehen, und weiter hieß es wieder, er sei dort gewesen, aber inkognito und nur „in Geschäften". Ueber dem Ganzen ruhte ein geheimnißvoller Schleier.

Der Hauptgrund des Mysteriums lag in dem Umstande, daß das Schloß Ferrières bis jetzt noch von keinem Erdenmenschen besucht war, den Baron selbst natürlich ausgenommen,

aber das war ja der Eigenthümer, und die Arbeiter, Handwerker und Künstler nicht minder, die zu Hunderten darin arbeitet.n, aber diese waren sämmtlich in Eid und Pflicht genommen, gegen Jeden reinen Mund zu halten. So konnte sich denn die vielzüngige Fama nach Herzenslust ergehen, uns der Wunderdinge in Menge aufzutischen und märchenhafte Beschreibungen des Schlosses liefern, die nun aber doch, wie es scheint, weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind. Kam ein Tourist oder sonst ein neugieriger „Engländer", absichtlich oder zufällig, auf die Besitzung des Barons und näherte sich auch nur auf Schußweite dem Schloße, so erschien ein höflicher Diener, der den Fremden bat, nicht weiter zu gehen, und hinzufügte, seine Herrschaft sei nicht zu Hause und überall in der Umgegend des Gebäudes seien Wolfs- und Fuchsfallen gelegt. Gründe genug, sich resignirt zurückzuziehen, nicht ohne sehnsüchtig hinüber zu schauen nach den weißen Mauern des ungeheuern Bauwerkes, das mit seinen hohen Thürmen und Giebeln aus der Ferne herleuchtete wie ein verzauberter Feenpalast. Die Entzauberung hat nun endlich statt gefunden, aber der Feenpalast ist geblieben. Ja, so weit ging die Sorgfalt des höflichen Dieners, daß er aufmerksam Acht gab, ob der ungebetene Besucher nicht etwa ein Papier herausziehe, um eine flüchtige Skizze des Schlosses und des Parks aufzunehmen, die alsdann leicht in die Illustration oder in eine sonstige Pariser Bilderzeitung gewandert wäre und dadurch den Baron die Freude verdorben hätte, seinen kaiserlichen Herrn und Freund („cher ami" soll ihn wenigstens der Kaiser schon oft angeredet haben) zu überraschen. Auch ihr Chronikschreiber, der sonst schon so ziemlich überall hinkommt, wo etwas Neues und Merkwürdiges in Paris zu sehen ist, und der schon oft durchzuschlüpfen gewußt hat, wo die Thore und Thüren streng verschlossen waren, mußte sich hier bescheiden und trotz seiner Bekanntschaft mit einem der zwanzig, dreißig Dekorationsmaler von dem Vorhaben eines heimlichen Besuches in Ferrières abstehen . . . . „ich bin Familienvater," hatte uns der Maler auf unser wiederholtes Ansuchen erwidert, „Sie wollen mich doch nicht um Brod und Stellung bringen?" und auf eine solche kategorische Weigerung war nichts weiter zu sagen. So viel hatten wir denn aber doch durch unser Intriguiren erreicht, daß uns ein befreundeter Herr aus dem Gefolge des Kaisers versprach, und sofort nach dem kaiserlichen Besuche die Einzelheiten desselben zu erzählen und also auch eine Schilderung des Schlosses. Eine solche bringen freilich auch jetzt die verschiedenen Zeitungen; aber sie gestehen selbst, daß ihre Notizen nur unvollkommen sind und nur ein schwaches Bild des glänzenden Tages wiedergeben können. Viel besser wird es auch uns wohl nicht ergehen, aber wir thun wenigstens unsere Pflicht, wenn wir genau erzählen, was wir in Erfahrung gebracht haben.

Früh morgens um 9 Uhr verließ der Kaiser am 16. Dezember die Tuilerien und fuhr nach dem Straßburger Bahnhof, an dessen Eisenbahnlinie das Schloß Ferrières liegt und zwar als eine besondere Station, einzig und allein für die Rothschild'sche Familie und für diejenigen die als Besuchende, als Gäste oder sonstwie zum Schlosse gehören. Auch ein Zugeständniß der Eisenbahngesellschaft, das dem Baron ein gutes Stück Geld kosten mag; aber er ist selbst einer der Hauptdirektoren jener Linie und dann — wenn man der Herr von Rothschild ist, kann man eben alles haben. Das Gefolge des Kaisers war nicht zahlreich, zunächst seine Getreuen, Persigny, Fould, Fleury und Walewsky; alsdann Thouvennel, wohl als Beweis, daß er nach wie vor in Gnaden stehe, Monsieur Boitelle deßgleichen, und endlich Lord Cowley und Fürst Metternich. Außerdem einige Ordonanzoffiziere und der Baron Delange, nicht zu vergessen, eine Hauptperson, denn es sollte eine große Jagd in Ferrières stattfinden, und der Baron ist „porte-arquebuse

de l' Empereur" (Büchsenspanner) und hat als solcher das Amt, auf der Jagd dem Kaiser jedesmal die geladene Büchse hinzureichen und die abgeschossene in Empfang zu nehmen, ganz wie zur guten alten Zeit der französischen Könige. Der kaiserliche Extrazug machte die Fahrt, die sonst über eine Stunde dauert, in kaum 15 Minuten, und an der Station empfing ihn der Baron Rothschild, von seinen vier Söhnen und dreien seiner Neffe umgeben, welche letztere eigens zu diesem Zwecke aus Petersburg, Frankfurt und London nach Paris gekommen waren; für den Petersburger namentlich keine kleine Reise, blos um auf das Schloß Ferrières zu frühstücken und zu jagen, aber ein Frühstück und eine Jagd wie sie selbst ein Rotschild nicht täglich haben kann. Nur der Brudersohn in Neapel war nicht erschienen. Acht vierspännige Wagen hielten an der Station für die hohen Gäste: in den ersten stieg der Kaiser ein mit seinem Wirthe, mit Persigny und Lord Cowley, die übrigen folgten und der stattliche Zug, von berittenen Dienern umgeben, setzte sich in Bewegung nach dem Schlosse. Die Livreen waren sämmtlich neu, hellblau, mit goldenen Tressen und Aufschlägen, dazu die schönsten Racepferde und die prächtigsten Kaleschen. Aber nur nicht schon jetzt im Superlativ gesprochen, — was bleibt uns sonst übrig, wenn wir den Empfang im Schlosse und das Schloß selbst schildern? Auf der großen Freitreppe lag ihrer ganzen Breite nach ein grüner Sammetteppich mit hineingestickten goldenen Bienen und oben im Vestibul standen alle Damen der Rothschild'schen Familie in reicher Toilette, um den Kaiser zu begrüßen. Für jede dieser Damen hatte der Monarch ein freundliches oder galantes Wort, eine Aufmerksamkeit. Alsdann begab sich die ganze Gesellschaft in die „Halle", welchen Namen man aus deutscher Pietät dem Hauptsaale des neuen Schlosses gegeben hatte, und hier entschlüpfte ein Ah! des Staunens und der Verwunderung sogar den kaiserlichen Lippen. Natürlich können wir diese „Halle" nicht in ihren Einzelnheiten schildern, unser Gewährsmann, selbst sagt, man könne ein Buch darüber schreiben und müsse dem Buche alsdann noch einen dicken Katalog beifügen, denn diese „Halle" ist eben ein Museum der seltesten und kostbarsten Kunstwerke aller Art. Deßhalb nur einige kurze Notizen. Der Saal ist 60 Fuß hoch und empfängt sein Licht von oben durch große Spiegelscheiben, die an den Seiten von hellblauen, mattgeschliffenen Glasflächen eingefaßt sind. Der Raum hat 120 Fuß im Quadrat und die Wände sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit veilchenblauen Sammet ausgeschlagen, oben ein mehr als 3 Fuß breiter Fries in weißem Marmor und reicher Vergoldung, eine Art Alexanderzug in antikem Styl. Zwei ungeheure Spiegel rechts und links, eigens in Saint-Gobain für Herrn von Rothschild gegossen und noch um vieles breiter und höher als der berühmte Spiegel der letzten Ausstellung, werfen all diese Pracht in's Unendliche zurück. Und nun die Kunstschätze selbst, die in diesem Saale massenhaft aufgehäuft und doch wieder mit großem Geschmack aufgestellt und vertheilt sind. Die Gemälde an den Wänden sind von den ersten Meistern der Welt, von Rubens, von Dick, Velasquenz, Raphael, Titian, Murillo rc. und sämmtlich Kabinetsstücke, wie sie kein königliches Museum schöner besitzt; dazwischen alte, aber wohlerhaltene Gobilins, eben ihrer Antiquität wegen unschätzbar; in dunklen Nischen stehen blendende Marmorstatuen, ebenfalls von den ersten Bildhauern, sogar ein Thorwaldsen darunter, und endlich in wundervoll gearbeiteten Schränken (die Schränke aus Ebenholz mit eingelegtem Elfenbein, schon an sich sehenswerthe Kunstwerke) befinden sich die seltensten und zugleich interressantesten Sammlungen von geschnittenen Steinen und Gemmen, von antiken Gold- und Silbersachen, von Münzen und Medaillen, von Porzellan und Krystall und von hundert und tausend andern Dingen aus allen Gegenden der Erde. Wie gesagt, ein Museum im großartigsten Maßstabe, im Werthe von vielen Millionen,

als hätten sämmtliche Museen von Paris, die bekanntlich die reichsten der Welt sind, ihre schönsten und seltesten Kostbarkeiten in diesen einen Saal geschickt. Der Kaiser betrachtete Alles mit Kennerblicken, aber auch mit wahrer Bewunderung und äußerte widerholt, daß mehrere Tage dazu gehörten, nur die Kunstschätze dieses einen Raumes in ihren Einzelheiten zu durchgehen.

Und nun gar die übrigen Gallerien und Säle des Schlosses, wo jede Gallerie, jeder Saal wieder ein Museum im Kleinen ist, oder doch irgend eine kostbare Sehenswürdigkeit enthält. Zunächst der große Speisesaal, im gothischen Styl und 'eine Kopie des berühmten Ordensaales der Hosenbandritter im königlichen Schlosse zu Windsor; alsdann der kleine Familienspeisesaal mit den prächtigsten Gemälden von Proudhon; das Rauchzimmer mit seinen Zigarren zu zwei und drei Franken, 'von welchen unser Freund und Berichterstatter zwei hatte mitgehen heißen: eine für sich selbst und eine für uns, die wir aber nicht zu rauchen wagen, sondern als Reliquie aufbewahren: ferner der eigentliche Empfangssaal im Style Louis XIV., die Möbeln so prächtig, wie sie der große König in seinen herrlichsten Gemächern niemals besessen; alsdann eine Reihe kleiner Salons mit einem Luxus ausgestattet, wie kein kaiserliches einen ähnlichen aufzuweisen hat. Auch die große Haupttreppe die in Mitte des Gebäudes von der oben geschilderten Halle liegt, dürfen wir nicht vergessen. Sie ist ganz aus weißem Marmor, das Geländer von schwarzem Ebenholz mit Verzierungen aus Goldbronze vielleicht etwas überladen, aber in ihrer Ausführung wunderschön und auch gewiß einzig in ihrer Art. Sie theilt sich nach rechts und links und führt in zwei sanften, aber gewaltigen Bogen in die oberen Räume. Dabei ist die ganze Treppe mit blühenden Topfgewächsen besetzt, die Töpfe sämmtlich von feinem Porzellan weiß mit Gold, und die größeren Pflanzen, wie die Palmen, Aloen und Acazien, in kostbaren Vasen. Und die Blumen selbst in solcher Fülle und Pracht, wie sie eben nur die Rothschild'schen Treibhäuser zu liefern vermögen, deren Produkte seit Jahren auf allen Pariser Blumenausstellungen nur noch Ehren halber zugelassen werden und keine Preise mehr erhalten, eben weil sie schon alle Preise davongetragen haben.

Den Hintergrund des Treppenhauses bildet oben ein wahrer Kamellienwald, dunkelroth und schneeweiß und von hier aus geht es in die Gallerien des zweiten Stockwerks. Dort finden wir zunächst eine Antikensammlung von römischen und griechischen Basreliefs, in einem andern Saale pompejanische und eturische Altertümer, weiterhin eine lange Gallerie von Sèvres, wie sie sicherlich in der kaiserlichen Porzellanfabrik nicht schöner und kostbarer zu sehen sind; auch ein chinesischer und japanischer Saal fehlt nicht, mit allen möglichen Raritäten aus China und Japan, und so fort — man müßte auch für dieses Stockwerk wieder ein Buch und einen Katalog schreiben. Der Kaiser wandte sich beim Anblick aller dieser Herrlichkeiten zu dem Baron und sagte lächelnd: „Mais, moe cher, j'ai honte vous de rentrer chez moi, tellement je me trouve mal logé," worauf der Baron erwiederte: „Sire, vous êtes chez vous."

(Schluß folgt.)

Sevilla.

Von Giraldas Höh, in's Thal
Schau ich rings nach allen Enden!
Pracht und Liebreiz überall,
Weiß ich kaum wohin mich wenden.

Alcazar, dein Königsschloß
Winkt mir dort, das colossale!
Während vor mir, riesengroß,
Stehet deine Cathedrale.

Heiter, schön, wie der Barbier,
Jener Sang von dir, Sevilla,
Ist der Strom Quadalquivir,
Ist das Weib mit der Mantilla.

Schöner noch, als ein Topas
Ist geziert mit gold'nen Knäulen,
Schmücken dich, Italica's
Dreißigtausend Marmorsäulen.

Ja, von dir geblendet ganz,
Bin ich, wie vom Sonnenlichte.
Denn im ew'gen Jugendglanz
Lächelt ja dein Angesichte.

Heiter, wie ein Liebesgruß,
Bist du, Schwester von Corbova;
Bist geschaffen nur zum Kuß,
Wie die Venus von Canova!

Laß, o Städte Königin,
Dich noch lange mich beschauen,
Laß mich deinen Hermelin
Auch mit Thränen still bethauen!

Hast du auch in früh'rer Zeit
Schön're Tage einst gesehen,
Wird doch deine Fröhlichkeit,
Deine Schönheit nicht vergehen! —

Denn um's Haupt Dir immerdar
Grünen frisch die Lorberäste
Wie ein Diadem im Haar,
Steh'n dir deine Prachtpalläste! —

George Morin.

(**Königin Victoria katholisch.**) Aus Indien schreibt man: Der römisch-katholische Bischof von Agro hat in seiner Kirche eine öffentliche Danksagung dafür angeordnet, daß Ihre Majestät die Königin Victoria sich zum katholischen Glauben bekehrt habe!!

Redaktion, Druck Eigenthum, und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 4. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. Januar 1863.

Napoleon III. beim Baron von Rothschild auf Schloß Ferrières.

(Pariser Brief der Kölnischen Blätter.)

(Schluß.)

Im eigentlichen Erdgeschoß befinden sich die Küchen — und der bloße Gedanke der Küchen des Hrn. v. Rothschild macht das Herz eines jeden Gastronomen lebendiger klopfen. Auch Seine Majestät würdigten diese Räume eines Besuches, und vielleicht hat der Kaiser auch hier einen ähnlichen Vergleich gemacht, wie oben in den prächtigen Sälen. Dreißig schneeweiß gekleidete Burschen, in Reih und Glied aufgestellt, wie die Orgelpfeifen, vom ersten Koch bis zum letzten Küchenjungen, begrüßten den Monarchen mit einem lauten „vive l' Empereur!“ Im Hintergrunde salutirte ernst und gemessen eine würdige Gestalt: der Obermundkoch, der Chef d' Office der Offizier de' Bouche; denn alle diese Titel führt Monsieur Guignard, der ebenbürtige Nachfolger Duglérés's, des „großen Adolphe,“ dessen sich vielleicht der Leser noch von dem vorjährigen chinesischen Diner erinnert. Allen Respekt vor Monsieur Guignard! Der „Figaro“ läßt sich sogar in seiner Bewunderung für ihn zu der unchristlichen Phrase hinreißen: „le grande-prête dans ce sanctuaire culinaire,“ und die „Patrie“ schreibt schon jetzt den Namen Guignard stolz zu den beiden andern „unsterblichen“ Kochkünstlern Vatel und Brillat-Savarin. Aber Spaß versteht er nicht, der Herr Obermundkoch, und im vorigen Monat wollte er eines Tages fast seine Demission geben, ganz wie ein Minister, der auch sein Portefeuille zurückschickt, wenn er sieht, daß er mit Ehren nicht mehr bestehen kann. Die Sache, die wir freilich nicht verbürgen können, sondern nur nacherzählen, war einfach diese: Monsieur Guignard reicht am vorigen Monatsschluß wie gewöhnlich dem Intendanten des Hauses seine Rechnung ein, Alles im Allem 18,500 Franken. Eine hübsche Summe, meiner Treu, für einen Monat Hausstandskosten, selbst wenn man Hr. v. Rothschild heißt. Der Intendant erlaubt sich wenigstens diese Bemerkung, die aber Monsieur Guignard sehr übel nimmt und dem Intendanten antwortet, er möge sich um das bekümmern, was ihn angehe. Dieser glaubt aber, daß ihn, als den obersten Hausverwalter, auch diese Ausgabe, so gut wie alle übrigen, angehe, weigert sich, zu bezahlen, und

die Sache kommt vor den Herrn. Hr. v. Rothschild läßt den Obermundkoch kommen und erlaubt sich dieselbe Bemerkung wie der Intendant. Da reißt unserm Monsieur Guignard die Geduld und er erklärt sans façon: so sei er nicht gewohnt behandelt zu werden. Er habe im Laufe des Monats zwei große Gal diners gehabt, statt des gewöhnlichen einen, was den „kleinen“ Ueberfluß hinreichend erkläre (sonst hat er nur fünfzehntausend Franken monatlich), und wenn der Herr Baron nicht mit ihm zufrieden sei, so brauche er es nur zu sagen; überhaupt habe er keine Lust, in einem Hause Koch zu sein, wo man ihm auf die Finger sehe, und wenn der Herr Baron Kutscher-Diners geben wolle (diners de cochers de fiacre), so möge er sich um einen andern Chef umsehen. — Trotz dieser Unverschämtheit soll Hr. v. Rothschild den schlimmen, aber dabei unentbehrlichen Gesellen beschwichtigt haben, und Monsieur Guignard blieb bis auf Weiteres in Amt und Würden. Dafür hat er sich aber auch am Tage des kaiserlichen Besuches glänzend bewährt und ein déjeuner dinatoire geliefert, das in den Annalen der Gastronomie einzig dastehen wird.

Die Tafel war im großen Speisesaal servirt und der Kaiser saß zwischen den Gemahlinnen des Pariser und des Petersburger Rothschild; ihm gegenüber der Baron zwischen seinen beiden Schwägerinnen aus Frankfurt und London; im Ganzen nur fünfundzwanzig Personen. Monsieur Guignard hatte, wie gesagt nicht nur das Mögliche, sondern (wenigstens nach Feuilletonistenstyl) das Unmögliche geleistet: aber wir verzichten gleich von vornherein auf die Einzelnheiten des lukullischen Mahles. Auch ein Pfau befand sich, nach mittelalterlicher Sitte, unter den Schaustkunstwerken, und zwar mit seinem vollen Gefieder, das abgehoben wurde, um den Braten selbst, der darunter saß, zu serviren. In allen vornehmen Pariser Häusern wird übrigens in dieser Weise stets das feine Geflügel aufgetragen, Fasanen, Auerhähne, wilde Enten &c., was eben so originell wie hübsch aussieht. Weit mehr aber als die Gerichte, trotz ihrer Seltenheit und Anzahl, wurde das Silberzeug bewundert, namentlich die Tafelaufsätze, die buchstäblich einzig in der Welt sind; denn sie wurden auf besondere Bestellung, nach eigens gelieferten Zeichnungen und auch nur in einem Exemplare angefertigt „á cire perdue,“ wie man auf französisch sagt, was natürlich die Kosten außerordentlich erhöhte. Der Hauptaufsatz, in der Mitte der Tafel, gegen vier Fuß hoch, Diana mit ihrem Jagdgefolge vorstellend, soll fünfundzwanzigtausend Franken gekostet haben — ein kleines Vermögen, ach, ein großes, ein Erlösungsschatz für hunderttausend arme Schlucker! Doch genug von all' diesen goldschenen Herrlichkeiten, die der große Baron am Ende seiner Tage wenn die ernste Stunde schlägt, der auch er, trotz aller seiner Millionen, nicht ausweichen kann, so gut hier oben zurücklassen muß, wie der arme Bettler seinen zerlumpten Kittel — genug davon und fügen wir nur gleich hinzu, daß der Schloßherr von Ferrières zum dauernden Gedächtniß an den kaiserlichen Besuch eine Summe von fünfzigtausend Franken zum Bau eines Schulhauses in seiner Gemeinde und zur Dotation des Schullehrers angewiesen hat, und dem Pfarrer des Ortes eine gleiche Summe zur Gründung eines Asyls für altersschwache und arbeitsunfähige Personen. Das läßt man sich gefallen, und wir wollen dem Hr. v. Rothschild seinen Reichthum gern verzeihen und auch seinen theuern Tafelaufsatz; ja man möchte fast einer jeden Gemeinde in Frankreich und überhaupt in der Welt einen solchen Schloßherrn wünschen.

Lange dauerte indeß die Tafelstunde nicht; es sollte auch nur ein Imbiß sein, „un morcea sur le ponce,‘ nach Waidmannsart; denn Se. Majestät war ja zur Jagd geladen worden. Vorher machte die hohe Gesellschaft noch einen Spaziergang durch den Schloßgarten, der

allerdings, mit Ausnahme der Treibhäuser, kein besonderes Interesse darbot; aber auf einer kleinen Anhöhe wurde der Kaiser von dem gesammten Gärtnerpersonal mit einem lautem Vivat empfangen und der Jardinier en Chef überreichte Sr. Majestät einen sauberen Spaten mit der Bitte, die erste Erde auf eine neu zu pflanzende Ceder zu werfen und solchergestalt auch hier im Schloßgarten dem allerhöchsten Besuche ein bleibendes Denkmal zu setzen. Nun ertönten auch schon die Fanfaren der Jägerhörner und die Gäste begaben sich in den Park, wo alles für die Jagd bereitet war. Dieselben waren auch hier, wie fast immer die Jagden der hohen Herrschaften, mit Ausnahme der großen Hetzjagden zu Pferde, ein Fasannen Treibjagen in dem eingehegten Wildstande des Schlosses, ähnlich wie die in den Parks von Fontainebleau und Compiegne, nur mit dem Unterschiede, daß der Park von Ferrieres größer und wildreicher ist als diejenigen der genannten kaiserlichen Schlösser. Die von hohen Mauern und tiefen Graben umgebene und auch sonst sorgfältig erhaltene Wildbahn des Herrn von Rothschild umfaßt gegen zweitausend Morgen, so daß eine große Jagdgesellschaft tagelang darin umherschweifen kann, fast ohne sich zu begegnen, jedenfalls aber ohne sich gegenseitig das Wild wegzuschießen; denn dies ist in solchen Massen vorhanden, daß ein ganzes Regiment Scharfschützen zu seiner Vertilgung vollauf zu thun haben würde. Es werden in jenem Parke nur Fasanen gehalten; die paar Hasen und Kaninchen die mitunter laufen, sind nicht zu rechnen, und da gerade in diesem Jahre die Frühlingsbrut der Fasanen sehr schwach ausgefallen, soll Hr. v. Rothschild, um diesem Mangel abzuhelfen, mehrere Tausend Stück aus Böhmen und aus anderen deutschen Ländern verschrieben haben, deren Fang, Ankauf und Transport ungeheure Summen gekostet hat. So war es denn möglich, daß die vierzehn Jäger (von seiner Familie nahm Herr von Rothschild ganz allein an der Jagd Theil) in dritthalb Stunden, die das Jagen dauerte, über zwölfhundert Stück Fasanen erlegen konnten, von denen mehrere Hundert allein auf Rechnung des Kaisers kamen. Die armen Thiere! Wir haben schon früher einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit, wo wir den Kaiser in seinem Park zu Fontainebleau jagen sahen, unsere Klage über eine solche Metzelei ausgesprochen und auch unsere Verwunderung, daß gerade diese Art von den Liebhabern und Kennern am höchsten geschätzt wird; wir gehen also auch hier rasch durch die Alleen, wo überall die schönen, tödtlich getroffenen Vögel zappeln, mit den Flügeln schlagen, die Erde mit ihrem Blut färben und unter heiserem Geschrei verenden. Ein Hochgenuß, ein Festtag für einem wahren Waidmann!

Im Uebrigen muß sich aber die Jagd prächtig ausgenommen haben. 40 Treiber eilten den Jägern voraus und vertheilten sich seitswärts, und scheuchten mit lautem Tiro die schüchteren Vögel auf und den Schützen entgegen. Jene Treiber waren sämmtlich in neuen Kostümen: hellgraue Jacken mit blitzenden Stahlknöpfen, rothe Zuavenhosen mit weißen Gamaschen, ein blaues Feß mit goldener Trobbel; manches hübsche Bauernmädchen soll man außerdem heimlich unter diese Treiber gesteckt haben, die im Uebrigen aus der zahlreichen Schloßdienerschaft gewählt waren: ächt französisch und wohl möglich, aber verbürgen können wir doch das pikante Faktum nicht.

Auch die Kostüme der Jäger selbst dürfen wir als getreue Berichterstatter nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Der Kaiser trug einen vollständigen Jagdanzug, den jetzt die Modejournale bereits kopirt haben: schwarzer Sammtrock, kurz, mit breiten Aufschlägen, die Weste mit langen Schößen von weißen Leder, das Beinkleid, gleichfalls von Leder, aber lichtgrau, dazu kurze Jagdstiefeln mit glanzledernen Gamaschen und blitzenden Schnallen; ein runder flacher Filzhut, in der Art wie die verpönten Heckerhüte, vollendete dies einfache Kostüm; nur ein kleiner

silberner Stern auf der Brust war das einzige Abzeichen der Majestät, denn von den übrigen Gästen trug keiner die geringste Dekoration. Ihre Kostüme waren mannigfaltig aber sehr einfach, nur Lord Cowley soll sich durch seine exzentrische Kleidung bemerklich gemacht haben.

Die Sonne war bereits untergegangen, als noch die letzten Schüsse fielen, aber auch das Halali geblasen wurde, das die hohe Jagdgesellschaft zur Rückkehr ins Schloß einlud. Hier hatte sich unterdessen die Szene verändert, und eine neue wunderbare Ueberraschung erwartete die Gäste. Das ganze unermeßliche Gebäude strahlte im reichsten Brillantfeuer; nicht allein die Façaden, sondern auch die Giebel und Thürme waren von blitzenden Flammenlinien eingefaßt — weder die Tuilerien, noch das Louvre waren wohl je am Feste des Kaisers so verschwenderisch erleuchtet worden, wie das Schloß Ferrières an diesem Tage. Denn wie in jener königlichen Besitzung gar nichts fehlt, was vielleicht die Bewohner veranlassen könnte, ihre Abwesenheit von Paris zu bedauern, so wurde auch ein großer Gasometer in einem der Nebenhöfe, erbaut um nöthigenfalls auf eine Illumination im großartigsten Maßstabe gerüstet zu sein.

Auf dem freien Platze vor dem Schlosse, der von hohen Flammenpyramiden beleuchtet war, hatten sich zahlreiche Deputationen der umliegenden Gemeinden und Ortschaften mit ihren Pfarrern und Maires aufgestellt um den Kaiser zu begrüßen. Dieser unterhielt sich auch in seiner gewohnten leutseligen so, auf die er sich Weise gut versteht, mit einem jeden Pfarrer und Maire besonders, erkundigte sich nach ihren Wünschen und Bedürfnissen und bewilligte sofort eine Menge Petitionen. Alsdann begaben sich die Gäste in das Innere des Schlosses, um ein „kleines Vesperbrod“ einzunehmen, das der unermüdliche Guignard inzwischen bereitet hatte. Der Leser kann sich nach dem obigen Frühstück leicht eine Vorstellung von diesem „Vesperbrode“ machen, das schon deßwegen noch prächtiger war als jenes, weil eine feenhafte Erleuchtung von vielen tausend Kerzen hinzukam, die alle Räume in ein blendendes Lichtmeer verwandelten. Kaum hatten die Herrschaften Platz genommen, der Kaiser diesmal zwischen den Gemahlinen der beiden andern Rothschild, damit einer jeden ihr Recht werde, als von der hohen Tribüne der weitgeöffneten Halle von einem unsichtbaren Sängerchore ein Jagdgesang angestimmt wurde, den Hr. v. Rothschild eigens zu diesem Zwecke hatte komponiren lassen, und zwar von keinem Geringeren als von dem alten Maëstro Rossini selbst. Mithin eine neue, unerhörte Ueberraschung, denn der vielgefeierte Meister ruht schon seit langen Jahren auf seinen Lorbeeren und hat stets die glänzendsten Anerbieten der Pariser Operndirekteren ausgeschlagen, obschon er nicht gerade unempfindlich sein soll gegen ein Päckchen Banknoten oder ein Säckchen Louisd'or. Ob Herr v. Rothschild es mit beiden versucht hat, um sich den Maëstro günstig zu stimmen und sich die Jagdkantote zu verschaffen, wissen wir nicht, — wir wissen nur, daß der Kaiser seinem liebenswürdigen Wirthe für diese neue Aufmerksamkeit ein neues Kompliment machte und mit einem lauten da capo applaudirte. Die Sänger waren sämmtlich Mitglieder der großen Oper, ebenfalls mit bedeutenden Kosten von Paris verschrieben.

Der endliche Aufbruch — denn Alles hienieden, selbst ein kaiserlicher Besuch, nimmt ein Ende — war wieder großartig und imposant. Fünfzig berittene Piqueurs, in der Livrée des Hauses, in dreieckigen Hüten und gepudert, hielten mit Fackeln in einem Halbkreise vor der großen Freitreppe, und zu beiden Seiten ruschten dichte Raketengraben wie feurige Schlangen in die Luft, um der Eisenbahnstation den Aufbruch Sr. Majestät anzuzeigen. Der Schloßhof hatte sich mittlerweile mit zahlreichen glänzenden Equipagen gefüllt; neue Gäste, die von Paris gekommen waren, denn Herr v. Rothschild gab, wie zur Nachfeier des kaiserlichen Besuches, noch an

demselben Tage ein großes Diner von hundertundfünfzig Personen, dem sich ein Ball anschloß, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Der Kaiser war schon um halb 8 Uhr wieder in den Tuilerien, wo er sich rasch umkleidete und mit der Kaiserin in die komische Oper fuhr, um der tausendsten Vorstellung der „weißen Dame beizuwohnen. Das Theater war zu dieser seltenen Festlichkeit prächtig erleuchtet und mit Fahnen und Inschriften geschmückt, auf den Trottoirs stand wie immer eine dichte Menge, um die Majestäten aussteigen zu sehen, ein halbes Hundert (wenn nicht gar ein ganzes!) diensteifrige Polizeiergeanten fehlte nicht — in Ferrières war Gottlob nicht ein einziger Blaufrack mit Schiffsknöpfen zu sehen — Aber in dieser dichten Menge ahnte wohl Keiner, welch einen Zauberpalast der Kaiser vor kaum einer Stunde verlassen und welch einen wunderherrlichen Tag er daselbst zugebracht hatte.

Die Rose im Tisch.

Novelle von F. Brunold. (Feierstunden.)

Frau Sabine setzte das Abendbrod auf den Tisch, indeß die Gesellen mit den Burschen aus der Werkstatt in die Stube traten. Meister Erasmus hatte schon sein Sammetkäppel abgenommen, um das Gebet zu sprechen, als die Thür noch einmal leise sich öffnete und ein Reisender, schüchtern hineinschauend sprach: „Wollt um eine kleine Gabe gebeten haben!"

Frau Sabine, noch roth im Gesicht vom Heerdfeuer, schob mit rascher Hand sich die Mütze ein wenig aus der Stirn, und sagte, ohne einen Blick zur Thüre zu werfen: „Man wird zuletzt nicht mehr ruhig essen können vor — —." Sie beendete ihre Rede nicht, denn der Bittende hatte die Thüre wieder zugemacht, indem er sprach: „Nichts für ungut! — Gott zum Gruß!"

Meister Erasmus, dem überhaupt die Worte der Frau nicht zugesagt, hatte kaum den Gruß des Fremden vernommen, als er auch schon mit raschem Schritt bei der Thür war und, dieselbe öffnend, dem Fortgehenden zurief: „He! Freund! Hier bleiben! Habt die Meisterin nicht verstanden!"

Und als er sahe, daß der junge Mensch wie erstaunt verlegen stehen blieb, lachte er gutmüthig und sprach, zugleich das bleiche Gesicht des Fremden bemerkend: „Wohl heut noch nichts Warmes gehabt?"

„Seit fünf Tagen nicht, Meister;" entgegnete der fremde Gesell, der noch immer nicht abgeneigt schien, seinen Schritt weiter setzen zu wollen. Doch der Meister nahm ihn bei der Hand, und ihn mit sich in die Stube nehmend, sagte er: Dacht mir's. Aber kommt nur herein; es wird auch für Euch noch ein Teller Suppe übrig sein."

Mit diesen Worten wendete er sich zugleich zur Frau und rief: „Nicht, Mutter?"

Und die, ihre vorige Härte, die ihr sonst nicht eigen war, schon bereuend, gab der Tochter, die ihr zur Seite stand einen Wink, und sprach: Mach Platz, Elise. Und das Uebrige weißt Du!"

Das Mädchen, eine blauäugige, hübsche Dirne von achtzehn Jahren, warf einen Blick nach dem Fremden, und setzte dann ihren eigenen Teller für den Gast hin, während sie hinaus ging, um für sich selbst ein neues Gedeck zu holen. Bald darauf saßen alle bei Tisch. —

Der Meister hatte sein Gebet gesprochen, sein Käppel wieder aufgesetzt und schaute, selber essend, freundlich umher, um zu sehen, wie es Gast und Hausgenossen mundete. Plötzlich sich jedoch zu dem Fremden wendend und bemerkend, daß der, trotz des sichtbaren Hungers, nur bescheider, langsam aß, sagte er: „Nur zugegriffen 's ist Euch gern gegeben!"

Und wie, als wolle er dem Essenden Muth machen, fragte er weiter: „Was für ein Landsmann? Und was für ein Handwerk?"

Der Angeredete ließ den Löffel ruhen und entgegnete, sein Auge zum Meister aufhebend; Bin droben aus Preußen her, aus Labiau; nicht fern der russischen Grenze. Dacht' hier zu Lande Arbeit zu finden — hab' mich aber bitter getäuscht. Geh' dieselbe bereits seit acht Wochen suchen. — Bin ein Tischler!"

„Was?" schrie Meister Erasmus fast unwillig und beleidigt! „seid Tischler und fragt bei mir, dem Altmeister, nicht einmal an nach Arbeit? He! wohl nicht viel Lust zum Geschäft? Dann freilich wundert's mich nicht, so Ihr acht Wochen lauft."

Der fremde Gesell glühte auf; doch sofort den aufsteigenden Unmuth niederkämpfend, hob er das Auge, ließ es einen Augenblick über Gesellen und Burschen schweifen, und sagte dann, sich voll Ruhe zu dem Meister wendend: „Wollt mich nicht verkennen, Herr! Wer so oft, wie ich, vergebens angefragt, verliert zuletzt den Muth, es noch ferner zu thun — und wäre es nur, um sich nicht auf's Neue einer Täuschung auszusetzen Als ich die Thür hier öffnete und so viel für Euch arbeitende Hände vorfand, dacht ich mir; hier ist kein Raum für dich — —"

„Und schwiegt!" fiel der alte Erasmus ein. „Thatet aber Unrecht daran; denn mit solchem Gebahren kommt man zuletzt immer tiefer herab, bis man zuletzt nur zu fechten versteht — und seine Werkstatte auf der Landstraße hat. — Laßt doch einmal Euer Wanderbuch sehen! — So alles in Ordnung, möcht' ich's beinahe mit Euch versuchen."

„Was meinst du Mutter?" Mit diesen letzteren Worten wendete er sich gutmüthig lächelnd zur Frau; gleichsam als wolle er erst deren Meinung vernehmen. Die aber rückte sich die Mütze aus der Stirn, drohete dem Fragenden mit dem großen Vorlegelöffel, den sie gerade in der Hand hatte, und sagte listig lachend: „Hast mich etwa als Oberrevisor für Deine Werkstatt angestellt? Wirst wohl allein wissen, wie viel der Hände du bedarfst."

„Hast Recht!" entgegnete der Meister. Und das empfangene Wanderbuch dem Gesellen zurückgebend, sagte er zu ihm, kurz ab: „Könnt eintreten!"

Der junge Mensch, der in banger Erwartung bisher auf den Meister geschaut, sprang bei diesen Worten sichtbar erfreut auf und rief: „Das lohne euch der Himmel, Meister! — Gottes Segen für die Suppe, Meisterin! Darf ich noch heut mein Ränzel hier einlegen, so erlaubt, daß ich zur Herberge gehe und es hole. Es drängt mich, einmal wieder wie daheim zu sein." Dem jungen Manne leuchtete bei diesen Worten die Freude aus den Augen, so daß die Elise verwundert auf ihn blicken mußte.

Als er jedoch nach leichtem, gewährenden Wink des Meisters seinen Stuhl abseits gestellt

hatte und zur Stube hinausgeeilt war, sagte Erasmus, einen verweisenden Blick auf den jüngsten Burschen werfend, der bei der Hast des Fremden zu kichern angefangen: „Lachst wieder einmal, Eduard? Denkst, bist reicher Eltern Kind und meinst, es werde dir niemals so ergehen, daß eine schlichte warme Suppe dir ein Labsal werden könne? Ho! so arbeitslose Zeit gibts in jedem Menschenleben; und dein Geldsack wird auch nicht dem Mehlfaß der Wittwe zu Zarpath gleichen; besonders wenn du Hobel und Winkelmaß nicht besser handhaben lernst, als bisher. Will dir im Vertrauen und zur Warnung sagen: s' ist Alles Narretei mit dem Zunftzwang und mit der Herrschaft des Kapitals. Geld allein thut's nicht man muß auch Lust und Verstand zum Geschäft haben! Der Meister wird immer die meiste Arbeit haben, der reel ist und die beste Arbeit macht. Gleichviel ob er zur Zunft gehört oder nicht. So, wie ich den Gesellen am längsten und liebsten in der Werkstatt habe, der seine Sache versteht und kein Spieler oder Trunkenbold ist, — Säß' auch hier vielleicht nicht als wohl vereideter Altmeister des geru samen Tischlergewerbs, wenn ich den Hobel allein nur zu führen verstanden hätte. Ja, ja! schaut nicht auf allesammt! Mich hat Hammer und Feile eines Schmiedes in's Nest geführt. Ist's nicht also, Mutter?"

Mit diesen Worten reichte er der Genannten die Hand hinüber, indeß er lächelnd sagte: „Wer hat den Brautwerber gemacht?"

„Na, schieß nur los, Alter!" lachte die Meisterin. „Seh' schon es ist heut dein Redetag, wo du gern den Pastor spielst und ein Seipienst, wie die Seeleute sagen, abwickelst. Erzähl nur immer deine Geschichte! Dem Eduard wird's nicht schaden, wenn er sie hört, und den Uebrigen auch nicht. Sprich' du nur, ich geh zur Küche. Die Else kann hier bleiben."

Der Eduard lachte schelmisch, schlich aber doch näher zu dem Meister hinan; während der älteste der Gesellen im Namen der übrigen sprach: Wir hören den Meister immer gern von seiner Wanderschaft sprechen. So er es erlaubt, bleiben wir allesammt."

„Nun meinethalb," schmunzelte der alte Erasmus. Er hörte sich selber gern sprechen, und erzählte zu gern, besonders wenn er glaubte, dadurch Gesellen oder Burschen eine Lehre geben zu können. Zur Tochter sprach er: „Geh', Elsi, füll' uns das Deckelglas. Bei meiner Geschichte darf der Trunk nicht fehlen."

Die Genannte holte flink das Verlangte herbei. Während sie jedoch zugleich dem Vater die Pfeife reichte, gab sie im Vorbeigehen dem Eduard einen leichten Klapps mit der Hand, indem sie sagte: „Hättest auch den Fidibus holen können." Nun that sie es selbst, indeß der Meister sich im Lehnstuhl zurecht setzte, einen Zug aus dem Deckelglase that und dann ein paarmal den Dampf in dicken Wolken vor sich hin pustete. — Jetzt hub er an: „War auch seit Wochen auf der Wanderschaft, ohne Rast und Ruh, ohne Geld im Beutel, ohne Aussicht auf Verdienst. Aber wie es zu gehen pflegt: je trockener die Kehle, je leerer der Magen, desto lauter sangen wir, nämlich ich und mein Kamerad, der mit mir wanderte und ein Sattler war — das Dorf entlang. Hab' ihn später aus dem Gesichte verloren, und weiß nicht ob und wo er gestorben. Sind wohl keine geistlichen Lieder gewesen, die wir gesungen! Der Pfarrer der sie gehört, nahm mich eben nicht gnädig auf, als ich kam, um mir von ihm klein Geschenk, einen Zehrpfenning, zur Reise zu erbitten. Sagte kurz: „Noch ein Geschenk für Eure Schelmenlieder, die ihr mir vorhin gesungen? Hat man kein geistliches Lied in der Jugend gelernt?

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch.

Längst war mein Wunsch, daß ich die Männer sähe,
Die gar so viel von sich zu sprechen machten,
Weit ob den Köpfen stünden, den verflachten,
Ich hoffte viel von ihrer Wunder-Nähe. —

Da sah ich sie, vom Fuß bis zu der Zehe,
Mit den Manieren all', den ungeschlachten,
Und (fürgelehrtealtershergebrachten),
Mit Sonderlings und Griesgrams Alltags-Weh.

Die Einen dampften unverschämten Knaster;
Die Andern schimpften auf die Recensenten;
Die dritten hatten ganz verflucht zu eilen;

Noch And're sprachen viel von Gott und Laster
Von Wetter, Politik und Zeitungs-Enten: —
Pfui, Pfui, ihr Herrn, da mag ich nimmer weilen.

A. Sch.

In den Londoner Polizeiberichten der vorigen Woche findet man ein eigenthümliches Bild aus dem Londoner Leben. Hr. Oliver Craven gehört zu jenen Leuten, die unter allen Bräuten diejenige vorziehen, welche allein in der Welt steht oder doch jedenfalls wenig weibliche Verwandte und namentlich keine Mutter hat. Oliver Craven war 14 Jahre lang verheirathet, ohne von einer Schwiegermutter zu wissen. Eines schönen Nachmittags um 5½ Uhr kehrt er aus dem Geschäfte nach seinem traulichen Häuschen in Pimlico zurück. Das Haus ist aber nicht auf's beste bestellt: seine Frau liegt in Krämpfen und ein rasend betrunkenes altes Weib macht sich das Vergnügen, alles Geschirr im Hause zu zerschmettern und die Nachbarschaft auf die Beine zu bringen. Er läßt die Alte auf die Polizei schleppen wo man sie bald wieder entläßt, worauf sie neuen Skandal vor seiner Hausthür beginnt. Er erinnert sich, die ehrwürdige Matrone mehr als einmal früher unter seinem Dache gesehen zu haben. Bald kam sie, um als Taglöhnerin die Treppen zu putzen und die Teppiche auszuklopfen, bald um einer im Hause dienenden Magd einen Besuch abzustatten. Wer kann diese Person sein? fragte er sich. Er nimmt seine Frau in's Kreuzverhör, und die furchtbare Wahrheit kommt an den Tag, daß die Alte seine Frau Schwiegermama ist. Sie hat 14 Jahre seine Küche heimgesucht, seine Frau gequält, ihr durch Drohungen Geld abgepreßt, sich dann betrunken und sein Porzellan in Scherben geschlagen. Und da das Unglück nimmer allein kommt, macht Herr Craven auch noch die Entdeckung, daß die im Hause dienende Magd Mademoiselle seine Schwägerin und die Schwester seiner Frau sei. Er zittert jetzt vor neuen Entdeckungen, und so oft eine Matrone an seinem Hause vorübergeht, fragt er, ob das nicht eine Cousine, Tante, Großtante oder Großmutter seiner Frau Gemahlin sei. Die „London Review" empfiehlt den Fall den englischen Dramatikern, die sich nicht immer mit Uebersetzungen aus dem Französischen behelfen wollen, als Lustspiel-Stoff. Aber das ist Geschmackssache.

(Der milde Winter.) Ameier: „Das ist 'mal ein milder Winter; ich habe mit meiner Familie heuer nicht mehr als 2 Klafter Holz gebraucht.

Bemeier: „O Jerum! Ich nicht mal halb so viel. Ich und meine Frau, wir haben uns den ganzen Winter mit ein Paar Stecken durch geschlagen!"

In einem Augsburger Blatte liest man folgende Anzeige: „Ein Frauenzimmer, katholisch, welches viele Jahre an einer Stelle gedient und nur durch den Tod dienstlos wurde, sucht wieder placirt zu werden. („Ein durch den Tod dienstlos gewordenes Frauenzimmer") — klingt doch sonderbar! —

Ein gräßliches Unglück, schreibt der „Mährische Korrespondent" trug sich am 12. Jäner in Oslawan zu. Ein Raubschütze hatte aus Furcht, im Besitze einer Waffe betreten zu werden, sein geladenes Schießgewehr in den Backofen gesteckt. Seine Inwohnerin, die davon keine Ahnung hatte, heitzte denselben, um Brod zu backen! sie war gerade daran das Feuer zu schüren, als die Explosion erfolgte, denn der Schaft brannte erst vollends ab, ehe diese vor sich ging, welche den augenblicklichen Tod dieser Unglücklichen herbeiführte.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 5. IX. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Februar 1863.

Die Rose im Tisch.

Novelle von F. Brunold. (Feierstunden.)

(Fortsetzung.)

„Gewiß Herr!" sagte ich freundlich; „aber ich denke mir, das Gesangbuch ist für die Kirche und das Haus; der Gassenhauer für die Straße. — Jed's Ding hat seine Zeit!"

„Das wohl!" brummte der geistliche Herr, sichtlich sich getroffen fühlend durch meine Bemerkung. Doch ganz zufrieden konnte er sich noch nicht geben; ich mußte noch einen Denkzettel bekommen. Und so sagte er, sich ärgerlicher stellend, als er wohl im Herzen war, denn es war ein guter, alter leutseliger Mann: „Aber warum denn immer solch unschöne Lieder. Es gibt der besseren doch so viel!"

„Das wohl, fiel ich ernst ein, denn es kam mir vom Herzen, was ich sagte; „aber unser Einer lehrt nun die besseren nicht. In meiner Jugend wurde dergleichen nicht in Schulen gelehrt; und was man darüber hinaus noch lehrt, ist nicht eben das Beste."

Der alte Herr schwieg und sagte weiter: „Man tadelt uns Handwerksleute immer, daß wir des Sonntags zum Wirthshause gehen. Glauben's mir, bester Herr, es ginge mancher von uns gern in die schönen prächtigen Museen oder Ausstellungen, wenn dieselben nur Sonntags geöffnet wären, oder nur nicht Geld oder stets einen guten Anzug kosteten. Letzterer ist oft fadenscheinig. — Glauben's mir, wir Arbeiter lernten gern wenn man uns nur Gelegenheit dazu geben wollte, viel zu sehen und viel zu lernen. Säßen auch oft gerne warm, oder am wohlbesetzten Tisch, müssen aber hinaus in Wind und Wetter, Schnee und Sturm, ohne zu wissen, wo und wann für uns jemals wieder ein Topf an das Feuer gestellt wird. Der Meister hat keine Arbeit, und so heißt es: Gesell mußt wandern! Die ersten paar Tage macht's sich's schon, besonders wenn die Sonne noch warm vom Himmel scheint. Aber wenn man so Woche um Woche, Tag für Tag vergebens nach Arbeit fragt, die Stiefel nicht mehr vorhalten wollen, und das Hemd sich am Ellbogen des letzten Rockes verstohlen an das Tageslicht wagt, o Herr! dann

ist's, als ob Blei an den Füßen läge, und man singt zuletzt aus Verzweiflung Schelmenlieder, je toller desto hartherziger die Menschen waren, die uns von ihren Thüren wiesen! Man thut's, wäre es auch nur, um das laute Mahnen des Magens zu übertäuben. — Nichts für ungut, Herr Pfarrer! Wir Handswerksleut' sind nicht so bös, als wir scheinen."

„Nun, nun!" schmunzelte der alte Herr; „ich sehe, man hat den Mund auf dem richtigen Fleck, und wenn's mit dem Arbeiten eben so bestellt ist, so kanns nicht fehlen!"

„Könnt' sein," lachte ich, „wenn's nur nicht eben seit Wochen an Arbeit fehlte."

„Glaub's, glaub's," entgegnete der alte Herr. „Es sind schlechte Zeiten." Freundlich setzte er hinzu: „Bei mir freilich wird man nicht nach Arbeit gekommen sein! Was ist man denn?"

„Bin ein Tischler!" sprach ich natürlich; und der Pfarrer setzte hinzu: „So, so! schade daß man nicht Uhrmacher, hätt' sonst eine Kleinigkeit zu thun gehabt. Aber unbeschenkt soll man nun doch nicht von meiner Thüre gehen."

Mit diesen Worten wollte er sich umdrehen, wohl um mir eine kleine Gabe zu holen. Ich aber hielt ihn zurück, indem ich sagte: „Wollen gütigst mir nicht ihre Uhr zeigen? — Bin als Knab oft bei unserem Wirth, einem Uhrmacher, gewesen, und hab' Manches dort gesehen und gelernt, was ich auch später noch geübt und nicht vergessen habe. Darum, wollen's mich nicht ihren Patienten einmal sehen lassen?"

Der Pfarrer schaute mir mit seinen kleinen grauen Augen eine Zeit lang prüfend in das Gesicht, und sagte endlich: „Es ist ein altes, kostbares Werk, meine Wanduhr, mir besonders lieb, zumal es ein Erbstück ist. Darum schon möcht' ich es nicht gern aus dem Hause geben. Aber es fehlt mir viel, wenn ich die Uhr nicht gehen höre. Möcht's fast versuchen. Man scheint mir ein verständiger junger Mensch, der einem alten Manne seinen lieben, treuen Stundenwecker nicht verderben wird. Man komme; man möge eintreten, das Werk besehen und dann seine Meinung äußern."

Mit diesen Worten trat er in das Haus zurück. Ich folgte, offen gesagt, mit einiger Beklommenheit, denn meine Uhrmacherkunst war nicht bedeutend, und überdies flößte der alte Pfarrer mir bereits Hochachtung ein, so daß ich vor ihm nicht gern mit Schanden bestehen mochte.

Es war eine kostbare, schöne Uhr, die in einen alten rüsternen Gehäuse hing. Letzteres war für mich von ganz besonderem Interesse, da es überaus künstlich reich geschnitzt und verziert war. Er sagte mir, daß das Gehäuse das Meisterstück eines Tischlers sei, der zugleich ein gut Stück von Bildhauer gewesen wäre. Und in der That, so mußte es gewesen sein, denn ich wurde nicht müde, die Arbeit zu bewundern. Endlich jedoch mußte ich auch einen Blick auf die Uhr selber werfen, und hier fand ich, daß zum Glück der Schaden nicht bedeutend war, und ich wohl im Stande sei, ihn zu repariren, so ich anders eine passende Feile nur irgendwo vorfände. Der Pfarrer hatte meinen Bericht mit sichtbarer Freude vernommen. Jetzt meinte er, daß ich beim Schmiede das Gewünschte wohl finden würde. Und so war es auch. Ich fand dort im Kasten zwischen dem alten Eisen eine Feile, die brauchbar war. Einen kleinen zierlichen Patenthammer besaß der Pfarrer, den größeren lieh der Schmied — und so saß ich denn, hämmerte und feilte, bis es mir nach einigen Stunden gelungen war, das Werk in Gang zu bringen. Ich sehe noch des alten Mannes Augen leuchten, als er seinen Liebling wieder gehen hörte; es war, als ob ihm ein Freund zurückgegeben sei. Und als ich nun noch sogar eine

kleine schadhafte Stelle am Gehäuse leimte und wieder an Ort und Stelle einfügte, hatte ich mir die ganze Gunst des geistlichen Herrn erworben. Er hatte mein Schelmenliedchen von vorhin rundweg vergessen, und dachte nur noch daran, sich mir gefällig, ich möchte fast sagen dankbar zu bezeigen. — Alles dies hat er redlich gethan. Nicht allein, daß mir der alte Herr ein gutes Essen hatte verabreichen lassen, wie durch einen anständigen Zehrpfennig, er war auch noch auf mein ferneres Fortkommen bedacht. Er hatte während des Arbeitens sich viel mit mir in Gespräche eingelassen; hatte mich um Heimath, Jugend, Leben und Wanderschaft gefragt, bis er zuletzt Alles wußte, was ihm nöthig schien, um mich kennen zu lernen. Daß ich es kurz mache — mußt' ihm gefallen haben, denn er sagte beim Abschiede, während er zugleich einen eben vollendeten Brief mir überreichte: „Man will zur Stadt. Hab' dort lange als Candidatus im Hause eines ehrsamen, frommen, guten Tischlers gewohnt. Bin bis heute mit dem Meister in Connex geblieben — und ich denke, mein Wort gilt etwas bei dem Manne. Hab' Euch ihm empfohlen. Man gebe ihm diese Epistel. Und so anders mein Schreiben von Erfolg, so man Arbeit bekommt, wünsche ich, daß man meiner Empfehlung sich würdig zeige — und mir Ehre mache. Man gehe mit Gott!" Ich war so erstaunt ob der Güte, daß ich nicht Worte zum Danke fand; hab' nur dem alten Herrn die Hand gedrückt und kein Schelmenliedchen vor seiner Thür mehr gesungen.

Andern Tages war ich hier."

In diesem Augenblick trat die Meisterin wieder zur Thüre herein, und der Meister, sie erblickend, sagte freundlich, schelmisch: „Kommst gerade recht, Frau. Bin eben da in meiner Geschichte, wo ich hier einwandere, und des Pfarrers Brief deinem Vater übergebe. Denke mir, könntest mein Gespinnst nun weiter entwickeln."

Frau Sabine jedoch rief: „Hast deine Streiche noch immer im Kopfe, Alter? Meinest, ich solle dem jungen Volke hier erzählen, wie wir ein Paar wurden, und du Meister dazu, in des Vaters Werkstatt? Wollen's lassen, Alter! Denk, deine Geschichte hat auch so einen Schluß. Sind ja Beide der lebendige Punkt dazu."

Der Altgesell sagte voll Salbung und Schmeichelei: „Frau Meisterin findet immer das Richtige. — Unser Dank dem Herrn!"

Eduard lachte. Wie aber, als fürchte er für seine unzeitige Freude bestraft zu werden, sprang er auf und rief durch das Fenster schauend: „Der Labiauer kommt mit dem Ränzel so fein, das wird gewiß voll Dukaten sein!"

Mit diesen Worten war er zur Thür hinaus, dem Genannten entgegen, dem er geschäftig das winzige Ränzel abnahm und lustig singend zur Kammer hinauf trug.

Andern Tag stand der fremde Gesell rüstig arbeitend in der Werkstatt. Man sahe es, es ging ihm Alles leicht und gescheidt von der Hand. Er arbeitete rasch und sicher; doch in seinen Augen lag ein trüber Ernst, den selbst ein heiteres Lied der Genossen nicht zu verscheuchen vermochte. Man sahe es, nur mit Widerstreben stimmte er ein in den frohen, fröhlichen Gesang.

Der Meister schien ihn ob dieses Ernstes besonders gern zu haben, wogegen die Kameraden in der Werkstatt ihm von vorn herein den Spitznamen „der Stille" gaben. Besonders der Altgesell, der Hanauer, schien einen absonderlichen Groll sofort auf den Labiauer geworfen zu haben. Bei jeder Gelegenheit suchte er ihn zu hänseln und dem Spott der Mitarbeitenden Preis zu geben.

Es ist ein frisches, lustiges Treiben in der Werkstatt. Der handhabt die Säge, der den Hobel, jener den Meißel, und dieser Zollstock und Winkelmaß, indeß der Eduard am Herde steht und den Leimtiegel wärmt. — Jetzt geht die Else am Fenster vorüber dem Garten zu. Sie hat einen Blick nach der Werkstatt geworfen, und dieser Blick hat nicht den Hanauer, wie erwartet wurde, getroffen, sondern den Stillen. Darob ist in der Brust des Ersteren ein Feuer erglüht, daß er die Säge kreischen und in das Holz scheiden ließ als solle, weiß Gott was zerschnitten werden. Der Eduard schaut auf und ruft, er war ja nun einmal der neckende Kobold der Werkstatt: „Hanauer, soll ich Wasser hollen? Brennt's Brett?

Die Mitgenossen blickten auf und lachten. Der Geneckte aber ergriff den Zollstock, und ihn nach dem Burschen schleudernd, ruft er: „Verdammter Schlingel! Denkst bist vornehmer Leute Kind. Aber wart', ich bläue dir den Rücken."

Plötzlich jedoch hielt er inne, und einen scheuen Blick zur Seite, auf das vorhin durchschnittene Brett werfend, murmelt er dumpfe, unverständliche Worte vor sich hin, und blickt auf's Neue scheu, erbleichend nach dem Brett.

Die Kameraden, die bei den Worten des Eduard alle auf ihn geschaut, sehen seine Blicke, und der im zunächst stehende ruft: „Nun was gibt's? Ist's wieder nicht richtig?"

Der Hanauer hat die Frage vernommen und, wie als drücke es ihn, das Geheimniß länger bei sich zu behalten, ruft er in Hast, scheue Blicke zur Seite werfend: „Nicht unrichtig, sondern richtig ist's! Das Brett sollte zur Wiege werden; aber es wird ein Sarg daraus. Verlaßt Euch darauf! Ich hört' es deutlich im Holz klopfen. Das war der Ruf der Todten!"

Und wie, als solle seinen Worten die Bestätigung auf dem Fuße folgen, trat jetzt der Meister zur Werkstatt, der sich sofort zu dem Hanauer wendend sagte: „Lassen's die Wiege nur — die hat Zeit. Ein Sarg ist bestellt.

Die Anwesenden erschracken unwillkürlich. Alle waren still geworden. Jeder von ihnen kannte die Sage, die ja fast keinem Tischler unbekannt ist; aber dennoch wurden sie diesmal ganz besonders von dem Klopfen des Todten erschreckt; wohl weil das Ganze so unmittelbar auf einander gefolgt war.

Der Eduard freilich, der konnt's nicht lassen, der mußte dem Gefühl der Stimmung den richtigen Ausdruck geben — und hub, als der Meister die Werkstatt kaum verlassen hatte, zu deklamiren an:

„Ein Tischler in der Werkstatt stand,
Bei Hobel und Säge unverwandt.
Bis Abend spät, vom Morgen früh,
Stand er in der Werkstatt und feierte nie —
Bis zu dem Ruf der Todten.

Es klopfet vernehmlich und leise an,
Es rastet und horcht der alte Mann;
In einem der Bretter, zur Seite dicht,
Da klopft es gemessen, es täuscht ihn nicht.
Das ist der Ruf der Todten.

Wohl wußte der Meister zu deuten den Klang.
Der aus dem Brette vernehmlich drang:

Wo eben erschallt das Klopfen dort,
Das wird zum Sarg geschnitten sofort.
Das sagt der Ruf der Todten."

Jetzt schwieg er, er mochte nicht weiter sprechen. Aber der Hanauer, der durch sein Wissen und durch sein Prophezeien im Ansehen bei seinem Mitgenossen besonders gestiegen zu sein glaubte, rief: „Nun sag' dein Lied nur weiter. Bist ja ein Gestudirter, und so schlägt das in dein Fach. Oder graut dir vor deiner eigenen Kunst?"

„Nein!" sagte der Junge ernst, wie sonst nie. „Mir graut nicht. Aber ich zögerte mit dem Schluß, weil ich nicht wollte, daß Eure Gedanken so an das Tageslicht kämen. Nun Ihr es wollt, will ich das Ende des Liedes sagen; doch möcht' ich in Eurem Herzen keine Folgerung darauf bauen; die Elfe bekommt Ihr nicht, selbst wenn der Meister stürbe, was hoffentlich nicht geschehen wird. Ihr seht, ich bin auch so ein Stück von einer prophetischen Hausmucke. Und, als bemerke er das Bleichwerden des Geschmähten nicht, noch sehe er die verlegenen, erstaunten Blicke der andern Gesellen, die alle wie fragend auf den Hanauer blickten, der vor innerer Erregung nicht zu sprechen vermochte, da er sein Geheimniß, was er so tief verborgen glaubte, so plötzlich an das Licht gezogen sah — sprach der Junge mit düsterem Blicken, den Worten angemessenem Tone weiter:

„Schon ist der Tischler ein müder Greis,
Die Hände sind dürr, das Haar ist weiß:
Er nimmt den Hobel mit zitternder Hand
Und stellt sechs Bretter sich an die Wand,
Da schallt der Ruf der Todten.

Wohl schaut sich der Alte erschrecken um,
Doch Alles ist öde und still und stumm;
Bis daß er wieder zur Arbeit geht,
Da klinget so nahe, dort wo er steht,
Der alte Ruf der Todten.

Es fasset ein Grausen den müden Greis,
Er arbeitet weiter mit doppeltem Fleiß.
Schon oft vernahm er den düsteren Klang,
Nie aber ward das Herz ihm so bang
Beim leisen Ruf der Todten.

Schon sind die Bretter zusammengefügt,
Da klopft es drinnen, die Angst nicht trügt:
Im neuen Sarge klopft es schon,
Der alte Klang der alte Ton.
Der grause Ruf der Todten.

Der Sarg ist fertig. Den Meister stört
Kein Fremder der den Sarg begehrt;

Für ihn allein war der Sarg ja nur,
Ihm galt der Ruf der Todtenuhr:
Der stille Ruf der Todten.«

Das Gedicht war beendet. Alle schwiegen. Niemand mochte Etwas darauf erwidern oder dazu sagen. Jeder athmete freudiger auf, als jetzt die Else aus dem Garten zurückkehrte und mit ihrer glockenhellen, fröhlichen Stimme den Eduard rief, daß er käme und den gefüllten Gartenkorb ihr in's Haus tragen helfe. Es war, als ob ein heller Sonnenschein durch ein trübes, düsteres Gewölk hindurch geblickt hätte. Nur der Hanauer arbeitete dumpf brütend vor sich hin, von Zeit zu Zeit giftige, verstohlene Blick auf seine Genossen werfend.

Der Stille aber hatte bei des Mädchens Ruf die Augen aufgeschlagen, hatte hinaus gesehen, und über sein Gesicht war es wie des Frühroths Morgenhauch gekommen; so feierlich, still verklärt hatte er aufgeblickt, um gleich darauf desto trüber und ernster weiter zu arbeiten.

Am Sonntag aber, als der Nachmittagsgottesdienst vorüber war, saß er drunten im Garten auf der Bank, wo die Else zu sitzen pflegte, und zeichnete. Er hatte von Eduard sich Papier und Stift besorgen lassen. Und während seine Kameraden in das Freie hinauszogen, saß er und zeichnete, emsig und bemüht, bis das Wort des Meisters, der leise und unbemerkt heran getreten war, ihn aufschreckte und störte.

„Nun, nicht zur Herbe ge?“ sagte der alte Mann, und warf einen Blick auf das Papier. „Pressirt's mit Eurer Arbeit?“

„Das nicht, Meister,“ entgegnete der Gesell und stand auf. „Hab' so lang und so oft in dieser Zeit das Herbergsleben genossen, daß ich es für einen Sonntag schon entbehren kann. Und überdies find' ich, offen gesagt, keinen Gefallen an dem Treiben dort. Mein Vater, der ein Beamter war, sagte zu mir, als ich mich aus Lust und Liebe zum Handwerk entschloß: „Mir Recht! Der studirten Leute haben wir genug; aber merke dir: Handwerk hat in jetziger Zeit nur einen goldenen Boden, wenn du es gründlich erlernt hast und es verstehst, es zur Kunst auszubilden. Werde ein Tischler — aber suche deinen Arbeiten eine gefällige, künstlerische Form zu geben, und es wird dir an Anerkennung nicht fehlen.“

„Aber oft an Verdienst und Brod,“ fiel lächelnd der alte Meister ein. „Nun jeder nach seine Weise. Habt wohl so eben ein Kunstwerk entworfen?“ setzte er schmunzelnd nach einiger Zeit hinzu. „Darf ich's sehen?“ Mit diesen Worten griff er nach dem Papier, das der Gesell ihm freilich nur mit einigem Widerstreben zu lassen schien.

Der Meister aber, der einen Blick auf die Zeichnung geworfen hatte, wurde ernster, stiller. Der sichtbare gutmüthige Hohn und Spott, der bisher auf seinem Angesicht gelegen, machte mehr und mehr einem freudigen Erstaunen Platz, bis er endlich nicht ohne Wehmuth sagte: „Bin nun zu alt, das noch zu lernen! Das seh' ich schon,“ scherzte er, „ein Schemel für eine Bauernstube ist es nicht;“ und gleich darauf wieder ernst werdend, und wie mit sich selber sprechend, setzte er hinzu: „Es muß doch hübsch sein, so zeichnen zu können, so zu arbeiten. Ja, ja! Das wäre ein Werk wie der alte schön geschnitzte Uhrschrank des seligen Pastors. – Jedes in seiner Art!“

Sinnend betrachtete er wieder die Zeichnung. Plötzlich jedoch fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, und wie aus schönem Traum erwachend, sagte er, dem Gesellen auf die Schulter klopfend: „Wenn ich wüßt', ob's so gelänge, wie es hier auf dem Papier steht, möcht' ich's schon wagen.“

Und gleichsam, als wolle er im raschem Entschusse alle Zweifel beseitigen, rief er: „Hab' immer zur nächsten Gewerbeausstellung Etwas liefern wollen. Nun mag's geschehen — und Euer Tisch, der soll es sein!"

„Meister!" sprach der Gesell freudig, „Ihr wolltet?" Mehr vermochte er nicht zu sagen, seine Augen leuchteten; die Hand, sie zitterte vor innerer Erregung. Der Meister sah es und lächelte zufrieden. Endlich sagte er: „Seh' euch die Freude an! Glaub's schon; denn die größte Freude hat man ja, wenn man seine Gedanken durch die Arbeit verwirklichen kann. Macht Euch das Ganze nur klar; zeichnet und berechnet fein — und dann frisch an's Werk! Aber reinen Mund. Behaltet die Sache für Euch; man muß so etwas nicht an die große Glocke schlagen, und in den Reibkasten der Herzen jede Klappe aufgehen zu machen. — Ihr macht vorläufig den Tisch auf Bestellung und damit Basta! Ist er gelungen, können wir thun, was wir wollen, und was Rechtens ist. — Somit Gott befohlen, Labiauer. Wir sprechen noch weiter von der Sache."

Mit diesen Worten ging der alte Mann davon und ließ den Gesellen in heftiger Aufregung zurück. An ein Weiterzeichnen war für jetzt nicht mehr zu denken. Sein Herz wogte in freudiger Erregung und seine Hand zitterte in banger Erwartung und Hoffnung.

In diesem Augenblick huschte Eduard in den Garten hinein. Er sah sich scheu flüchtig um, und da er niemand bemerkte — denn nach der Laube, in der der Labiauer stand, warf er keinen Blick — brach er von dem zunächst stehenden Rosenstrauch eine halb verblühte Knospe ab, und rannte mit derselben wieder zum Garten hinaus.

Der Gesell, der das Thun und Treiben des Burschen bereits genugsam kannte, lachte vor sich hin. „Was er wohl wieder für eine Teufelei im Sinne hat? sagte er zu sich selbst und schritt zum Garten hinaus. Als er aus der Hausthür trat und einen Blick auf die Straße warf, sah er, wie die Else mit einer Freundin so eben nach dem Markte zu ging. Während sie sich noch einmal umsah, bemerkte er, daß sie ein kleines Bouquet Rosen an der Brust trug.

Jetzt vernahm er von der Werkstatt her einen raschen freudigen Tritt. Der Hanauer war's. Er hörte noch wie er zu Jemand sprach: „Also zum Augarten! Nun, so es der Frau Meisterin genehm, machen wir denselben Gang. Das Wetter ist schön!" Der Hörende vernahm nicht, was die Meisterin darauf entgegnete. Er sah nur den Hanauer daher kommen, stolz aufgeblasen, ihn kaum beachtend, im Knopfloch an der Brust eine Rosenknospe tragend.

Warum ergriff den jungen Gesellen der Anblick der Rose so mächtig? Warum mußte er zugleich jenes Straußes gedenken, den die Else an ihrem Busen trug? Hatte er doch bislang des Mädchens kaum Acht gehabt; war er doch mit seinen Gedanken immer bei seiner Arbeit gewesen, mehr der Zukunft als der Gegenwart lebend. — Und nun stand das junge Mädchen mit einen Male im Geiste vor ihm, in ihrer jugendlichen Frische, ihrer Natürlichkeit und Anmuth eine Maienrose, im Aufblühen begriffen, so daß es ihm gar eigen um's Herz wurde, und er nicht wußte, ob er sich freuen oder traurig sein sollte.

(Schluß folgt.)

Das Auge.

Das Auge ist der Spiegel
Vom tiefen Seelengrund,
Es löst des Herzens Siegel
Und gibt Verborg'nes kund.

Der keuschen Liebe Namen
Und Schauer in der Brust,
Sie wohnen drin zusammen
Gepaart mit süßer Lust.

Die Andacht und die Treue,
Die Sehnsucht und der Muth,
Die Unschuld und die Reue,
Der Wollust sünd'ge Gluth.

Das seelige Entzücken;
Der ruhig gleiche Sinn,
Sie leuchten aus den Blicken
Und spiegeln sich darin.

Da wohnt das stille Sehnen
Nach unbekanntem Gut,
Es birgt sich hier der Thränen
So mächt'ge Perlen-Fluth.

Wenn Unheil uns betroffen,
Geflohen uns das Glück,
Dann thaut ein banges Hoffen
Im thränenfeuchten Blick.

Und was im Herzen lebet
Und was es leis berührt,
Was innen wirkt und webet —
An's Licht das Auge führt.

Das Auge ist der Spiegel
Vom tiefen Seelengrund,
Es löst des Herzens Siegel
Und gibt Verborg'nes kund.

A. Schider.

(Der Unterschied.) Ein Franzose, der etwas Deutsch sprach, war in einem deutschen Gasthofe unzufrieden über den Wein und beschwerte sich darüber bei dem Wirth. Der Wirth entschuldigte sich, indem er sprach: Mein Herr, der Wein ist bei so billigen Preisen gut genug für Tischwein." — „Da hab' Sie kans rekt, „kut knuk für die Schwein."

(Ein fünffacher Mord.) In Venedig ist dieser Tage ein junger Bolognese verhaftet worden, welcher des Mordes seiner Eltern, seiner Schwester, seiner Geliebten und deren Kindes angeklagt ist. Vor drei Monaten wurde am hellen Tag ein Geldwechsler in einer der belebtesten Straßen der Stadt in seinem Gewölbe ermordet. Nun hat man Verdacht, daß der erwähnte Bolognese auch diesen Mord verübt habe, weßhalb seine Auslieferung an Piemont erst dann erfolgen wird, wenn man sich hierüber Gewißheit verschafft hat.

(Interessante Berechnung.) Ein Wiener gewandter Mathematiker hat sich die Mühe genommen, zu berechnen, wie viel neue Eingulden Banknoten aufeinandergesetzt erforderlich wären, um die ursprüngliche Höhe des Stephansthurmes in Wien zu erreichen. Diese Berechnung hat derselbe nach Linien, und dem Klaftermaße von 76 Klaftern der ursprünglichen Höhe vorgenommen, und es ist fast unglaublich, aber dennoch wahr, daß das Resultat ein Product von nur 903,000 fl. ö. W. beträgt.

(Geben macht seliger denn Nehmen.) Bei dem letzten Aufenthalte des Kaisers zu Compiegne empfing jeder der eingeladenen Gäste täglich vom Ceremonienmeister eine Anweisung, worin ihm die Dame bezeichnet wurde, der er seinen Arm anzubieten hatte, um sie in den Speisesaal zu führen. So erhielt Mr. de Sacy eines Tages die Anweisung auf den Arm der Madame de Persigny. Er näherte sich ihr. „Wer sind Sie?" fragt Frau v. Persigny, ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend. „Ich bin de Sacy, Mitglied der französischen Akademie und Director des Journal des Débats." „Ich kenne sie nicht, denn Sie wurden mir nicht vorgestellt", antwortete die Frau des Ministers. „Madame, ich habe den Befehl erhalten, Ihnen meinen Arm zu reichen" „Dann nehmen Sie meinen Arm, aber geben werde ich ihn Ihnen nicht." Und so geschah es auch. Die Kaiserin welche die Aufregung im Saale bemerkt hatte, fragte Herrn Sacy, der bei der Tafel neben ihr saß, um die Ursache. Herr Sacy gab den Vorfall zum Besten, worauf die Kaiserin mit erhobener Stimme erwiederte: „O! n'y faites pas attentian, car ellee est touquée."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 6. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Februar 1863.

Die Rose im Tisch.

Novelle von F. Brunold. (Feierstunden.)

(Schluß.)

Des Letzteren aber war des Grundes wohl mehr vorhanden. Was war er denn? Ein armer Gesell, der nicht Vater, nicht Mutter mehr hatte; dem die Eltern Nichts hinterlassen, der allein darauf angewiesen war, sich sein Brod durch seiner Hände Arbeit zu verdienen; ja der keine Aussicht hatte, jemals Meister werden zu können. Wie sollte er bei seinem kärglichen Lohn daran denken können, sich so viel zu ersparen, um etwas Eigenes beginnen zu können! Wie so anders stand es mit dem Hanauer. Er war eines Handwerkers Sohn; sein Vater war alt und ging, wie es hieß bereits damit um, dem Sohne die Werkstatt zu übergeben. Mußte er also nicht schon deßhalb der Meisterin als Sohn willkommen sein? Und die Else? Was wußte er von ihr? Sie trug duftende Rosen an der Brust, wie deren der Hanauer eine gleiche trug. War es zu verwundern, daß ihm die Rosen nicht dufteten, sondern er nur den Stich der Dornen zu empfinden meinte! Er sah es ja nicht, wie die Else so unmuthig den Kopf zur Seite warf, als sie des Hanauers ansichtig wurde, der ihr zum Augarten gefolgt war. Er sah es nicht, wie sie die Rosen von der eigenen Brust nahm und rasch zur Erde fallen ließ, um sie mit den Füße, wie absichtslos, zu zertreten, als sie die Rose in seinem Knopfloche bemerkte. Er sah dies Alles nicht, und so stand er traurig in der Thür, um gleich darauf nur noch trauriger zur Werkstatt zu gehen. Dort aber, dort ermannte er sich rasch; er gedachte seiner Zeichnung, seiner vorhabenden kunstreichen Arbeit, und so griff er in aller Hast nach dem Stift und begann auf's Neue zu zeichnen.

Der Gedanke an die Else schien ihm neue Kraft neue Geistesschwingen verliehen zu haben, so rasch flog nun der Stift über das Papier. Und als er die Zeichnung besah, war es, als ob der ganze Tisch den er zu verfertigen gedachte, nur eine zierlich im Holz geschnitzte Blume sein sollte, so leicht, so lieblich gestaltete sich das Ganze.

Im Arbeiten hatte er Ruhe gefunden, und der trübe Ernst der Seele hatte einer milden Hoffnung Raum gemacht.

Der Hanauer aber war von der Stunde ab ein Anderer geworden. Alle häßlichen Seiten seines Charakters kehrten sich heraus. Er hatte es ja nicht gesehen, nicht sehen wollen, daß die Else ihre Rosen mit Absicht von sich geworfen; er fühlte es nicht, daß das Mädchen ihm sichtbar aus dem Wege ging. Er hatte die kluge, berechnende Mutter für sich — und so ließ er seine Pläne, seine Gedanken zur That werden, und hielt bei dem Meister, bei der Meisterin um die Hand der Tochter an. Er wollte, wie er sagte, die Werkstatt des Vaters übernehmen und ein eigenes Hauswesen gründen.

Der Frau war der Antrag nicht unlieb, und sie war nicht abgeneigt, ihr Jawort sofort zu geben. Doch der Meister konnte in seiner Bedächtigkeit die Frage nicht unterdrücken, „ob denn die Else von seinem Vorhaben wisse?"

Die Frau schaute bei diesen Worten unwillig auf; nicht ohne Erregtheit sagte sie: „Ich dächte, Else ist meine Tochter, und alt genug um zu wissen und einzusehen, was zu ihrem Besten ist. Kinder müssen nicht gar zu viel gefragt werden!"

Doch der Meister ließ sich durch die Heftigkeit der Frau nicht von seiner Ansicht abbringen. Gutmüthig schmunzelnd sagte er: „Schon gut, Mutter! Aber der Hanauer will kein Kind, sondern eine Frau, was eben die Else werden soll. Und bei der Sache pflegen die Mädels doch auch gern ein Wort mitreden zu wollen, wie du dies auch zur Zeit gethan. Bei der Gelegenheit ziehen sie oft die Kinderschuhe aus. Drum", und hiemit wendete er sich zu dem Gesellen, „ein Mann, ein Wort, Hanauer! Die Else ist mein einziges Kind. Ich mag sie nicht drängen und zwingen — so sie Euch will — sollt auch Ihr mir als Sohn willkommen sein! Versucht bei dem Mädel Euer Glück! Adieu für jetzt! Wir sind und bleiben die alten Freunde." Mit diesem Bescheide mußte der Gesell sich begnügen. Die Else aber ungestört sprechen zu können, wollte ihm nicht gelingen; sie wich ihm sichtbar aus. Das ganze Leben im Hause war überhaupt ein mehr gedrücktes worden. Die Mutter hatte es nicht unterlassen können, der Tochter von dem Antrag zu sagen — und die, die hatte entschieden ihre Abneigung gegen den Hanauer erklärt, was eben auch nicht zum Frieden des Hauses beigetragen hatte.

Nur der Meister schien von diesem Allem nichts sehen und merken zu wollen. Er ging seinen ruhigen gewohnten Gang. Nur bei dem Labiauer stand er jetzt öfter als sonst in der Werkstatt. Derselbe hatte sein kostbares Tischchen bereits in Arbeit genommen, zum Aerger der übrigen Gesellen, besonders des Hanauers, und da hatte der Meister natürlich öfters nachzusehen und zu fragen oder anzuordnen. Und gewiß, es war ein kostbares, reizendes Stück Arbeit, das dort auf der Hobelbank lag. Wie leicht, wie zierlich rundete sich Brett auf Brett; wie künstlich waren die Bogen gehobelt und geschnitzt! Freilich, der Gesell wendete auch seine ganze Kunst, all seine Liebe und Ausdauer darauf. Es war, als ob er in das kalte, unscheinbare Holz alle seine Gedanken und Gefühle hineinlegen wollte. Er hatte von dem Antrage gehört, den der Hanauer gemacht, und er zweifelte nicht, daß es demselben doch endlich, mit Hilfe der Meisterin, gelingen werde, den Zweck zu erreichen. Eine tiefe Wehmuth, ein tiefer Schmerz hatte sich seiner bemächtigt. Er glaubte die Else für sich verloren und fühlte nun erst in diesem Gefühl des Verlornen, daß er das Mädchen vom ersten Tage seines Hierseins an unbewußt geliebt — und noch so herzinnig lieb habe. Und all' diese Liebe, diesen Schmerz suchte er in seine Arbeit hineinzulegen. Es war ihm oft, als habe er nur noch sein Werk zu vollenden,

und dann sei es Zeit zu sterben, oder doch wenigstens weiter, weiter zu ziehen, wo ihn Niemand kenne, ihn und sein Leid.

Wenn die Kameraden singend den Hobel dahingleiten ließen; wenn sie nach Feierabend fröhlich hinaus in's Freie zogen, saß er daheim, schritt und hobelte, und schien keinen Sang zu hören, kein Abendroth zu sehen. Erleichterung fand er bei ihnen nicht; der Neid war in ihre Brust gezogen!

Nur der Eduard war dem emsig Arbeitenden gegenüber ein Anderer geworden; er schien bei ihm alle seine Streiche und Schelmenstücke verlernt zu haben. Mit sichtbarem Eifer stand er dem Labiauer zur Seite und half, wo er zu helfen vermochte. Hier zeichnete er mit großer Genauigkeit ein Blatt in natürlicher Größe, wie es gearbeitet werden sollte, auf das Holz; dort war er unermüdlich, den Leim zu wärmen und das geschnitzte Blatt zu halten, bis es durch die Schraube befestigt war. Genug, der Junge schien durch und durch ein Anderer geworden, so daß der Labiauer nicht umhin konnte zu sagen: „Guck! glaubt' hätt'st keine Lust zum Geschäft, und nun bist der Eifrigste und Thätigste von Allem!"

„Das macht," lachte der Bursche, „weil hier kein Sarg gezimmert wird, wie sie der Hanauer so gerne macht. Wärt' Ihr nicht gekommen und hättet mir gezeigt, daß auch noch andere Blumen als Schemel und Küchenspinde in unserer Werkstatt wachsen, ich wär davon gelaufen und wäre ein Weber geworden, dort hätt ich doch Etwas zu klappern gehabt!"

Jetzt aber, laut auflachend, lief er zur Thür und rief: Ich seh' die Elise und den Hanauer im Garten. Da muß ich auch dabei sein!

Und husch war er zur Werkstatt hinaus.

Drunten im Garten war der Altgesell der Elise gefolgt, die er zu den Blumen hatte gehen sehen. In der Laube traf er sie. Das Mädchen, ihn gewahrend, wollte sich rasch davon machen; doch der Hanauer ergriff sie bei der Hand und sagte aufglühend in tiefer, inniger Erregung: „Elise! Es muß gesprochen sein! Sie wissen was ich wünsche, was ich der Mutter, dem Vater bereits gesagt. — Darf ich hoffen?"

Das junge Mädchen drehte sich, wie unwillig zur Seite und fragte: „Hab ich Ihnen jemals Hoffnung gegeben?"

Der Hanauer stutzte; sichtbar betroffen entgegnete er: „Junge Mädchen pflegen ihre Neigung niemals offen zur Schau zu tragen; ich aber dächte doch, daß ich nicht ganz ohne Zeichen wäre: — die Rose —."

„Was für eine Rose?" fragte die Elise, unmuthig erstaunt, aufglühend.

„Nun," lächelte selbstzufrieden der Gesell, „fand ich nicht Ihre Rose an jenem Sonntag Nachmittag auf meiner Bank? Sie war es doch die mich gleichsam zum Augarten rief."

„Wie?" rief das junge Mädchen einen Schritt näher tretend und dem Hanauer in das Gesicht schauend, „ich, ich hätte Ihnen eine Rose gesendet? Wer wagt das zu sagen?"

Der Eduard, der schon einige Zeit hinter der Laube gestanden und gelauscht, trat jetzt vor und sagte mit dumpftrübseliger Leichenbittermiene: „Ach, du mein Herr Jesus, was habe ich da angerichtet! Lieber Hanauer, Ihr wartet mir immer so zugethan — und da habe ich Euch als Zeichen meiner Gegenliebe, die Rose auf Eure Hobelbank gelegt. Die Elise weiß nichts davon!"

Der Gesell stand einen Augenblick wie sprachlos ob dieser neuen Fopperei des vermaledeiten Jungen. Plötzlich jedoch ermannte er sich, sein Auge funkelte — und dem sich dessen

nicht versehenden Eduard eine tüchtige Ohrfeige gebend, rief er, zugleich zur Laube hinausstürzend! „Da hast du meine Liebeserklärung."

Der Junge rieb sich die Backen, und zur Else verlegen, listig aufschauend sagte er! „Das hat man davon, wenn man sich zwischen Brautleute steckt."

Die Genannte aber lachte auf, und den Jungen beim Arm erfassend und ihn einigemal gleich einem Kreisel herumdrehend, rief sie: „Schweig, sonst bekommst von mir noch Eine. Dabei ergriff sie ihn aber beim Kopf, küßte ihn auf die Stirn, und lief, wie ein Reh, zum Garten hinaus.

Dem andern Morgen fand der Labiauer eine Rose auf seiner Bank liegen. Niemand wußte wie sie dahin gekommen.

Nun rückte der Termin zur Einlieferung der Gegenstände zur Gewerbeausstellung heran.

Der Meister hatte jetzt dessen kein Hehl mehr zu sagen, daß der Tisch für die Ausstellung bestimmt sei. War er doch beinahe vollendet und so überaus gelungen.

Um so mehr war er daher eines Morgens entrüstet, als er vernahm, daß in der Nacht von der Arbeit ein Blatt am Fuß abgebrochen sei und auf der Platte sich einige Schrammen befänden. Man sah es, es war dies Alles mit Absicht und aus Muthwillen oder Rache geschehen.

Der Thäter war nicht zu ermitteln. Und so ließ der Meister die Bank des Labiauer nach seiner eigenen Arbeitsstube hinüberschaffen, damit der Gesell dort ungestört sein Werk zu Ende führen könne. Das Sprüchwort sagt: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; oder: Was man verhindern will, befördert man absichtslos zumeist. Hatte der Thäter im Sinne gehabt, ein Werk zu stören, damit es nicht zur rechter Zeit abgeliefert werden könne, oder gedachte er zu verhindern, daß die Else sich so oft ein Gewerbe mache, zur Werkstatt zu kommen, um die schöne zierliche Arbeit zu bewundern und zu loben — so war nun Beides fehl gegangen.

Drinnen in des Meisters Stube ging die Arbeit noch einmal so rasch von Statten. Niemand störte dort den Gesellen, und wenn die Else kam, Dies oder Jenes zu bringen, oder nach Diesem oder Jenem zu fragen, dann schien es, als ob Meißel und Hobel Flügel bekommen hätten, als ob Heinzelmännchen unsichtbar mitschafften und arbeiteten.

Die Platte des Tisches war eine köstliche Mosaikarbeit, aus lauter verschiedenenartig polirten Blättchen Holz zusammengesetzt. Und wenn man genauer die Zeichnung betrachtete, fand man, daß das Ganze ein liebliches Rosenbouquet war, das Einem entgegen zu duften schien, während die ganze Tischplatte selbst nur ein schön gebogenes und geformtes Blatt einer Callapflanze darstellte. Der Stiel des Blattes bildete den Fuß des Tisches, der drunten wieder in drei, erst leicht verschlungene, und sich dann zu eben so viel Füßen ausbreitende Epheublätter formte. Zierliche Schilfblätter schienen außerdem den Stiel noch zu umranken und gaben dem Ganzem ein ungemein leichtes, zierlich gefälliges Aussehen. Meister und Gesellen konnten nicht umhin, das vollendete Werk zu loben und zu bewundern.

Die Else aber stand dabei und glühte auf. Sie vermochte Nichts zu sagen, so übervoll war ihr die Brust; sie blickte nur verstohlen auf — und ihr Blick traf das Auge des Verfertigers, so daß sie, über und über roth werdend zu zittern begann. Er aber, er sah sie an, als wollte sie fragen: Hast du allein kein Wort der Freude, der Anerkennung für mich?

Doch sie konnte Nichts sagen, es war ihr nicht möglich; sie konnte ihn nur scheu, ver-

stohlen ansehen. Ihre Brust wogte; es ging ein ganzer Himmel von Glückseligkeit durch ihre Seele — aber reden konnte sie nicht; sie mußte nur immer wieder denken: Wie schön und wie prächtig ist die Rose abgebildet, die ich selber still, heimlich verschwiegen ihm hingelegt!

Der Gesell aber, der so gern ein Wort aus ihrem Munde vernommen hätte, der nach einem kleinen Lobe von ihrer Seite so innig lechzte, er wußte nicht, was er zu denken habe. Still, gedrückt, so recht tief getäuscht, wickelte er sein Werk ein und trug es mit dem Eduard hinüber nach dem Ausstellungsgebäude. War doch heute der letzte Termin der Ablieferung.

Wie viel, wie unendlich viel Schönes war bereits ausgestellt aus allen Fächern der Industrie und des Handwerks, aus allen Gegenden von nah und fern.

Der Gesell und der Eduard wurden nicht müde, Alles zu beachten; doch die rechte, ächte, herzinnige Freude an dem Vorhandenen schien Ersterem vergangen; wie in einem Traume ging er dahin; eine tiefe Erschlaffung, nach übergroßer Anstrengung, eine gedrückte Mutlosigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er mußte immer an die Else denken und an ihr Stillesein.

Trüb sagte er zu dem Jungen, als er heimging: „Eduard! Nächsten Samstag schnür' ich mein Ränzel und wandere."

„Was!" schrie der Bursch erschreckt, war er doch dem Gesellen von Herzen zugethan, „dann nehmt mich nur mit, denn ohne Euch halts ich's nicht aus. Doch was treibt Euch fort? Ihr müßt bleiben, bis die Preisrichter Euch die erste Medaille für Eure Arbeit zuerkannt haben. Und dann werden Euch andere Hände halten!"

Der Gesell schüttelte den Kopf. Ernst sagte er: „Mich verlangt nach solchem Preise nicht! — Und hast du nicht die anderen köstlichen Arbeiten gesehen? Die sind alle schöner, besser als die meinige!"

„Das ist Geschmackssache," lächte Eduard. „Mir gefällt nun einmal Euer Tisch am besten. — Wie! oder wollt Ihr weichen, weil man Euch den Possen in der Werkstatt gespielt? Seid ruhig, ich bring' das Schelmenstück zu Tage. Verlaßt Euch darauf. Wozu also wandern?"

Der Angeredete schwieg, aber man sah es, nicht aus Ueberzeugung, sondern nur, um nicht noch weiter in der Sache reden zu müssen.

Daheim in der Werkstatt aber war er noch stiller, noch trüber, als ehedem geworden. Hatte er Grund dazu? Wie zutraulich, wie lieb war die Else bisher gewesen — und wie scheu, wie ängstlich war sie nun! Er wußte es ja nicht, daß die Mutter sie täglich drängte, dem Hanauer Gehör zu geben. Er wußte nicht, daß selbst der Vater nur noch schwachen Widerstand dem Drängen der Frau entgegen setzte. Er sah die Thränen nicht, die das Mädchen heimlich, still in seinem Stübchen weinte. Er sah nur ihr ernstes, trübes Gesicht, ihr gedrücktes Wesen; und so trug er es länger nicht, er ging in raschem Entschluß zum Meister hinein — und kündigte ihm die Arbeit auf. Nächsten Samstag wolle er wandern.

Der Meister schaute auf, und das bleiche Gesicht des Gesellen bemerkend, sagte er: „Hätt's nicht erwartet. Aber Ihr scheint mir mehr geistig als körperlich krank — und da mag Veränderung gut thun. Steht auch mit dem Hanauer nicht auf dem besten Fuß, und da der vielleicht — —. Doch was rede ich. Frauen haben nun einmal gern ihren Willen. Also nächsten Samstag! Gut, Labiauer! Euer Wanderschein soll bereit liegen."

Dann aber, als würde er nun doch von innerer Rührung und Güte übermannt, trat er einen Schritt näher, reichte dem Gesellen die Hand und sagte, ihn sanft zur Thüre hinaus drän-

gend: „Geht nur. Morgen ist die Preisvertheilung, und wer weiß, was die uns bringt. Ein Mensch wie ihr findet überall sein Brod. Sollt's aber je einmal fehlen, dann kehrt heim zu mir. In meiner Werkstatt sollt' Ihr stets willkommen sein!"

Der Meister trat zurück und der Gesell schritt zur Werkstatt hinüber. Er hörte den Eduard näselnd sein früheres Lied parodierend singen:

„Ein Neidhard in der Werkstatt stand,
Er eines Andern Kunstwerk fand;
Der griff er denn mit Fäusten zu —
Und ging davon, legt sich zur Ruh' —
Ein Teufel lachte spöttisch."

Weiter konnte er nicht singen, denn der Zollstock des Hanauers flog ihm an der Nase vorbei.

„Vermaledeiter Junge! rief der Altgesell, „weißt nicht, daß ein Bursche in der Werkstatt nicht singen darf? Ich bläue dir den Buckel."

Die andern Gesellen schauten auf, sie wußten nicht, was sie von dem Zorn des Hanauers zu denken hatten. Es gingen gar eigene Gedanken durch ihre Brust.

Eduard war zur Werkstatt hinausgeschlichen. Draußen sang er weiter:

„Weiß nicht, was aus dem Brette spricht,
Der Meister stirbt noch immer nicht,
Das Mädchen setzt den Schippstuhl mir,
Mein spottend, schnippisch vor der Thür —
Da ist es Zeit zu wandern."

Die Else ging vorbei; sie hörte das Lied. „Pfui, Eduard!" sagte sie: hab ich des Herzeleids noch nicht genug? Mußt Du mir auch noch Kummer bereiten? Wenn die Mutter dich hört!" Wenn sie's nur thät!" rief der Junge ernst. „Ich trüge eine Tracht Schläge gern, wenn ich ihr Auge, Else, dadurch wieder lachen machen könnte. Aber Geduld, Geduld — ich helfe —". Und damit lief er davon.

Andern Tages fand die Preisevertheilung statt. Meister Erasmus war von früh an bereits in dem Ausstellungsgebäude anwesend. Es hatte ihm nicht Ruhe gelassen, er mußte hören, wer Preise gewann. Mittag war längst vorüber. Er hatte sagen lassen, man solle mit dem Essen nicht auf ihn warten, er käme noch nicht. Frau Sabine hatte unmuthig eine Stunde gewartet; nun aber war ihre Geduld erschöpft, sie hieß die Schüssel bringen und die Leute zum Essen rufen. Man setzte sich; aber es wollte Niemand schmecken; Alle waren erwartungsvoll. Nur die Else war still, gedrückt, ihr Auge verweint. Leise, wie von inneren Drange getrieben, fragte sie den Labiauer: „Also morgen geht es fort?"

Der Gesell sagte nichts, er nickte nur mit dem Haupte. Da stand sie auf, trat an das Fenster und that, als ob sie nach dem Vater ausschaue, in Wahrheit aber, um ungestört vor sich hin zu weinen. Sie hatte die Thränen nicht länger zu bergen vermocht.

Die Mutter sahe es, und hatte bereits ein hartes Wort auf der Zunge, als zum Glück der Meister eintrat. Sein Auge glänzte freudig, sein Schritt war rasch. Mit jugendlichem Eifer trat er zu dem Labiauer, reichte ihm mit zitternder Hand die große, goldene Preis-

Medaille hin und sagte: „Hier nehmt — sie ist Euer. Ihr habt sie verdient. Der Preis ist gewonnen. Den Tisch hat der Fürst selbst gekauft!"

Die Else schrie freudig auf, dann aber wurde sie bleich, als schäme sich ihrer Freude.

Der Gesell war aufgestanden; er zitterte vor Ueberraschung, er mußte an dem Stuhl sich halten. Endlich sagte er: „O, wenn dies mein Vater, die Mutter erlebt hätten. Sie drangen so ernst darauf, daß ich in der Schule und später in der Werkstatt was Tüchtiges lernen mußte. Wie würde dies sie nun erfreuen!"

Der Meister ließ ihn nicht weiter sinnen; stürmisch rief er, während die andern Gesellen sich herzudrängten und dem Labiauer die Hand schüttelten: „Wie die Eltern sich gefreut hätten, so freue ich mich. — Jetzt aber frage ich Euch: Wollt Ihr noch wandern? Bleibt — ich — ich bitt' Euch darum!"

Der Gefragte konnte nicht antworten, denn der Eduard drängte sich durch den Kreis — er hatte einen Augenblick vorher die Stube verlassen gehabt —, trat zum Hanauer und sagte „Altgesell! Draußen steht ein fremder Gesell, der will Euch sprechen. Soll't heim kommen Man hat Eurem Vater die Werkstatt versiegelt, weil die Schulden ihm über den Kopf gewachsen sind. Wußt' es längst, daß Ihr nicht so reich seid' als Ihr vorgabt. Und, Altgesell, wenn Ihr wandert, nehmt hier dies ausgeschweifte Blatt zum Andenken mit. Es ist das Blatt, das Ihr von dem Tisch des Labiauers damals in der Nacht losgebrochen. Fand es Tags darauf in Eurem Kasten. Nehmts mit und gedenkt meiner. Wenn Ihr später ja einmal einen Burschen bekommt, haltet ihn besser, als ihr mich gehalten habt. Adieu Hanauer!"

Alle standen und schauten erstaunt auf den bleichgewordenen Sünder, der keines Wortes mächtig war.

Der Labiauer war zum Fenster gegangen, wo die Else noch immer stand, hatte ihre Hand ergriffen, ihr in das glühende Auge geschaut und gefragt: „Soll ich mein Ränzel schnüren?" Und sie, sie schaute auf, blickte ihn an, so lieb, so traut, wie nur die Liebe schauen kann, schmiegte sich leise, innig an seine Brust, und ihre rosigen Lippen ihm schäumig zum ersten Kusse bietend, sagte sie: „Ernst! lieber Ernst!"

Ein ganzer Himmel voll Glück lag in diesem Worte. Und er, der zum Erstenmal sich so gerufen fand, zog sie an sich umschlang sie innig und rief: Nun erst fühle ich es, nun hab' ich den Preis errungen!"

„Den ich von ganzem Herzen dir, gönne!" sprach der Meister, der leise herangetreten war „Du sollst auch mir als Sohn willkommen sein!"

Der Hanauer hörte es; leise, unbeachtet schlich er zur Thür hinaus. Sein Spiel war ausgespielt; die Else war für ihn verloren; deren Herz hatte seine Heimath gefunden. Er kehrte niemals zur Werkstatt zurück.

Zukunfts-Elegie

auf den Ruinen eines Bierkellers*) geschrieben.

Einsam steh'st, verlassenes Gemäuer,
Stille herrscht um dich als wie im Tod,
Dämmerung hüllt dich in den saubern Schleier
Und die Sonne färbt dich kupferroth.
Urquell du, der herrlichsten Gedanken,
Die der Menschen heitre Laune schafft;
Als noch sel'gere Geschlechter tranken
Hier den schaumgekrönten Gerstensaft! —

Wo entlang sich dem bebuschten Hügel
Schlängelte die staubige Chaussee.
Kamen an des Durstes wildem Zügel
Leute aus der Fern- und der Näh.
Schlichte Bürger, Geistliche und Bauern,
Offiziers und Herren en famille:
Alles näherte sich diesen Mauern,
Schmachtend nach dem längstersehnten Ziel.

Wo im Schutt jetzt niederes Gewürme
Kriecht und schleicht durch aufgeschoss'nes Gras,
Kämpfte man einst wüthend heiße Stürme
Um den Maaß-Krug oder um ein Glas.
Jener Reif — o Musen, laßt mich weinen!
Schlang sich um ein Faß mit Brünstigkeit;
Nimmer wird sie je ein Gott vereinen:
Denn das Faß ertrank im Strom der Zeit.

Leicht geschürzt und langsam wie die Horen
Wankte einst der dicke Kellner dort;
An der Kellnerinnen schwachen Ohren
Scheiterte oft manches gute Wort
Denn in boshaft-düst're Schweigen hüllte
Eine Gottheit diese Nymphen-Schaar,
Bis man, dem gereizten Stier gleich, brüllte:
„Himmel Herrgott, bin ich denn ihr Narr!"

Seine engbehosten Beine spreizte
Zierlich dort ein Herrchen fein und zart;
That recht fürnehm, schwätzte viel und geizte
Mit den Witzen ganz nach Juden-Art.
Sich in Jugend-Zeiten träumend nickte
Oft ein alter Herr auf diesem Stumpf,
Und, wo jenes Unkraut wuchert, strickte
Eine Hofraths-Tochter ihren Strumpf.

Wo des Bächleins Silber-Wellen schäumen
Aermelte ein Liebes-Paar sich um;
Und bei Festen in den grünen Räumen
Stiegen Hoch's und Böller krachten bum.
Dort wo jetzt bei Mondenschein im Winde
Sanft sich wiegt das Schilfrohr, dürr und lang;
Tanzten Herren, Frauen und Gesinde
Bei der schmetternden Trompete Klang.

Körbe mit fünftausenden von Broden,
Käs' und Backfisch unser Auge sah,
Statt der Tannenzapfen auf dem Boden
Lagen Regensburger-Würste da.
In der Ecke dort das Stammgast-Stübchen,
Und die Stammgäst' ruhig in der Reih'
Trotzten oftmals bei dem braunen Liebchen
Rauchumdampft der pfiff'gen Polizei.

Kannegießend saß man auf den Brettern
Wo der Pflug zieht eine grobe Furch;
Und im Kreis der Basen und der Vettern
Zog man Manchen, der nicht da war, durch.
Hier zwei Mädchen, blondgelockt und niedlich
Stritten über eine Hut-Art klug;
Wo jetzt Pilze schießen, äzten friedlich
Sich zwei Advokaten bei dem Krug.

Dick besetzt mit Gläsern und mit Krugeln
Stand der Schenk-Schrank dort und schön verziert
Und auf einen von den beiden Flügeln
Hing das Schuldbrett, schwarz und roth lackirt.
Durch die Börse in die Hosentasche
Weht', so oft ein kreideweißer Strich
Auf das Brett tanzt nach geleerter Flasche
Kalt ein eis'ger Nord und schauerlich.

Mancher weint' mit bierbenäßten Blicken
Sanft vom Rausch gerührt, ob seinem Gram,
Wenn der Mond zu Aller Hochentzücken
Ueber jene blauen Berge kam.
Doch haarsträubend stiegen zwei Gespenster
In den schon betäubten Sinnen auf:
Wenn er heimkommt, seine Frau am Fenster
Und der Katzenjammer Tag's darauf —

Juden, Quäcker, Heiden Türken Christen:
Alle waren gleicher Meinung;
A- und Pan- und andere Theisten
Knüpft' harmonische Vereinigung. —
Trost ist nur im Bier, hier flieht der Zweifel,
Zwietracht herrscht nicht in Gambrinus Reich;
Und man glaubt an Himmel und an Teufel,
Denn das Bier macht Einem Alles gleich. — —

Doch nun ist ja Alles heimgegangen,
Nirgends sah ich einen Tropfen Bier:
Nur ein dicker Wald von Hopfenstangen
Steht in treuer Sympathie noch hier.
Ach, hier wird kein Brauer Saft mehr schäumen!
Und doch — wie ganz anders war es da,
Als du, wurstbekränzt in diesen Räumen
Herrschtest, holde Cerevisia!

(Gibt es noch Kinder?) In Berlin concertirt eben eine fünfjährige Pianistin, Antonie Roland mit Namen. Diese Thatsache ist an und für sich ebenso staunens- als bedauernswerth. Das „Wie" fällt bei den Leistungen dieses Wunderkindes natürlich in die Waagschale.

---

*) Bierkellerruine? schauderhafter Gedanke, eher wird Deutschland einig, ehe ein Bierkeller zur Ruine wird. Anm. des Setzers.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 7. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Februar 1863.

Der Seeräuber.

„Nein, nein, mein guter Herr Vormund! So haben wir nicht mit einander gewettet. Die Zeiten sind vorüber, wo die Vormünder ihre Mündel zu Heirathen zwingen durften, die im Interresse der Herren lagen; wenigstens bin ich die Person nicht dazu, die sich zu so etwas zwingen läßt. Wie kommen Sie mir vor? Ich einen Tabaksfabrikanten heirathen! Ich einen Tabaksfabrikanten! Es wäre empörend, wenn es nicht gar zu lächerlich wäre."

Diese Worte wurden mit trotzigem Laden von einem allerliebsten Mädchen von achtzehn Jahren einem ältlichen wohlhäbigen Herrn zugeschleudert, der im eleganten Zimmer vor ihr stand und sich über die Weigerung des kleinen Trotzkopfs sehr zu ereifern schien. Man sah es dem Kinde, wie dem Alten an, daß sie bei „guten Mitteln" waren und sich Beide ärgerten.

„Aber ich bitte Sie, liebes Klärchen, nehmen Sie doch nur Vernunft an," replicirte der grauköpfige Herr. „Wem in aller Welt ist denn nur eingefallen, Sie zu einer Heirath mit meinem Vetter Kaupert zwingen zu wollen? Ich habe mir weiter gar nichts erlaubt, als Ihnen denselben als eine sehr annehmbare Parthie vorzuschlagen. Fritz Kaupert ist ein junger angenehmer Mann, ein tüchtiger Kaufmann, ein braver Mensch, hat gute Fonds, und die von seinem Vater begründete Tabakfabrik in Bremen, deren Erbe Fritz ist, zählt zu den rentabelsten Geschäften. Es ist kein Tabaksfabrikant, wie Sie ihn zu bezeichnen beliebten, sondern der Besitzer einer Tabaksfabrik, die einer großen Anzahl Fabrikanten Arbeit und Brod giebt.

„Ich bitte sie sehr dringend, sprechen sie mir nicht gar so viel von Tabak! Es wird mir übel und wehe, und ich fürchte Schlimmes für mich von dieser unangenehm duftenden Conversation. Der Herr Vetter ist und bleibt ein Tabaksfabrikant, man riecht ihn weiter, als man ihn sieht und der bloße Gedanke mit einem stets nach Tabak duftenden Manne zusammen und in einem von Tabaksdüften ganz eingeräucherten Hause leben zu müssen, bringt mich schon zur Verzweiflung."

Und sie griff zur dunkelrothen, goldverzierten Krystallflasche mit dem Eau de milles fleures und goß sich eine kleine Fluth auf Kleid und Hände.

„Sie benehmen sich sehr kindisch, Fräulein Klärchen,“ sagte der Vormund etwas ärgerlich. „Ich habe weiter nichts von Ihnen gewollt, und Sie auch jetzt um weiter nichts, als daß sie mir gestatten, Ihnen meinen jungen Vetter vorzustellen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er wird hierher kommen und — was sich doch ganz von sich selbst versteht — bei uns wohnen.“

„Ich will nicht! Ich will durchaus nicht! Ich will und kann und darf ihn nicht riechen. Ich würde krank davon werden. So wie er kommt, verreise ich zu meiner Cousine Dröge. Nur keinen Tabak! Um Gotteswillen keinen Tabak! Es ist zu prosaisch.“

„Ach, lassen Sie doch diese Ueberspanntheit! Sie scheinen ganz zu vergessen, daß Ihr seeliger Vater und Großvater sehr ehrenwerthe Lederfabrikanten, d. h. eigentlich Gerber waren, deren Geschäft doch wahrlich auch nicht wie Rosenöl und Ambra duftet, und gar nichts von dem an sich hat, was Sie poetisch zu nennen belieben; aber die guten Männer haben Ihnen ein Vermögen von hunderttausend Thalern hinterlassen, welches sie mit der sehr übelduftenden Lederfabrikation erworben haben.“

Nachdem er dieses gesprochen, verließ der Herr Vormund in einiger Aufregung das Zimmer; Klärchen schlug ein Schnippchen hinter ihm her und griff wieder nach dem unsaubern Buche aus der Leihbibliothek, in dessen emsiger Lektüre sie durch den gutgemeinten Vorschlag des Mannes gestört worden war, und vor dessen übelriechendem Corpus sie sich keineswegs ekelte.

Dieses Buch erklärte eigentlich Alles. Klara Commler hatte in den Jahren der Entwicklung die Aeltern durch den Tod verloren und war bei einer Tante erzogen worden. Als auch diese aus dem Leben geschieden, war die reiche Waise in das Haus ihres Vormundes, des Kauf- und Handelsherrn Peter Schöppach gekommen. Die selige Tante hatte das hübsche und talentvolle Kind gründlich verzogen und zur Romanleserin gebildet. Aus der Leihbibliothek hatte sich Klärchen ihre Begriffe von Poesie und von einem reizenden romantischen Leben geholt, und sie hatte nicht nur die Ueberzeugung gewonnen, sie hatte sich auch den festen Entschluß in ihrem kleinen reizenden Lockenkopfe zurechtgestellt, sie könne und werde sich mittelst ihrer Schönheit — Spiegel und Eitelkeit hatten ihr davon eine hohe Meinung beigebracht — und mittelst ihres Geldes, dessen Werth sie sehr wohl kannte, ein Liebesglück gewinnen, wie es in ihren Lieblingsromanen schönstens beschrieben stand. In dieses farbenglühende und blumenduftende Phantasiebild, paßte freilich ein Mensch durchaus nicht, welcher eigentlich auf der Welt nichts weiter thut, als Tabak fabriciren zu lassen und zu verkaufen. Sie hätte natürlich ebensowenig einen Lederfabrikanten geheirathet. Ein unbestimmtes Ideal schwebte ihrer aufgeregten Phantasie vor, ein kühner, göttlicher Jüngling, zum Theil Apoll, zum Theil Herkules, Perseus oder anderer Halbgott, ein Dichter, Maler, Künstler anderer Art, Kriegsheld oder dergleichen.

Es war ganz so in der Ordnung, daß ein so romantisches Gemüth, wie das Klärchen's eine Vertraute hatte, und daß diese bei den obwaltenden Umständen Niemand anders sein konnte, als Hannchen ihre Zofe. Bei ihr machte sich denn die kleine Schwärmerin weidlich über den Tabaksfabrikanten lustig und wurde von dem dienstbaren Geiste in allen ausgesprochenen Ansichten und Meinungen gehörig bestärkt.

Der Tag verging, wie alle Tage vergehen; es vergingen auch Wochen, und vom Tabaksfabrikanten war im Hause nie mehr die Rede. Der Vormund besorgte seine Geschäfte, die

Haushälterin das Haus, Klärchen die neuesten Romane, Hannchen die Stadtneuigkeiten; Alles wie sonst auch. So hoch die Romantik in den Büchern aufgeschichtet lag, in der Wirklichkeit dieses Lebens war auch nicht der leiseste Hauch davon zu verspüren. Da ging es vielmehr sehr nüchtern und sehr prosaisch zu, und das ärgerte und langweilte die kleine hübsche Romanleserin.

Dieses abscheuliche Einerlei wurde durch einen Ball der Ressourcen-Gesellschaft unterbrochen. Klärchen fuhr in einem Stadtwagen dahin, reizend, duftend, graciös wie eine Sylphe. Noch hatte sie nicht alle Freundinen begrüßt, als ihr ein junger, sehr schöner Mann auffiel, den sie noch nie gesehen hatte. Er war hoch und stark, hatte eine breite Brust, einen kühnen, herrlichen Kopf, große, feurige Augen, eine majestätische Adlernase, einen prächtigen Bart und eine Haltung, keck und stolz wie ein König. Seine Kleidung war sehr nobel, aber etwas phantastisch. Er wandelte in dem hell erleuchteten Saale auf und ab, als sei er allein hier Herr und Gebieter, und alle Anderen seine Untergebenen oder wenigstens in Rang und Ansehen ihm weit nachstehend.

Klärchen fragte die nächste Freundin: wer dieser sei, und erhielt zur Antwort: man habe sie eben um ihn befragen wollen. Keine von den jungen Damen wußte, wer er war, und die bekannten und befreundeten jungen Herren und respektablen Tänzer wurden herbeigezogen um Auskunft zu geben. Keiner konnte etwas Genaues und Bestimmtes angeben, und das ganze Resultat der sorgfältigsten Nachforschung war, daß der Fremde seit einigen Tagen im Rheinischen Hof (das erste Hotel der Stadt) die vornehmsten Zimmer bewohnte, viel Geld verzehre und ein strenges Incognito beobachte, daß er aber dem Ansehen und den Manieren nach ein Mann von Distinction sein müsse; man vermuthet sogar, daß er ein Prinz sei. Es konnte natürlich nicht anders kommen, als daß der schöne Fremde der Gegenstand der Neugierde und der lebhaftesten Unterhaltung des gesammten schönen Geschlechts im Ballsaal wurde und den ganzen Abend über, verblieb. Um so schmeichelhafter war es für Klärchen, daß der interessante junge Mann sie zuerst zum Tanz engagirte und die Bitte so oft wiederholte, daß sein besonderes Interesse an ihrer Person ihr und Andern klar wurde. Sie bezeugte sich für diese Auszeichnung sehr dankbar indem sie sich der Unterhaltung mit dem schönen Tänzer sehr lebhaft und fast feurig hingab Aber die Gegenstände der Unterhaltung waren auch ganz dazu angethan, sie zu begeistern und zu entzücken. Eh' sie sich's nämlich recht versah, war sie mit ihm auf das Lieblings-Thema, die moderne Novellistik gekommen, und der geheimnißvolle Fremde sprach über Eugen Sue, Alexander Dumas, Charles Dickens und andere Heroen des heutigen poetischen Schriftthums mit einem ebenso richtigen Urtheil als genauer Kenntniß; er lobte ihren Geschmack in der Wahl ihrer Lektüre mit so zarten, sinnigen Worten, und seine Ansichten über die einzelnen Werke und Charaktere trafen so überraschend mit den ihrigen überein, daß Klärchen schon nach dem dritten Tanze ihr unbewachtes Herzchen ganz und gar an dem unvergleichlichen Fremden verloren hatte, und ihre Nachbarinen aus dem Enthusiasmus, womit sie von ihm sprach und seine Vorzüge schilderte, auf ihren Zustand den rechten Schluß machen mußten. Klärchen's Interesse wuchs; nach jedem Tanze mit dem theuren Fremden glühte sie höher, und als er sie an den Wagen begleitete und ihre Hand küssend ihr süße Ruhe wünschte und die Hoffnung aussprach, sie recht bald wieder begrüßen zu dürfen, war ihre Seele eigentlich schon sein Eigenthum, und sie kam in einer Aufregung nach Hause, welche nicht nur ihr, sondern auch dem guten Hannchen den Schlaf der ganzen Nacht raubte; denn die Zofe mußte in einem Feuerstrom von Beredtsamkeit, wie er

noch niemals von der kleinen Herrin ausgegangen war, Alles erfahren: wie der herrliche Jüngling ausgesehen; was er für eine Nase, für Augen, Mund, Haare gehabt, wie stolz er sich gehalten, was er angehabt, wie gewählt und was er Alles gesprochen, wie viel er mit ihr und nur mit ihr getanzt, und alle die tausend Kleinigkeiten, die nur ein sterblich verliebtes Mädchen wahrnehmen und wiedergeben kann. Sie wiederholte sich wie oft und war ihrer Meinung nach noch nicht fertig als der Morgen und mit ihm der Herr Vormund aus dem Bette kam und die lebhafte Relation für eine kurze Zeit unterbrach.

Hannchen wurde nun auf Kundschaft ausgeschickt und versicherte, der Oberkellner im Rheinischen Hof sei ein alter Bekannter, das Stubenmädchen intime Freundin von ihr. Was sie nach einigen Stunden heimbrachte, überstieg alle Erwartung Klärchens. Der Fremde war in allem was er sprach und that, durchaus ein Halbgott; er las den ganzen Tag Romane und hatte bereits große Zufuhr aus den ersten Leihbibliotheken der Stadt erhalten. Und unvergleichlich nobel war er und freigebig wie ein Prinz. Wo Andere mit dem Groschen knausern, gab er den Thaler. Der ganze Reinische Hof betete ihn an. Hannchen hatte auch schon die Bekanntschaft seines Jägers gemacht, eines „charmanten Menschen", und von ihm erfahren, daß der Herr seit er vom Ball heimgekehrt, nur von einer Göttin rede, die er kennen gelernt, und mit der er nur getanzt habe. Sie sehen und lieben sei Eins gewesen. Wer aber der „Herr Müller" eigentlich sei (denn so einfach ließ sich der interessante Fremde nennen), das hatte Hannchen doch nicht erfahren können. Sie gab aber die Hoffnung durchaus nicht auf. Und wirklich wurde sie nicht von dieser Hoffnung betrogen. Am dritten Abend trat die geschäftige Iris mit leuchtenden Augen zu der in süßer Erwartung harrenden Klara und flüsterte: „Ach, Fräulein! was hab' ich erfahren! O du meine Güte! Der Schreck ist mir in allen Gliedern gefahren. Adolf, der Jäger, hat es mir endlich unterm Siegel der größten Verschwiegenheit gestanden. Ich hab's ihm schwören müssen bei unserer Liebe, keiner Seele ein Wörtchen davon zu verrathen."

„Um Gottes Willen! Was denn? Was ist's? Bring mich nicht um's Leben, grausames Mädchen!"

„Ich weiß jetzt, wer dieser Herr Müller ist, den Sie so sehr lieben, und der Sie wieder zum Sterben liebt. Adolf konnte meinen Bitten nicht länger widerstehen. Er hat mir das Geheimniß verrathen. O mich schaudert's!"

„So sag's doch nur! Du siehst ja, daß ich sterbe. Was ist er? Was ist er?"

„Ein Seeräuber!"

„Ein Seeräuber!" jauchzte Klärchen und schnellte empor wie von der Hand eines Gottes berührt. „Ein Seeräuber!" jubelte sie und umarmte Hannchen. „Das ist ja göttlich!" Weit, weit über meine Erwartung. Ich hielt in für einen Prinzen. Aber was ist ein Prinz gegen einen Seeräuber! „Es gibt nichts Herrlicheres auf der Welt, als einen Seeräuber. Die ganze Männerwelt muß vor ihm erblassen. O Schicksal, du bist groß und gerecht! Ich erkenne, daß ich dein Liebling bin. Mein Vormund bestimmte mir einen Tabaksfabrikanten und ich habe einen Seeräuber erobert!"

Aber ein Seeräuber wird doch gehangen oder geköpft. Er ist doch ein großer Uebelthäter."

„O, wie dumm Du bist! Ein Seeräuber ist ein großer Held, der kühnste aller Sterblichen und seine Thaten, sein Leben sind Alles eitel Poesie."

„Ach! und seine eigentliche Kleidung soll ganz erschrecklich aussehen. Eine rothe Binde

um den Leib und Pistolen und Dolch darin. Auch einen langen Säbel trägt er und eine kurze Flinte und eine kurze Feder auf dem Hut."

„Himmlisch! Wie muß er erst so ausstaffirt sich ausnehmen der unvergleichliche Mann!"

„Ueber all' dem Graus hab' ich ganz vergessen, Ihnen zu sagen, daß er Sie um eine geheime Zusammenkunft bitten läßt. Ach Gott! wenn er Ihnen nur kein Leid anthut, Fräulein! Solch ein entsetzlicher Mensch!

„Schweig doch, Thörin! Hast Du selbst mit ihm gesprochen?"

„Freilich! Und er hat mir einen blanken Louisd'or geschenkt. Aber das ist ja Blutgeld, gestohlenes Geld!"

„Zeig' her! Ich wechsle Dir das Goldstück aus! ich trag' es auf meiner Brust als einen heiligen Talisman der Liebe."

„Er hat mir diesen Brief an Sie gegeben."

„Und den giebst Du mir jetzt erst, Abscheuliche!" Sie riß das Siegel auf und las:

Angebetete Göttin!

„Nur eine Stunde schenken Sie mir unter vier Augen. Ich könnte sie mit meinem Leben erkaufen. Nie liebte ein Herz stürmischer und zärtlicher zugleich. Nur eine Stunde! Dann will ich sterben."

„Nein, leben sollst Du und glücklich sein und mich be lücken, göttlicher Seeräuber! — Der Vormund geht diesen Abend in die Ressource. Du kannst den geliebten Mann sehr leicht in's Haus bringen. Aber eine Bedingung muß ich ihm stellen."

„Welche?"

„Er muß sich mir in seiner wahren Gestalt zeigen. Wie Semele ihren geliebte Zeus muß ich ihn in seiner vollen Majestät sehen, und sollte ich das Leben darüber lassen, wie sie. Er muß kommen im vollen Waffenschmuck. Und ich — o herrlicher Einfall! Und ich — ja das will ich! Das hat mir ein Gott eingegeben!"

„Was denn, Fräulein?"

„Ich will seiner würdig entgegentreten als Seeräuberin."

„Herr Jesus Christus! Sind Sie denn bei Verstand, Fräulein?"

„Gib mir den Mantel um! ich will ausgehen und mir Pistolen, Dolch und Säbel kaufen. Eine rothe Schärpe hab' ich noch von der Maskerade."

Sie eilte fort und die Dienstbare rieb sich vergnügt die Hände.

Abends empfing Klärchen den Mann ihres Herzens im vollständigen Habit der Barbaresken, und er trat zu ihr ein im idealen Kostüm des berühmten Chaireddin Barbarossa, des berühmtesten Seeräubers, der je die Gewässer zwischen Afrika und Europa unsicher gemacht.

Es ist unnöthig zu berichten, was die beiden jungen, in einander verliebten Leute zusammen sprachen; es genügt zu versichern, daß es durchaus nichts Ungewöhnliches und von der Unterhaltung in solchen Fällen Verschiedenes, mit einem Worte nichts Korsarisches war. Sie tauschten die köstlichsten Liebesschwüre, bewunderten die außerordentlichen Wege und Veranstaltungen der Vorsehung, die gerade sie, die sie ja offenbar beide all in und ganz ausschließlich für einander geschaffen seien, zusammengeführt habe, und verabredeten zu Klärchen's unaussprechlichem Entzücken eine Flucht mit einander. Tag und Stunde dieser Flucht wurden festgesetzt; in Bremen wollten sie sich einschiffen, aber erst ihren Herzensbund kirchlich einsegnen lassen. Der junge Held

berichtete: in Bremen sei ein Korsarenhaus, das stehe ihm ganz zur Verfügung. Dort wollten sie ihre Hochzeit halten.

„Und dann hinaus auf das ewige Meer zu deinen Flibustieren!“ rief Klärchen in Extase, und er verschloß ihr den Mund mit einem Räuberkuße. Der Abend war ungemein romantisch, und Klärchen vollkommen davon befriedigt.

Die Vorbereitungen zur Flucht wurden getroffen und durch nichts gestört. Der Abend kam und die Nacht. Klärchen war voll Angst und Bangen, daß ihr kühnes Vorhaben entdeckt werden möchte. Aber kein Hinderniß trat ihr entgegen. Sie verließ das Haus ihres Vormunds und stieg in den ihrer harrenden Wagen des schönen Seeräubers, und der Glückliche entführte sie nach Bremen Sie kamen da Abends an und nahmen ihre Wohnung in dem geheimen Korsarenhause. Nach einigen Stunden erschien ein Pastor im Amtsornat und copulirte sie in aller Form. Dann speisten sie ungemein fröhlich zusammen und Klärchen erging sich in bunten phantastischen Plänen für die nächste Zukunft. Dem schönen Abend folgte eine noch schönere Nacht. Die Korsaren hatten trefflich für ihren Kapitain gesorgt.

Als die junge Frau am folgenden Morgen aus dem bräutlichen Gemach in reizender Morgentoilette trat, war sie nicht wenig erstaunt, ihren Herrn Vormund und ihre Zofe Hannchen vor sich zu sehen, die ihr beide lächelnd schönstens gratulirten. Auch der furchtbare Seeräuber trat hinzu bürgerlich bremisch angethan, drückte sie an sein Herz und sagte zu der ganz verdutzt drein Blickenden:

„Merkst Du denn nicht, liebes Weibchen, daß unser Raubschiff bereits in den Hafen zur Ruhe eingelaufen ist, und zwar mit Genehmigung, und schriftlichem Consens Deines lieben Vormunds, meines Herrn Vetters?“

„Was?“ rief Klara, aus ihrem romantischen Himmel fallend, „Du bist — “

„Fritz Kaupert, der Besitzer dieser guten Tabaksfabrik, in welche Du gestern als Herrin eingezogen bist. Da hast Dich nun überzerzeugt, holdes Klärchen, daß Tabaksfabrikanten auch erträgliche Leute sind, und daß man in Tabaksfabriken nicht an bösen Gerüchen stirbt. Du wirst eine glückliche Frau sein und mich zu einem glücklichen Manne machen, wenn Du das Glück in Deiner und meiner Seele und nicht in romantischen Aeußerlichkeiten suchst. Du hast gesehen, wie leicht man auf dem letzten Wege getäuscht werden kann.“

Beschämt verbarg die schöne junge Frau ihr hocherröthendes Köpfchen an der Brust ihres geliebten Mannes, und der vergnügte Vormund segnete das glückliche Paar.

Aus Voltaire's „Candide“.

Eine Parallele.

Die in öffentlichen Blättern gegenwärtig circulirende Aufzählung der Souveräne, welche seit der Pariser Staatsumwälzung von 1830 bis zum jüngsten griechischen Aufstande aus ihren

Staaten vertrieben wurden, erinnert an die berühmte Erzählung von Voltaire, in welcher der Held derselben über ein in Venedig während des Carnevals gegebenes Souper Folgendes berichtet:

Candide und sein Freund Martin befanden sich bei Tische mit sechs anderen Personen, welche sämmtlich von ihren Bedienten bei Hinterbringung von Botschaften während des Essens mit „Sire" betitelt wurden. Auf seine Frage, ob etwa diese sonderbare Titulaturen seiner Gäste als ein Carnevalsspaß gelten sollten, sagte der Erste: „Es handelt sich hier nicht von einem Scherze; ich bin Achmed III. und war mehrere Jahre Großsultan. Ich entthronte meinen Bruder und ward selbst von meinem Neffen entthront; meine Vezire wurden ermordet, mir wurde das alte Serail zum Aufenthalt angewiesen, jedoch vom Sultan Mahmud zur Stärkung meiner Gesundheit bisweilen eine Reise in's Ausland gestattet, weßhalb ich mich gegenwärtig in Venedig befinde." Der Zweite erwiederte: „Ich heiße Ivan, war Kaiser von Rußland, wurde aber schon in frühester Jugend entthront; meine Eltern leben in der Gefangenschaft, allein mir wurden zeitweilige Reisen gestattet, und dermal besuche ich den Carneval in Venedig." Der Dritte: „Ich bin Karl Eduard (Stuart), König von England; mein Vater verzichtete auf seine Rechte, ich kämpfte für ihre Aufrechthaltung; achthundert meiner Anhänger unterlagen im Kampfe für ihren rechtmäßigen Souverän. Ich bin auf der Reise nach Rom begriffen, um meinen Vater, den abgesetzten König, zu besuchen, und bin gegenwärtig hier, den Carneval zu sehen." Der Vierte: „Ich bin König von Polen; die Schicksale des Krieges brachten mich um meine Staaten wie früher meinen Vater, und nun besuche ich den Carneval von Venedig." Der Fünfte: „Auch ich bin König von Polen und verlor zweimal mein Reich; die Vorsehung hatte mir jedoch ein anderes gegeben, in welchem ich so glücklich war, mehr Gutes zu thun, als alle Sarmatenkönige zusammen jemals an den Ufern der Weichsel thaten*); allein ich mich dem Geschicke und besuche nun den Carneval in Venedig." Der Sechste: „Zwar ich bin kein so großer Herr wie Jene, welche so eben von mir gesprochen haben, doch trug auch ich eine Krone als Theodor von Corsika; man nannte mich Majestät, dermal aber kaum Monsieur. Ich ließ Münzen schlagen, besitze aber nun keinen Sou; lange war ich in Gefangenschaft zu London und lag auf Stroh. Nun bin ich hier, um zu sehen wie Eure Majestäten den Carneval zubringen."

(„Furchtbar demoralisirt.") Die Newyork-Tribune erzählt eine Geschichte von einem großen athletischen Zuaven, der in der Schlacht bei Fredericksburg ausreißend von einem Lieutnant mit gezogenem Schwerte aufgehalten wurde. „Halt, zurück zu deinem Regiment, verfluchter Feigling, du bist nicht verwundet! „Um's Himmels Willen, lassen Sie mich vorbei," flehte der Flüchtling, „ich weiß, ich bin nicht verwundet, aber furchtbar demoralisirt."

Der gehorsame Diener. „Albert!" — „Gnädiger Herr?" „Wecken Sie mich morgen früh um 4 Uhr; ich muß um 5 Uhr verreisen. — „Schön, gnädiger Herr; haben Sie nur die Güte, mir zu klingeln."

---

*) Stanislaus I. Leszczynski, Schwiegervater Ludwig's XV. späterer Herzog von Lothringen.

Dichter-Alter.

Er steht am Eingang seines Lebens;
Der zarte Liebling des Apoll;
Es ist das Herz des wirren Strebens,
Die Brust des heißen Dranges voll.
Und was er klagend vorgesungen,
Wie er geliebt, wie er gelebt,
In's junge Herz ist es gedrungen,
Daß es auf tausend Lippen lebt.

Doch wie sein Kreis sich mehr erweitert,
Ist er zum ernsten Mann erstarkt,
Die strenge Denkkraft trennt und läutert,
Des Stromes Beet wird abgemarkt.
Die wilden Leidenschaften zügelt
Die ruhige Besonnenheit,
Und in der glatten Tiefe spiegelt
Die Welt sich der Unendlichkeit.

Er steht am Ende seiner Zeiten,
Bekränzt die Stirn mit Lorber-Reis
Verstummt sind seiner Lyra Saiten,
Es rührt sie nimmer wohl der Greis.
Da leise wie aus weiten Fernen
Kommt die Erinnerung weh und bang;
Er hebt die Augen zu den Sternen
Und singt sich seinen Grabgesang.

A. Sch.

In Lyon wurde dieser Tage eine Vermählungs-Zeremonie auf komische Weise gestört. Braut und Bräutigam stehen vor dem Altar, eben will der Pfarrer das ewig bindende Band knüpfen, da drängt sich ein weinendes Kind durch die Menge, eilt auf dem Altar, umklammert die Braut und begrüßt sie mit dem freudigen Zuruf: „Ach, die Mutter, die Mutter!" Die Braut erschrickt, der Bräutigam erschrickt, die ganze Versammlung geräth in große Aufregung, nur das Kind behält seine Ruhe und drückt in tausenderlei Liebkosungen seine Freude über das unerwartete Wiederfinden der Mutter aus. Die Eltern des Bräutigams treten hinzu und verlangen eine Erklärung, die Braut betheuert ihre Unschuld, der Bräutigam verwahrt sich gegen eine solche Mitgift, kurz man ist nahe daran, in Streit zu gerathen und das Band zu zerreißen ehe es noch geknüpft war. Da erscheint eine Frau in der Kirche, erblickt das Kind und erkennt freudig ihren Jüngsten, der ihr in dem Gedränge vor der Kirchenthüre abhanden gekommen war. Natürlich klärt sich nun Alles schnell auf und die Zeremonie wird feierlich in sehr heiterer Stimmung, zu Ende geführt.

(Ein Land Monitor.) Mr. Redstone aus Indianopolis beabsichtigt, gegen die Secessionisten Kriegsmaschinen ins Feld zu führen, welche auf dem Lande dasselbe leisten sollen, wozu der Monitor auf dem Wasser berufen war. Sein Angriffswagen soll 25 Pferdekräfte besitzen, durch 2 Mann regiert werden, 10,000 Schüße in einer halben Stunde abfeuern und 20 engl. Meilen in der Stunde auf jedem Wege und bei jeder Steigerung unter 45 Grad zurücklegen. Der Wagen soll sich vollständig leicht lenken lassen, ebenso gut bergauf wie bergab fahren und 500 Mann Artillerie ersetzen. Natürlich ist diese Höllenmaschine von Kugeln unverwundbar und wird die Südstaatlichen alsbald in Paaren vor sich hertreiben. Der Erfinder spricht mit großer Zuversicht von seinem Werke und will selbst die erste Maschine leiten. Man wird die Menschen also demnächst mit Dampfmaschinen morden; es fragt sich aber, ob die Industrie des 19. Jahrhunderts auch auf dieses ihr Kind mit Stolz wird blicken können.

Bei einem Ball in Paris trug kürzlich eine Dame als Kopfschmuck einen ausgestopften Kolibri mit glänzendem Gefieder, der auf einem Vogelnest aus grünem Moose saß, das mit Rosenknospen umgeben war. Nächstens verpflanzen die Modedamen noch die ganze Naturgeschichte auf ihren Coiffüren.

Im Jahre 1739 wurden in Oesterreich neue Kriegsartikel festgestellt. Bezeichnend für die damalige Zeit ist der fünfundzwanzigste Artikel, der lautet: Das höllische Laster der Hexerei wird mit dem Feuertode bestraft, so wie alle diejenigen, die Nachts unter dem Galgen vom Teufel verblendete Mahlzeiten und Tänze halten, oder Ungewitter, Donner und Hagel, Würmer und anderes Ungeziefer machen; worunter Mathemadici, Astronomici und Astrologici nicht verstanden sind.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 8. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Februar 1863.

Ein Weihnachts-Abend.

Es war am 16. Dezember des kalten Jahres 1859. Der Dezember hatte bis daher eine diplomatische Neutralität beobachtet and hatte nicht kalt und nicht warm, sowohl mit dem vergangenen Herbste als dem kommenden Winter zu liebäugeln gesucht, als habe er, ein ächter Diplomat, die löbliche Ansicht, es mit keiner Partei zu verderben. Es ging aber nimmer länger, denn die Natur kümmerte sich verdammt wenig um diplomatische Künste, und so mußte denn der alte Herr nolens volens den Herbst im Stiche lassen oder desavouiren, wie man auf diplomatisch sich ausdrückt, und hatte sich grollend in den allerentschiedensten Winter hineingeworfen.

Am Abende dieses Tages schien der alte Brummer ganz besonders übler Laune; er hatte den Mond und alle Sterne ausgeputzt, sich in seinen finstern Nachtmantel gehüllt, seine dickste Wolkenmütze tief über die Augen herunter gezogen, und so schritt er, seine Schneelocken zornig schüttelnd und aus vollen Backen Nordsturm blasend durch das Land, daß die Wälder ächzten unter dem Hauch seines Mundes und alles Leben erstarrte unter seinem eisigen Tritte.

In dieser Wintersturmnacht draußen im Freien zu sein gehört offenbar nicht zu den angenehmsten Situationen dieses Lebens, und dieß schien auch vollkommen die Ansicht des einsamen Wanderers, der sich quer über die Felder durch den Schneesturm kämpfte, bei jedem Schritte bis über die Waden einsank, und zur Abwechslung auch bis an die Hüften in einen mit Schnee gefüllten Wässerungsgraben fiel; und bei jedem derartigen Plumpser brummte, lachte und fluchte er durcheinander, als sei er noch nicht ganz mit sich einig, ob er die Sache ernst oder spaßhaft nehmen solle.

Eben hatte er eine Hecke, die ihm den Weg versperrte, durchschritten, hatte sich auf der andern Seite durch einen Graben hindurch gearbeitet und stand pustend und sich schüttelnd auf einer kleinen Anhöhe: „Zum Henker," brummte er, „hätte es nicht für möglich gehalten; laufe schon 20 Jahre in dem Revier und muß gerade heute wie ein schneeblinder Esel im Felde herum-

tappen." Jetzt hielt er die Hand an's Ohr und lauschte. „Da mag der Teufel etwas hören bei diesem lümmelhaften Sturme; ich muß weiter und müßte ich die ganze Nacht auf den Beinen sein. Das wäre ein Fressen für die Herren Holzdiebe, wenn sie morgen früh den Waldhüter Felix auf dem Schneefelde fänden, steif wie ein Eiszapfen! ich glaube, sie liefen alle mit meiner Leiche, die Halunken." „Ho, ho," lachte er, „so weit sind wir noch nicht, der alte Felix ist noch da und sitzt Euch morgen wieder auf dem Nacken, nehmt Euch vor dem Felix in Acht." „Wo nur der Faßan bleibt?" unterbrach jetzt der Waldhüter sein Selbstgespräch und spähete in die greifbare Finsterniß hinaus, „pah! so finster wie in einer Kuh. Die Bestie wird irgendwo im Schnee stecken;" der Alte steckte zwei Finger zwischen die Zähne und that drei gellende Pfiffe: „Faßan! Hierein! Hier—r—r—rein!" Doch der Pfiff und Ruf verhallten machtlos im Sturme' „Der Bursche wird gescheidter gewesen sein, als sein Esel von Herr und schon daheim hinter dem warmen Ofen sitzen," murrte er und wandte sich mißmuthig, um seinen mühevollen Marsch im Schnee fortzusetzen. Da leuchtete plötzlich ein Etwas wie ein Meteor durch die Nacht, eine grelle, blendende Helle, die nach fünf Sekunden wieder plötzlich in der tiefsten Finsterniß unterging. „Was zum Henker ist denn das? rief der Alte erstaunt und starrte wie geblendet in die finstere Nacht hinaus. Jetzt wieder diese strahlende und plötzlich verschwindende Helle, dann ein eigenthümlich brummendes, grollendes Geräusch, zwei riesige rothglühende Augen leuchteten durch die Nacht und ein schwarzes Ungeheuer kämpfte sich schnaubend und keuchend durch den Sturm, von einer dichten Schneewolke umsprüht, einen ganzen Schneewall vor sich herschiebend und die Schneemaßen zu beiden Seiten um sich herschleudernd, gerade gegen die Stelle heran, wo der Waldhüter seinen Monolog gehalten hatte. „Jesus, die Eisenbahn!" schrie er und wollte eiligst Fersengeld geben, aber schon hatte ihn eine Schneewolke gefaßt, um und umgedreht, und ehe sein Angstruf noch recht aus der Kehle war, hatte der arme Waldhüter einen unfreiwilligen Purzelbaum gemacht, und lag bewußtlos und fußhoch mit Schnee bedeckt im Graben. Rasch wie sie gekommen, verschwand die unheimliche Erscheinung, einen Sprühregen von Schnee hinter sich drein wirbelnd, ihr keuchender, schnaubender Athem verlor sich in der Entfernung im Toben des Sturmes, und dieser hatte im Nu die verhängnißvolle Stelle wieder so eben und glatt gefegt, als ob da nicht ein Menschenherz unter dem Schnee schlüge; und wahrlich, die Schläge dieses Herzens schienen gezählt und wenn nicht schleunig Hülfe kam, so konnte das Gleichniß des Waldhüters vom Eiszapfen und dem Leichenbegängnisse leicht zur Wahrheit werden.

Jetzt glänzte wieder ein Licht durch die Nacht, aber es war nicht ein unheimlich leuchtender, greller Lichtblitz, wie er so eben dem alten Felix die Augen geblendet, sondern es entströmte mild leuchtend einem Fenster, das kaum zwanzig Schritte weit von der Stelle, wo der Waldhüter sein Turnerstückchen ausgeführt hatte, in dem Augenblicke geöffnet worden war, als das Ungethüm mit den rothen Augen vorüberbrauste. Unter der hellen Fensteröffnung erschien, scharf abgegrenzt gegen den lichten Hintergrund, die Gestalt eines Mannes, der spähend in den Sturm hinaus horchte. „Es ist nichts," sagte der Mann und drehte den Kopf halb nach der Stube zurück, „es ist nichts, der Schneepflug ist so eben vorüber gefahren und der wird's gewesen sein." Ueber der Schulter des Mannes zeigte sich jetzt ein weiblicher Kopf; „nein, nein," sagte das Weib, „ich sage dir, Martin, ich habe es deutlich gehört, es war ein gellender Pfiff, ganz anders als die Lokomotive pfeift, und der Ruf einer menschlichen Stimme, wie ein Angstruf. „Bah," erwiederte der Mann, „der Sturm heult und pfeift durch den Kamin, als wenn hundert Teufel darin johlten, da hast du freilich pfeifen hören. Brrrh, eine abscheuliche Nacht; wenn die Schnee-

wehe nicht nachläßt, kommt der Zug nicht durch, trotz dem Schneepfluge," und eben wollte er das Fenster wieder schließen, da hielt ihm das Weib den Arm fest, „stille," sagte sie, „hörst du Nichts? „Hörst du Etwas? fragte der Mann und bog sich lauschend aus dem Fenster hinaus. Es war ein eigenthümlicher Kontrast; vor dem Häuschen sah man in der dichten Finsterniß, Nichts als das helle Fenster, als wäre dieses in der Luft aufgehangen worden; durch dieses, über den Kopf des Mannes hinweg, blickte man in eine erleuchtete, behaglich erwärmte Stube, gerade auf eine Schwarzwälder-Uhr, die an der gegenüber liegenden Wand hing und so lustig drauf los pickte, als spotte sie des lärmenden Gesellen da draußen, und eben warnte sie auf neun Uhr.

Draußen aber die undurchdringliche Finsterniß, die eisige Kälte und der heulende Sturm, und auf der endlosen Schneefläche ein einziger heller Fleck, wo das Fenster sein Licht hinwarf, und den Schatten des Mannes unter dem Fenster scharf auf den leuchtenden Schnee abzeichnete. Nun aber schlug außer dem Heulen des Sturmes und dem Picken der Wanduhr noch ein dritter Ton an die Ohren des lauschenden Ehepaares; er klang wie aus der Ferne, ein langgezogener Weheruf. Nein, es war keine Täuschung, jetzt erschell er wieder und näher und näher, jetzt konnte man es deutlich unterscheiden, ein markerschütterndes Geheul und dann ein kurzes Bellen. „Es ist ein Hund, der seinen Herrn verloren hat und im Schnee herumirrt," sagte der Mann. Jetzt klang das Bellen ganz nahe, es huschte durch die Hecke, und ein großer schwarzer Hund, bis an den Bauch im Schnee watend, erschien im Bereiche des Lichtes, das dem Fenster entströmte. Die Nase hoch im Winde blieb der Hund stehen, als habe er die Fährte verloren und sei im Zweifel, wohin er sich jetzt wenden solle; wieder ließ er sein Klaggeheul erschallen, dann aber senkte er den Kopf, fuhr mit der Nase rasch wie der Blitz und im Zickzack auf der leuchtenden Schneefläche hin und her; auf einmal stieß er ein kurzes Bellen aus und wie rasend stürzte er sich auf den glänzenden Fleck, warf den Schnee mit der Schnauze auseinander und scharrte mit den Pfoten, von Zeit zu Zeit den Kopf hebend und ein kurzes Freudengebell ausstoßend. „Da ist Etwas nicht richtig," sagte der Mann, der dem sonderbaren Manöver des Hundes aufmerksam zugehört hatte, „und ich meinte also, den Hund sollte ich kennen; Marianne, wir müssen hinaus um zu sehen was es gibt," und rasch schloß er das Fenster. Zwei Minuten darauf trat der Mann aus dem Hause, gefolgt von seiner Frau, die eine brennende Laterne trug. „Faßan, bist du es?" rief er den Hund an, „potz Schienenkloben und Schwellenholz, was treibst du da?" Der Hund ohne sich umzusehen antwortete nur durch ein ungeduldiges Knurren und wühlte weiter in den Schneehaufen, in welchen er schon ein ansehnliches Loch gescharrt hatte. „Nun da bin ich denn doch begierig, was das geben soll, ich glaube die Bestie ist toll." In dem leuchtendem Schnee zeigte sich jetzt ein dunkler Fleck, der Fleck wurde größer und größer, und der Aermel eines Tuchrockes und eine menschliche Hand kamen zum Vorschein. Bellend, heulend und winselnd warf sich der Hund auf diese Hand und leckte sie mit seiner warmen Zunge. „Weib, da ist ein Unglück," rief der Mann erschrecken, „da gilt's, geschwinde, helfe mir den Schnee hinwegräumen!" In weniger als einer Minute war der Körper des armen Waldhüters vom Schnee befreit und sein bleicher Kopf lag in dem Schooße des jammernden Weibes. „Der alte Felix!" rief der Mann und leuchtete dem Verunglückten mit der Laterne in's Gesicht, „der Schneepflug hat ihn überfahren! Himmel, welch ein Unglück!" schrie das Weib und schlug die Hände zusammen, „Gott erbarme sich seiner Frau und seiner Kinder!" — „Halt's Maul, jetzt ist es nicht Zeit zum Jammern, ich sehe kein Blut und sein Herz

schlägt noch, er ist nur betäubt, reibe ihn mit Schnee, ich hole einen Schluck Branntwein. Dank den Bemühungen des wackeren Ehepaares, das ihm Stirne, Schläfe und Brust eifrig mit Schnee rieb und ihm einige Tropfen Branntwein einflößte, und des treuen Hundes, der wie toll um die Gruppe herumsprang, heulte und bellte und dann auf seinen Herrn losstürzte und ihm Gesicht und Hände leckte, schlug dieser nach wenigen Minuten die Augen auf. Er reckte und streckte sich, schaute etwas verwirrt und erstaunt um sich, griff dann instinktmäßig nach dem Glase Branntwein, das ihm der Mann unter die Nase hielt, und leerte es mit einem Zuge. „Brrrh! Was zum Henker ist denn das? wo bin ich und was treibt ihr mit mir?„ Ho, ho!“ lachte der Mann, „er trinkt und flucht wieder, da ist's nicht so gefährlich.“ Gott Lob und Dank.“ rief die Frau und faltete die Hände; „ich hätte nie geglaubt, daß mich der alte Felix mit seinem Fluchen noch so erfreuen könnte!“ — „So, Ihr seid's?“ sagte der Waldhüter und suchte sich auf die Beine emporzuarbeiten, „und jetzt besinne ich mich, ich glaube der verteufelte Schneepflug hat mich da in den Schnee hineingelegt“

In dem warmen Stübchen des Bahnwärters Martin hatte sich der alte Waldhüter bald wieder von seiner Betäubung und seinem Schrecken erholt, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er ganz unverletzt geblieben, und nachdem er Arme und Beine ausgereckt und gesagt hatte, „Gottlob es ist noch Alles im Scharnier,“ und nachdem er endlich und schließlich noch ein Glas Branntwein, seine Universal-Medizin für alle Schäden, getrunken und seine Pfeife gestopft hatte, streckte er sich behaglich in den Großvaterstuhl hinter den Ofen und meinte lachend: „so, jetzt noch ein Stündchen Ruhe, bis mir die Steifheit aus den Knochen ist, und bis der lärmende Lümmel da draußen sein ungewaschenes Maul hält, dann marschire ich wieder wie ein Junger und meine Margareth daheim soll mir nichts anmerken; für dießmal ist's noch gut genug ausgefallen.“ „Ja, ja, für dießmal,“ erwiederte der Bahnwärter, „aber es hätte können schlimmer werden, es hat noch selten Einer so nahe Bekanntschaft mit dem Schneepfluge gemacht, ohne daß er ein paar Rippen oder den Hals gebrochen hätte, Ihr könnt von Glück sagen, Felix. — „Nun ja,“ entgegnete dieser, und streichelte liebkosend seinen Hund, der seinen Kopf auf seines Herrn Knie gelegt hatte und ihn aus seinen treuen Augen unbeweglich anschaute, „nun ja, er hat mich noch ziemlich sanft behandelt: aber ohne Euch und meinem Faßan hier, hätte ich am Ende doch zu Grunde gehen müssen. Hol' mich der Teufel, ich werd's Euch nie vergessen, Euch und dem Faßan.“ — „Pfui, Felix,“ rief die Frau vorwurfsvoll„ wie mögt ihr nur so gräulich fluchen und seid erst einer Todesgefahr entronnen, Ihr solltet Gott danken für Eure Rettung und Euch das abscheuliche Fluchen abgewöhnen.“

„Marianne,“ sagte der Alte mit bewegter Stimme und faßte die Hand der Frau, „Ihr thut mir Unrecht, wenn ihr meint, ich sei ein so undankbarer Schuft; mein Herz ist von Dank erfüllt gegen unsern Herr Gott dort droben, für Alles, was er mir in dieser Stunde gethan, und mein Weib und meine Kinder sollen ihm heute Nacht noch auf den Knieen danken für seine Gnade, aber das Fluchen, — nun, das bischen Fluchen muß er mir schon nachsehen, denn wißt Ihr, ich kann nicht anders und wenn einem Etwas auf dem Herzen liegt, so bringt man's am besten herunter mit so einem Kraftworte; ist's nicht so, Martin?„ — „Nun ja, Etwas ist daran,“ lachte der Bahnwärter, „und ich habe früher auch gemeint, es müßte so sein, aber meine Alte da hat mir's abgewöhnt und wenn mir jetzt ein Kreutz-Donnerwetter auf der Zunge liegt, so verwandle ich's in ein Potz Schienenkloben und Schwellenholz, und es thut's auch, ich kann's Euch versichern. — „Nun, nun'“ sagte der Waldhüter, Euch zu Liebe wollte

ich's schon probiren, und wenn's ein Potz Tannenzapfen und Forstinspektor eben so gut thät, wie ein Kreuz-Donner-Sapperment, mir sollt's schon recht sein, nicht wahr, Faßan? uns kann's schon recht sein" — „Doch was habt Ihr vor," setzte er hinzu, als er sah, daß der Bahnwärter seinen Mantel anzog, eine Mütze aufsetzte und die brennende Laterne in die Hand nahm, „ich glaube gar, Ihr wollt hinaus?"

„Ja, meine Bahn begehen."

„I, Ihr werdet doch kein Narr sein?"

„Doch, doch, ich muß die Bahn nachsehen, in einer halben Stunde kommt der Zug."

„Zum Henker. . . . zum Tannenzapfen wollt ich sagen, was wollt Ihr denn da draußen machen im Sturm und Schnee?"

„Ich thue meine Pflicht, antwortete ernst der Bahnwärter."

„Pflicht?" lachte der Waldhüter und zuckte die Achseln, „glaubt Ihr, ein einziger Bahnwärter auf der ganzen Linie ist ein solcher Esel und stolperte heute Nacht im Sturm und Schnee auf der Bahn herum? und Ihr wollt ein solcher Esel sein und wollt es thun, während der Bahninspektor und der Bahnmeister daheim in ihren warmen Nestern liegen? „Ha, ha, ich denke sie kontrolliren Euch nicht in dieser Nacht."

Mag sein, aber geht mich nichts an," entgegnete der Bahnwärter und griff nach der Thürfalle, „ich bin ein alter Soldat und weiß was ich zu thun habe auch ohne Kontrolle und damit Gott befohlen."

„Martin," sagte jetzt das Weib und sah ihren Mann sorgenvoll in's Gesicht, „es ist eine gar so abscheuliche Nacht, der Felix hat Recht, bleibe nur dießmal da, thue mir's zu Liebe, es wird nicht gerade heute Nacht Etwas passiren."

„Potz Schienenkloben und Schwellenholz," rief der Bahnwärter ungeduldig und machte sich fast unsanft von der Hand seiner Frau los, „mische dich nicht in meinen Dienst ich leide es nicht? es wird Nichts passiren heute Nacht? woher weißt du denn das so sicher? Und wenn auch, nur um so besser; uud jetzt hört mich, ich will Euch zum Abschiede noch zwei Worte sagen. Man hat mir den Posten anvertraut und man bezahlt mich dafür, und ich will als alter braver Soldat meine Pflicht thun und in Ehren und bis an's Ende; und ich meine so in meinen Gedanken, dieser Posten sei der wichtigste auf der ganzen Bahn, wichtiger selbst als den Direktor und den Inspektor seiner, so ist meine Ansicht, und wenn ich auf diesem Posten meine Pflicht nicht thue, und ein gewissenloser fauler Hund bin, so muß Alles zu Grunde gehen, so stelle ich mir vor, und wenn Alle so dächten und Jeder sich für den Wichtigsten hielte, in meinem Sinne, so wäre Alles wohlbestellt im Staate, so denke ich, und nun noch einmal Gott befohlen, und höret Ihr, Ihr alter Sünder von einem Waldhüter," setzte er hinzu und drohte halb lachend mit dem Finger," wenn Ihr mir noch einmal so überzwerch in meine Sach hineinredet, so soll mir's fast leid thun, daß ich Euch in Eurem Schneeloch da draußen nicht habe steif werden lassen," und damit verließ der Bahnwärter rasch die Stube.

„So geht denn in's drein ..... Forstinspektors Namen, Ihr alter Brummbär," rief ihm der Waldhuter nach, „ich will mich einstweilen für Euch wärmen."

Der Alte hatte seine Pfeife an der Oellampe angezündet und sich wieder behaglich unter den Ofen gesetzt; die Frau hatte ihr Spinnrad zur Hand genommen und sich neben dem Tisch niedergelassen. Im Zimmer herrschte tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Picken der Wanduhr, dem Schnurren des Rädchens und dem Geräusche mit welchem der alte Waldhüter die

Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stieß. Draußen aber tobte der Sturm mit erneuter Wuth, daß das leichtgebaute Häuschen zitterte und die Fenster klirrten.

„Marianne," sagte jetzt der Alte nach einer Pause, „Euer Martin ist ein braver Mann, und ich schäme mich ordentlich, daß ich vorbin so dummes Zeug geschwatzt habe."

„Das weiß Gott," erwiederte das Weib, und netzte den Faden, „er ist ein braver Mann, vergelt's ihm der Himmel, was er an mir thut und an den Kindern." (Fortsetzung folgt.)

Ein Ball bei Kroll in Berlin.

Daß man den bei uns bestehenden Conflict zwischen Landesvertretung und Regierung nicht überall tragisch auffaßt, dafür sprach auch wieder, schreibt M. Ring der „Wes.-Ztg.", der zahlreiche Besuch des Balles, welchen das hiesige Corps de Ballet im Kroll'schen Lokale gegeben hat. Die Schönheiten Terpsichorens in eleganter Maskentoilette, die reizenden und oft witzigen Aufzüge, die überraschenden Scherze und prächtigen Quadrillen üben einen hohen Grad von Anziehungskraft, besonders auf die „jeunesse dorée" der Residenz. Die Elite der jungen Männerwelt, vor Allem das diplomatische Corps in seinen jüngeren Sprossen, macht hier interessante Studien und noch interressantere Bekanntschaften, welche häufig zu einer internationalen Verbindung führen. Oesterreich und Preußen reichen sich die Hände zum freundschaftlichen Bunde und tanzen nach angenehmeren Noten, als die sind, welche in letzterer Zeit zwischen Herrn v. Bismark-Schönhausen und dem Grafen Rechberg gewechselt wurden. Die Würzburger befreunden sich bei Austern und Champagner immer mehr mit dem deutsch französischen Handelsvertrage und bezahlen ohne Murren ihre Zeche. Das stolze Albion lernt an der Taille einer Berliner Bajadere die Vorzüge der preussischen Constitution genauer kennen, während das imperialistische Frankreich und das emancipirte Rußland sich ihre Eroberungen streitig machen. Jede Nationalität findet bei Kroll ihre Rechnung, die freilich mitunter eine ansehnliche Höhe erreicht, da, wie der Berliner zu sagen pflegt: „Vor Nischt och nischt is." Was das anwesende Damenpublicum betrifft, so zeichnet sich dasselbe durch seinen gesunden Appetit und durch die beharrliche Verwechslung des Dativs mit dem Accusativ aus, obgleich der Lieblingscasus der Genitiv oder „Abneigungsfall" bleibt! Die reizenden Kinder kümmern sich nicht um „Mir" und „Mich," sie spotten der pedantischen Gramatik und lieben — auf alle Fälle. Oft findet man unter ihnen überraschende Schönheiten, eine Haltung von Tournure, um die sie die feinste Aristokratie beneiden dürfte, doch pflegt die ursprüngliche Natur nach der Pause mit Gewalt die angenommene Maske zu durchbrechen und in ungebundener Heiterkeit sich für den angethanen Zwang zu entschädigen. Zuweilen benutzt wohl auch eine Dame aus der sogenannten guten „Gesellschaft„ die gebotene Gelegenheit und das schützende Maskenrecht, um ihre Neugierde oder ihre Vergnügungssucht zu befriedigen, wodurch verschiedene interressante Abenteuer herbeigeführt werden. Ein solches erlebte erst vor Kurzem ein junger, reicher Kaufmann aus einer ansehnlicheu rheinischen Handelsstadt. — Derselbe war nach Berlin gekommen, um auf den Wunsch seines Vaters

einen Geschäftsfreund zu besuchen und dessen Tochter kennen zu lernen, da schon längst eine nähere Verbindung zwischen den beiderseitigen Eltern verabredet worden war. Gleich nach seiner Ankunft stattete der junge Mann der befreundeten Familie seinen Besuch ab, leider war er aber nicht so glücklich, seine Zukünftige zu sehen, da dieselbe zufällig ausgegangen war. Der herzliche Empfang indessen, der ihm zu Theil wurde, die günstigen Urtheile, die er von allen Seiten auf seine Erkundigungen über das eben so schöne, als liebenswürdige und gebildete Mädchen zu hören bekam, so wie auch die glänzenden Verhältnisse ihrer Eltern ließen ihm die vorgeschlagene Verbindung in hohem Grade wünschenswerth erscheinen. Nichtsdestoweniger wollte er weislich seine bisherige Freiheit noch benutzen und die Freuden der Residenz durch eigene Erfahrung kennen lernen, zu welchem Zwecke er noch an demselben Abend das Kroll'sche Lokal besuchte. Bald hatte er auch in dem Maskengewühl eine holde Schöne gefunden, die ihn durch ihre elegante Erscheinung und geistreich lebhafte Unterhaltung für den ganzen Abend fesselte. Er tanzte mit ihr fast ohne Unterbrechung, er wich nicht von ihrer Seite und war um so mehr entzückt, da sie seine Neigung zu theilen schien und seine Huldigungen durchaus nicht zurückwies: Durch ihr freundliches Entgegenkommen aufgemuntert, wagte er in der Pause ihr ein kleines Souper anzubieten, was ihr nach einigem Sträuben auf sein inständiges Bitten endlich angenommen wurde. Der Champagner erhöhte die heitere Stimmung des glücklichen Pärchens und steigerte nur noch die schon bestehende Vertraulichkeit, dennoch weigerte sich die holde Unbekannte, die neidische Larve von ihrem gewiß entzückenden Gesichte zu entfernen. Dieser Wiederstand reizte nur noch mehr die Neugierde des jungen Mannes, die Züge seines vis-à-vis kennen zu lernen. Er bat und beschwor sie lange vergebens, bis sie endlich seinem Flehen nachgab, als er ihr auf sein Ehrenwort versicherte, daß er ein Fremder sei und daß er sie nicht verrathen könne und wolle. Endlich fiel die letzte Schranke und der glückliche schwelgte in dem Anblicke einer in der That überraschenden Schönheit. Nach einer glücklich durchlebten Nacht kehrte der junge Mann in sein Hotel zurück wo er am nächsten Morgen eine Einladung zu einem Diner bei der ihm befreundeten Familie vorfand. So reizend er auch seine gestrige Balleroberung gefunden hatte, so war er doch ein zu guter Sohn und hatte zu solide Grundsätze, um den eigentlichen Zweck seiner Reise aus den Augen zu lassen. Nachdem er eine sehr sorgfältige Toilette gemacht hatte, begab er sich nach dem Hause seiner Zukünftigen, auf deren Bekanntschaft er im höchsten Grade gespannt war. An der Hand ihres Vaters erschien eine junge Dame mit holder Schamröthe auf den Wangen und zu Boden geschlagenen Taubenaugen. Jetzt erhebt sie ihr gesenktes Köpfchen sie blickt empor und der junge Mann stößt unwillkürlich einen Schrei, aus der von ihren ihm bekannten Lippen ein Echo fand. Es war seine Tänzerin, die schöne Maske, die er bei Kroll kennen gelernt hatte. — Noch an demselben Abend reist der junge Mann nach seiner Vaterstadt zurück, indem er auf die ihm zugedachte Ehre einer solchen Verbindung verzichtete.

Friedrich II. ließ sich bei Gelegenheit der Revuen in den Provinzen in der Regel auch die Chefs der Provinzial-Departements vorstellen, um von ihnen Nachrichten über den Zustand seiner Staaten einzuziehen. Bei einer Revue in S. wandte sich der König auch an den noch jungen Chef T. mit der Frage: „Wer hat Ihn zum Chef gemacht?“ — „Ew. Majestät!“ — „So; wenn das ist, so muß Er's wohl bleiben. Hat er Güter?“ — „Nein, Ew. Majestät.“ — „Das ist mir lieb, dann weiß er wie einem armen Menschen zu Muthe ist.“

Ein Leipziger Professor der Dichtkunst, Andreas Rivini, überreichte dem Kurfürsten Johann Georg I. zum Geburtstag (1631) ein Gedicht, welches mit den Worten beginnt: Edler Herr Kurfürst mit der Sammtbürst Wollen wir in Ehren den Tag auskehren! — Ein anderes für Gustav Adolph bestimmtes Gedicht fing der poetische Professor mit den Worten an: Es leb' Gustav Adolph; es beiße ihn kein Wolf, Es beiße ihn kein Kater, den theuern Landesvater, Es lebte Gustav Adolf!

„Aber, Meister, das ist doch nicht recht,“ sagte ein Schneidergesell zu seinem Meister, „wie ihr neulich dem Herrn Grafen den Mantel gemacht, habt Ihr zwei und eine viertel Elle zurückbehalten, da müßt Ihr Euch doch ein Gewissen daraus machen.“ — „Ein Gewissen? Bist Du nicht gescheidt! Ein Paar Hosen mache ich mir draus!“ antwortete der Meister.

Eine Höckerin wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen. Der Prediger stellte ihnen vor, wie Unrecht es wäre, sich von dem Wesen trennen zu wollen, mit dem man eigentlich nur Eines ausmachen sollte — „Ach, Herr Pastor!“ die weibliche Ehehälfte, verwundert, „wir beede man eens? Ne, da irren Se sich, Herr Pastor, Ich bin überzeugt, ween Se dann und wann wären vor unsere Wohnung vorbeijejangen Sie hätten jeglöbt, wir sind zusammen unserer Zwanzig.“

(Eine originelle Idee) Ein unglücklicher Erfinder, Mr. Clare, der seit Jahren an einer Verbesserung der Schiffspanzer arbeitet, hat der Regierung einen seiner Pläne vorgelegt, aber verlangt, daß die darüber einzusetzende Prüfungskommission aus Mitgliedern bestehe, die sich einer „phrenophysikometrischen“ Untersuchung unterworfen haben, d. h. deren Schädel von dem „praktischen Phrenologen Mr. Bridges und einem Geometer“ betastet und vermessen worden sind, damit er die Ueberzeugung gewinne, daß sie die zur Beurtheilung seines Planes erforderlichen Bumps (Beulen oder Organe des Gehirns) besitzen.

(Auch Hauptleute können irren.) Die „Ostd. Ztg.“ meldet: „Ein Hauptmann der Posener Garnison begrüßte seine Reserve-Mannschaft mit den freundlichen Worten: „„Kinder, ihr kommt mir so verflucht mager vor, ihr müßt es während euer Reservezeit nicht am Besten gehabt haben; ich glaube, daß ihr nun wieder glücklich und zufrieden leben werdet!““ Doch was für ein verändertes Gesicht machte der Hauptmann, als die Soldaten die Uniform anzogen und dieselben vielen zu eng geworden war, so daß die Nähte krachten und der Rock vorn gar nicht zuging. Der Herr Hauptmann hatte in seinem Eifer vergessen, daß die Leute bei „Muttern“ gewesen.“

„Was hat ihr Mann heute Mittag gegessen?“ fragte der Arzt die Frau eines kranken Holzhauers. — „Rindfleisch,“ war die Antwort. — „Und mit Appetit?“ fragte der Arzt weiter. — „Ne, mit Merretig!“

„Welches ist Ihre liebste Lektüre? wurde ein Wiener gefragt. — „Am liebsten les' i de Speisezettel!“

Ein Student wurde von einer Familie zu einer Whistpartie eingeladen Es traf sich, daß er mit der Tochter des Hauses spielte, und als ihm das Glück über alle Maßen begünstigte, rief er vergnügt aus: Mit solchem Schwein (Glück) habe ich noch nie gespielt.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 9. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. März 1863.

Ein Weihnachts-Abend.

(Fortsetzung.)

„Aber ein harter Dienst ist's doch," fuhr der Waldhüter fort, „und gar im Winter ist's ein schlechter Spaß."

„Ja, wenn's nur das wäre," sagte das Weib und seufzte tief, aber so . . ."

Wieder nach einer Pause sagte der Alte, „höret Mariane, Euch drückt Etwas, ich seh' es wohl, und Ihr netzt Euren Faden nicht nur mit Wasser, es sind auch Thränen darunter. Habt Ihr kein Zutrauen zu mir?"

„Doch, Felix," erwiederte das Weib, „ich weiß, Ihr meint's gut mit uns und Ihr sollt Alles wissen, helfen aber, das könnt Ihr nicht; da leset," und damit griff sie in die Schurztasche, holte ein gefaltetes Papier heraus und reichte es dem Waldhüter über den Tisch, dann aber ließ sie den Kopf in die Brust sinken und weinte stille vor sich hin.

Der Alte hatte sich eine große Messingbrille auf die Nase gesetzt und war an die Lampe getreten, um zu lesen.

„Was Donnerwetter," fluchte er, — verzeiht Mariane, aber da reichen der Forstinspektor mit sammt den Tannenzapfen nicht mehr aus, — ein Zahlungsbefehl! — und auspfänden will Euch der reiche Schuft? Ich bringe ihn um, so wahr ich Felix heiße."

„Ja," schluchzte das Weib, „auspfänden; auf Weihnachten wird uns unsere einzige Kuh weggenommen und wir müssen zu Grunde gehen den harten Winter hindurch."

„Was schrie der Waldhüter, „der reiche Meirer? der ärgste Frömmler in der Stadt? ein Kerl, der in einer Million herumschwimmt, und dem die Bibelverse so geläufig sind, als meinem Faßan das Bellen? der den Armen, die vor seiner Thüre betteln, statt einem Stückchen Brod ein Traktätchen schenkt und seinen Segen, und von dem alle Finger lang milde Stiftungen in der Zeitung stehen? und doch nicht weiß was eigentlich fromm sein heißt? der will Euch auspfänden wegen lumpiger hundert Gulden?" Denn soll ja . . ." und der Waldhüter schrie sich in eine solche Aufregung hinein, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug und die Lampe

einen Hopser machen ließ, „das nimmt mir auf einmal alle Steifheit aus den Knochen; das darf nicht sein, — der Martin, so ein braver Mann, da muß geholfen werden.“

„Ich habe immer gehofft, von Tag zu Tag,“ klagte die Frau unter strömenden Thränen, „ich habe auf Gott vertraut, daß er meinem braven Manne beistehe, denn Ihr wißt, wir sind ohne unser Verschulden in's Unglück gekommen; die unglückliche Bürgschaft, die mein Mann geleistet, und dann meine lange Krankheit. Wir konnten uns nimmer helfen; da haben wir das Geld aufgenommen. Jetzt aber habe ich die Hoffnung aufgegeben; wer sollte uns auch beistehen? Ihr habt wohl den guten Willen, Felix, aber Ihr seid ja selber arm und müßt Euch kümmerlich durchschlagen; wir sind von Gott und von der Welt verlassen,“ und die arme Frau schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte, daß es ihr förmlich Herzstöße gab.

„Nun, nun, beruhigt Euch,“ tröstete der Waldhüter und zog dem Weibe sanft die Hände vom Gesichte; unser Herr Gott läßt einen nicht so bald im Stiche, schaut, ich bin schon ärger in der Patsche gewesen und bin immer wieder auf die Beine gekommen; nun, nun, so heult nur nicht, Ihr macht Eurem braven Manne nur das Herz noch schwerer. Ich bin nur ein armer Kerl, und Alles rings um uns ist arm zum bluten, aber wir Arme, wir wollen zusammenstehen, von den Reichen dürft Ihr nichts hoffen, wißt Ihr die kennen's nicht, wie's Unsereinen thut; wir aber kennen es, daß Gott erbarm, und darum helfen wir einander. Morgen laufe ich von Haus zu Haus und ich werde auch noch ein paar Gulden finden irgendwo in einem alten Strumpfe, ja, ja, ich glaube, meine Alte hat so einen unheimlichen Schatz in ihrem Strohsacke; und so denke ich wird's am Ende doch gehen, ja, ja, es wird schon,“ und dabei faßte er die Frau unter das Kinn und hob ihr den Kopf in die Höhe und sie schaute ihn durch Thränen an und lächelte wieder, „so ist's recht. Ihr seid eine wackere Frau nur Muth; und jetzt will ich gehen, es leidet mich nimmer länger hier, der reiche Augenverdreher hat mir die Knochen wieder ganz gelenkig gemacht, und nun Gott befohlen.„

Die Frau war aufgestanden, hatte die rauhe Hand des Waldhüters gefaßt und schaute ihm mit dankerfüllten Augen in's Angesicht. „Felix,“ sagte sie, „Ihr habt jetzt gesprochen wie ein Engel vom Himmel, und wenn ihr nicht so gräulich fluchen thätet, so würde ich sagen, Ihr seid einer; aber meinem armen Herzen habt Ihr Trost gegeben; o es thut Einem so wohl, wenn man im Unglücke Theilnahme findet, und ich danke Euch von Herzen Felix, auch wenn ihr uns nicht helfen könnt.“

„Noch Eins,“ sagte der Felix, „war Euer Mann, der Martin, schon bei dem reichen Filze und hat in um Nachsicht und Aufschub gebeten?“

„Ja wohl, Felix, er war dort, er hat den sauern Gang gemacht, er hat aber keinen Trost mit nach Hause gebracht. Der Herr Meirer war wohl recht freundlich mit meinem Mann und mein Mann hat sich setzen müssen und ein Bedienter mit goldenen Borden am Rocke hat ihm ein Glas Wein gebracht, und der Martin war schon voll freudiger Hoffnung. Als er aber sein Anliegen vorbrachte und als der Herr Meirer hörte, daß wir nicht bezahlen können, da wurde der Herr zwar nicht böse und ist ganz sanft geblieben und freundlich, aber er hat viel geschwatzt von seinen Pflichten und von seinen Grundsätzen in der Art Geldsachen und wie es ihm leid sei, nichts thun zu können, ja recht leid, aber er habe die 100 fl. für einen frommen Zweck bestimmt, und da werde mein Mann wohl einsehen, daß es nicht gehe, und überhaupt, er habe die Sache gar nicht mehr in Händen, er habe sie seinem Advokaten übergeben und könne Nichts mehr machen. Mein Martin solle es als eine Schickung Gottes ansehen und sich in Demuth beugen,

denn wen der Herr liebe, den züchtige er. Und so riß er meinem armen Manne eine Hoffnung um die andere aus dem Herzen, und als der Herr seinem Bedienten rief und sagte: lieber Johann, mache dem guten Manne die Thüre auf, da taumelte der Martin zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, er wußte selbst nicht wie, und als er auf der Straße stand und an des reichen Mannes glänzende Fenster hinauf schaute, da war sein Herz voll bitterer Verzweiflung."

„Nun," grollte der alte Felix, und biß grimmig die Zähne zusammen, „unser Herr Gott wird ihn auch noch einmal lieb haben und züchtigen, den fetten Sünder, ich will's noch erleben. Aber man muß die Hoffnung nicht aufgeben, ich kann nicht glauben, daß er gar so schlecht ist, ich will selber zu ihm gehen, nächsten Sonntag will ich's thun, wenn er gerade aus der Kirche kommt, vielleicht ist sein Herz dann mitleidiger gestimmt, und ich will mich zusammen nehmen und ganz demüthig und einfältig vor ihn hintreten und will zu ihm sagen: Lieber Herr, will ich sagen, habet doch ein Einsehen von wegen dem Martin, Ihr seid ein so guter und frommer Herr, will ich sagen, — ja das thue ich und müßte ich daran ersticken — und der Martin ist auch so braver Mann, und wenn Ihr den wollt zu Grunde richten, so soll Euch ein ......"

Mitten in seinen frommen Vorsätzen aber wurde der gute Waldhüter auf eine sehr überraschende Weise unterbrochen. Der Sturm draußen hatte einen Augenblick geschwiegen, als wolle er Athem schöpfen zu einem neuen Anrenn; jetzt aber fiel er mit einer solchen Wuth über das arme Häuschen her, daß es in allen Fugen ächzte und krachte; das eine, schlecht geschlossene Fenster fuhr auf, daß die Scheiben klirrend in die Stube flogen, von draußen her hörte man durch den Sturm einen dumpfen, donnernden Fall, und auf dem Dache des Häuschens, polterte und prasselte es, als wolle das Dach herabstürzen. „Jesus was ist das?" schrie die Frau und hielt die Hände vor die Augen. „Das Kamin ist eingestürzt und hat das Dach durchgeschlagen," rief der Waldhüter, wo sind Eure Kinder?"

„Gott meine Kinder," kreischte das Weib und stürzte nach der Thüre, die nach der Speichertreppe führte, sie schlafen unter dem Dach." Da aber polterte es die Treppe herunter, die Thüre ward aufgerissen und ein derber Junge von 16 Jahren in tiefstem Negligé, auf dem einen Arme einen Haufen Kleider, auf dem andern einen kleinen Burschen von 4 Jahren tragend und gefolgt von zwei andern Blondköpfen, die auch nicht gerade ballmäßig angekleidet waren, stürmten lärmend und erschrecken in die Stube. „Mutter das Dach ist eingestürzt, gerade neben unserer Kammer, wie sind wir erschrecken, wir haben gemeint, das Haus wolle zusammenfallen," rief der älteste Bube und setzte seinen kleinen Bruder auf den Tisch; dieser aber strampelte mit den Beinen und klatschte in die Hände und schrie aus vollem Halse: „Pelznickel ist kommen, Pelznickel ist kommen, jetzt kommt auch bald das Christkindle, juchhe!" Die Mutter hatte ihren kleinen Liebling auf den Arm genommen und mit Küssen bedeckt, „ja das liebe Christkindle hat Euch behütet, ihm sei Preis und Dank." „Was ist aber der Martin für ein Fürchtebutz," schrie der achtjährige Heiner und schwang triumphirend einen alten Besenstiel, der ist gleich davon gelaufen und mir nicht einmal helfen wollen, den Pelznickel durchzuprügeln, o der Martin, lacht ihn aus!"

„Ja ja, du bist ein tapferer Bursche," lobte der Waldhüter und streichelte dem Heiner den blonden Lockenkopf, „aber jetzt, ihr Hemdklunker," setzte er hinzu und patschte in die Hände, marsch mit Euch hinter den Ofen und die Kleider angezogen, denn heute Nacht ist's doch nichts mehr mit dem Schlafen"!

Der alte Felix hatte das zerbrochene Fenster geschlossen und seinen Mantel davor gehängt, denn der Laden allein war nicht im Stande den Sturm abzuhalten, der das Licht der Lampe auszulöschen drohte, und die Mutter war gerade beschäftigt, die Kinder anzukleiden, da hörte man draußen ein Stampfen und Trappen die Stubenthür wurde hastig aufgestoßen und der Bahnwärter stürtzte Martin, bleich und athemlos in das Zimmer.

„Frau," keuchte er, „rasch die Pechpfanne, die Pechkränze." — „Um Gotteswillen, was gibt es?" schrie diese. — „Rasch, rasch, oder es gibt ein gräßliches Unglück." Mit diesen Rufe stürmte er in die Kammer neben an, und kehrte im Momente zurück, beladen mit zwei Pechpfannen und mehreren Pechkränzen. Während er hastig die eine Pfane mit Pechkränzen füllte und dieselbe an der Lampe in Brand steckte, daß ein schwarzer Qualm die Stube verfinsterte, stieß er in raschen, abgebrochenen Sätzen hervor: Marianne, Felix, helfet, sonst ist Alles verloren; nehmet Schaufel, Pickel, Axt und Säge und folget mir so rasch ihr könnt," und zu seinen zwei ältesten Söhnen gewendet rief er diesen zu: „Martin und Frieder, jeder von Euch nimmt ein Beil und begleitet die Mutter, aber rasch! rasch!" und er stürmte mit der brennenden Pechpfanne wieder zur Thür hinaus. „Jesus welch eine Nacht," seufzte die Frau, dann aber wurde in der Stube kein weiteres Wort mehr gesprochen; in einer halben Minute waren der Felix, des Bahnwärters Frau und die beiden ältesten Söhne mit Werkzeugen aller Art beladen, und eilten ebenfalls ins Freie hinaus. In der Stube war es stille geworden. Der Faßan hatte sich bei dem Lärm von seinem Lager hinter dem Ofen gähnend erhoben, sich aber bald wieder, die Schnauze zwischen den Vorderpfoten, mit dem festen Vorsatze zur Ruhe gelegt, sich heute Nacht durch Nichts mehr stören zu lassen, es müßte denn sein, daß sein Herr ihn als Belohnung für seine Heldenthaten mit einem Kalbsbraten regaliren werde, welchen Fall sich jedoch besagter Faßan, als kaum wahrscheinlich, aus dem Kopfe zu schlagen suchte. Der kleinste Bube hatte sich hinter den Ofen verkrochen und weinte, „wo ist die Mutter hin? Pelznickl wird wieder kommen," — „Sei stille," tröstete der achtjährige Heiner und erhob drohend den Besenstiel, „Pelznickel soll nur kommen, ich will ihm . . . . ." Dann nahm er sein Brüderlein auf den Schooß und schaute nachdenklich vor sich hin. Nach einer kleinen Weile stand er auf, als sei er mit sich in' Reine gekommen, was da zu thun sei. „Hans," sagte er, wir müssen auch helfen, der Vater und der Felix werden ohne uns nicht fertig, ich weiß schon," und damit schleppte er aus der Nebenkammer eine große Zimmermannssäge und eine Schaufel herbei. „Da, Hans, sagte er, „nimm die Schaufel und komm," und eilte die Zimmermannssäge hinter sich sich drein schleppend, der Thüre zu. Der kleine Hans nahm den Schaufelstiel zwischen seine kleinen Beine, wie ein Steckenpferd. „Hü, Roß!" rief er und folgte seinen Bruder in die kalte Nacht. — Der Faßan, da er sich im alleinigen Besitze der Stube sah, knurrte behaglich vor sich hin und verfiel in ein träumerisches Sinnen über die Frage, ob er einen Nierenbraten oder einem Bruststücke mit Knorpeln den Vorzug geben solle.

Der Sturm, als hätte er in seinem letzten Angriffe seine ganze Wuth und mit ihr seine Kraft erschöpft, hatte sich gelegt und einer vollkommenen Windstille Platz gemacht; mit dem Sturme hatte sich auch die eisige Kälte gebrochen, und die Schneeflocken fielen langsam und schwer von Himmel nieder, aber noch war es finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Der Schneepflug hatte tüchtig vorgearbeitet und die Eisenbahn ziemlich von der Schneelast befreit, so daß die Schienen nur wenig bedeckt waren. Auf dem Bahndamme nun wanderten eiligen Schrittes der alte Felix, die Frau und die beiden Söhne dem Glanze

der Pechpfanne nach, die in einiger Entfernung vor ihnen her durch die finstere Nacht leuchtete. Gesprochen wurde nicht viel, Eines trabte schweigend hinter dem Andern drein, und nur der Waldhüter, der an der Spitze marschirte, gab hie und da einen aufmuntern Zuspruch zum Besten: „Ho, ho, Bursche, wacker zugeschritten, denn es gilt, hat der Vater gesagt. So Marianne, stützet Euch auf mich, nur herzhaft, ich kann's ertragen. Martin, nimm deiner Mutter das schwere Hebeisen ab, es liegt leichter auf deinen jungen Schultern."

Jetzt sah man auf einmal statt des einen Fackellichtes zwei vor sich hin, das eine wanderte weiter und das andere schien stehen zu bleiben. Nun war man dem stehenden Lichte nahe gekommen; es war eine brennende Pechpfanne, die seitwärts in einem Schneehaufen stack, und mit ihrer flackernden und in dem fallenden Schnee sprühenden Flamme einen Gegenstand beleuchtete, der schwarz und riesig die Bahn zu sperren schien. „Was ist das?" rief der alte Felix und schritt mit verdoppelter Eile vorwärts; noch zwanzig Schritte und die erstaunte Gesellschaft stand vor einer mächtigen Pappel, die quer über den Schienen lag, auf der einen Seite die gebrochenen Wurzeln gegen den Himmel streckte und auf der andern Seite mit ihrem Gipfel weit in das Schneefeld hinausreichte. „Potz Forstinspektor und Tannenzapfen," rief der Waldhüter und kletterte auf den Stamm hinauf, der ihm fast bis an die Brust reichte, „das ist eine saubere Geschichte. Das war derselbe Windstoß, der uns das Kamin auf die Köpfe geworfen. Der Zug kann jeden Augenblick kommen, und wenn der auf den verhenkerten Klotz stößt, da gibt's ein furchtbares Unglück. Hollah, Bursche," rief er jetzt, sprang von dem Baume herunter und schwang seine Axt, „hollah, Junges, Axt und Beil zur Hand und tüchtig drauf los, haut die Aeste und Zweige weg, drauf daß die Funken davon fliegen," und von drei paar kräftigen Armen geschwungen klangen Axt und Beil, und Aeste, Zweige und Holzspitter flogen umher. Die Bahnwartsfrau stand starr vor Schrecken und schaute wie gedankenlos in das tolle Treiben; sie hatte die Hände gefaltet und bewegte leise die Lippen wie im Gebet. „He da, Frau Marianne," rief der Alte und schüttelte die Frau sanft am Arme, „jetzt ist es nicht Zeit zum Beten, das könnt Ihr später besorgen, schaffet jetzt die Aeste aus dem Wege, aber gebt Acht, daß Ihr nicht getroffen werdet; so, so, es geht, nur zu, Ihr Bursche, lustig eingehauen; wir thun, was wir können und unser Herr Gott wird ein Einsehen haben." In diesem Augenblicke nahte der Bahnwart Martin eilenden Laufes und von Schweiß triefend von der andern Seite. „Bravo!" rief er schon von weitem, „brav Felix, das ist wacker von Euch. Haltet nur einen Augenblick und horchet auf, was ich sage," und der Mann lehnte sich an den Stamm einer Pappel und wischte sich die glühende Stirne. „Der Zug sollte schon da sein," stieß er, nach Athem ringend hervor, —„der Schnee hat ihn aufgehalten, — muß aber gleich kommen; — habe tausend Fuß von da meine Pechpfanne als Signal aufgestellt, Ihr könnt sie von da brennen sehen, — ich laufe gleich wieder zurück, denn dort ist mein Posten. Wenn der Lokomotivführer seine Pflicht thut und aufpaßt, so kann Alls gut werden, wenn er aber hinter seinem Schutzbrette steht und sich die Kapuze über die Augen gezogen hat, wegen dem Schnee, dann möge Gott dem Zuge gnädig sein. Ihr aber hauet Aeste und Zweige los und säget den Gipfel der verdammten Pappel ab, daß wir sie leichter mit der Lokomotive auf die Seite schleppen können, denn anders geht es doch nicht. Das' ist's was Ihr zu thun habt, Gott aber muß das Uebrige thun."

„Recht, recht," erwiederte der Felix und griff wieder zu der Axt „machet nur, daß Ihr fortkommt. Ihr habt doch eine Trummsäge?" „Ich habe sie nicht," rief der älteste Sohn, „der Frieder muß sie haben;" „ich habe sie auch nicht," antwortete dieser, „ich habe geglaubt,

der Felix hätte sie." „Da schlag der Donner drein," fluchte der Waldhüter, „vergessen; Marianne, laufet, was Ihr könnt und holet die Trummsäge." — „Da habt Ihr eine Trummsäge," schrie der kleine Heiner, und kam daher gekeucht, eine schwere Zimmermannssäge im Schnee hinter sich drein schleppend, „da habt Ihr eine Trummsäge," sagte er noch einmal und ließ die Säge dem alten Felix vor die Füße fallen, „ich hab's wohl gedenkt daß Ihr nicht fertig werdet ohne mich und den Hans."

„Blitzbube," rief der Bahnwärter und sprang über die Pappel, wie kommst du daher? Wo ist der Hans?" der Hans? dorthinten kommt er und bringt eine Schaufel."

„Ho, ho!" lachte der alte Felix, „Teufelsbuben denen steckts im Blute." Die Mutter aber voll banger Sorge lief ihrem Lieblinge entgegen und rief angstvoll: „Hans Hans, wo bist du?" —

„Hü Roß," antwortete eine Kinderstimme, und der kleine Hans kam auf einer Schaufel wacker durch den Schnee daher geritten. Oha! rief er jetzt und lachte seine Mutter an, die ihn auf ihre Arme nahm und an ihre Brust drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Die unterirdische Eisenbahn in London.

Die Engländer drüben auf ihrer freien Insel sind zusammen doch das prächtigste und mächtigste Volk, was man auch gegen einzelne „Mylords" und Ladies, die sich hier und da in Deutschland unangenehm machen und dafür Heidengeld bezahlen müssen, einzuwenden haben mag. Sie haben's im Arbeiten, Fabriciren und Handeln, im guten Essen und Trinken im freien, gesunden und angenehmen Familienleben, in politischer und gesellschaftlicher Freiheit und Bildung, im Verkehr mit Dampf, Briefen, Electricität, Pferden und Wagen, in Benutzung der Zeit, welche Geld ist, und Ueberwindung räumlicher Entfernung — was noch mehr Geld ist, weiter gebracht als irgend eine Nation der Welt.

Wir hier zu Lande, besonders in kleinen Städchen, können uns kaum eine Vorstellung von diesem großartigen, gewerbfreien, freizügigen Leben und Treiben in England machen, weil bei uns sich noch Niemand die Freiheit nehmen darf, frei zu sein.

Bei uns kennt noch Niemand die Freiheit aus wirklicher Erfahrung. Die Besten und Gebildesten unter uns beschauen sich höchstens von ferne wie Moses das gelobte Land vom Pisga, und kommen vielleicht eben so wenig hinein, als er.

Die Engländer leben, weben, streben und sterben dahin, essen prachtvolles Beefsteak und trinken starken Porter und weinartiges Ale dazu. Von Verfassungsstreitigkeiten ist längst keine Rede mehr; Alles längst abgemacht und Jedem in Fleisch und Blut übergegangen. Dazu Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Paßlosigkeit, Rede-, Preß-, Versammlungs- und Associationsfreiheit, daß Jeder jeden Tag machen kann, was er will und *gerade deßwegen meist* das Beste und

Rechte thut, was ihm möglich ist. So macht sich jeder nach besten, freien Kräften verdient. Wo alle Kräfte so frei und freudig sich tummeln und der Einzelne sich mit Millionen Geld-, Pferde-, und Menschenkräften stets ungehindert zu den gewaltigsten Unternehmungen vereinen darf, da gibt's denn auch Thaten und Werke, die uns unglaublich, unmöglich erscheinen.

Vor einigen Tagen haben sie eben wieder eine solche (deutsche) Unmöglichkeit vollendet und eingeweiht, die unterirdische Eisenbahn in London.

London mit seinen drei Millionen Einwohnern, mehr als ein halb Dutzend deutsche Fürstenthümer zusammen auftreiben könnten, hat in seinen Tausenden von Straßen für den ungeheuren Verkehr nicht mehr Platz. Deßhalb hat es schon längst Eisenbahnen über den Häusern und Straßen hin gebaut zur Verbindung seiner 15 großen Eisenbahnhöfe mit mehr als 100 Stationen. Aber eben drüben ist auch nicht mehr Raum genug, da über den Häusern und Straßen der Himmel fleckenweise schon so dicht mit Eisenbahnen-, Stadtpost- und Privat-Telegraphendrähten übersponnen ist, als ob eine ungeheure Kreuzspinne ihr Netz darüber ausgespannt hätte. So haben sie sich nun auch Wege unter der Erde ausgewühlt, unter Häusern, Strassen und sechs Stadttheilen hin, eine Eisenbahn unter London. Der Tunnel unter der Themsee weg, wovon man vor ein Paar Dutzend Jahren so viel Wesens machte, ist Kinderspiel dagegen.

Die unterirdische Eisenbahn verbindet zunächst etwa eine deutsche Stunde lang den großen westlichen mit dem großen nordischen Eisenbahnhof und läuft von da aus südlich bis in die Mitte der Stadt, der City, dem Brennpunkt alles Verkehrs und der großen Weltmarktgeschäfte. Die unter den Häusern und Straßen ausgewühlte Röhre ist sechs bis zehn fach ummauert und außerdem mit doppelten wasserdichten Mänteln von Cement und Asphalt eingehüllt, so daß kein Wasser eindringen kann, während die Luft durch Ventilationsthürme immerwährend frisch erhalten wird. Damit der Dampf und das Feuer unten keine Stänkerei macht, haben sie für diesen unterirdischen Dienst so geschickte und vernünftige Lokomotiven erfunden und gebaut, daß diese während ihrer ganzen Reise Dampf und Feuergefühle in sich behalten und erst wieder zu spucken und zu pusten anfangen, wenn sie an den Endpunkten wieder in die freie Luft hinausgeschossen sind. Die ganze Bahn ist, wie die Wagen, auf das Beste erleuchtet und vollständig trocken und luftig.

Ohne diese unterirdische Verkehrsherrlichkeit weiter zu beleuchten, wird sich Jeder leicht vorstellen können, daß dies eins der kühnsten Meisterwerke menschlichen Unternehmungsgeistes ist. Die Leute fahren jetzt alle 5 Minuten flott hin und her in dieser unterirdischen Röhre, und mit Hilfe der andern Eisenbahnen auf und über der Erde, den Tausenden von Omnibussen und Themse-Dampschiffen, der Paßlosigkeit, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ist Jeder immer gleich zu rechter Hand, wo er was verdienen kann und von da weg, wo kein Brodkorb mehr für ihn hängt. Das ist Geschäft, Leben, Freiheit, Bildung.

Ein Räthsel. Schulmeister: Jetzt, Ihr Kinder, will ich Euch einmal ein Räthsel aufgeben. Was ist das: Wenn man jung ist, so wünscht man es und wenn man's hat' so wünscht man es gar nicht mehr?"

Peter: „I weiß es, Herr Lehrer!"

Schulmeister: „Nun, so sag's, Peter!"

Peter: „Eene Frau!"

Schulmeister: „Wer hat dir das gesagt?"

Peter: „Mei Vater!

Schulmeister: „'S ist nicht ganz unrichtig; — 's ist wahr, es paßt; — aber eigentlich hatt ich das Alter gemeint."

Ein junger englischer Reisender hatte in Valencia eine Liebschaft mit einem wunderschönen Zigeunermädchen angeknüpft. Die Mutter verlangte nun, er solle ihre Tochter heirathen. Der Engländer entgegnete ihr, daß er nicht reich genug sei, um eine Frau ernähren zu können. Da lachte ihm die alte Zigeunerin ins Gesicht und sagte: „Was nicht reich genug im Lande der Guineen? Mit einer so gewandten Diebin, — wie meine Tochter, — bist du in einem Jahre ein Millionär!"

(**Wiener Anekdote.**) Ein dreigespornter, verschnürter, bequasteter, besuchter, enghosiger, dünnbeiniger Magyar gerieth neulich mit einem Fiaker in Streit und stieß eine Menge von Kernflüchen aus. „Oho!" ließ sich der Rosselenker vornehmen, „mit dem Kaiser dürft ihr schon grob sein, ihr großmauliger Magyar-Ember, aber wir, wir leiden's nit." Der gebene Peitschenstiel ergänzte den Satz.

Zu Ausfüllung statistischer Tabellen wurde einem Bürgermeister die Frage vorgelegt: Worin besteht die vorzüglichste Nahrung der Stadt? Der kluge Mann schrieb ganz unbefangen in die Rublick: „Die Bürger essen was sie haben."

Zu viel Gluth. „Mein Fräulein, ich liebe Sie mit wahrer Gluth!" — „O hören sie auf, mir ist schon entsetzlich warm bei der Hitz'!"

„Ich liebe dich, mein Kind!" sprach der Onkel zu seiner Nichte, „und wenn Du willst, so wirst Du meine Frau! — Die Nichte verneigte sich: Ich danke recht schön, ich mag nicht meine Tante werden."

Die beiden **Theatertirektoren.** „Ich sage Ihnen, Verehrtester! die Schulden wachsen riesenhaft: Ich habe erst gestern wieder 1000 Thr. auf das Theatergebäude aufnehmen müssen.', — Wie heißt? aufs Gebäude, erst aufs Haus? Sie glücklicher Mann; bei mir steht schon eine Hypotek auf dem Souffleurkasten"

Wirth: „Herr Schritzmeier, es stehen vom vorigen Jahre noch sechzehn Glas Bier."

Schritzmeier: „Schütt' sie weg, schütt' sie weg, altes Haus, sie müssen schon längst sauer sein!"

Ein Zerstreuter. „Herr Professor! was machen Sie denn hier auf der Straße vor Ihrem Hause? — Ich seh nur zu, ob ich zu Hause bin. Es scheint mir aber, ich bin ausgegangen, denn ich sehe kein Licht in meinem Zimmer!"

Ein Richter fragte einen Menschen, der in Untersuchung war: „Was ist Er?" — Dieser antwortete: Alles Euer Gnaden, aber Speckknödel am liebsten."

„Wohin so eilig redete ein Bekannter einen andern auf der Straße an. — „Ich habe meiner Frau einen Hut gekauft," antwortete der Letztere, „und muß machen, daß ich nach Hause komme bevor die Mode wieder wechselt!"

Ein oft geprügelter Schusterjunge wurde gefragt, was Ohrfeigen für ein Gefühl verursachten: Ach Gott" rief er aus — „so etwas läßt sich nicht beschreiben, das muß man selbst empfinden."

Gib mir eine weise Lehre,
Bat die Jugend einst den Greis
Wohl sprach jener: — dann entbehre,
Eine bess're ich nicht weiß.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 10. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. März 1863.

Ein Weihnachts-Abend.

(Fortsetzung.)

„Du Angstkind du," rief sie und hüllte den kleinen Reiter liebkosend in ihr warmes Halstuch. Der Bahnwärter küßte seine wackern Buben und wischte sich mit der Faust über die Augen, „Gott segne Euch, Ihr Bursche, Ihr werdet einmal brave Bahnwärter werden. Jetzt aber Mutter, nimm die Kinder in Acht, und Ihr Andern thut Eure Schuldigkeit und Gott mit Euch" und der Mann verschwand im Dunkel der Nacht.

Weitere zehn Minuten hatte der Waldhüter mit seinen jungen Gehülfen emsig und schweigend gearbeitet, da hielt er ein, horchte in die Nacht hinaus und rief: „Halt da, ich höre etwas," und aus der Ferne tönnte das dumpfe Rollen des nahenden Zuges. „Achtung ich höre den Zug!" — „Ich sehe noch nichts," erwiderte die Frau und hielt die Hand über die Augen. „Wird schon kommen," brummte der Waldhüter, „jetzt schnell zu mir her, auf die Seite, nehmet die Kinder in acht." — „Ich sehe die rothen Augen," schrie der junge Martin, „sie müssen schon ganz nahe bei'm Vater sein, er schwenkt seine Fackel schon" — „Donner, sie sind blind und sehen nicht," murrte der Alte und faßte krampfhaft den Stiel seiner Axt. Noch eine Sekunde bangen Schweigens, dann tönte ein dreimaliger gellender Pfiff durch die Nacht. „Gelobt sei Gott," schrie der Alte, und schwang die brennende Pechpfanne über seinem Haupte, daß ein glühender Sprühregen um ihn her flog. „Jetzt schreiet und brüllet, was Ihr Athem habt, Hurrah! Ho, ho! Halt, halt, Ahoi!" — „Ha, ha, ha," lachte der kleine Hans auf dem Arme seiner Mutter, und patschte in die Hände, „Pelznickel kommt, Pelznickel kommt, Hans ist brav gewesen!"

Jetzt schoß das schwarze Ungethüm mit den rothen Augen und dem glühenden Athem durch die Nacht daher, ein zweiter gellender Nothpfiff, und man hörte die Bremsen kreischen und sah die Funken von den Rädern fliegen, jetzt war es ganz nahe, aber mit schon sehr gemäßigter Eile, noch einmal schwang der alte Felix seine Fackel und brüllte sein Halt, Ahoi!" und die

Lokomotive stieß noch mit ziemlicher Gewalt auf die Pappel, daß die Wagen krachten und aus ihrem Innern ein Schreckensschrei erscholl, dann stand der Zug stille.

Wenn aber auch der Wagenzug zur Ruhe gekommen war, so wurde es dagegen im Innern der Wägen desto lebendiger. Alle Wagenfenster waren mit Köpfen besetzt, und ängstliche zornige, bittende und drohende Stimmen schrien und kreischten durcheinander: „Herr Kondukteur!" — „Herr Zugmeister!" — „was ist passirt?" — „aufgemacht!" — „was war das für ein Stoß!" -- „warum halten wir?" und selbst eine Gesellschaft von Ochsen und Kühen, die sich in einem besonderen Wagen zusammengefunden hatte, fühlte sich berechtigt, hier ein Wort mit drein zu reden und gab ihren Unwillen durch die entschiedensten „Muh's" und „Blä's" zu erkennen.

„Meine Herren und Damen, beruhigen Sie sich," rief der Zugmeister und eilte an dem Wagenzuge hin und her, überall beschwichtigend und zur Ruhe ermahnend, „es ist Nichts, es ist ein Hinderniß im Wege, wird aber bald beseitigt sein, durchaus keine Gefahr! Meine Herren und Damen, sitzen bleiben, der Zug geht zurück." — „Stephan, retour!" rief er dem Lokomotivführer zu, und der Zug bewegte sich langsam einige Dutzend Schritte rückwärts."

Kondukteur! schrie ein Engländer aus einer ersten Wagenklasse heraus, ick uollen haben eine Beschuerde-Buck, ick uollen klagen, my lady haben gestoßen sein Nas, sein uorden misserabel ganz, god dam!"

„Quvrez-lá, ouvrez-lá," brüllte ein rabiater Franzose und fuhr mit dem Kopfe aus dem Wagenfenster und rüttelte an der Wagenthüre, tonnere de dieu! Aufmacken! Oh, ces Allemands, quil's sont des bétes!

„Ja wohl," rief der alte Felix, der eben vorüber eilte und lachte, denn er hatte seine gute Laune wieder bekommen, und da er Anno 15 als Tambour in Paris drin war, so hatte er den Franzosen wohl verstanden, „ja wohl, Herr Parlez-vous," und ließ seine Schaufel so nachdrücklich auf den Cylinder des Weinreisenden fallen, daß ihm dieser bis auf die Schulter über den Kopf hinein fuhr. „Aux meurtriers, aux meurtriers," brüllte der Franzose mit halberstickter Stimme unter seinem Hute hervor und fuhr mit dem Kopfe in den Wagen zurück, wo er von seinen lachenden Mitreisenden aus seiner unfreiwilligen Umhüllung befreit wurde: „ick werde aben Satisfaktion, fondre! la grande nation sein beleidigt in mir, ick werden gehen zu ambassadeur français!"

„Herr Zugführer," rief jetzt aus einem andern Wagen ein Herr mit einer goldenen Brille auf der Nase und einem feingeschnittenen Gesicht, das die orientalische Abstammung nicht verläugnen konnte, „Herr Zugmeister auf ein Wort, wir sind hier eine Gesellschaft Herren und möchten gerne mit Hand anlegen, wenn's nöthig ist, lassen Sie uns aussteigen und sagen Sie uns, was wir zu thun haben." „Mit Vergnügen," sagte der Zugmeister höflich und öffnete die Wagenthüre, „ich nehme Ihre Hülfe mit Dank an," und aus dem Wagen stieg eine Gesellschaft von 10 bis 12 Herren und eilte vorwärts nach dem Schauplatze der Thätigkeit.

Hier waren noch mehrere Fackeln angezündet worden, welche die Nachtscene hell beleuchteten; um die alte Pappel wimmelte es wie um einen Ameisenhaufen, nur mit etwas weniger Ordnung, denn das Zugspersonale, die Passagiere, Alles rannte durcheinander und gegen einander, Einer hinderte den Andern, Jeder wollte befehlen und Keiner wußte, was er zu thun habe, es war eine gräuliche Verwirrung. „Achtung, Ruhe!" schrie der Bahnwärter Martin und schwang sich, eine Fackel in der Hand, auf den Stamm der Pappel, „Ruhe, sage ich und

Ordnung, sonst geht's nicht." Das Geschrei und der Spektakel legte sich etwas, denn das sah Jeder ein, daß bei diesem babylonischen Durcheinander nicht vom Flecke zu kommen sei, und der Mann mit der Fackel da oben schien Einer zu sein, der Etwas von der Sache verstehe und dem man vertrauen konne. Dieser aber, indem er auf einen Haufen Werkzeuge deutete, welche man aus den Packwagen herbeigeschafft hatte, rief mit beichlender Stimme: „Hier sind Axte und Beile, 10 Mann hauen die Aeste ab und die Wurzeln, die noch am Boden hängen und putzen den Stamm glatt, die Andern räumen das Holz auf die Seite; Felix, he Felix, wo bist du?" „Hierrr!" schrie der Waldhüter, „stelle 4 Mann an die Trummsäge und schneide die Pappel entzwei, wir bringen sie sonst nicht herum. Hurtig, hurtig, Ihr Männer, in einer halben Stunde kann Alles in Ordnung sein!" So kam endlich die rechte Art in die Sache, denn Jeder wußte jetzt, was er zu thun habe, und manche feine Hand mit Ringen an den Fingern, schwang das schwere Beil oder suchte Holz zusammen, und da die Kälte in ihrem ärgsten Grimme nachgelassen hatte, so fing man an, Geschmack an dieser nächtlichen Scene zu finden, und die Sache als ein höchst romantisches Abenteuer zu betrachten, das für den halben Winter Stoff abgeben mußte für die feinen Gesellschaften der Residenz. Der Bahnwärter und der alte Felix waren aller Orten, bald da, bald dort, überall helfend mit Rath und That und Alles beugte sich willig vor der Thatkraft dieser beiden Männer. „Es geht, es geht, es geht," rief der alte Martin, „'s ist eine helle Freude, was die feinen Herren arbeiten können wenn's gilt." An der Trummsäge plagten sich vier Herren, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff; auf der einen Seite der Herr mit der goldenen Brille und ein dicker, ältlicher Herr der tief in einen Pelzrock gehüllt war und von seinem Gesichte nichts sichtbar werden ließ, als eine fette Nasenspitze, die er aus einem dicken Halstuche hervorstreckte, auf der andern Seite ein Offizier und ein Professor aus der Residenz. „Bei meiner Ehre," sagte der Offizier, und zog die Säge hin und her, „wer mir vor einer Stunde noch gesagt hätte, daß ich heute Abend Holz sägen müsse und zwar unter dem Commando eines Bahnwärters, den hätte ich für einen Narren erklärt; wenn ich's heute Abend im Museum erzähle, werden sie sagen, es sei eine Aufschneiderei!"

„Ja, ja, Herr Hauptmann," erwiederte der Herr mit der goldenen Brille lachend, „eine Aufschneiderei ist's nun gerade nicht, aber eine Abschneiderei, und das ist gewiß, daß wir unser Nachtlager mit Holzsägen verdienen müssen. Was aber den Bahnwärter dort betrifft mit seiner Fackel, so habe ich an dem wackern Burschen eine wahre Herzensfreude, und es thut einen wohl, hier auf einen so tüchtigen Mann zu treffen." „Ach," seufzte der Professor, und ließ sich willenlos von der Säge hin und her ziehen, „hätte es nie für möglich gehalten, daß ich mit der Pyramidenpappel noch in solcher Weise in Berührung kommen würde."

„Es ist eine populus pyramidata, auch dilatata oder italica genannt," setzte der Herr Professor in belehrendem Tone hinzu, „Blätter rautenförmig, dreieckig, Blattstiel schwach zusammengedrückt, wird bis zu 100 Fuß hoch und ist im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland verpflanzt worden. Da wird aber alle Wissenschaft zu Schanden; seit 15 Jahren lehre ich, daß das genus populus zu den weichen Hölzern gehöre und jetzt erst finde ich, daß das Pappelholz so hart ist, wie der T. . . . . !" „Ich kann nicht mehr," keuchte der fette Herr im Pelzrocke und ließ den Sägengriff fahren, „ich kann nicht mehr, es ist mein Tod, ich will in Gottesnamen in meinem Wagen zurückgehen und mein Gebet zum Herrn senden, daß er uns erlöse aus dieser Noth. Seinen Segen über Euch," setzte er hinzu und wollte sich

auf die Beine machen. — „Nichts da, Herr Meirer," rief die goldene Brille, „sägen sollen Sie jetzt, sägen und nicht beten, hier hilft Ihr frömmster Segen nichts und nur Sägen kann uns helfen." — „Gott sei mir gnädig," seufzte der dicke Herr, ich, der Banquier Meirer, und Holz sägen, es ist himmelschreiend." — „So, Ihr seid es?" rief erstaunt der alte Felix der eben, eine gewaltige Kette hinter sich drein schleppend, vorüber eilte, „habe Euch kaum erkannt in Eurem Pelzfutterale da, kommt, ich will Euch ablösen;" „aber halt," rief er dem dicken Herrn zu, der, erfreut über seine Befreiung, eiligst auf die Wagen zusegeln wollte, „halt, ein Wort im Vertrauen müßt Ihr noch von mir hören, und meinetwegen diese wackeren Herren auch," und während der alte Felix den Sägengriff faßte und ihr einen neuen Schwung gab, daß der Professor fast das Gleichgewicht verloren hätte, sagte er: „Herr Meirer, wisset Ihr auch, wer der Mann ist, der Euch in dieser Nacht das Leben gerettet? denn das hat er, und ohne seine Pflichttreue läget Ihr vielleicht da mit zerschmetterten Gliedern und der Schnee wäre roth gefärbt von Eurem Blute. Dieser Mann ist der Bahnwärter Martin, den Ihr wollet auf Weihnachten auspfänden lassen, wegen einer Schuld von lumpigen hundert Gulden, und den Ihr mit sammt seiner braven Familie in's Elend stürzen wollet." — „Wie so, was ist das?" riefen die andern Herren, „Herr Meirer, das wird doch wohl nicht sein?" — „Ich weiß nicht," stotterte dieser und zog sich die Pelzmütze tiefer über die Augen, „der gute Mann muß sich irren . . . . ich erinnere mich nicht . . . ich kenne keinen Bahnwart Martin . . . Gott befohlen, meine Herrn, ich riskire eine Erkältung" . . . . und damit watschelte der gute Herr nach dem Wagenzuge und verkroch sich, einen Stoßseufzer murmelnd, in die sammetnen Polster der ersten Wagenklasse. „Du kennst ihn," rief ihm der Waldhüter nach und schüttelte die geballte Faust, „und du sollst an diese Stunde gedenken." — „Was ist's mit diesem Martin?" fragte der Herr mit der goldenen Brille, guter Freund, bitte, erzählet uns die Geschichte, ich interessire mich für den Mann," und während die Trummsäge wacker gehandhabt wurde, daß die Spähne davon flogen, erzählte der alte Felix den Herrn die ganze Geschichte dieses Abends, und erzählte ihnen von der unerschütterlichen Pflichttreue des braven Martins und von seinem Kummer und seiner Noth und von der unbeugsamen Hartherzigkeit des reichen und frommen Herrn Meirer.

„Ho, ho, Martin," schrie jetzt der Waldhüter und schlug die Arme um die Schultern, um die steif gewordenen Finger wieder zu erwärmen, „Martin, wir sind durch!" — „Ho, ho, Felix wir sind auch fertig," antwortete der Bahnwärter, „Platz da, Ihr Männer, jetzt kommt die Lokomotive dran." Um das obere Stammende der Pappel waren inzwischen Ketten und Seile geschlungen und an die Lokomotive, die vorsichtig beigefahren war, befestigt worden, auf der andern Seite des Baumes hatte man Winden und Hebeisen angesetzt und auf Martin's Commando: „los!" wurden die Winden angezogen und die Lokomotive gab Dampf rückwärts. „Hurrah!" schrie der Bahnwärter und schwenkte die Mütze, „sie geht, sie geht," und die Pappel bewegte sich langsam auf den glatten Schienen und drehte sich um die Wurzeln. „Noch einmal so, Holz her!" schrie der alte Felix und setzte seine Winde auf's Neue an, und in zwei Minuten war der Baum der vereinigten Kraft der Lokomotive, der Winden und Hebeisen gewichen und rutschte langsam die Dammböschung hinunter in den Schnee. „Hurrah! es hat sie! es hat sie," jubelte der Bahnwärter noch einmal, dann aber trat er zu dem Zugmeister, stellte sich steif in militärischer Positur, legte die Hand an die Mütze und rapportirte: „Herr Zugmeister, Alles in Ordnung!" — „Martin das habt ihr brav gemacht," sagte dieser und schüttelte dem Bahnwärter die Hand, „ich werde Euch nicht vergessen in meinem Rapport. Gute

Nacht." — „Gute Nacht, Herr Kopp," sagte der Bahnwärter, und erwiederte herzlich den Händedruck.

„Meine Herren, eingestiegen, der Zug geht ab, Lokomotivführer gebt das Zeichen," und ein gellender Triller scholl von der Lokomotive und was Beine hatte, rannte den Wagen zu. Da trat der Herr mit der goldenen Brille zu dem Bahnwärter, der mit erhitztem aber freudestrahlendem Gesichte bei dem alten Felix und seinen beiden Söhnen stand, schlug ihm leicht auf die Schulter und sagte freundlich: „Freund Bahnwärter, Ihr habt Euch brav gehalten und ich weiß, was ich nächst Gott Euch zu danken habe; darf ich um Euren Namen bitten?" — „Bahnwart Martin, Station Nr. 113," sagte dieser und legte die Hand salutirend an die Mütze. — „Martin," sagte hierauf der Fremde weiter und reichte dem Bahnwärter die Hand hin, „lasset mich Eure Hand drücken, Ihr seid ein braver Mann, und ich werde diese Stunde nicht vergessen."

„Mein Herr, der Zug fährt ab," erinnerte der Zugmeister höflich, gleich, gleich," erwiederte der Fremde, schüttelte dem Bahnwärter noch einmal die Hand und stieg in einen Wagen erster Klasse. „Alles in Ordnung?" rief der Zugmeister, „Alles in Ordnung," antworteten die Kondukteure. Der Zugmeister gab das Signal, die Lokomotive antwortete mit gellendem Pfiffe und der Zug dampfte an dem Bahnwärter vorüber, der in militärischer Haltung die Honneurs machte.

Auf dem Platze, der noch so eben im Zeuge einer so tumultuarischen Scene gewesen, war, es wieder stille und einsam geworden und nur der zerstampfte Schnee, die halbverbrannten Fackeln und Pechkränze, und das umhergestreute Werkzeug ließen vermuthen, was hier vor wenigen Augenblicken noch vorgegangen.

„Martin," befahl der Bahnwärter seinem ältesten Sohne, „du läufst in's Dorf und läßt durch den Bürgermeister zwanzig Mann aufbieten, in einer Stunde müssen sie da sein; du Frieder," setzte er zu seinem Zweitgebornen hinzu, „thust hier Wache und hältst die eine Pechpfanne im Brande, man kann nicht wissen, ob sie nicht heute Nacht noch eine Lokomotive herausschicken, in einer Stunde bin ich wieder da, dann kannst du in's Nest. So, und jetzt kommt Felix, mit mir in die warme Stube, meine Frau hat uns einen Kaffee gerichtet, ruhet aus und stärket Euch, denn es gibt heute Nacht noch Arbeit."

Schweigend wanderten die beiden dem schützenden Häuschen zu, Jeder hatte seinen Theil zu denken, und dem alten Waldhüter war es nicht ganz behaglich unter'm Brusttuche. Jetzt blieb er stehen und sagte kleinlaut: Martin! „Was gibt's?" fragte dieser. „Martin, ich war doch ein rechter Regimentsesel, als ich Euch abgerathen habe die Bahn zu begehen." — „Ja, das waret Ihr, ich kann's nicht läugnen," erwiederte lachend der Bahnwärter, „aber Ihr habt's wieder gut gemacht, Ihr habt mir als ein braver Mann beigestanden." — „Den Henker habe ich," brummte der Andere, „es läuft mir kalt den Buckel hinunter, wenn ich denke, was hätte geschehen können, wenn Ihr mir gefolgt hättet. Ich habe heute Nacht einen grausamen Respekt von Euch bekommen, und ich, ich komme mir ganz miserabel vor neben Euch, 's ist gerade um des Teufels zu werden!"

„Nun nun," tröstete der Bahnwärter, „wenn Ihr wolltet, so will ich Euch eine Strafe auferlegen, daß Euer Gewissen sich beruhigt, wollt Ihr?" — „Nur zu," sagte dieser, „und nur recht saftig, ich hab's verdient. — „Also gebe ich Euch auf, daß Ihr von heute Nacht an nicht mehr fluchet, es ist gar so abscheulich, und meine Marianne hat einen wahren Schrecken vor

Euch, wenn Ihr so wüst thut." — „Es gilt," schrie der Waldhüter, „hier meine Hand darauf, von heute Nacht an thue ich's nimmer, bei meiner armen Seele sei's geschworen, und so ich's noch einmal thue, so soll mich . . . . . .

„Halt, halt," rief der Bahnwärter lachend, „Ihr seid ein unverbesserlicher Strolch, kommt herein in die warme Stube, ich muß meine Alte hinter Euch schicken, ich sehe schon, ich werde mit Euch nicht fertig."

Der heilige Weihnachts-Abend war gekommen, der Dezember hatte wieder einmal einen diplomatischen Sprung gemacht und war von 14 Grad Kälte in 8 Grad Wärme umgeschlagen, wahrscheinlich um den Bewohnern der Residenz den seltenen Genuß zu verschaffen, bei 8 Grad Wärme Schlittschuh laufen zu können.

In dem Stübchen des Bahnwärters Martin war an diesem Abende beinahe Alles gerade so, wie wir es schon einmal gesehen haben. Der alte Felix saß mit seiner unvermeidlichen Pfeife hinter dem Ofen, seinen treuen Faßan zu seinen Füßen und Frau Marianne neben der brennenden Lampe am schnurrenden Rädchen. Nur eine weitere Zuthat hatte die Gesellschaft durch die zwei kleinen Buben, die auf der andern Seite des Ofens „Bahnmeisterles" spielten, ein höchst geistreiches Spiel, das darin bestand, daß der Heiner, welcher sich durch eine Mappe unter dem Arme und ein sehr ernstes Gesicht die Würde eines Bahnmeisters beigelegt hatte, mit möglichst großen Schritten in der Stube auf und abging, und so oft er an den Ofen kam, mußte der kleine Hans, welcher den Bahnwärter vorstellte, den bekannten Besenstiel schultern, seine Hand an die Mütze legen und mußte sagen: „Herr Bahnmeister, ich habe nichts zu melden." — "Gut," sagte hierauf der Bahnmeister und setzte seine Promenade fort, und das interessante Spiel begann von Neuem.

„Seht, Marianne, so ist mir's gegangen," schloß der Waldhüter hinter dem Ofen hervor seine Erzählung, und dabei schmunzelte er ganz vergnüglich vor sich hin, als kitzle ihn ein ganz besonders erheiternder Gedanke, „und die zwanzig Gulden da sind Alles, was ich zusammenbringen konnte; aber sie haben's Alle gern gegeben, und wenn's auch nur Sechser und Groschen gewesen sind, so kam's doch Allen von Herzen, den Ihr glaubet nicht, was der Martin sich in Respekt gesetzt hat bei den Leuten."

„Guter Felix," sagte die Frau mit bewegter Stimme, „ich danke Euch von Herzen, vergelt's Euch Gott." — „Einmal," erzählte der Felix weiter und lachte, „hätte ich beinahe einen Gulden erwischt; der Rathsschreiber wollte mir ihn geben: aber einen Gefallen müßt ihr mir thun, Felix, hat er gesagt, und müßt die Schrift da unterschreiben; in Italien drin da wollen sie den Papst absetzen, und da haben wir eine Schrift aufgesetzt, wir guten Katholiken, daß wir es nicht leiden wollen. So hat der Rathsschreiber gesprochen und hat mir ein Papier hingestreckt und eine Feder; es hat mir in den Fingern gejuckt, denn das neue blanke Guldenstück lag daneben auf der Tischecke. Aber nein, habe ich gesagt, so eine Dummheit machet Ihr mir nicht weiß, Rathsschreiber, und wenn dem Papste nimmer zu helfen ist, als durch Euch und mich, hab' ich gesagt, so wird ihm überhaupt nicht zu helfen sein, und damit war ich kurz resolvirt und ließ den Rathsschreiber mit sammt seinem Guldenstück stehen. Der Rathsschreiber aber hat mir nachgeschrieen, das wird Euch noch gereuen, Felix, und das kommt daher, daß Ihr immer mit Ketzern verkehrt, wie der Martin einer ist, aber es wird jetzt schon anders werden, und des Martins müssen mir zur Gemeind hinaus, ich ruhe nicht eher." — „Ich aber habe den Esel schwatzen lassen und bin meines Weges gegangen, den auf den Martin lasse ich nichts

kommen, der ist ein braver Mann und ein guter Christ und wenn er zehnmal evangelisch ist. „Aus der Haut möcht' ich fahren," eiferte der Waldhüter unter lebhaften Gestikulationen, „bei der verhenkerten Hetzerei und Wühlerei jetzt an allen Orten; ich bin ein alter Kerl geworden, und es ist mir mein Lebtag noch nicht eingefallen, darnach zu fragen, ob einer katholisch ist oder evangelisch, wenn er nur sonst ein braver Kerl war, und Alles war Friede und Eintracht; jetzt aber thut 's Noth, man hängt sich sein Glaubensbekenntniß wie eine Mosestafel, um den Hals herum, und Alles ist durcheinander gehetzt, und ich meine, wir sind um kein Haar besser geworden durch den Spektakel. Sie sollen uns in Ruhe lassen, die . . . . . die Tannenzapfermenter, und es soll Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden dürfen, wie der alte Fritz gesagt hat; das Sprüchlein hat mir von dem alten Herrn am besten gefallen."

„So habt Ihr vielen Zorn und Aerger gehabt unsertwegen," unterbrach die Frau die lange Standrede des Waldhüters, „ich weiß nicht, wie wir's Euch vergelten sollen. Und bei dem reichen Meirer habt Ihr also auch nichts ausgerichtet?"

„Der? An dem sind Hopfen und Malz verloren," erwiederte Felix, und gab sich Mühe ein zorniges Gesicht zu machen, aber um die Mundwinkel zuckte es ihm schon wieder wie ein heimliches Lächeln, „der ist auch so ein Maul-Christ, der ist bei Euch Lutherischen gerade, was der Rathschreiber bei uns Katholiken."

„Also keine Hoffnung mehr, und doch, wenn ich meinen Mann ansehe, der so gefaßt ist und sich nicht niederdrücken läßt durch das Elend, das uns bevorsteht, so zieht es wie ein Trost in mein Herz ein, und ich meine als, es müsse noch ein Wunder geschehen uns zu helfen."

„Recht, recht, Frau Marianne," rief der Waldhüter und über sein rauhes Gesicht zuckte ein Strahl der Begeisterung, „wenn Leute Eurer Art auf Gott vertrauen, die läßt er nicht zu Schanden werden; denkt an mich, der alte Felix hat es gesagt."

Jetzt hörte man draußen laute Stimmen und der Bahnwart Martin mit seinen zwei ältesten Söhnen trat in's Zimmer. „Grüß Gott, Marianne," sagte er heiter und warf den Mantel über den Stuhl, „was das für ein Wetter ist, es ist mir fast zu warm geworden. Guten Abend Felix, das ist brav von Euch, daß Ihr den Christabend mit uns feiern wollt." Der kleine Hans und der Heiner waren liebkosend an dem Vater hinauf gesprungen und strengten sich gewaltig an, ihm die Taschen zu visitiren.

„Nichts da, Ihr Schelme," rief dieser lachend und schüttelte die kleinen Zudringlichen von sich ab, „ich glaube gar, ihr wollt Euern Vater ausplündern? Marsch hinauf mit Euch in Eure Kammer, das Christkindle kommt, ich habe es schon draußen um die Telegraphenstangen herumfliegen sehen." — „O, das Christkindle," rief der Heiner und machte ein altkluges Gesicht, „mir machet Ihr Nichts mehr weiß, Vater, des Rathsschreibers Mathes hat mir gesagt . . . . . „Bist du stille," sagte der Vater und drohte dem kleinen Aufgeklärten mit dem Finger; „Martin und Frieder, nehmet die Buben mit hinauf, ich werde Euch rufen, wenn's Zeit ist." Nachdem die junge Welt etwas lärmend protestirend die Stube geräumt hatte, zog der Bahnwärter ein kleines Christbäumchen unter dem auf dem Stuhle liegenden Mantel hervor und stellte es auf den Tisch. „Felix" sagte er, „ohne das Bäumchen da thue ich's nicht, und müßte ich den letzten Kreuzer dran drücken.

(Schluß folgt.)

(**Ein Menschenfresser.**) Viel Gerede verursachte in letzterer Zeit ein Kannibale, den ein Menagerie-Besitzer, welcher sich in Kruman aufhielt, sehen ließ. Haufenweise strömten die Leute zu der aufgestellten Bude, hauptsächlich nur um den „Menschenfresser" zu sehen. Dieser war ein junger Mann, ganz hübsch gebaut, von braungelber Hautfarbe, schwarzem Haare, das nach aufwärts stehend geordnet war, einem großen Ringe an der Nase und ohne alle andere Bekleidung, als ein um die Hüften gewundenes Tuch. Auf ein von dem Wärter auf einer großen Muschel gegebenes Zeichen, ähnlich dem eines Hornsignales, sang er in seiner angeblichen Muttersprache und tanzte auch in einer eigenthümlichen Weise; es hieß nämlich, daß es dem Wärter nur durch dieses Signal möglich sei, sich dem „Wilden" verständlich zu machen. Nun bekam er ein lebendes Huhn, dem er den Kopf abbiß und das Blut aussog. Jetzt schickte er sich an, das Huhn zu zerreißen; während dem aber entlockte der Wärter der Muschel zwei widerliche Töne — der Menschenfresser, respective Huhnvertilger, drehte sich plötzlich um und eilte hastig seinem Cabinete zu; „nun," sagte der Wärter, „wird er mit dem größten Heißhunger über das getödtete Thier herfallen und es aufzehren." Da kommt nun neulich ein Landwirth herein, und will sich diesen Cannibalen auch ansehen; er geht daher zu der aufgerichteten Bude, bezahlt sein Eintrittsgeld und geräth wahrscheinlich durch Zufall, in das Cabinet des Wilden, welcher in einen Pelz gehüllt dasaß, eben im Begriffe, sich seinen Gesichtsvorsprung von dem klemmenden Joche des Ringes zu befreien. Durch das plötzliche unberufene Eintreten eines Fremden war er fürchterlich erstaunt, während der Eintretende nicht weniger erschrack, sich ganz allein dem Menschenfresser gegenüber zu befinden. Dieser sprang wüthend auf, griff nach seiner Keule und brüllte den erschrockenen Eindringling an: „Was hab'ns denn da z'suchen, schaun's daß außi kämen!" Lachend entfernte sich der Landwirth, und noch denselben Abend fuhr auch der Menagerie-Besitzer mit seinen „wilden" Thieren und Menschen ab.

Als Friedrich II. einst einem seiner Diener eine Maulschelle verabreicht hatte, stellte sich dieser ganz ruhig vor den Spiegel, seine Toillete wieder in Ordnung bringend. — „Schurke, was unterstehst Du Dich!" rief der König. — „Verzeihung, Sire," antwortete der Lakei ziemlich gleichmüthig. „Die da draußen im Vorzimmer brauchen nicht zu wissen, was zwischen uns Beiden vorgefallen ist." — Der König lachte und entfernte sich.

Jean Paul fuhr einst auf einer Reise durch ein Thor einer kleinen Stadt. Der Corporal der Thorwache trat heraus, eine Schreibtafel in der Hand. „Ihren Namen, mein Herr?" „Ich heiße Richter." „Ihr Stand?" „Ich bin Autor." „Autor — Autor?" fragte der Corporal verblüfft. „Was heißt das? Was verstehe ich darunter?" „Nun, das heißt, ich mache Bücher." „Ja so," schmunzelte der Corporal, „das ist mir verständlich. Heut zu Tage gibt man sich allerlei fremde unbekannte Titel. Hier zu Lande nennt man einen Mann, der Bücher macht, einen Buchbinder."

Der bekannte Komiker Christ ward einst in einer Gesellschaft befragt, welche von seinen Rollen ihm die liebste wäre. „Ach!" sagte er, „ich hab' sie alle gleich gern; nur freilich ist allerdings eine, die ich vorzugsweise gern zur Hand nehme; das ist die, welche mir der Cassirer an jedem Ersten eines Monats zutheilt, die gelingt immer am besten."

Ein junger Witzbold spöttelte jüngst in einer Gesellschaft über die Idee der Seelenwanderung und schloß damit: er erinnere sich, das goldene Kalb gewesen zu sein. „Sie haben auch nichts verloren, als die Vergoldung," bemerkte lächelnd eine Dame.

Ein Mann, der nicht lesen konnte, erhielt von einem ledigen Burschen eine Schuldverschreibung, in welcher dieser versprach, die eine Hälfte zu bezahlen, wenn er gestorben sei, und die andere Hälfte, wenn er wieder komme.

Bankerotteurs und Musiker entscheiden sich eigentlich nur durch die Action des Mundes und der Füße: Die Musiker blasen Flöten, und die Bankerotteurs gehen flöten.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 11. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. März 1863.

Ein Weihnachts-Abend.

(Schluß.)

Wenn ich den Christbaum ansehe und die Freude der Kinder um mich herum, so meine ich, ich sei selber wieder jung, und wenn mir das Herz noch so schwer ist, so vergesse ich's über diese Freude. Da und hier sind Lebkuchen und Aepfel und Nüsse, und da sind Federn und Papier für den Martin und den Frieder, da eine Schiefertafel für den Heiner und da ein Steckenpferd für den kleinen Hans, weil der Bursche so wacker geritten ist in jener Nacht."

„Aber Martin," rief die Frau, und über ihr kummervolles Gesicht zuckte ein Strahl der Freude, da sie ihren Mann so guten Muthes sah, „aber Martin, so vieles Geld auszugeben, du weißt ja . . . . .

„Heute will ich nichts, gar nichts wissen, heute will ich nur glücklich sein. Die ganze Geschichte da kostet einen Gulden, das ist allerdings viel Geld für unsereins, aber das Geld ist gut angelegt und wird tausendfältig Zinsen tragen, denn es gibt unsern Kindern eine Erinnerung, an der sie ihr ganzes Leben zehren können, und ich sage dir, Marianne, ich weiß an mir selber, was so eine Erinnerung werth ist. So, jetzt helft mir den Christbaum putzen und daß die Sache eine rechte Art bekommt."

Und während die Frau ein weißes Tuch über den Tisch breitete und mit mütterlicher Sorgfalt all' die Herrlichkeiten ordnete, daß sie im günstigsten Lichte lagen und während der Martin und der Felix den Baum putzten und die Lebkuchen, die Aepfel und die Nüsse daran befestigten, erzählte die Frau, was der Felix für sie gethan habe, und der Bahnwärter schüttelte dem Alten gerührt die Hände und sagte: „Lohn's Euch Gott, ich danke es meinem Unglücke, daß ich einen so wackern Mann in Euch gefunden habe. In der Stadt bin ich vergebens nach Geld herumgelaufen, ich habe keines auftreiben können, aber etwas Anders habe ich gefunden, das mein altes Herz wieder jung gemacht hat, da," rief er, und warf seiner Frau mit freudestrahlendem Gesichte ein Papier hin, „da ist ein Christkindle für dich." Die Frau hielt das

gefaltete Papier in der Hand und sah ihrem Manne erstaunt und fragend in's Gesicht. „Ho, ho," rief dieser lachend, „mach' es nur auf, es beißt nicht, es ist gewiß und wahrhaftig für dich." — Sie öffnete ängstlich das Schreiben und las mit vor Aufregung bebender Stimme:

„Man hat mit großer Befriedigung davon Kenntniß genommen, mit welcher Pflichttreue Bahnwart Martin, Station Nr. 113, in der Nacht vom 16. auf den 17. d. M. . . ."

Weiter aber brachte es die arme Frau nicht, die Stimme versagt ihr, und sie ließ das Schreiben auf den Tisch sinken, indem sie einen flehenden Blick auf ihren Mann richtete. „Nun, du altes Kind, lachte dieser, „man meint ja wahrhaftig, du müßtest das größte Unglück aus dem Schreiben da herauslesen. Ein schönes Unglück das, daß wir in einem halben Jahre unsere Kuh wieder kaufen können, nicht wahr, das ist ein Kreuz? denn aus dem kleinen Ding da, rief er, und hob triumphirend das Schreiben in die Höhe, werden auf den 1. Jänner 50 Gulden Remuneration herausschlüpfen, und Gehaltszulage ist mir auch versprochen, und was die Hauptsache ist, der Bahnwart Martin, Station 113, ist belobt worden vor dem ganzen Personale."

„Herr, mein Gott," schluchzte das Weib und sank in einen Stuhl, „du hast uns nicht verlassen." — „Nein," jubelte der Bahnwärter, „er hat uns nicht verlassen, ihm sei Preis und Dank, und Respekt vor solchen Vorgesetzten," setzte er hinzu und legte salutirend die Hand an die Stirne, „durch's Feuer gehe ich für sie, denn, so sehr ich die 50 Gulden brauchen kann, so freut mich doch noch mehr, daß die Herren nicht vergessen, daß auch Unsereiner Ehre im Leibe hat und was auf seine Ehre hält . . . . doch, was ist denn mit Euch, Felix?" unterbrach er sich und schaute sich erstaunt nach dem Waldhüter um. Dieser hatte während der obigen Scene allerdings die eigenthümlichsten Manövers gemacht; erst hatte er erstaunt und mit aufgerissenen Augen zugehorcht, dann hatte er sich ein paar Mal heftig die Nase geschneuzt und diesen hervorragenden Theil seines Gesichtes sehr unsanft gerieben, dann war er mit der rauhen Faust über die Augen gefahren und hatte eine fürchterliche Grimasse geschnitten, und jetzt fing der alte Kerl an laut zu heulen, und das helle Salzwasser lief ihm über die gefurchten Backen herab in den grauen Bart. „Potz Forstinspektor und Tannenzapfen!" und schnitt wieder ein schreckliches Gesicht, „da soll Einer nicht heulen, das ist ja der leibhaftige Finger Gottes, denn, Martin, Glücksmensch, das ist noch nicht Alles!" und damit stürzte er in die Kammer nebenan und schleppte einen schweren Pack herbei, den er dem Bahnwärter vor die Füße warf, „da," schrie er, „da ist noch ein Christkindle, unser Herr Gott schickt es direkt vom Himmel herunter," — „Felix, machet mir keine Possen," fragte erstaunt der Bahnwärter, „was soll denn das mit dem Packe, wie kommt der daher? — „Der Felix hat ihn auf dem Schubkarren gebracht und hat gesagt, es seien Pechkränze und Werg darinnen," sagte die Marianne und schaute neugierig auf den geheimnißvollen Pack. — „Ja, ja, Pechkränze," jubelte der Alte, „wenn das Pechkränze sind, so will ich selber ein Pechvogel sein; aber mit dem Peche hat's jetzt ein Ende, Martin; aufgemacht, Mann, aufgemacht, Mann, aufgemacht, seid Ihr denn von Stein?" und der Alte konnte seine Ungeduld nicht mehr länger zügeln und fiel über den Pack her und fing an, die Schnüre mit seinem Waidmesser aufzuschneiden. Oben auf in dem Packe lag ein Schreiben; „so leset, das ist für Euch," und der Bahnwärter las mit maßlosem Erstaunen:

„Mein lieber Bahnwart Martin!

„Am 16. d. M. Nachts hat Euch ein Herr mit einer Brille die Hand gegeben und hat „zu Euch gesagt, ich werde diese Stunde nicht vergessen. Dieser Herr bin ich und ich halte

„jetzt mein Wort. Ich habe mich über Euch erkundigt und habe mich nicht getäuscht, als ich „Euch für einen durchaus braven und wackern Mann hielt. Ich kenne alle Eure Verhältnisse „und möchte Euch aus Dankbarkeit, das Ihr mir wahrscheinlich das Leben gerettet habt, eine „Freude machen. Gott hat mich mit Reichthum gesegnet und ich kann keinen bessern Gebrauch „davon machen, als daß ich mit einem kleinen Theile desselben einen braven Familienvater be„glücke. Ich sende deßhalb Euch, Euer braven Frau und Euren Kindern ein Christgeschenk „nebst einer Summe von hundert Gulden, um Eure Kuh wieder auszulösen, und die gleiche „Summe wird Euch Banquier Müller in der Residenz jedes Jahr am 16. Dezember, zur Er„innerung an diesen Tag, ausbezahlen. Ich wünsche, Ihr werdet einen glücklichen Christabend „haben und es werde Eure Freude nicht mindern, daß es ein Jude ist, der Euch sein Leben „verdankt. Meinen Namen müsset Ihr nicht erforschen, er thut nichts zur Sache, wenn Ihr „mir aber wollet dankbar sein, so lehret Euern Kindern, daß auch ein Jude ein guter Mensch „sein kann und daß wir alle Brüder sind."

Der Bahnwärter war blaß geworden und fing an heftig zu zittern, daß er sich an den Tisch halten mußte und die Marianne hatte mit gefalteten Händen und mit verklärtem Gesichte den Worten ihres Mannes gelauscht, sie stand unbeweglich, wie in einer Art Verzückung. — Der Bahnwärter rief: „Gott, mein Gott, das ist zu viel der Gnade," und der starke Mann schluchzte wie ein Kind und schlang beide Arme um den Nacken seiner Frau, die sich an seine Brust lehnt und in stiller Glückseligkeit vor sich hin weinte. „Ich habe mir's aber gleich gedacht," rief der Waldhüter und betrachtete die beiden mit Freude strahlendem Gesichte, „als der Herr bei mir war und hat mich über Alles ausgefragt, und mir hat er 50 Gulden geschenkt und eine silberne Sackuhr, und dann hat er mir diesen Pack geschickt, ich solle ihn Euch heimlich zubringen. Jetzt aber, setzte er ungeduldig hinzu, höret einmal auf mit Eurer Heulerei, und schauet Euch die schönen Sachen da an, und er riß den Bündel auseinander und streute den ganzen Inhalt auf dem Boden aus.

Und herrliche Sachen waren es, so viel die gute Marianne durch ihre von Freudenthränen umflorten Augen sehen konnte, und die beiden Männer ordneten Alles und legten Stück für Stück auf den Tisch, und bei jedem Stücke stießen sie vor Ueberraschung Jubelrufe aus, und die Marianne lachte und weinte durcheinander, und schlug einmal über's andere die Hände zusammen. Da war ein Pack festes Tuch zu Kleidern für den Martin und seine Söhne, Zeug zu Kleid und Mantel für die Marianne, da waren Halstücher, Hauben, ein Stück Leinwand so weiß und fein, wie die Marianne in ihrem Leben keines gesehen, Bleisoldaten und Kanonen für den Hans, Taschenmesser mit einer Säge daran für den Frieder und Heiner, und für den ältesten Sohn gar eine silberne Sackuhr, und an jedem Stück war ein Zettel angeheftet, auf dem geschrieben stand, für wen es bestimmt sei. „Hier ist noch die Hauptsache von Allem," schrie der Felix, und warf eine Hundertguldenrolle auf den Tisch. — Das Glück und die Dankbarkeit des Ehepaares war namenlos und der alte Waldhüter war so außer sich vor Glückseligkeit, als wäre Alles ihm geschenkt worden. Welch ein Christabend, welch' ein Christabend," schrie er, und tanzte wie ein Narr um den beladenen Tisch herum, „und das Alles durch einen Juden, ich verliere den Verstand noch."

„Jetzt aber schnell Alles geordnet und die Buben herunter," rief der Bahnwärter, „mein Herz will zerspringen; Gott, was bin ich ein glücklicher Mann."

Und als die Buben in das Zimmer stürmten und wie erschrocken zurückprallten vor dieser

nie geahnten Pracht, da nahm der Bahnwärter seine Frau und den Felix an der Hand und sprach feierlich: „Kinder, Gott hat uns in dieser Nacht zu glücklichen Menschen gemacht, danken wir ihm mit aufrichtigem Herzen," und Alle falteten die Hände und ein innigeres Dankgebet ist nicht zum Himmel aufgestiegen in dieser Stunde. „Und höret," rief der Bahnwärter, und sein Gesicht leuchtete von Begeisterung, „von heute an nehmet Ihr einen Juden in Euer tägliches Gebet auf, und wenn wir auch seinen Namen nicht kennen, die Engel im Himmel dort oben haben ihn aufgezeichnet."

So wurde die Christnacht gefeiert in dem Jahre 1859 in dem Häuschen des Bahnwärters Martin, Station Nr. 113.

Die Waise.

Erzählung von Fenimore.

Auf einem kleinen Landsitze, zwanzig Meilen von London, lebte seit Jahren eine Wittwe mit einer einzigen Tochter. Ihren Unterhalt verschaffte ihr allein das geringe Pachtgeld der kleinen Farm. Wohl hatte die Wittwe einst bessere Tage gekannt. Aber durch den Verlust ihres Gatten, und schnell darauf folgende Unglücksfälle, welcher die Wittwe ohne Rath und Hilfe nicht Einhalt zu thun vermochte, war das schöne Besitzthum dahingeschmolzen, und es blieb ihr allein die kleine Farm, welche ihr nur dürftigen Unterhalt gewährte. Den Wechsel des Glücks ertrug Madame Charles Williamson mit wahrer Seelengröße, und nie entschlüpfte eine Klage ihren Lippen.

Der plötzliche Tod ihres Gatten, der durch den unvorsichtigen Schuß eines Nachbarn auf der Jagd sein Leben verlor, hatte auch sie dem Grabe nahe gebracht. Seitdem war sie gebrochenen Herzens und fühlte den Verlust des Vermögens nur um ihres Kindes willen schmerzlich. Die kleine Jenny war erst acht Jahre alt, als sie vaterlos wurde. Sie konnte die Größe des Verlustes nicht fassen; aber sie war das Band, das ihre Mutter noch an das Leben fesselte. Jenny's Vater hatte durch seine Verheirathung sich mit seiner Familie entzweit. Seine Verwandten hatten ihm eine reiche Braut, die Tochter einer angesehenen Familie, zugedacht. Doch sein Herz hatte früher entschieden, und treu seinem Worte und Gefühle, reichte er einem armen, aber reich mit Tugend und Schönheit ausgestatteten Mädchen seine Hand und zog es vor, auf den ererbten Gütern seines Vaters zu leben, als in der Hauptstadt sich eine Stelle zu suchen.

Sein Bruder wohnte in derselben, erfreute sich bald der Würde eines Advokaten, kam in die Mode, hatte eine reiche fashionable Frau geheirathet, und stellte, wie man zu sagen pflegt, einen angesehenen vornehmen Mann, vor der schon bei Zeiten sein Schäfchen im Trocknen hatte.

Mit seinem Bruder Charles hatte er sich hauptsächlich deßwegen entzweit, weil jener verschmähte, sein Herz den Familienplänen zum Opfer zu bringen, und einem armen Mädchen vom Lande den Vorzug vor der strahlenden Schwester seiner hochmüthigen Schwägerin gegeben hatte. Mrs. Williamson fühlte sich in ihrem Stolze tief verletzt und brachte ihren Gatten dahin, mit dem Bruder jeden Umgang abzubrechen. So lebten die Brüder jeder für sich, jeder glücklich in

seiner Weise, ohne daß sie ferner sie sahen. Aber tiefe Reue empfand James Williamson, als er den plötzlichen Tod seines Bruders vernahm. Da erwachten seine Gefühle und seine tief im Herzen schlummernde Bruderliebe. Er wollte der Wittwe und den Waisen zu Hilfe eilen, aber seine Gattin, die noch den Rachegöttern opferte, und die verschmähte Schwester nicht vergessen konnte, schläferte die plötzlich erwachte Bruderliebe mit magnetischer Kraft wieder ein, und überließ Mutter und Tochter gefühllos ihrem Schicksale.

Madame Williamson hatte eine Tochter von Jenny's Alter, und einen jüngeren Sohn. Sie fürchtete, ihr Gatte möchte, seiner Herzensgüte, die sie in allen Stücken mit eifersüchtiger Klugheit in Schranken hielt, folgend, die Wittwe und ihre Tochter als Familienglieder in sein Haus aufnehmen. Das wäre für sie ein Schlag gewesen. Wie hätte die fashionable Frau mit einem einfachen Wesen vom Lande umgehen können, das sie ohnedieß als die glückliche Nebenbuhlerin ihrer glänzenden Schwester haßte. Darum durfte ihr Gatte nicht fort, ihr das so natürliche Gefühl seiner Theilnahme zu bezeugen, und ihr seinen Beistand anzubieten.

Madame Charles Williamson hatte auch nicht darauf gerechnet, daß ihr Schwager ihr zu Hilfe eilen würde. Als sie sich wieder so weit erholt hatte, um ihre Sache ordnen zu können, und sie hierauf die großen Verluste erlitt, schränkte sie sich auf das Aeußerste ein und lebte nur der Erziehung ihrer Tochter, des kleinen Engels, der sie noch das Leben lieben ließ.

Die kleine Jenny war aber auch so gelehrig, so folgsam, so gut, daß die Mutter mit gar keinem Eigensinn, der Schooßsünde der jugendlichen Eva's Töchter, zu kämpfen hatte. Ihre Wißbegierde war so groß, daß sie die Mutter oft vom Lernen zurückhalten mußte. Das schönste Band der Liebe umschlang Mutter und Tochter, und Madame Charles Williamson fühlte in den Stunden, wo sie ihre Tochter belehrte, gewiß mehr Entzücken, als ihre Schwägerin, die in Diamanten, Seide und Sammt auf Bälle und in Gesellschaften fuhr, und gewöhnlich getäuscht und leer, oft voll Neid, von Anderer Schönheit und glänzenderer Toilette überstrahlt worden zu sein, nach Hause zurückkehrte; als Weltdame hatte sie keine Zeit, sich ihren Kindern zu widmen. Sie überließ dieselben daher einer Französin, die ihnen papageymäßigen Unterricht ertheilte, und sie glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, indem sie ein Wesen in ihrem Hause aufgenommen hatte, das den Namen einer Gouvernante trug, aber den Geist der Kinder mit nichts andern zu beschäftigen wußte, als mit der oberflächlichen Erlernung ihrer Sprache. Herz und Gemüth blieben leer! Anders war es bei der kleinen Jenny. Sie ward durch Liebe belehrt, durch Liebe geleitet, das weiche, liebende Gemüth der Mutter strömte in das jugendliche Herz der Tochter über, die ihr es mit der innigsten Anhänglichkeit und Zärtlichkeit lohnte. Sie lehrte ihr nicht hohe Künste, fremdartige, ernste, kalte Wissenschaften; nein, sie lehrte sie die strengste Linie zwischen Recht und Unrecht kennen, lehrte sie Wahrheit und Aufrichtigkeit, lehrte sie in der Natur die Größe des Schöpfers erkennen, bewundern und lieben. Jenny besaß eine reizende Stimme, die Madame Charles Williamson, da sie in ihren glücklichen Tagen auch gesungen hatte, nach Kräften ausbildete. Mit Thränen blickte die Mutter auf die Vergangenheit zurück, aber ein Engel küßte diese Thränen hinweg, und das Morgenroth der Hoffnung lächelte ihr für die Zukunft aus dem lieblichen Antlitze ihrer Tochter entgegen. Glücklich fühlten sich Mutter und Tochter. — Jahre verschwanden. Jenny war nun 16 Jahre alt, ein reizendes Mädchen, und reich an Vorzügen des Geistes und Herzens. Da fing ihre Mutter an zu kränkeln. Ihre Gesundheit war schon seit dem Verluste ihres Gatten erschüttert. Trotz der sorgfältigsten Pflege Jenny's ward sie schwächer und verfiel sichtlich von Tag zu Tag. Ein benachbarter Arzt ward

gerufen. Er sprach sich wenig über den Zustand der Kranken aus. Ach, er erkannte nur zu bald, wie wenig Hilfe er bieten konnte, und vermochte nicht, der liebenden Tochter von dem sie bedrohenden schmerzlichen Verluste zu sprechen. Er konnte sie nicht in jene Trostlosigkeit versetzen sie, der die Mutter Alles war. Und Jenny hatte ein Gemüth voll Hoffnung! Sie hoffte, hoffte noch, als die Mutter schon an dem Rande des Grabes war. Aber die Mutter beurtheilte mit richtigem Gefühle das Herannahen ihres Endes. Der Tod war ihr, der Schwergeprüften, nicht schrecklich, schrecklich war ihr nur, dann ihr Kind, ihre geliebte Jenny, allein in der Welt zu wissen.

Einst, als Jenny eben hinausgegangen war, bat sie den Arzt, im Falle sie die Krankheit nicht überstehen werde, zu sorgen, daß an Jenny's Onkel geschrieben werde, daß er sich um seines Bruders Tochter, als nächster Verwandter, annehmen möchte.

Langsam siechte die Mutter dahin. Jenny mußte sich in Schulden stecken, um der Mutter Alles verschaffen zu können, was die Krankheit erheischte. Sie hoffte, wenn die Mutter sich wieder erholt habe, Zeit zu finden, durch Arbeiten die Schulden tilgen zu können. Ein Jahr dauerte das Krankenlager der Mutter. Die liebende Tochter hoffte, der herannahende Frühling bringe der theuern Kranken Erholung, als der Engel des Todes ihre Augen schloß. Sie entschlief ohne Kampf, ohne Schmerz. Aber in Jenny's Seele ward es Nacht. Sie hatte nun Niemand mehr, der sie beschützte, der sie belehrte, sie liebte! Sie fühlte das Wort A l l e i n in der schauerlichsten Bedeutung. — „Warum," rief sie unter lautem Schluchzen aus, als sie die Leiche der geliebten Mutter mit Kränzen bedeckte, die ihre Thränen bethaut hatten, „warum nahmst Du Dein Kind nicht mit? Nun muß die arme verlassene Waise unter kalte Herzen geben, wo sie unbeschützt und ungeliebt als Last kaum geduldet wird. Mit warmer Liebe hast Du mich erzogen und der kalte Frost der Welt wird nun ein Herz tödten, ein Herz, das diese Kälte nicht ertragen kann!"

Heiß und lange floßen ihre Zähren bis der Pfarrer kam, der das fieberkranke Mädchen in seine Wohnung führte und zu Bette bringen ließ, während die Trauerglocken ihr Herz durchzitterten, und ihr sagten, daß sich nun über der das Grab geschlossen habe, die ihr theurer als das Leben war.

Die Sorge des Arztes und die treue Pflege der Familie des Pfarrers stellten Jenny's Gesundheit in einigen Wochen wieder her. Aber sie hatte den Schmerz zu erfahren, daß die Glaubiger sich unterdessen der Farm bemächtigt hatten, daß sie verkauft worden war, und daß der Erlös nicht weiter gereicht habe als die Schulden zu tilgen. Sie war nun so arm, daß sie kein Obdach hatte. Der Pfarrer, der sich um das arme Mädchen so liebevoll und thätig annahm, in dessen Hause es sich noch befand, schrieb an den Onkel und stellte ihm die Pflicht vor, die arme junge Waise anzunehmen, und für sie zu sorgen, wie es ihm als so nahen Verwandten zukomme. Jenny wäre lieber in ein fremdes Haus, wo sie ihre Dienste hätte anbieten können gegangen. Aber das gab der Pfarrer nicht zu. Er fand sie zu jung, und er schrieb dem Onkel in ernsten, eindringlichen Worten, wie es seine Pflicht sei, daß er sie abholen lassen müsse. Nach einigen Tagen kam eine stolze Carrosse mit Kutscher und Bedienten. Aber von den Verwandten, wie Jenny und der Pfarrer erwartet hatten, kam Niemand mit. Jenny schien dieß sehr zu betrüben. Der Bediente übergab dem Pfarrer einen Brief von seinem Herrn, der sich Geschäfte halber entschuldigte. Von Frau und Tochter war keine Sprache. Schwer fiel dieß der armen Waise auf's Herz. Wie zitternd sie vor einem kalten stolzen Empfang der Stadtbe-

wohner. Wie gerne wäre sie zeitlebens auf ihrem Dorfe geblieben, in dem sie so glücklich war, wo sie ihre Blumen pflegen konnte, wo sie der Gesang der Vögel weckte, wo sie durch schattige Wälder und blühende Fluren wandeln konnte, und Geist und Körper an den Reizen der Natur zu stärken vermochte. Der Pfarrer sah ihren Schmerz, ihren Kampf. Er ermahnte sie, sich zu ergeben.

„Ich bedarf," sprach sie unter Schluchzen „Kraft von Oben!" Und sie ging und suchte das Grab der geliebten Mutter auf und betete unter heißen, heißen Zähren, um Kraft zu leben ohne sie, zu leben unbeschützt und ungeliebt! —

Sie dankte gerührt dem Pfarrer, und bestieg sodann ergeben den Wagen. Der Pfarrer und die Seinigen sahen ihr traurig nach! Sie war so gut, so edel, so unglücklich!

„Warum," sagte der Pfarrer „sollte dieß edle Wesen nicht Herzen finden, die es lieben könnte. Wie theuer ist sie nicht uns allen geworden!"

Ach er vergaß, daß bei so vielen Menschen kalte Selbstsucht die Oberhand gewonnen hat, und jede gute Regung schon im Keime erstickt.

Im Hause Mr. Williamson's ging es nicht ohne Kampf ab, bis die Aufnahme der armen Jenny bewilligt ward. Mr. Williamson zwar erkannte seine Pflicht; er war gerne bereit dazu, er hätte sich sogar gefreut, seine Nichte bei sich zu haben, wenn es die fashionable Gattin nicht übel genommen hätte. Madame Williamson wollte sich nicht im Hause haben. „Ein Mädchen vom Lande ohne Erziehung, eine Verwandte ohne Familie — was würden die Leute sagen? Wie kann ich ein braunes dickes Mädchen vom Dorfe weg, das sich linkisch benimmt, in unserm Zirkel aufführen." „Nun," sagte ihr Gatte ruhig, „so bleibt sie zu Hause. Sie hatte auf dem Lande auch keinen Zirkel. Sie bleibt zu Hause bei mir, und Du gehst mit Helenen ohne Unterbrechung in Deine hohen Zirkel. Du wirst einsehen, daß ich eine so nahe Verwandte kommen lassen muß. Würde ich es nicht thun, das würde Aufsehen machen. Morgen werde ich sie in unserm Wagen holen lassen."

Mr. Williamson hatte seit seiner Verheirathung noch nicht so entschieden zu seiner Gattin gesprochen, noch keine so lange Rede vor ihr zu halten gewagt. Große Schweißtropfen standen auch auf seiner Stirne. Sie aber ward vor Ueberraschung von Krämpfen befallen, sie suchte angelegentlich nach ihrem Riechfläschchen, und bis sie sich zur Oppositionsrede gehörig gestärkt fühlte, hatte Mr. Williamson schon den Befehl an seine Leute ertheilt, daß Jenny am andern Morgen abgeholt werden sollte. Die Gegenrede wäre nun eine Wirkung geblieben. Sie begnügte sich, den Gatten mit zornigen Blicken zu strafen. Helene suchte die Mutter zu besänftigen, und sagte, man könne das Mädchen doch erst ansehe, wie es ihnen gefiele. Sie habe so oft Langweile, vielleicht gefiele sie ihr als Gesellschafterin.

„Kammerjungfer, willst Du sagen!" fiel die Mutter spitzig ein.

„Dagegen müßte ich Einspruch thun," versetzte Mr. Williamson beherzter, da ihm die erste gelungene Rede Muth eingeflößt hatte, „meines Bruders Tochter soll bei mir als Verwandte, nicht als Dienerin angesehen sein. Ich habe mir ohnedieß so manchen Vorwurf zu machen. Hätte ich der Wittwe meines Bruders mit Rath und That beigestanden, so wäre sie nicht um ihr Vermögen gekommen. Ich will nun der Tochter vergüten was ich an der Mutter verschuldete."

(Fortsetzung folgt.)

Noch pfiffiger!

Spatzirt' an seines Gartens Saum
Der Schulz; und es geschah',
Daß er auf einem Kirschenbaum
Ein Büblein sitzen sah.

„Was treibst denn du da, kleine Maus?"
Rief er voll Sanftmuth 'nauf.
„Ich nehme ein Kameelnest aus,"
Sagt's Büblein ihm darauf.

„Da eile dich nur gleich recht sehr
„Und komm' herunter schnell;
„Denn es ist nicht geheuer mehr,
„Ich sah das alt Kameel."

O! da hat's Zeit; — hab's auch geseh'n;
„Es hat' ein trägen Lauf
„Und bleibt auch immer untensteh'n,
„Denn da kann's nicht herauf.

Der Unterschied.

Das war ein curioser Fall;
Ich war als wie verzückt,
Als ich mich sah das Erstemal
In einem Blatt gedrückt!

Doch das war ein ganz and'rer Fall,
Da war ich schier verzückt,
Als ich von ihr das Erstemal
Mich fühlte sanft gedrückt.

Eine drohende Klarinette.

Ein Klarinettist näherte sich, wie der „Courrier de Paris' erzählt, schüchtern den Gästen, die vor einem Café Platz genommen. „Meine Herre," beginnt er, ich möchte wohl ein Liedchen auf meiner Klarinette spielen, aber ich weiß wohl, die Herren lieben mein Instrument nicht, wenn Sie mir daher —" Dabei streckte er seine Hand aus zum Zeichen, daß er bereit sei, die Gäste auch ohne musikalische Strafe zahlen zu lassen. Die Gäste aber dachten: „Das ist doch ein vernünftiger Mann, der Mitgefühl für die Ohren seiner Opfer hat" — und gaben dem Musikanten bereitwillig den üblichen Tribut. So ging es lange Zeit hindurch. Der Klarinettspieler kam und erhielt für seine stille Musik reichlichen Lohn. Eines Tages aber rief ihm einer der Besucher des Café, der seine Ohren wahrscheinlich durch Baumwolle gesichert hatte, gut gelaunt zu: „Ich habe Dich nun oft genug gesehen, ich möchte Dich doch wohl auch einmal hören. Spiele ein lustiges Lied." — „Aber ich spiele sehr schlecht," versetzte verlegen der Musikant. — „Das glaube ich Dir aufs Wort," ruft der Andere, „aber was thut's? Ich liebe die Klarinette. Spiele nur." Der Musikant wird immer verlegener. „Meine Herren," stotterte er endlich hervor, „ich muß Ihnen ein Geständniß machen. Ich kann auf der Klarinette gar keinen Ton herausbringen, ich gebrauche sie nur als Drohmittel."

Zahnarzt: „Aber Herr Haselmann, bevor ich Ihnen chloroformir, müssen's mir erst zwei Gulden zahlen." — Haselmann: „Wa—as bin ich Ihnen nicht gut genug, ich kann ja nachher zahlen. Meinen's denn, Sie — ich lauf' Ihnen davon?" Zahnarzt: „Das nicht, Herr Haselmann, aber wenn's halt nit mehr aufwachen thäten, so käm' ich dann um mein Geld!"

Meister Gradaus und Geselle Vorwärts.

Geselle: Sie, Meister! was will denn eigentlich der Reform-Verein?"

Meister: „„Dummer Kerl! wie kann denn ich dies wiss'n? Wissen's ja seine Mitglieder selber nit.""

Geselle: „Ja so? Was will nachher der Frankfurter Bundestag?

Meister: „„Das is 'n alte G'schicht: der will nix.""

Geselle: „Und was wollen's in Berlin?"

Meister: „„'s Gottes-Gnaden dumm.""

Geselle: „Und was woll'n die Andern in Bayern?"

Meister: „„Nu, die sind auch z'fried'n, wenn d'Leut mit Gottes Gnad'n recht dumm bleib'n!""

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 12. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. März 1863.

Die Waise.

Erzählung von Fenimore.

(Fortsetzung.)

Madame Williamson sank immer schwächer in ihre Bergère zurück. „Aber das versichere ich Dich," rief sie aus, daß, wenn sie durch ihr Benehmen Schmach über unser Haus bringt, ich sie nicht einen Tag um mich dulden werde."

„So laß sie nur erst kommen!" erwiederte mit gewohntem Gleichmuth, wiewohl nicht ohne innere Angst der Gatte, und fügte in schmeichelndem Tone hinzu: „Du kannst ihr ja dann am besten den guten Ton beibringen; da hast Du ja die herrlichste Gelegenheit mit Deinem Talente zu glänzen."

Noch so Manches ward gegen die neue Hausgenossin gesprochen, noch so mancher Zweifel von Seite der klugen, vorsichtigen Gattin erhoben; aber vergebens. Mr. Williamson beharrte darauf, die Nichte im Hause zu haben. —

Des andern Tages, spät Abends, langte Jenny in London an. Sie erschrack über die großartigen Paläste, die langen Straßen; sie war erstaunt über die strahlende Beleuchtung, über die reichen, glänzenden Läden, und bemerkte mit klopfendem Herzen, daß der Wagen nach langem Herumfahren in das Thor des Hauses eingelenkt hatte. Niemand kam ihr entgegen. Der Bediente führte sie die breite, hell beleuchtete Treppe hinan; da eilte die Kammerzofe mit neugierigen Blicken herbei und meldete, daß die Damen in Gesellschaft seien, der Onkel aber das Fräulein im Wohnzimmer erwarte. Wie erleichtert fühlte sich die arme Jenny! Ihr war so bange vor den vornehmen Damen. Wohlthätig war es ihrem kummervollen Herzen, zu hören, daß sie zuerst vom Onkel allein sollte begrüßt werden. Er, dachte sie, erinnert sich gewiß noch seines Bruders mit Wehmuth. Sie trat ein, und er schloß sie an seine Brust; er sah sie an — überrascht, triumphirend. So hatte er sich das Mädchen vom Lande nicht gedacht. „Lieber Onkel!" sagte sie — mehr konnte sie vor Rührung nicht sprechen.

„Sei willkommen, liebes Kind! Sieh, wie groß Du geworden bist. Du bist so alt wie meine Helene. Nun, lerne Dich ein wenig fügen, meine Frau ist etwas lebhaft, zuweilen heftig, aber sonst eine Perle, ein Edelstein, die Zierde eines Salons, man muß sie nur zu behandeln wissen. Du siehst gar nicht aus, wie ein Mädchen vom Lande! Wir glauben, Du kämst an, braun gebrannt und sähest aus wie eine kleine, wilde Hummel; aber Du bist so weiß und zart, bist schlank wie eine Birke, und besitzest Anstand, wie ein Fräulein aus dem Stift! Nun, das freut mich, Kind! Ich habe wohl viel Geschäfte, und werde wenig mit Dir zusammen sein können; doch werde ich streben, wenn Deine Tante und Cousine Dich Abends allein zu Hause lassen, Dir Gesellschaft leisten zu können. Du wirst wohl sehr müde sein! Komm und erquicke Dich!"

Wer noch nie allein stand, wessen Herz noch nicht um das theuerste Verlorne geblutet hat, der weiß nicht, wie wohlthätig diese warmen Worte auf Jenny's Gemüth wirkten. Ihre weiche Seele war in Gefühlen aufgelöst; aber die Thränen, die ihre schönen Wangen herabrollten, sprachen laut ihren Dank aus. Vertrauensvoll sprach sie dann zum Onkel. Von ihrem Vater hatte sie wenig Erinnerung, aber mit gerührtem Herzen hörte der Onkel sie ihre Mutter schildern. Jenny betrachtete mit Erstaunen das reiche, im neuesten Geschmacke eingerichtete Zimmer. Sie sah viele Gegenstände, vorzüglich von den herumliegenden eleganten Kleinigkeiten, deren Zweck ihr gar nicht bekannt war. Nun hörte man Lärm im Hause, Thüren zuwerfen, eilende Fußtritte, der Onkel horchte und sprach etwas beklommen: „Nun kommen sie — meine Frau und Tochter."

Madame Williamson trat ein, und betrachtete Jenny ebenfalls mit sichtbarer Ueberraschung. „Oh!" sagte sie, mit vornehmer Herablassung nickend, „das ist die kleine Cousine vom Lande! Sonderbar! Wir haben Dich uns brünet vorgestellt und Du bist ja ganz blond! Du gleichst wohl Deiner Mutter!"

Bei dieser Erinnerung traten Jenny neuerdings Thränen in die Augen, und sie vermochte nichts zu erwidern.

„Ei," sagte die vornehme Dame, „in der Stadt muß man schön sprechen, muß den Leuten Antwort geben, wenn sie fragen. Du mußt nun Deine ländlichen Gewohnheiten ablegen, wenn Du bei uns bleiben willst. Thränen vergießt man nur, wenn es Niemanden sieht. Merke Dir das. Man ist Andern sonst nur lästig. Nimm Dir ein Beispiel an Deiner Cousine Helene. Und wie Du so altmodisch frisirt bist! Nun, das muß morgen anders werden. Deiner Kleidung muß man auch viel nachhelfen. Der Schnitt der Aermel ist veraltet; die Mantille ist unbrauchbar. In der Stadt ist alles anders!"

„Erschrecke das gute Kind doch nicht gleich den ersten Abend mit Reprimanden; dazu hat es ja noch Zeit," sagte Mr. Williamson.

„Zeit! ich glaube sie hat versäumt genug!" erwiederte Madame Williamson. „Habe ich sie denn noch eine Sylbe sprechen hören, seit ich hier bin?"

„Du ließest sie noch gar nicht zu Wort kommen," erwiderte der Gatte. „Wie könnte sie nur wagen, mit Deiner Zungenfertigkeit es aufnehmen zu wollen. Dir gegenüber müssen geübtere Rednerinnen verstummen. Du weißt, daß Du darin nicht leicht Deinen Cäsar findest."

„Unter solchem Schutze wird viel aus ihr werden," erwiderte seine Frau gereizt. „Soll sie hier bleiben, will ich, daß sie gebildet werde!" Darüber habe ich als Gebieterin des Hauses, zu bestimmen."

„Ja, verbildet," murmelte Mr. Williamson zwischen den Zähnen, und erhob sich, um sich zu entfernen, da er wußte, daß für heute der Waffenstillstand gebrochen war.

Jenny war ebenfalls mit der Kammerjungfer zu Bette geschickt. Kalt nickten ihr Tante und Cousine zu, und sie ward darüber so verwirrt, daß sie wieder nicht zu sprechen wagte.

Sie war nun allein — allein mit ihren Thränen, die Niemand, wie die strenge Tante, sagte, zu sehen brauche. Wie fiel ihr das schwer auf's Herz! Wie war es sonst so anders, wo Thränen und Freude, alles die gute Mutter mit ihr theilte. Still zog sie das Portrait ihrer Mutter, ihren einzigen Schatz, aus einem kleinen Etui hervor, küßte es, und weinte und betete. Die stillen Sterne leuchteten noch lange ihren Thränen, bis' erst spät mitleidsvoll ein sanfter Mohnkranz sich auf ihre von Weinen gerötheten Augen senkte.

Der Morgen fand sie bald wach. Aengstlich erkundigte sie sich nach der Beschäftigung, die sie übernehmen sollte. Aber sie ward vor allem der Wunder schaffenden Hand der Kammerzofe übergeben. Da wurden die neuesten Frisuren probirt, und wunderbar, in jeder war sie ein reizendes Mädchen. Ihre Haare waren an Reichthum und Farbe von seltener Schönheit; sie waren von so hellem Blond, daß die Locken wie eine Glorie das liebliche Antlitz umgaben, dessen zarte Färbung an eine frisch erschlossene Rosenknospe erinnerte; die Trauerkleider machten sie nur noch rührender, und Niemand konnte die Wehmuth in diesen reizenden Zügen ohne Rührung ansehen, als die kalte, herzlose Tante. Nun ward für die Kleider gesorgt, dann ward an ihrem Accent getadelt, und an der Wahl, sich auszudrücken. Die Tante machte sich eine ungeheure Beschäftigung, ihr ein fashionables Benehmen und entsprechende Redensarten beizubringen. Sie fand den ganzen Tag an ihr zu tadeln. Jenny aber nahm alles hin mit Sanftmuth und Güte, und war sehr gelehrig. Nur litt ihr weiches Gemüth viel, da die Tante sehr oft mit Herzlosigkeit von ihren Eltern sprach. Außer dem Tadel, der von Madame Williamson Lippen in Strömen floß, wurden von derselben wenige Worte an die arme Waise gerichtet. Man ließ ihr fühlen, daß sie Niemad vermisse, wenn sie nicht da war, und daß Niemand sich um ihre Gegenwart viel kümmere.

Der Onkel, der wohl immer einen freundlichen Blick, ein gütiges Wort für sie hatte, war selten um sie. Helene war kalt und egoistisch. Sie war zur fashionablen Dame erzogen, die den Bemühungen der Mutter alle Ehre machte, die mit angenommener Vornehmheit in Gesellschaft so wenig sprach, wie eine Pythia, nur nicht so tiefsinnig, und weder Schmerz noch Bewunderung ausdrückte. Sie war hoch und schlank gewachsen, hatte glänzende schwarze Haare und schöne Züge, die aber kalt und frostig waren, wie ihr Gemüth. Wie hätte sich die warme, frische, erst vom Himmel herabgestiegene Seele Jenny's an ihre eisige Cousine anschließen können, die ihre ländliche Einfalt, ihre warmen Gefühl', ihre Naivität im Sprechen stets belächelte. Die Dienerschaft des Hauses bezeugte ihr wenig Achtung, da sie arm war und die Herrschaft nicht auf sie merkte; man hielt sie im Gegentheil für eine Spionin, und die Kammerjungfer haßte sie, weil sie manche abgelegte Toilettengegenstände von Helenen bekam, worauf sie selbst schon gehofft hatte. Nur der Sohn des Hauses, Emil, begegnete ihr freundlich und mit Achtung. Jenny, die arme Jenny, die ein liebendes Mutterherz erzogen hatte, fühlte das tief. Sie wünschte sich in das Grab, das die geliebte Mutter deckte, an die stille, einsame, von Trauerweiden beschattete Stelle. —

Nachdem der armen Jenny in dieser Weise mehrere schmerzliche Wochen vergangen waren, drang Mr. Williamson darauf, daß seine Nichte nunmehr in die Welt eingeführt werden sollte.

Sie hatte auch im fashionablen Benehmen solche Fortschritte gemacht, daß ihre strengen Lehrmeisterinnen nicht viel mehr zu tadeln fanden. Etwas mußte zwar immer noch bemerkt werden; selbst wenn sich beide widersprachen, so geschah es nur um der Belehrung willen. Jenny, die schüchterne Jenny, bat immer noch um Aufschub, denn auch die Damen gern gewährten, wenn gleich nicht mehr aus Furcht, daß die Cousine vom Lande sie lächerlich mache. Sie wünschten auch, daß Jenny ihre Trauerkleider ablegen möchte, was die Arme tief verletzte, denn gerade diese Trauer war die theuerste Erinnerung für ihr Herz. Endlich sprach der Onkel ein entschiedenes Wort und nöthigte sie eines Abends, im Hause bei einem Zirkel zu erscheinen.

Die Belehrungen und Ermahnungen von Seiten ihrer Lehrmeisterinnen nahmen Tags über gar kein Ende. Jenny war als Mr. Williams Nichte und Waise vorgestellt. Wäre sie eine Erbin gewesen, hätte sie für das schönste, reizendste Mädchen gegolten, und mancher Dandy hätte eine schlaflose Nacht gehabt, um Pläne zu schmieden, die reiche, reizende Erbin zu erlangen. Mütter hoffnungsvoller Söhne würden sie auf den ersten Blick umarmt haben, und manche Schwester eines früh ruinirten Bruders wäre ihr mit ihrer Freundschaft zuvorgekommen. So aber wo die Erbin gestrichen war, schenkte man ihr nur flüchtige Blicke. Doch fand auch die arme Waise Jedermann sehr anziehend. Nachdem der Thee herumgegeben war, und der ältere Theil der Gesellschaft die Karten zur Hand genommen hatte, suchte der jüngere Zuflucht bei dem gewöhnlichem Schirm der gesellschaftlichen Langweile, bei Musik. Helene setzte sich an den Flügel. Sie spielte mit vieler Fingerfertigkeit eine Etude von Czerny, die sehr bewundert ward, aber kalt ließ. Noch einige junge Damen spielten langweilige Quadrillen und schottische Tänze. Aber die musikalische Unterhaltung war bald im Stecken begriffen. Man verlangte nach Gesang. Eine Sängerin war heiser, eine konnte nichts auswendig, andere waren nicht anwesend. Man forderte Jenny auf. Jenny, stets an Gehorsam gewöhnt, und unbekannt mit dem gezierten, langen Bittenlassen der jungen Damenwelt, setzte sich an den Flügel. Glücklicherweise sah sie Helenens mitleidiges Lächeln nicht, das sie zurückgescheucht hätte, sah nicht, wie sie die feine Lippe zu leisem Hohn verzog, um ihren Nachbar zuzuflüstern: „Nun, machen Sie sich auf eine Dorfarie gefaßt."

Jenny begann, und schon bei den ersten Tönen ihrer klaren, metallvollen reinen, jugendlich frischen Stimme, war auf allen Gesichtern die Ueberraschung zu lesen. Sie sang ein Lied, das sie von ihrer Mutter gelernt hatte, das sie aber nicht verstand, so lange sie es bei der Mutter sang, jetzt aber tief im Innersten ihrer Seele empfand. Sie trug es mit jenem innig gefühlten, warmen Ausdrucke vor, der aus dem Herzen kommt und tief in dasselbe eindringt. In diesem Liede, „trockne Thränen," hatte die Mutter oft Trost gefunden, wenn sie vor aller Augen ihre Thränen, die sie, so lange sie lebte, um den geliebten Gatten vergoß, verbarg. Jenny gedachte der ersten strengen Worte der Tante, „Thränen vergießt man nur, wenn es Niemand sieht," und nun begriff sie das Lied, wie mit einem Zauberschlag. Sie gedachte der Worte und begann:

„Wohl manche liebe Tage lang,
„Bracht ich in Thränen zu;
„Und manche Nacht der Wehmuth bang
„Entbehr' ich Schlaf und Ruh!

„Und sagt man mir, das sei nicht klug,
„Mir ziemt das Weinen nicht!

„So zeig ich schnell, doch nur als Trug,
„Ein heiteres Gesicht.

„Wenn auch die Augen trocken sind,
„Das Herz weint doch noch fort:
„Gehorchen kann es nicht so blind
„Dem mitleidslosen Wort.

„Ach! Herzensthränen kennt nur der,
„Der selbst sie schon geweint,
„Obgleich sein Aug' stets thränenleer
„Der kalten Welt erscheint."

Die Composition des Liedes war einfach, aber rührend, und ihre klangvolle, frische Stimme übte in den getragenen Tönen des Liedes einen wahren Zauber aus. Die erste Strophe begann sie schüchtern, aber in den ferneren vergaß sie, daß sie Zuhörer hatte, und strömte nur in dem tiefsten Gefühle ihrer Seele aus. Die ganze Gesellschaft war überrascht — bewegt. Kein Athem war, während sie sang, hörbar. So inniges Gefühl, solche Reinheit der Stimme hatte man von dem Mädchen vom Lande nicht erwartet. Die Männer bewunderten, die Frauen beneideten sie.

„Aber, liebe Cousine, warum hast Du uns noch gar nichts von Deinem schönen Talente hören lassen?"

„Ich wußte gar nicht, daß Du musikalisch bist!"

Mr. Williamson schritt so stolz, als hätte er eben einen Criminalprozeß gewonnen, einher, und blickte triumphirend auf seine Gattin, die, was noch nie geschah, aus Zerstreutheit einige kleine Spielfehler sich zu Schulden kommen ließ. Die Damen, welche sich gar nicht erinnern konnten, dergleichen bei der fashionablen Frau wahrgenommen zu haben, schoben diesen Fehlern wichtige Gründe unter und glaubten, Madame Williamson habe in Papieren unglücklich spekulirt, oder der Telegroph habe eine falsche Nachricht gebracht u. dgl.

Durch ihr musikalisches Talent ward Jenny als ein für die Gesellschaft würdiges Glied aufgenommen. Sie bekam nun von allen Seiten Aufforderungen und ward daher ohne weitere Widersprüche eingeführt. Helene unterließ es nicht, sie öfters laut mit einer Protektorsmiene zurecht zu weisen.

Obgleich sie noch dieselbe Kälte gegen sie beobachtete, so suchte sie doch nicht, sie von sich entfernt zu halten. Es machte ihr oft Unterhaltung, ihr — wie sie sagte — naives, mit der Welt unbekanntes Geschwätz anzuhören. Sie hatte oft Grund darüber zu lächeln, und Jenny, die anspruchslose Jenny schien sie gar nicht ihrer Verehrer zu berauben. Aber das einfache Mädchen vom Lande hatte einen hellen Verstand und schnelle Fassungsgabe. Leicht hatte sie gelernt sich auf den seichten Wegen eines fashionablen Geplauders herumzutreiben, und bald, sehr bald fand sie sich heimisch auf dem gesellschaftlichen Boden. Helene bemerkte mit Erstaunen, daß Männer und Frauen ihr immer mehr Aufmerksamkeit bezeigten. Sie bemerkte, daß wenn sie nicht gleich da war, junge Männer stets nach der Thüre blickten, bis sie eintrat, und daß manche mit ihr, wenn Jenny in der Nähe war, mit Zerstreuung sprachen. Ja sogar ihr eifrigster Verehrer schien ihre Aufmerksamkeit mit Jenny theilen zu wollen. Sie konnte das nicht begreifen, sie fühlte sich der armen Cousine an Allem, Schönheit, Vermögen, Bildung, Talenten und Künsten weit überlegen. Sie begriff den Geschmack nicht und ward von nun an gegen Jenny noch

frostiger als bisher. Sie suchte sie, wo sie nur konnte, dahin zu bringen, sich eine kleine Blöße zu geben, und ließ sie, wo es, ohne aufzufallen, möglich war, öfters von Gesellschaften zu Hause. Ein tiefer sehendes, beobachtendes Auge, hätte ihr leicht Aufklärung verschaffen können. Helene ward von Jugend auf mit Schulweisheit vollgepfropft, da sie allein der Obhut einer oberflächlichen Französin und pedantischer Lehrer überlassen ward. Die zarte Blüthe hatte bei ihrem Entfalten nicht der Geist und Herz belebende Hauch der Mutterliebe erwärmt. Ihre Mutter jagte den Freuden der Welt nach, und der Tochter Herz blieb kalt, da es die Liebe der Mutter nicht beglückte. Sie war sehr gut unterrichtet, Künstlerin auf dem Piano; aber sie war selbstisch, stolz und kalt, weil sie nicht die Krone der Frauen, ein liebendes Herz besaß. Sie war sehr verständig, klug und berechnend, aber sie war nicht anziehend Man bewunderte ihre Schönheit, ihr Talent, ihr feines Benehmen. Viele bewarben sich um ihre Hand, aber mehr aus Berechnung denn aus Neigung. Auch sie dachte nur daran, ihre Verhältnisse glänzend herzustellen und den Luxus, der sie umgab, eher zu erhöhen, als zu verringern. Stolz und Eitelkeit hatten bei ihr jedes weiche, erwachende Gefühl schon im Keime erstickt, und sie glaubte sich sicher, daß keine Flamme der Neigung die Vorsätze ihres Herzens, die bei vielen oft aus leichtem Material bestehen, zu verbrennen im Stande wäre. Ihre Mutter hatte es schon von Jugend auf nicht an solchen guten Vorstellungen fehlen lassen, um sie mit praktischen Gesinnungen heranreifen zu sehen. Nur der Vater fand sie stets zu kalt; aber er war Geschäftsmann, er konnte sich mit der Erziehung seiner Tochter nicht befassen. Deßhalb kam es, daß Jenny dieser schönen Statue gegenüber ohne ihr Wissen und Wollen alle Herzen gewann. Sie war einfach, offen und wahr. Die Blüthen, die ihr reines, schönes, alles Edle liebende Gemüth entfalteten, entzückten ihre Umgebung. Sie war wenig in Wissenschaften bewandert, hatte aber um so mehr in dem Buche der Natur gelesen und den Mangel an Ausbildung in Künsten ersetzte ihre bezaubernde Stimme. Selbst die Trauer um die geliebte Mutter, die wie eine Wolke auf ihrer Seele lag, ließ sie, gleich einem Nebelschleier eine schöne Landschaft, nur noch reizender und rührender erscheinen. Man fühlte, daß sie die über alles beglückende Mutterliebe erzogen hatte.

Seit bemerkt wurde, daß ihre Freunde so viel Auszeichnung schenkten, ward sie von den Damen des Hauses mit mißgünstigen Blicken betrachtet. Viele bittere Worte, viel Tadel traf ihr Ohr, der tief wie ein Pfeil in ihre Brust drang. Ihr weiches Gemüth machte sich Vorwürfe, ihre Wohlthäter — Wohlthäter, die sie nur quälten — beleidigt zu haben. Aber sie wußte nicht, wo sie gefehlt, wußte nicht, wie sie ihnen wohlgefällig handeln könne. Sie bat sie, nicht mehr in Gesellschaft erscheinen zu dürfen, was ihr als Heuchelei ausgelegt ward. Allem was sie sagte und that, wußte man nunmehr eine falsche Deutung zu geben; den reinsten Handlungen ward oft ein Beweggrund unterlegt, der ihrer Seele fremd ward. Jetzt litt ihr gefühlvolles Herz weit mehr als Anfangs, wo sie nur den Tadel einer mangelnden Fashion zu ertragen hatte. Unschuldig Beschuldigungen zu ertragen, war der höchste Schmerz für ihre edle Seele, für sie, die an der liebenden Mutterbrust nicht das geringste Mißtrauen kennen lernte. Wie steigerte sich das Leid um den Verlust der geliebten Mutter. Die tiefe Wunde ihres Herzens ward in diesem Hause nur vergrößert, statt geheilt!

„Wärst nur Du noch hier auf dieser Welt, geliebte Mutter," sprach sie oft zu sich in einsamen Stunden, „so hätte Dein Kind doch Schutz und würde nicht so tief, so tief gebeugt! Als eine Undankbare bin ich betrachtet, und der Himmel weiß, ich trage keine Schuld. Wie gerne wollt' ich mit Handarbeit und Unterricht unsern Unterhalt verdienen, wärst Du nur da,

Dein Kind Abends ans Herz zu drücken, und es zu beschirmen vor falschen Beschuldigungen, um ihm ein Wort der Zufriedenheit, der Anerkennung zu sagen, und alle Mühe und Plage wäre gelohnt! Der Glanz dieses Hauses, wo ich so viel Bitterkeit ertragen muß, thut meiner Seele weh. O wie sehne ich mich in die einstige Einfachheit zurück, wo Aufrichtigkeit, Liebe und Vertrauen wohnte."

Emil der zu Orford auf der Universität war, und zuweilen nach Hause auf Besuch kam, sah, was die gute Jenny leiden mußte, und schenkte ihr die innigste Theilnahme. Er tadelte seine Schwester streng, und bat seine Mutter stets, doch gütiger mit ihr zu verfahren. Doch verdroß seine Führsprache Mutter und Tochter noch mehr. Er warf sich nun als ihren Beschützer auf und gerührt von ihrer Sanftmuth und stummer Duldung schenkte er ihr die Zuneigung seines jungen Herzens, tröstete sie, wo er nur konnte und fügte öfters bei: „laß es nur gut sein Du mußt doch noch meine kleine Frau werden, und dann müssen sie Dich auf den Händen tragen, und alles wieder gut machen, was sie an Dir verschuldet haben." Und dann rechnete und rechnete er, wie lange es noch währen könnte, und brachte zehn und noch mehrere Jahre der Geduld und für die arme Jenny des Leides heraus! Jenny lächelte und dachte, das ist doch wenigstens ein theilnehmendes Herz in diesem Hause Denn der Onkel, der zu beschäftigt war, merkte diese Quälereien nicht, und Jnny war zu edel sie ihm mitzutheilen.

Ein Brief, der im Hause Willamsons ankam, verursachte viele geheime Zwiesprache zwischen zwischen Herrn und Madame Willamson, und später war auch Helene wegen desselben zur Berathung gezogen. Vor Jenny schien man aber dessen Inhalt sehr geheim halten zu wollen. Dieser Brief war von einem alten Jugend- und Universitätsfreunde Mr. Willamson's die einst bestimmten, daß ihre Kinder wo möglich durch das Band der Väter noch mehr befestigen sollten. Der Sohn des Jugendfreundes, Mr. Harrison, sollte nun seine Güter übernehmen, und seinen Hausstand gründen. Er hatte eine sehr gute Erziehung genossen, hatte denn Continent sehr ausgedehnt bereist, und kam reich an Kenntnissen und Erfahrung zurück. Ausgestattet mit einem einnehmenden Aeußern und reichen Glücksgütern wäre dieser Liebling Fortuna's in jedem Hause als Schwiegersohn gerne gesehen gewesen. Vieler Mädchen Herzen hatten in der Heimath, wie in der Fremde dem liebenswürdigen Sohne Albions entgegengeschlagen. Aber bis jetzt schien sein Herz wie in den Styx getaucht zu sein.

Keine vermochte ihn zu fesseln. Auch die Tochter, machte er sich zur Bedingung, erst sehen und kennen lernen zu wollen, ehe er sich dem Willen des Vaters fügte. Darum stand im Briefe des Klausel, daß es Bedingung wäre, daß die Kinder sich zuerst kennen und gegenseitig aus Liebe wählen sollten, sonst wäre das Verspechen der Eltern als nichtig angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der sterbende Dichter an seinen Sohn.

Nebst meinen Büchern hab' ich dich
Mein theurer Sohn erzeugt;
Doch hat der Gram um jene mich
Mehr als um dich gebeugt.
Nur daß mein Geist nicht in dir stirbt,
Ist jetzt mein einz'ger Trost,
Und wenn er dir auch nichts erwirbt,
Als eine mag're Kost.

Dr'um laß ich Dir auch nichts zurück,
Denn dein ist ja die Welt,
Dein ist ja noch das Jugend-Glück,
Das alle Adern schwellt.
Klag' nie als ächter Musensohn
Und sei nicht klein verzagt,
Es sprich selbst dem Bedürfniß Hohn,
Der nach Idolen jagt.

Die gold'ne Zeit, liegt so weit
Vor unserm Aug' entrückt
Sein Opfer will der Geist der Zeit,
Daß er dich nicht verstrickt!
Dr'um höre gläubig, wie man schreibt,
Weil's dir dein Vater sagt;
Denn wer die Kunst banausisch treibt,
Der ist damit geplagt.

Wenn dich die Schwermuth dumpf umkreischt
Weinst du elegisch nur,
Und wenn dich eine Hoffnung täuscht
Nimmst die Romanzen Cur;
Und hat sie dir die Hand gedrückt —
Dann leimst ein Triolett,
Dich gar mit einem Kuß beglückt —
Dann säuselt ein Sonett.

Leg' um das tragische Geschirr,
Macht fremdes Loos dich weich,
Und zeigt sich eine Thorheit dir
Zitirst den Momus gleich.
Plagt dich die Langeweile sehr
Schreibst du's im Epos fort,
Und freut dich endlich gar Nichts mehr,
Dann schmierst ein kritisch Wort.

Ergreif' des Augenblickes Gunst
Und glaube meinem Wort,
Das Andere ist nichts als Dunst — —
Doch jetzt, jetzt muß ich fort.
Es öffnet der Olympos sich —
Zeus winkt von seinem Thron;
Die Götter warten schon auf mich —
Leb wohl mein theurer Sohn!

K. Sch.

Eheliche Liebe. Säuchrigel: Herr Pfarrer, mei Alti isch vor 14 Tage gstorbe u da möcht i bi dem Anlaß für mi und si a Jahrzit stifte, aber es soll de erst afah, wenn i einisch mit Tod abgange bi.“ — Pfarrer: Ja warum nit grad jitz, die Seelenmesse chäme ihre scho jiz g'ut.“ — Säuchriegel: Gott bewahr'! Die cha im Fegfuir warte bis i o chume und de gumpe mehr de mit-nandere i Himmel ine.

Der Phlegmatiker im Trauerspiele.

Aber, lieber Mann! wie kannst du bei einer so tragischen Scene gleichgültig bleiben? Rührt dich denn der Tod dieses Helden gar nicht?

Mich rühren? — warum denn? — Erstens ersticht er sich nicht wirklich, und wenn er sich wirklich erstäche, was geht denn das mich an?

Ein Student wurde im Examen gefragt, woran er einen Thoren erkenne? — „An den Fragen, die er stellt,“ antwortete der Student.

Theater-Anekdote.

Ein Schauspieldirector ermahnte seine Mitglieder stets in Ruhe und Eintracht zu bleiben, kurz in Allem seinem Beispiele zu folgen. Aber ach! in Mitte der Saison ging er durch — und richtig — fünf folgten seinem edlen Beispiele.

Gespräch zweier Gäste beim Salvatorbier in München.

Einen Rausch zu kriegen dazu gehört Verstand.

Bierhuber: Heut hab ih scho 8 Maßl, die spür ih scho sakrisch.

Schwoabmeyer: Was 8 Maßl? ih hab scho 18 und spür no nix.

Bierhuber: Bei Dir is was anders, Du bist z'dumm dazu als daß du an Rausch kriegn könnst.

Sie prügeln sich.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 13. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. März 1863.

Die Waise.

Erzählung von Fenimore.

(Fortsetzung.)

Auch ward sehr gewünscht, daß Helene nicht eher etwas erfahren sollte, bis sie den jungen Harrison einigemal gesprochen habe. Aber für Madame Williamson war diese Nachricht zu wichtig, und da sie ihrer Tochter in ihren Berechnungen beistand, so fand sie es für nöthig, diesen Werber mit den Andern in die Wagschaale zu legen, um die vortheilhafteste Wahl zu treffen. Helene wählte unter einem Baronet, der eine Hauptmannsstelle bekleidete, aber ohne Vermögen war, unter einem Grafen, der viele Ahnen und eine reiche Grafschaft besaß, aber schon verheirathet gewesen war und einen Sohn aus früherer Ehe hatte, und einem Banquier, der den Credit seines Hauses durch eine glänzende Verbindung befestigen wollte. Das waren die Bewerber, über welche Helene nachdachte. Andere unbedeutende Bewerber, vermochten es nicht, sich zu der Ehre ihrer Reflexion emporzuschwingen. Aber der junge reiche Gutsbesitzer war keineswegs der Letzte der Beachtung. Sie wollte ihn sehen, und dann schnell entscheiden. Die Mutter entwarf mit ihrem Feldherrntalente Pläne — für Feten und Toiletten; Glanz und Zauber sollte entwickelt werden. Gleich der trojanischen Helene sollte ihre Tochter ein jugendliches Herz beim ersten Blick besiegen. .

Aber der junge Harrison wollte seinen eigenen Weg gehen, und durchkreuzte somit die siegreichen Pläne Helenens, wie die seines Vaters. Ausgestattet mit frischer Lebenskraft und Fantasie, empfänglich für alles Schöne, Gute und Edle, wollte er seine Freiheit nicht einem ihm unbekannten Weibe, nur durch des Vaters Laune gewählt, verkaufen. Er nahm sich vor, sie, mit der er durch Sturm und Wogen des Lebens Ocean umschiffen sollte, erst kennen zu lernen, ohne ihr Wissen, ohne daß sie von des Vaters Plänen unterrichtet ward. Er wollte zuerst in ihres Herzens Tiefe lesen und dann sich entscheiden. Er vertraute sich einem Jugendfreunde an, der ihm in seinem Vorhaben Beistand leistete. Da er seit mehreren Jahren auf

Reisen, und sich schon lange nicht mehr in London sehen ließ, war er dem Gedächtnisse der eleganten Welt fast gänzlich entschwunden, und er konnte es wagen, sich von seinem Freunde als Mr. Smith aus der Umgegend vorstellen zu lassen. Bei Williamson's und in deren Zirkel war er gar nicht mehr bekannt, da er als erwachsen noch nie ihr Haus betreten hatte. Seinem heitern Humor gewährte der Gedanke, sich das Herz seiner Braut als ein Fremder zu erobern, viele Anziehungkraft. Voll freudiger Hoffnung trieb er sich herum, und dachte auf den Promenaden, im Theater, bei jedem schönen Antlitze, das er erblickte, vielleicht ist es diese! Er fand einen ungemeinen Reiz in der abenteuerlichen Art, seine Braut so aufzusuchen. Einst sah er eine Dame mit andalusischem Fuße, von den zierlichsten Stiefeletten umschlossen, leicht dahinschwebend. Er eilte ihr nach, um sie von Angesicht zu sehen, allein er kam zu spät. Leicht huschte sie in ein benachbartes Haus und verschwand. Ob sie es wohl war? dachte er. Er mußte sich immer mit dieser schlanken, schönen Gestalt befassen. In einem Concerte konnten sich seine Augen eines Abends von einem reizenden blonden Haarwuchs, der künstlich genestelt aufgesteckt war, und dessen reiche Locken auf das Antlitz fielen, gar nicht losreißen. Wenn sie es wäre! sprach sein Herz. Aber er konnte nicht so weit vordringen, um die Besitzerin des schönen Haares von Gesicht zu sehen. Sein Freund vermochte ihn bald ihn in einem Hause aufzuführen, wo er Gelegenheit finden werde, seine Braut zu sehen und beobachten zu können. Als sie in den Saal traten, der schon ziemlich voll, und wo die Unterhaltung im besten Gange war, begann eine Sängerin ein einfaches Lied zu singen, das die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fesselte. Mr. Harrison lauschte ganz entzückt den süßen Tönen. „Wer ist diese Sängerin?“ fragte er einen Nachbar. „Miß Williamson,“ war die Antwort. Seine Pulse klopften. „Stelle mich schnell vor,“ sagte er zu seinem Freunde. „Ich kenne sie nicht,“ erwiederte dieser, „ich werde es einem meiner Bekannten, der dort eingeführt ist, sagen. Es bleibt also bei Mr. Smith?“ „Gewiß, das ist so ein Name, der häufig vorkommt, wo die Familie nicht leicht zu ergründen ist. Einen Namen muß man ja haben, darum am Besten einen alltäglichen Namen für ein Incognito.“

Mr. Smith ward Miß Williamson vorgestellt, und sieh da sein Entzücken, da er die Besitzerin des schönen blonden Haares und der Hebegestalt, die er schon verfolgt hatte, in ihr erblickte. Wie bewunderte er ihre lieblichen Züge, wie entzückte ihn ihre Anmuth, ihre Stimme die schon beim Sprechen wie Musik klang. Er unterhielt sich lange mit ihr und triumphirte, daß seine vermeintliche Braut in allen Stücken dem Ideale seines Herzens entspreche.

Mr. Barry, der ihn vorstellte, lud ihn auf den nächsten Abend ein, wo die Sängerin ebenfalls erscheinen und sich hören lassen werde. Mit wahrer Freude nahm er die Einladung an, und dachte sich die Wonne aus, wie er die Braut unter fremdem, unscheinbaren Namen gewinnen, ihr Herz prüfen und sie dahin bringen wolle, ihm den Vorzug vor dem reichen Gutsbesitzer zu geben, von dessen Absicht sie gewiß schon unterrichtet war, wie er nicht mit Unrecht von der vermeintlichen Braut annehmen zu dürfen glaubte. Er unterhielt sich noch länger mit Mr. Barry, sprach von der Familie Williamson, und erfuhr zu seinem namenlosen Erstaunen, daß diese Miß Williamson, die ihn so entzückte, nicht die ihm zugedachte Braut, sondern nur deren Cousine sei. Nun war er aus seinem schönsten Traume gerissen! Wie drohende Riesen sah er die Hindernisse sich vor seinen Augen erheben. Nun stachelte ihn trotz seines Schreckens die Neugierde, auch die rechte Braut kennen zu lernen. Mit aller ihm nur möglichen Fassung bat er Mr. Barry, ihn auch Helenen vorzustellen. Sie begrüßte ihn mit dem Bewußtsein ihrer

Schönheit und ihres Sieges. Mr. Harrison wußte bald ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Seine Gewandtheit, die Welt- und Menschenkenntniß, welche er auf seinen Reisen erlangt hatte, verliehen seiner Unterhaltung neuen Reiz. Sein Witz war treffend und sein Humor unbesiegbar. Seine hohe schlanke Gestalt überragte die meisten Männer des Salons, seine Stirne war edel, seine Nase fein. Sein Mund war nicht klein, aber schön geformt; ein leises, sarkastisches Lächeln das seine Lippen umspielte, schien theils die Frauen herauszufordern, theils sich bei ihnen gefürchtet zu machen. Seine Haare waren schwarz und glänzend, und seine dunklen Augen strahlten Geist und Feuer. Viele schöne Augen waren auf den Fremden, der als Mr. Smith eingeführt war, gerichtet. Lange sprach er mit Helenen. Als er sie verließ, sagte er zu sich: „Eine schöne Blume ohne Duft. Ihr fehlt die Wärme des Herzens, die Poesie des Weibes. Wie kalt, wie gemessen ist sie in der Blüthe des Lebens. Wie anders ist Jenny, wie entzückend, wie lieblich!" Lange stellte er Betrachtungen zwischen den beiden Mädchen an, bei welchen natürlich stets Jenny die Oberhand gewann. Wie die Sonnenblume sich nach der Sonne neigt, so neigt sich sein Herz immer wieder der armen Jenny zu.

Des andern Tages konnte er kaum die Gesellschaftsstunde erwarten. Bald, sehr bald fand er sich bei Mr. Barry ein. Er wählte einen Platz, von wo aus er die ankommenden Gäste unbemerkt übersehen konnte. Wie überflüssig erscheinen einem liebenden Herzen so viele Menschen. Wie langweilig sind die Vielen, wenn das Eine, das Erwählte fehlt, und welchen magischen Zauber gießt das Eine über alle aus! Mr. Harrison wartete noch immer vergebens. Endlich erschien die Familie Williamson Vater, Mutter, die stolze Helene, sein Auge suchte und suchte — nun mußte Jenny kommen — aber sie kam nicht. Helene hatte mit neidischen Blicken den Abend zuvor bemerkt, wie der interessante Fremde Jenny vor ihr aufgesucht und lebhaft und lange mit ihr gesprochen hatte. Das war zu viel! Sie wurde daher unter einem Vorwande zu Hause gelassen. Als nach der Sängerin gefragt ward, wurde selbe mit dem gewöhnlichen Leiden aller Sängerinnen, „Heiserkeit", entschuldigt. Dafür spielte Helene eine künstliche sehr schwere Etude. Alles bewunderte ihre Kunstfertigkeit, nur Mr. Harrison fühlte sich gelangweilt. Er gedachte nur des seelenvollen Gesanges Jenny's. Er nahte sich wieder Helenen, entfernte sich aber noch unzufriedener als Tags zuvor von ihr. „Sie ist eine schöne Puppe für die Welt", sagte er zu sich, „mich aber läßt sie kalt." Er sprach ihr absichtlich von den Vorzügen der Frauen, die er auf dem Continente kennen gelernt hatte, trug aber kein Wort der Bewunderung auf sie über, was sie so verdroß, daß sie es ihm nicht undeutlich merken ließ. „Welche egoistische Seele," dachte er. Er sann jetzt nur auf Pläne, wie er Jenny zu sehen bekommen könnte, und besprach sich deßhalb mit Mr. Barry. Dieser konnte ihm so manches von ihren Leiden, ihrer Geduld und Sanftmuth und Unterdrückung mittheilen, da seine Schwester ihr sehr befreundet war. Jenny hatte die Erlaubniß, bei Mr. Barry's Schwester Singübung zu halten. Sie wohnte in der Nachbarschaft und Jenny durfte fast täglich eine oder zwei Stunden bei derselben zubringen.

Mr. Barry schlug ihm vor, da er auch sang, an den Singübungen Theil zu nehmen und sich im Hause Williamson aufführen zu lassen. Er war es zufrieden und sein Hoffnungsstern war nun die Singübung. Bei Mr. Williamson ward er sehr freundlich aufgenommen, aber Jenny war nicht im Wohnzimmer gegenwärtig. Als er nach ihr fragte, hieß es, sie wäre nicht zu Hause. Die Mutter schien sich um die Famile des vermeintlichen Mr. Smith zu bekümmern; sie sprach von mehreren Familien gleichen Namens, die sie kenne, und fragte ihn, ob er

mit irgend einer derselben verwandt wäre. Natürlich mußte er dieses mit „Nein“ beantworten; worauf er mit Gewandtheit dem Gespräche eine andere Wendung zu geben wußte. Die Mutter ließ einige Winke fallen, daß ihre Tochter sich wahrscheinlich bald vermählen werde, sie sei nur noch nicht ganz entschieden. Da wechselte Mr. Harrison die Farbe, was Helene, die ihn scharf beobachtete und an dem interessanten Manne großen Antheil nahm, so auslegte, als berühre es ihn schmerzlich. Sie war jetzt zu neugierig, die Vermögensverhältnisse des angeblichen Mr. Smith zu wissen, und den noch unbekannten Bräutigam zu sehen, um mit Verstand wählen zu können. Daß sie dem Bräutigam nicht gefallen könnte, das kam ihr nicht in den Sinn. Derselbe war nun täglich im Hause Mr. Williamsons erwartet. Neue reizende Toiletten für Helene, Pläne zu Feten lagen bereit und erwarteten nur den Schöpfungstag, der sie an das Licht rufen sollte. Man begriff gar nicht, warum der Bräutigam so zögere, sein Glück zu erringen. Niemand sah die Wolken, die sich sammelten, um als Gewitter das Haus Williamson zu bedrohen.

Während Madame Williamson und Helene das Zaudern des Bräutigams nicht begreifen konnten, fand Mr. Harrison Gelegenheit, Jennys tiefes, schönes Gemüth immer mehr kennen zu lernen. Seine Liebe zu ihr steigerte sich mit jedem Tage. Und es war auch kein Wunder, daß dieser interessante junge Mann, der ihr so innige Theilnahme bezeigte, der sie verstand, der ihr edles Herz zu würdigen wußte, ihr Gefühle einflößte, die ihr bisher unbekannt waren. Sie träumte den schönsten Traum des Lebens, aber sie liebte mit Entsagung: denn sie wußte, für die arme Waise sei die Liebe nur ein süßer Blumenduft, der sich für wenige Augenblicke auf sie herabsenke, um durch Erinnerung ihr ferneres düsteres Dasein zu schmücken. Doch gab die Liebe ihr Kraft, ihre Leiden mit mehr Muth als bisher zu ertragen. Denn die wahre Liebe ist die höchste Sonnennähe des Lebens, die alle Früchte unsers Seins zu reifen vermag — gleichviel ob sie gepflückt werden — ob ein Sturm sie bricht! Der hat Liebe nie gekannt, dem sie nur ein leises Frühlingswehen blieb, dessen Blüthen beim ersten Beben des Windes kraftlos wieder abfielen. Und so verlieh ihr diese Liebe Stärke und Festigkeit des Gemüths, die ihre weiche Seele zuvor nicht gekannt hatte. Der junge Harrison wollte ihr nicht eher von seiner Liebe, von seinen Hoffnungen und Plänen sprechen, bis er sich mit seinen Eltern verständigt hatte. Daß sie ihn liebte, hatte ihm nicht entgehen können, so wie auch sie glauben konnte, daß sie geliebt war. Was ihre Lippen sich verschwiegen, hatten sich ihre Blicke gesagt.

„Edle Seele,“ sagte einst Harrison in einer der beglückenden Singübungen zu ihr, „welche Kämpfe haben Sie schon ertragen, und welche werden sie noch erdulden müssen.“ Sie antwortete ihm nur mit einem Blicke, in dem Liebe, Schmerz und Entsagung eines edlen Weibes lagen. —

Sehr schmerzlich war es jetzt für Mr. Harrison, daß er sich unter einem fremden Namen in ihr Herz eingedrängt habe. Denn welche Behandlung stand ihr von den Verwandten bevor, wenn sie entdecken würden, daß die arme Waise den vermeintlichen Bräutigam der stolzen Tochter liebe und von ihm geliebt werde. Er entwarf in seinen Gedanken wohl hunderterlei Pläne, und verwarf sie wieder. Am Nöthigsten fand er, daß er zuerst sich seinen Eltern entdecken müsse. Bald wollte er Jenny entführen, bald seine Mutter bewegen, sie zu sich zu nehmen. Aber jeder Plan wollte nicht recht gehen. Jenny würde auch in keinen eingewilligt haben, vorzüglich, wenn sie seinen Namen und die Verabredung der Eltern erfahren hätte. Er konnte sich auch nicht von der Nähe Jenny's trennen, und so verging Tag um Tag, ohne daß er noch einen Entschluß gefaßt hatte.

In allen civilisirten Ländern gibt es Menschen, die es sich zum Geschäft machen, unberufen sich in häusliche Angelegenheiten zu mengen und einen Zankapfel in friedliche Familien zu werfen.

Madame Holyday, die Freundin Mr. Williamsons, hatte es sich auch zur Pflicht gemacht, so viel wie möglich Unruhe in die Familien ihrer Bekanntschaft zu bringen. Sie galt als eine sehr kluge Frau, sie war Vorsteherin vieler Vereine und übte über ihre meisten Freundinnen eine Uebermacht aus, da sie mit so großer Zuversicht ihre Aussagen behauptete, daß Wenige sich zu widersetzen den Muth hatten. Selbst Madame Williamson, die doch überall ein großes Wort zu sprechen hatte, fühlte sich ihr untergeordnet, und war nicht häufig über ihre Gegenwart erfreut, da sie nicht immer die angenehmsten Botschaften brachte. Eines Morgens erschien sie gerade bei Mrs. Williamson, als sich diese mit Helenen berieth, warum der Bräutigam gar nicht erscheinen wolle. Sie wurden durch den Besuch in ihren Muthmaßungen gestört. Nachdem das Gespräch sich lange um Alltäglichkeiten gedreht hatte, begann Madame Holyday:

„Heute trieb mich hauptsächlich die Freundschaft her, um Sie meine liebe Madame Williamson zu fragen, ob Sie denn wissen, daß in der Stadt so viel von Ihnen gesprochen wird?"

„Von Familien, die ein Haus machen, wird immer in der Stadt gesprochen. Man sprach gewiß von unserer letzten Route? Bald werden noch schönere folgen," versetzte Mrs. Williamson mit geheimnißvoller Miene.

„Noch schönere? Hm! Sie werden wohl eine besondere Veranlassung haben, dergleichen zu geben?" erwiederte Mrs. Holyday spöttisch. „Noch muß ich fragen, welcher von den Fräuleins darf ich meine Glückwünsche als Braut des Mr. Harrison darbringen, Helenen oder der Cousine vom Lande?"

„Mr. Harrison ist noch gar nicht hier!" versetzte Helene stolz.

„Nicht hier? Gutes Kind! Wie kurzsichtig Sie sind! Da hat die Cousine vom Lande einen andern Scharfblick entwickelt. Die hat den reichen Gutsbesitzer gleich in dem nichts sein wollenden Hrn. Smith erkannt und ihn geködert!"

„Was!" riefen Mutter und Tochter aus einem Munde.

„Wie wäre das möglich", fuhr Madame Williamson lächelnd fort, „meine gute Madame Holyday, man hat Sie falsch berichtet! Verzeihen Sie mir, wenn ich sage, man hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt! Mr. Harrison ist, wie ich Ihnen sagte, von den Vätern aus mit meiner Tochter, meiner Helene, verlobt, und wenn er ihr gefällt, wird sie ihn mit ihrer Hand beehren. Aber zuerst muß er kommen! Glauben Sie nur dem Stadtgeklatsch nicht!" fügte sie mit erzwungenem Lachen bei, das ihren Aerger verbergen sollte.

„Ei, Madame Williamson," erwiederte gereizt die schlaue Dame, „wie hätte ich denken sollen, daß Ihrer Klugheit ein so einfaches Mädchen vom Lande Hohn sprechen kann! Es thut mir leid, es zu sagen, aber ich halte es für meine Pflicht, daß ich aus Freundschaft Ihnen das mittheile, was in der Stadt die Unterhaltung ausmacht. Aber so geht es. Die Mädchen in der Stadt die lernen Clavier spielen, zeichnen, malen, tanzen, sprechen italienisch, spanisch und Gott weiß was alles; aber die Mädchen vom Lande, die brauchen das nicht, die verstehen sich auf die Herzen der Männer, wie sie sie fesseln; und so hat die Cousine vom Lande, die Sie aus Barmherzigkeit angenommen haben, den Bräutigam Ihrer Tochter, verstehen sie mich wohl, Ihrer Tochter Helene ganz bethört! Er ist über und über in das Landmädchen verliebt. Er ließ sich als Herr Smith in Ihr Haus aufführen, — um es erst auszukundschaften!"

„Mein Gott ist das möglich? Ist es wahr?“ rief Helene erblassend.

„So wahr, als ich, meine gute Helene, vor Ihnen stehe. Sie wissen, wie groß meine Freundschaft für Sie ist, mein Eifer, Ihnen zu dienen. Mrs. Barry's Kammerjungfer ist Freundin mit der Meinigen, welche mir ein Gespräch zwischen dem jungen Barry und Mr. Harrison mittheilte, das sie belauschte. Mr. Harrison kommt als Mr. Smith jeden Morgen zur Singübung, und singt und unterhält sich voll Zärtlichkeit mit der kleinen Schlange, die Sie, meine gute Madame Williamson, an Ihrem Busen wärmten.“

„Die Heuchlerin!“ rief Madame Williamson erboßt aus. „Ich habe ihr nie getraut; aber Mr. Williamson und mein Sohn, die Männer sind alle wie behext von ihr!“

„Sie ist auch so eingeübt in sanften Mienen,“ fuhr Madame Holyday fort, „daß ich selbst glaubte, die leibhaftige Unschuld spräche aus ihren Blicken! Das ist aber der Köder für die Männer. Gerade von ihrer Verstellung sind die Männer so entzückt! Warum erlauben Sie ihr so allein zur Singübung zu gehen? Jetzt wissen Sie, meine liebe Freundin, wo der Bräutigam steckt, warum er nicht kommt. Jetzt sparen Sie Ihre schönen Feten,“ setzte sie boshaft hinzu. „Welche Falschheit?! Da sie wußte, daß es Helenens Bräutigam war!“

„Sie hat es nicht gewußt,“ sagte Helene, „es war noch Geheimniß, es war ja noch gar nicht so bestimmt; ich hatte meine Einwilligung noch gar nicht gegeben!“ setzte sie stolz hinzu.

„Ich werde sie nicht mehr in das Haus herein lassen, die Schlange, die Betrügerin,“ rief Madame Williamson außer sich vor Zorn.

„Nur nicht so heftig, meine liebe Freundin,“ erwiderte Madame Holyday ruhig, „und bedenken Sie, daß man immer im Vortheil bei seinem Gegner ist, wenn man sich nicht von Leidenschaft hinreißen läßt. Bleiben Sie ruhig, ganz ruhig, suchen Sie einstweilen ihre Kommode durch. Das ist so eine Vorsichtsmaßregel, da finden Sie wahrscheinlich Briefe und dergleichen, daß sie nicht läugnen kann.“

Mrs. Williamson ging sogleich auf den niedrigen Rath ihrer Freundin ein, und suchte da Jenny nicht zu Hause war, in der Kommode. Aber sie fanden nichts vor, als einige abgeschriebene Lieder und getrocknete Blumen. Sie hatten gehofft, eine ganze Taubenbotschaft auszunehmen, um sichere Beweise vor das Tribunal niedersetzen zu können, aber vergebens! Trotz des verrätherischen Einbruches konnten sie nichts auffinden, was als Beweis dienen konnte.

„Wie schlau sie ist,“ sagte Madame Williamson, „sie hat schon gesorgt, daß man nichts finden kann! Wenn es nur Mr. Williamson glaubt. Er liebt die Falsche, ich möchte sagen, mehr, wie seine Tochter! Aber fort muß sie — fort — die solche Schmach meinem Hause bereitet! Ich will mein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, bis sie fort ist — ich werde kein Erbarmen mit ihr haben. Meine Güte so zu mißbrauchen, die Bettlerin! Mich dem Gerede der Leute auszusetzen! Ich begreife gar nicht, was die Männer an ihr so reizend finden? So schön ist doch ihr Lärvchen nicht? Sie meiner Helene vorzuziehen, das ist empörend! Mr, Williamson hat all dieß Unheil über unser Haus gebracht! Ich hätte sie nie und nimmermehr aufgenommen! Aber was thun wir nun? Ich werde sie fortschicken, ehe Mr. Williamson nach Hause kommt. Denn sicher widersetzt er sich.“

Helene hatte vor Schrecken ihre schöne Stickerei zu Boden fallen lassen. Nicht ihr Gefühl, sondern ihre Eitelkeit war so verletzt, daß sie ganz erstarrt war.

„Vor Allem müssen Sie sie in ein strenges Verhör nehmen,“ sagte Madame Holyday, „denn sie muß alles selbst bekennen, und dann würde ich sie ohne viel Aufhebens und Aufsehen

zu machen, ganz in der Stille fortschicken. Das ist nicht mehr als der gebührende Lohn für ihre Undankbarkeit und Falschheit."

Während die Damen in der wichtigsten Berathung waren, wie sie es Mr. Williamson beibringen wollten, daß er sie nicht in Schutz nehme, trat derselbe ein. Die Damen sahen sich an, als wollten sie sagen: „wie überflüssig". Madame Williamson faßte sich jedoch schnell und begann:

„Weißt Du, daß Mr. Harrison ein Betrüger ist?"

„Was soll das heißen? Wer wagt es, ihn zu verläumden?"

„Frage nur Madame Holyday, was die Stadt von unserm Hause zu reden hat," versetzte Mr. Williamson. Deine Unschuld vom Lande hat uns einen schönen Streich gespielt. Unter dem Namen eines Mr. Smith hat der saubere Mr. Harrison eine Idylle mit Deiner ländlichen Schönheit angeknüpft!"

„Wer sagt das!" fragte erschrocken Mr. Williamson. „Wer wird auf solches Geschwätz etwas geben! Erst überzeugt man sich;" sagte er, und warf Mrs. Holyday finstere Blicke zu. Er konnte Madame Holyday ohnedieß nicht wohl leiden, da sie bekannt war, nur Uneinigkeiten in Familie stiften zu wollen.

Nun fielen beide Frauen wuthentbrannt über Mr. Williamson her, und erniedrigten in der Gemeinheit ihrer Gemüther die arme Jenny auf das Tiefste, um ihn zu bestimmen, die Schuldige augenblicklich fortzujagen. Mr. Williamson war nicht zu bewegen, seines Bruders Waise so schnell zu verstoßen. „Ich werde sorgen, sprach er mit fester Stimme, daß sie aus dem Hause fort von Euch kommt, aber sie die Arme, Elternlose hinauszustoßen in die Welt — das werd ich nie! Erst will ich sie unterbringen, und dann will ich ferner sehen, wie die Sachen stehen. Und wenn sie Mr. Harrison liebte, was wäre es denn? Sie ist so jung, so schön, warum sollte man sie nicht lieben können?"

„Helene hat schon längst bemerkt, daß sie ihr auch des Vaters Herz gestohlen hat, und mich hat diese Ungerechtigkeit aufs Tiefste empört!" versetzte seine Gattin gereizt.

„Ungerechtigkeit! Wenn man seine Pflicht thut! So sind die Frauen! Nun ihr sollt von ihrer Gegenwart befreit werden, sogleich!" So sprechend ergriff er Hut und Stock und stürmte zur Thüre hinaus.

Die Frauen begannen wieder in ihren Berathungen und Vermuthungen fortzufahren, als Jenny, nichts ahnend, von einigen kleinen Commissionen, die sie zu besorgen hatte, wiederkehrte.

Schrecken malte sich in ihren Zügen, als sie die Beschuldigung, den versprochenen Bräutigam Helenens mit ihren Netzen schlau umgarnt zu haben, vernahm. Man hörte nicht auf ihre Versicherung, daß sie von Mr. Harrison gar nichts wisse, daß sie Mr. Smith nie anders, als in Gegenwart der Familie Barry gesprochen habe, die sie zu Zeugen aufzufordern bereit war, daß sie eine so schwere Beschuldigung nicht verdient habe!

(Schluß folgt.)

Verschiedene Empfindungen an einem Ort.

Sie.

Hörst Du nicht das Glöcklein läuten?
Ach! ein Engel löst den Schmerz,
Ruhe soll es mir bedeuten,
Ruhe für mein krankes Herz!

Er.

„Dieses Läuten kommt vom Bocke,
„Der die Heerde Schaafe führt,
„Und den wohl mit jener Glocke
„Von den Kindern ein's geziert.

Sie.

Hörst Du nicht den Donner rollen
Und die Lüfte zittern schon;
Weithin wälzt er seinen vollen
Majestätisch mächt'gen Ton.

Er.

„Nein! das ist zu gutem Glücke
„Mit den Ochsen nur der Knecht;
„Der fährt auf der Mühlenbrücke
„Und die ist von Holz und schlecht."

Sie.

Hörst Du Nachtigallen, flötend,
Die im Wald die Liebe eint,
Wie die Jungfrau, sanft erröthend,
Um verlorne Liebe weint!

Er.

„Nein, ich glaub' es sind nur Krähen,
„And're Vögel sah ich nie;
„Möcht' auch keinen Schritt weit gehen
„Um ein solches Federvieh."

Sie.

Hörst Du, wie der Zephir säuselt,
Küsse mit den Büschen tauscht?
Wie sein Hauch die Wellen kräuselt
Und das Bächlein munt'rer rauscht.

Er.

„Das ist wahrlich nicht von plumbum,
„Daß ein kühler Wind geht hier;
„Ach, hätt' ich nur einen Kumpum
„Und statt diesem Wasser — Bier.

Sie.

Siehst Du Lunas Scheibe glänzen
Ob der Berge blauen Duft?
Hörst Du, wie zu heitern Tänzen
Der Gespielin Stimme ruft!

Er.

„Ja, der Mond ist gelb wie Butter,
„Seine Hörner nehmen zu;
„Doch die Stimme schreit nach Futter
„Und kommt von des Nachbars Kuh.

A. Sch.

Ein preußischer Beamter beklagte sich in einer Gesellschaft über das schlechte Klima in Hohenzollern und besonders darüber, daß die Gegend so windig sei. „Entschuldigen Sie, mein Herr," bemerkte ein Anwesender, „man macht bei uns erst so viel Wind, seitdem wir preußisch geworden sind."

(Schulanekdote.) In Posen stellte kürzlich bei Revision der Elementarschulen der revidirende Schulrath, um sich von den Leistungen der Schüler in der Rechenkunst zu überzeugen, an einen Knaben folgende Frage: „Wenn ich mir einen Rock machen lasse und nehme dazu 2½ Elle Tuch, die Elle zu 2½ Thlr., wie viel kostet dann der Rock?" Zufällig war der Gefragte aber der Sohn eines dortigen Schneiders, welcher die Frage vom praktischen Standpunkte auffaßte und schnell antwortete: „Der Herr Schulrath werden jedenfalls drei Ellen brauchen und wahrscheinlich die Elle zu 3 Thaler nehmen, macht 9 Thaler." Der Schulrath soll von dieser Rechenprobe des Kleinen vollständig befriedigt gewesen sein.

Kirchendiener-Rechnung. In einer solchen standen 6 Groschen angesetzt, „um dem Organisten seinen Balg zu treten."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 14. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. April 1863.

Die Waise.

Erzählung von Fenimore.

(Schluß.)

Umsonst, man hörte nicht auf ihre Worte! Die Heuchlerin! Die Falsche! Das waren noch die mildesten Ausdrücke, die gewählt wurden. Das war zu viel für ihr weiches Gemüth! Sie konnte die Vorwürfe, und was sie verbrochen, gar nicht begreifen! Sie kannte Mr. Smith nur als einen Fremden, dessen innige Theilnahme sie beglückte und rührte; sie konnte sich über ihre Gefühle für ihn, die sie ihrer Dankbarkeit und Achtung zuschrieb, selbst keine Rechenschaft ablegen. Ihre reine Seele kannte die Vergehen gar nicht, die man ihr zum Vorwurfe machte. Besuche, die gemeldet wurden, und die man nicht abweisen konnte, machten dieser peinlichen Scene ein Ende. Schluchzend ging Jenny auf ihr Zimmer! Sie war unfähig zu denken, wie sie ihre Schuldlosigkeit beweisen könnte, sie war unfähig in ihrem tiefen Kummer, einen Entschluß zu fassen. Sie konnte nur weinen — weinen lang und schmerzlich. Sie betete — ohne Worte, sie rief nur zum Himmel empor, daß ihre Unschuld an den Tag kommen möchte. „O Mutter! Mutter," rief sie aus, „Du hast mich stets die Wahrheit gelehrt, und ich betrachtete Deine Lehren, Deine Worte als Dein heiligstes Vermächtniß und befolgte, was Du mich gelehrt, so treu, als wandelte ich noch unter Deinen Augen; und nun bin ich der Lüge, der Heuchelei und Undankbarkeit beschuldigt, und weiß nicht einmal warum? O Mutter, Mutter, wie elend ist Dein Kind! So elend, daß es Dich glücklich preißt, daß Dich die Stille des Grabes umschließt und keine Thräne mehr Deinem Auge entquillt. Dein Kind aber peitschen noch die Stürme des Lebens, und seine Hoffnung und sein Trost ist ein Platz bei Dir — an Deiner Brust!"

Ein Bedienter rief sie zu Tisch. Sie ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen. Durch anwesende Gäste ward scheinbare Ruhe hergestellt. Die Tafel dauerte lange, und um Jenny kümmerte sich Niemand. Sie aber konnte nicht bleiben, wo man sie so schwer beschuldigt hatte, sie konnte nicht mit jenen unter einem Dache bleiben, die sie so haßten, so verfolgten. Sie dachte

nur, fort —, fort von hier — aber sie dachte nicht daran, wohin sie wollte! Und als es dunkelte, da schlich sie zum Hause hinaus und nahm nichts mit von allem, was man ihr geschenkt hatte. — Nur der geliebten Mutter Bildniß drückte sie an ihre Brust; das war ihr Talisman, auf den sie hoffte. Als sie unbemerkt zur Thüre hinausgeschlüpft war, fing sie an zu laufen, so schnell sie nur konnte. Und sie rannte durch die Straßen der großen, weiten Stadt, aber sie wußte nicht, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Lange irrte sie fast bewußtlos herum, dann ward sie athemlos erschöpft, sie hatte sich verirrt — ihr schwindelte — sie sank auf der Treppe eines Ladens nieder! Vor Ermüdung und Kummer war sie ohnmächtig geworden! Ein Wagen mit zwei raschen Pferden bespannt fuhr nahe an ihr vorüber! Ein jugendliches, braun gelocktes Antlitz schaute vergnügt heraus. Oh, daß es Tag gewesen wäre! Emil war es, der darin saß, und von der Universität auf einige Tage nach Hause ging. O hätte Emil doch sehen können, wer so hülflos auf der Treppe lag! So aber im Dunkel der Nacht fuhr er an ihr, die ihm so theuer war, vorüber, ohne das Elend zu sehen, dem sie preigegeben ward. — Emil kam unverhofft nach Hause. Mutter und Tochter erschracken, denn sie sahen in ihm einen Beschützer Jennys, der an dem Vater eine mächtige Stütze finden werde. Seine erste Frage war nach Jenny! Sie ist zu Bette gegangen sagte man ihm. Sie wollten ihm nicht gleich die neuesten Begebenheiten mittheilen. Des andern Morgens sagte ihm der Vater, was vorgefallen war, sagte ihm aber auch, daß er schon für sie gesorgt und in einem guten Hause Unterkunft für sie gefunden habe. Emil verdroß nichts, als daß es auch einem andern Mann einfallen konnte, sie zu lieben. Doch hoffte er, gerade recht gekommen zu sein. Er ließ sich bei ihr melden, um sie zu sprechen. Aber wie groß war sein Schrecken, als er hörte, sie sei nicht da! Man suchte im Hause, man fand sie nirgends. Man glaubte, sie wäre zu Barnys. Man schickte, Mr. Williamson ging selbst hin, Niemand wußte etwas von ihr, Niemand hatte sie gesehen. Mr. Williamson ließ Mr. Harrison aufsuchen, und bei ihm, der mit Todesblässe die Frage vernahm, nach seiner Nichte fragen. Jetzt gestand Mr. Harrison sein Incognito, und daß Jenny ihn nicht anders als unter dem Namen Mr. Smith kenne, daß er vorhabe, sie zur Gattin zu wählen, daß er aber nie zu ihr von seinem Vorhaben, wie von seiner innigen Liebe gesprochen habe und daß sie keinen der Vorwürfe verdiente, mit welchen sie überhäuft worden sei. Er war ganz trostlos vor Kummer, daß er so viel Weh auf ihr Haupt heraufbeschworen habe. Er sagte zu Mr. Williamson, daß er sich der schönen stolzen Helene gar nicht zu nähern gewagt hätte, da er als Mr. Smith von ihr so kalt behandelt worden sei, und er befürchten mußte, von ihr verschmäht zu werden. Nun war Mr. Harrison nur darauf bedacht, Jenny aufzufinden. Er machte Anzeige um Anzeige, er lief den ganzen Tag herum, fragte überall nach, doch vergebens! Mr. Williamson und Emil standen ihm getreulich bei, und schickten sogar einen Botschafter in ihr Geburtsort an den Pfarrer, um nach ihr zu fragen. Doch Niemand konnte nur die leiseste Spur von ihr entdecken. Sie war verschwunden. —

Jenny ward bald darauf, nachdem Emil an ihr vorüberfuhr, von einem vorübergehenden Manne aufgehoben, und in den Laden getragen. Es war der große, schöne Laden einer in der

Mode stehenden Putzhändlerin. Man bemühte sich, Jenny wieder zu sich zu bringen, was auch bald gelang. Als Jenny sich erholt hatte, dachte sie über ihre traurige Lage nach, und als die Besitzerin des Putzgeschäftes Madame Blossom sie fragte, wer sie wäre, ob sie nach Hause fahren wolle, da gewann sie ihre Fassung wieder, und mit gewohnter Geistesgegenwart erwiderte sie: „Ich heiße Louise Prompton, bin Waise, und war bei Verwandten; da ich aber das Mißgeschick hatte, eine sehr kostbare Vase zu zerbrechen, entfernte ich mich heimlich, und faßte den Entschluß, so lange in einem Putzgeschäft zu arbeiten, bis ich dieselbe durch meinen Verdienst wieder zu ersetzen im Stande bin. Nehmen Sie mich daher in Arbeit, sie werden an mir eine fleißige und treue Gehilfin finden. Madame Blossom, die schon reich an Erfahrungen war, schien ihren Worten nicht viel Glauben zu schenken. Jedoch war sie geneigt, Jenny in Arbeit zu nehmen. Sie bot ihr aber so geringen Lohn, daß die arme Jenny nur den dürftigsten Unterhalt bei ihr finden konnte. Sie nahm es an, denn die Arme, Obdachlose wußte ja nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollte! Sie wollte, Niemand solle wissen und erfahren, wo sie wäre. Madame Blossom wies ihr ein kleines Dachstübchen zum Schlafzimmer an. Ein ärmliches Bett, ein alter Tisch, ein von den Würmern zernagter Sessel machten die ganze Einrichtung aus. Es wurde ihr bedeutet, Morgens um fünf Uhr bei der Arbeit zu erscheinen. Ihre Sinne waren umnebelt; bewußtlos sank sie auf ihre Lagerstätte nieder. Hier bleiben konnte sie nicht: das sah sie wohl ein, sie wollte nur ein Asyl, wo sie verborgen wäre. Weder Mr. Harrison noch ihre Verwandten sollten von ihrem Aufenthalte etwas erfahren.

Es bedurfte wahrer Seelengröße unter solchen Entbehrungen und Anstrengungen zu leben wie es Jenny that. Um des kärglichsten Lohnes willen, mußte sie vom frühen Morgen bis spät in die Nacht fortarbeiten. Bitterer jedoch als Entbehrung und Arbeit fiel es ihr, die rohen Scherze und unfeinen Witze der mitarbeitenden Mädchen zu hören, die freilich anders dachten und empfanden als die zartfühlende Jenny. Die Mädchen nannten sie, ihres Schweigens und ihrer Zurückhaltung willen, nicht anders, als die stumme Gräfin. Doch waren alle diese Leiden nicht so schmerzlich als das Gefühl, verkannt zu sein. Die wenigen Stunden Schlaf, die ihr gegönt waren, raubte ihr oft der Kummer. Wie hätte sie, die arme Waise, sich einfallen lassen, der stolzen reichen Helene ihren Bräutigam entziehen zu wollen. Sie hatte ja nicht einmal ein Wort von dem Vorhaben der Eltern gewußt. Oft schmerzte sie es tief und innig, daß Mr. Harrison unter einem falschen Namen die Neigung ihres Herzens gewonnen hatte; dann aber fühlte sie sich wieder so beglückt durch seine Theilnahme, daß sie die wenigen süßen Stunden, die sie in seiner Nähe verlebte, für die Lichtpunkte ihres Lebens hielt, welche den dunklen Pfad der Zukunft, den sie trauernd wandeln würde, wie freundliche Sterne erhellten. Schmerzlich drückte sie diese welken Blüthen der Vergangenheit an ihre Brust, die ihr ein neues Leben erschlossen hatten, ehe sie der kalte Frost vernichtete. So lebte sie in ihrem Kummer und Leiden fort, und ahnete nicht, welche Mühe, Sorge und herben Gram ihre heimliche Entweichung Mr. Harrison, ihrem Onkel und Emil verursachte. Sie las kein Zeitungsblatt, darum vernahm sie keine Aufforderung, kein Nachforschen nach ihr. Sie erfuhr nicht, wie viele schlaflose Nächte um ihretwillen der Onkel hatte, der sie innig liebte, und dessen Wille war, väterlich für sie zu sorgen, wenn nicht seine Frau und Tochter seinem Wohlwollen mit anderen minder liebevollen Gefühlen zuvorgekommen wären. Der Onkel befürchtete stets, es wäre ihr ein Unglück begegnet und überhäufte die Seinigen mit den bittersten Vorwürfen. Er war so gereizt, daß er aus seinem gewohnten Gleichmuth ganz herauskam, und jetzt in seinen spätern Jahren erst zu poltern

und zu lärmen begann. Seine Gattin und Helene waren im Herzen froh, daß sie fort war; und da beide nicht reich mit theilnehmenden Gefühlen begabt waren, so war der Kummer um ihr Wohl oder Wehe nicht groß. Mrs. Williamson bekümmerte nur, was die Leute sagen würden. Sie hatte eine reiche Fantasie, und es ward ihr daher leicht, ein Mährchen von Undank und Davonlaufen, daß sie wieder in die Heimath sei, zu erzählen. Manche glaubten es, manche nicht. Heftige Feindschaft entspann sich zwischen ihr und zwischen Mrs. Holyday, welche kühn behauptete, daß Jenny nicht in die Heimath gegangen sei, sondern in die Themse.

Nun war'n die beiden Frauen statt verkappte, offene Feindinen, und lieferten, zur Belustigung aller Neuigkeitsjäger, manchen heftigen Wortkrieg.

Mr. Harrison gab sich Tag und Nacht Mühe, bot große Summen aus, um Jenny auf die Spur zu kommen, aber vergebens. In einer großen Stadt verbirgt man sich am Leichtesten. Entweder hatte Madame Blossom nicht geahnt, daß ihre Louise aufgesucht werde, oder war es der fremde Name, oder wollte sie die geschickte, fleißige Arbeiterin nicht entbehren, kurz sie erwähnte nichts davon, daß die Spur einer jungen verschwundenen Blondine aufgesucht werde.

Da Mr. Harrison in London nicht die leiseste Spur von ihr entdecken konnte, so entschloß er sich, zu reisen, um sie aufzufinden. Er theilte sein Vorhaben seinen Eltern mit und reiste in wahrer Trostlosigkeit und planlos ab. Zuerst wollte er England durchziehen, und dann nach Frankreich und Italien gehen. Und sie, die er so suchte und so liebte, war so nahe, und er vermochte nicht, sie zu entdecken.

Die einzige Zerstreuung Jennys, die ihren tiefgebeugten Geist aufrichtete und zurückführte in die seligen Gefilde entflohener Wonnen, waren ihre Lieder, die sie Abends in ihren freien Stunden sang. Und so sang sie einst spät in der Nacht mit ihrer klangvollen rührenden Stimme. Da blieb plötzlich ein Mann wie angezaubert stehen. Er lauschte athemlos den süßen Tönen, rief einmal über das anderemal bravo! und konnte seinem Erstaunen und Entzücken gar nicht Einhalt thun. Er betrachtete alle Fenster des Hauses, konnte aber nicht entdecken, woher diese schmelzenden Töne kämen. Er vermochte sich nicht länger zu beherrschen, ging in das Haus und fragte, wer die Signora sei, die so bezaubernd sänge? Niemand wollte eine Signora in diesem Hause kennen, die sänge. Endlich sagte eine Kammerzofe: „Ach das wird das Putzmachermädchen sein, die im Dachkämmerchen schläft; ja die singt so schön. Wie oft haben wir nicht schon gehorcht, wenn sie sang!

„Was," rief der Fremde aus? „die Besitzerin dieser himmlischen Stimme ist arm? Sie hat in ihrer Kehle Millionen, ich will es ihr sagen!"

„So arm ist sie," erwiderte das Mädchen, daß sie meistens nur ein Stückchen trocknes Brod zum Abendessen hat. Meine Herrschaft hat sie schon so bedauert. Aber sie sieht dabei so fein, so vornehm aus, daß sie es bis jetzt noch nie gewagt hat, ihr etwas anzubieten."

„Ist sie jung und hübsch?" fragte der Fremde.

„Achzehn Jahre mag sie alt sein, und schön ist sie wie ein Engel."

„Jung und schön, diese zauberische Stimme und arm! rief in höchster Aufregung der Fremde. „Nun ich will ihr helfen! An wen muß man sich wenden, wenn man mit ihr sprechen will?"

ihr sprechen, wann sie wollen. Sie hat keine Verwandte. Sie arbeitet den ganzen Tag für Madame Blessom und Abends singt sie. Sie geht nie aus."

„Und wie ist ihr Name?"

„Louise Prompton."

Der Fremde schrieb ihn auf, wie das Hausnummer, lauschte ob sie noch singen werde, und als sie schwieg, ging er.

Signor Grandiani, der Direktor einer reisenden, italienischen Oper, war besagter Fremde, der vor Entzücken über die reine, klangvolle Stimme die ganze Nacht kein Auge schließen konnte. Er hatte schon drei Contrakte aufgesetzt und immer wieder verworfen, endlich bestimmte er sich für einen vierten, ihn der Himmlischen vorzulegen, und um Unterzeichnung des Namens zu bitten.

Sobald es nur der Anstand erlaubte, war er bei der Putzhändlerin, um Miß Louise die Sängerin, aufzusuchen.

So wie ihn ihre Stimme überrascht hatte, so überraschte ihn jetzt ihre Schönheit, ihre Anmuth. Er fragte sie, ob sie ein Engagement als Prima Donna bei einem italienischen Theater annehmen wolle? Sie war überrascht, erschrecken, noch nie hatte sie gedacht, sich dem wankenden Boden einer Bühne anzuvertrauen. Sie äußerte ihr Bedenken, und daß sie nie auf einem Theater, auch nicht zum Scherz, gespielt habe, und überdieß nicht italienisch verstehe!

Signor Grandiani, der ein ehrwürdiges, Zutrauen einflößendes Äußere hatte, suchte sie über jeden Punkt zu beruhigen. Er versprach ihr jedweden Unterricht in Gesang, Spiel und Italienischem. Dann wolle er für sie wie für seine Tochter sorgen, und sie selbst vor allen Gefahren, die mit der Bühne verbunden sind, auf das Sorgfältigste schützen. Er sprach lange und überzeugend. Er wollte, er mußte sie gewinnen! Und Gesang! Das war ja die Brücke, die sie einst in ihr Eden führte! Im Gesange erblühte ihr die Erinnerung an ihn neu in reicher Fülle auf, an ihn, dem sie die einzige, wahre, tiefe Neigung ihres Herzens unwiderruflich geschenkt hatte! Daran gedachte sie, und sprach mit thränenvollem Blicke: „Ich gehe mit Ihnen, nur schützen Sie mich vor Gefahren!"

Signor Grandiani, war nun außer sich vor Freude! Er fühlte sich glücklich wie ein Welteroberer! Er war nun im Besitze eines Schatzes! Schnell brachte er den Contrakt. Sie unterzeichnete ohne ihn anzusehen.

Da sie seine Tochter vorstellen wollte, bat sie nur, seinen Namen annehmen zu dürfen, was er mit Freude und Stolz bewilligte.

Nun machte sie Madame Blossom ihren Beschluß bekannt, welche sehr unzufrieden darüber war, die billigste, fleißigste und sittsamste aller ihrer Gehilfinen zu verliren. Denn kein Mädchen hatte noch so fleißig, so unverdroßen und billig gearbeitet, wie Jenny. Madame Blossom wollte Einsprache machen, und sie nicht so schnell fortlassen. Aber Signor Grandiani zeigte triumphirend seinen Contrakt, gab ihr noch drei Tage Zeit, und sagte, daß er sie dann abholen werde, wo sie ihre Studien bei ihm beginnen müsse. Sie würden auch bald nach Frankreich abreisen.

Die letzten Tage, wo Jenny noch für Madame Blossom arbeiten mußte, hörte sie, daß eine Braut-Ausstattung für Miß Williamson bestellt worden sei. Diese Nachricht fiel trotz der Entsagung, mit der sie liebte, schwer auf ihr Herz. Sie suchte zu ergründen, wer der Bräutigam wäre, aber Niemand wußte es ihr zu sagen. Sie mußte abreisen und erfuhr es nicht! —

Viele Thränen entquollen ihren Augen, als sie die weiße Küste Brittaniens immer kleiner und kleiner werden, und endlich ganz verschwunden sah! Ihr Glück war mit ihr entschwunden! Wohl stand ihr ein neues Leben, ein Leben voll Triumphe bevor, doch war das ohne Reiz für sie! Sie lebte nur noch für ihres Herzens stille Träume. Sie hatte in ihren Studien, die ihr Lehrer selbst leitete, die schnellsten Fortschritte gemacht, und war daher bald mit einem Erfolge aufgetreten, der selten einer jungen Sängerin zu Theil wird. Ihr Gesang bezauberte alle Zuhörer, ihre Schönheit und Anmuth riß alle Herzen hin. Ihr Beschützer hatte nur immer Kämpfe mit dem Direktor des Theaters zu bestehen, da er seine Schülerin nur in klassischen Opern wollte singen lassen, und es als eine Entweihung ansah, diese Sphärenstimme in unbedeutenden neueren Opern kleine trillernde Cadenzen vortragen zu lassen. Er betrachtete sich als den Schutzgeist dieser himmlischen Stimme. Sie sollte nur gediegene alte Musik singen. Er betrachtete sie wie ein Heiligthum, das nicht in das Alltagleben sollte herabgezogen werden. Wie ein Geiziger seinen Schatz, so hütete er die schöne Stimme. Jenny ward der Liebling des Publikums, und hätte sie nicht Signor Grandiani so gehütet, so hätte ihre herrliche Stimme durch zu große Anstrengung bald gelitten. Aber mit wahrer väterlicher Sorgfalt nahm sich ihrer der alte Maestro an. Er hielt auch sein Versprechen getreu und schirmte sie vor den Gefahren des schlüpfrigen Bodens der Bühne. Sie ließ alle Besucher streng von sich weisen, und nahm keine andern Huldigungen, als Blumen und Kränze, die man ihr auf der Bühne zuwarf, an. Die Triumphe machten keinen Eindruck auf sie. Sie fand nur ihre Pflicht darin, ihrem Lehrer und Wohlthäter, der sie aus so tiefem Jammer gerissen hatte, Freude zu machen; und wenn der Beifallsrausch der Menge um sie tobte, da blickte sie in sein Auge, das entzückt ihr strahlte, und sie war glücklich, ihm lohnen zu können, was er an ihr gethan hatte. Aber in ihrer Seele war es still — still, wie nach einem schweren Gewitter. Ohne Bewegung nahm sie alle Triumpfe hin, denn ihre tiefe Liebe beschützte ihr Herz. Sie lebte jetzt nur ihrem Berufe und liebte die Kunst um der Kunst willen. Sie gebrauchte sie nicht als Mittel, um aus Eitelkeit mit ihr zu glänzen, um die Männer an ihren Siegeswagen zu spannen und mit Gefühlen zu scherzen, nein — sie konnte man mit Recht eine wahre Jüngerin der Kunst nennen. Man hieß sie auch nur die spröde Signora, die von dem Vater mit Argusaugen gehütet werde. —

In einem Gasthofe zu Marseille war einst bei Tafel wie gewöhnlich die Sprache von der Oper, die Abends vorgestellt werden würde. Es sollte Othello gegeben werden, und die jungen Männer konnten der reizenden Desdemona nicht genug Lobes spenden. Ihr Gesang, ihre Schönheit, ihre Zurückgezogenheit ward von Allen bewundert. Keinem jungen Manne ward es noch gestattet, sie zu sprechen. Ein junger Engländer saß theilnahmlos an der Tafel. Der Wirth bot ihm eine Eintrittskarte, die schwer zu bekommen sein würde, an. Aber er bezeigte keine Lust hineinzugehen.

„Sie sollten," sprach ein junger Franzose, „schon um des Streites willen hineingehen, weil das Gerücht geht, die Prima Donna sei nicht, wie angegeben, die Tochter des alten Italieners, sondern sie sey eine Engländerin! Sie können zuversichtlicher darüber urtheilen, denn es ist auch zu selten, eine Italienerin mit so schönen blonden Haaren und so weißem, reinem Teint zu finden!"

„Da bin ich freilich neugierig," erwiderte der Engländer, „die muß ich sehen." Und er nahm den angebotenen Platz an.

„Man wird nie schöner: Dei calma oh ciel singen hören," fuhr der Franzose fort;

nur um diese Cavatine von ihr vortragen zu hören, gehe ich hinein!“ Schmerzliche Erinnerungen schienen die Seele des jungen Engländers bei diesen Worten zu erfüllen. Er fand sich bald im Schauspielhause ein und konnte es kaum erwarten, bis Desdemona erschien. Und als er sie erblickte — als sein Auge sie — seine Jenny, seine geliebte, verlorne Jenny erkannte — — Sie, um derenwillen er so viel gelitten, deren spurloses Verschwinden ihm sein Herz zum unaussprechlich schmerlichen Vorwurf machte — sie stand vor ihm, umstrahlt vom Glanze ihres Künstlerruhmes, vergöttert vom Jubel des entzückten Publikums. Er stürzte zur Loge hinaus auf die Bühne, um sie, die verloren Geglaubte, zu sehen, zu sprechen! Aber es wurde auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Die Signora sehe hier Niemand, hieß es. Ihr Vater habe es auf das Strengste untersagt. Er solle des andern Tages sich bei dem Maestro melden nur in seiner Gegenwart sei sie zu sprechen! Kein Bitten, kein Vorstellen, kein Gold von seiner Seite half. Es war alles vergebens! Sein stürmisches, tobendes Herz mußte sich bis zum andern Morgen gedulden. Er ging wieder zurück auf seinen Platz, aber er hörte nur sie — hörte sie nun als Künstlerin in ihrer Vollendung, hörte wieder die süßen Töne, die schon ohne den Zauber der Kunst, in ihrer edlen Einfachheit, den Weg zu seinem Herzen gefunden hatten. — Nach einer schlaflosen Nacht eilte er des andern Morgens mit einem Herzen voll Furcht und Hoffnung der Wohnung des alten Grandiani zu, und ließ sich bei dem angeblichen Vater melden. Aber wie groß war dessen Erstaunen, als er erfuhr, der Engländer wisse, daß die gefeierte Künstlerin nicht seine Tochter sei, und daß er sie schon lange kenne. Jenny trat ein, und als sie Mr. Harrison erblickte, ward sie stumm vor Schrecken! Entflohnes Glück, vergangene Freuden und ihre schweren, langen Leiden tauchten in ihrer Seele auf, und ihre Augen, die aus ihrer Höhle zu treten schienen, waren starr auf ihn gerichtet.

„Du kennst also wirklich diesen Herrn?“ fragte Signor Grandiani, sichtbar unangenehm überrascht.

„Jenny,“ sprach Mr. Harrison, „wenn Sie mich nicht in dem Leben ihrer Triumphe vergessen haben, so soll uns kein Geschick mehr trennen können. Ich reise seit zwei Jahren, Sie zu suchen, Sie mir zu erringen, die so räthselhaft verschwand!“

„Und Helene?“ fragte Jenny etwas schüchtern.

Helene ist schon längst Gräfin Stanley. Ich kehre nicht anders, als mit Ihnen vereint in mein Vaterland zurück.“

Jenny reichte ihm stumm die Hand, aber ihr thränenfeuchtes Auge sprach beredt das Glück aus, das sie empfand, und das sie für ewig begraben wähnte. Und sie sprachen lange von ihren Leiden, und dankten dem Himmel, sich so glücklich wiedergefunden zu haben, und entwarfen Pläne, recht bald die Heimath zu begrüßen. Jenny vergaß in ihrem Glücke, daß sie nicht ihre Freiheit habe, daß sie als Künstlerin gebunden sei.

Signor Grandiani, der Jenny wie ein Vater liebte, konnte nach dem was er hörte gar nicht fassen, daß er sie verlieren sollte. Er hatte sie gebildet und der Kunst gewidmet, und nun wollte ein fremder Räuber die schöne Muse Thaliens Tempel entführen. Fast zwei Jahre war sie der Stern der Bühne, wie konnte er sie missen! In ihren Tönen lebte er wieder auf; denn er hatte die ganze Begeisterung seiner Jugend auf ihr schönes Talent übertragen. Und sie hatte es ihm gelohnt mit Ruhm und Glück! Sie war die letzte Blume, die seine späteren Tage verschönte. Und er sollte sie ziehen lassen? Mr. Harrison bot ihm an, mit zu gehen und zu ihm zu ziehen. Aber er wolle thätig bleiben so lange er konnte. Nach vielen kummervollen

Stunden willigte er endlich ein, Jenny in einigen Monaten zu entlassen, wenn sie nur einigermaßen ersetzt sein würde. Aber immer wiederhollte er „es ist ein Raub an der Kunst, dieses Talent in die Prosa des Lebens zu versetzen." Jenny entsagte aber gerne einer Laufbahn, zu welcher sie die Noth gezwungen hatte. Schwer nur ward ihr die Trennung von ihrem Pflegevater, dem sie so viel Dank schuldete, und der sie aus dem Elende gerissen hatte.

Als bald darauf ein stolzes Schiff, auf dem sich viele Reisende befanden, die sehnsuchtsvoll dem Augenblicke der Landung entgegen sahen, sich Englands weißen Klippen näherte, flüsterte eine jugendliche Frau in das Ohr ihres Gatten: „Als ich die Heimath verließ, hätte ich nicht gedacht, so glücklich mit Dir vereint sie wieder zu betreten. Doch wären mein Leben und meine Gefühle Dir geweiht geblieben, hätte auch nimmermehr mein Auge Dich erblickt!" —

Das vereitelte Ständchen.

Es war im März, die Veilchen blühten,
Ich stand vor ihrem Fenster schon:
Gefühle, die die Brust durchglühten
Durchzitterten den ersten Ton,
Doch war kein Heil bei dem Gelingen
Denn kaum hub ich den Zweiten an
Fing heulend im Sekund zu singen
Am Dach ein Märzen Kater an.

S' war im April; vom Sturm getrieben
Schlug dicht der Regen an die Wand.
Ich passe, bis ein Licht kam drüben
Und hatt' ein Sturmlied in der Hand.
Da treibt der Teufel durch die Gassen
Zwei Spitzel gegen meinen Ort;
Mit diesem Volk ist nicht zu spassen,
Drum lief ich mit dem Sturmlied fort.

Es war im Mai; der Strom der Düfte
Durchwogte wonnig jede Brust;
Durchwebt vom Hauch der Frühlings-Lüfte
Schlug rasch mein Herz in neuer Lust.
Im nahen Busch schlug eine Wachtel;
Ich sang schon leise: Ach, zu Dir — —"
Da wünschte eine alte Schachtel
Am Fenster „guten Abend" mir.

Im Juni endlich war's gelungen,
Durch meine Rechnung ging kein Strich;
Kaum war der letzte Ton verklungen
So öffnete das Fenster sich.
„Ei, haben Sie noch mehr so Lieder
— Rief man, als ich hinübersah —
„Dann kommen Sie nur morgen wieder,
Es brummt den Baß der Herr Papa!"

A. Sch.

Heinrich Heine befand sich einst mit einem Freunde auf dem Balle des Boulevard Bonne Novelle zu Paris. Nachdem sie eine Weile zugesehen, deutete er auf eines der tanzenden Frauenzimmer hin, dessen lebhafte und zugleich höchst graziöse Bewegungen sogar dem wachthabenden Sergeanten ein beifalliges Lächeln abnöthigten. „Dahin," sagte Heine, wird es eine Deutsche doch nie bringen!" Die Kleine drehte sich um und erwiederte lächelnd: „Ganz recht, meine Herren! ich bin aus Gostenhof bei Nürnberg."

Ein Berliner Couplet macht in der preußischen Hauptstadt jetzt Angesichts der vielen Preßprocesse, die freilich höchstens Geldstrafen zur Folge haben, viel Glück. Es lautet:

Das ewige Leben
Ist in Berlin garantirt,
Gestern Abend da haben's
Die „Todtenliste confiscirt."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 15. IX. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. April 1863.

Die Hochzeitsfeier in London.

Ueber die am 10. d. M. stattgehabte Trauung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Alexandra entnehmen wir der „Engl. Corresp." auszüglich Folgendes:

Die Hochzeitsfeier ist vorüber. Kein Mißklang und soviel bis zur Stunde bekannt ist, auch kein irgend bedeutender Unfall hat sie gestört.

Der Schwerpunkt der Feierlichkeit, die Trauung selber, war bekanntlich auf den besondern Wunsch der Königin nach Windsor verlegt worden. Die Schloßkirche daselbst ist klein, kaum groß genug, um Diejenigen zu fassen, welche vermöge ihrer Stellung am Hofe und bei der Regierung nicht wohl ausgeschlossen werden konnten. Anwesend waren daher außer den Mitgliedern der königl. Familie und den zum Hofstaat gehörigen Personen nur die fremden Gesandten (auch von diesen nicht alle,) die Mitglieder des Cabinets, einige wenige hervorragende Mitglieder des Unterhauses, die Ritter des Hosenbandordens, der Lord-Mayor als Vertreter der City die höchsten Würdenträger der Kirche und eine kleine Auswahl geladener Gäste aus den ersten Häusern des Landes. Im Ganzen mögen, da der Hofstaat an sich sehr zahlreich ist, an 500 Personen bei der kirchlichen Feier zugegen gewesen sein.

Das Programm wurde genau eingehalten.

Im Schlosse selbst und in der Auffahrt zur Kirche, wie im Innern der letzteren herrschte musterhafte Ordnung. Für die wenigen Berichterstatter der Presse, denen der Zutritt eröffnet werden konnte, war ein vortrefflich gelegener Winkel frei gehalten worden, und Mr. Frith, welcher im Auftrage der Königin die Ceremonie in einem umfangreichen Gemälde verewigen soll, hatte einen der besten Plätze in der Nähe des Altares, wie er sich ihn selber gewählt.

Die Pracht der Costüme zu schildern, versuchen selbst die englischen Reporters nicht, denen man sonst Alles eher, als Schreibfaulheit vorwerfen kann und die den heutigen Morgenblättern endlos lange Beschreibungen geliefert haben. Es versteht sich von selbst, daß eine Versammlung von fünfhundert Herren und Damen, welche unter die reichsten Europa's gehören, in ihren glänzenden Gewändern und diamantenfunkelnden Toiletten reich und imposant aussah. Es versteht

sich ferner von selbst, daß die Braut, welche in der That anmuthiger ist, als die bis jetzt hier verbreiteten Porträts zu schließen erlaubten, inmitten ihrer acht Brautjungfern, ob ihrer schönen Toilette und jugendlich-reizenden Erscheinung höchlich bewundert wurde. Und wieder versteht es sich von selbst, daß aller Augen auf dem jungen Bräutigam ruhten, als er, gekleidet in die Ordenstracht der Ritter vom Hosenbandorden, auf der Estrade vor dem Altare stand, um seine Braut zu erwarten. Doch mehr als alle Anderen war es die Königin, welche dießmal das höchste Interesse erweckte. Sie erschien, kurz bevor der Hochzeitszug das Gotteshaus betrat, am Arme ihres Schwagers, des Herzogs von Coburg, in der kleinen Loge oberhalb des Altares, von der aus sie Allen sichtbar war und Alles sehen konnte, in schwarzer Wittwentracht, wie am ersten Tage nach dem Tode ihres Gemahls, die Wittwenhaube, wie sie hier zu Lande die Frauen der untersten Stände tragen, statt allen Kopfputzes, und als Abzeichnung ihrer Würde bloß das blaue Band des Hosenbandordens mit dem Stern auf der linken Schulter, im Uebrigen schwarz vom Kopf bis zu Fuß.

Wie sie nacheinander auf die Estrade vor den Altar hintraten, der Prinz von Wales, seine Geschwister alle, der Kronprinz von Preußen, der Herzog von Cambridge, Prinz Ludwig von Hessen, die Eltern der Braut und diese selbst, wandten sie sich allesammt gegen die königliche Loge und verbeugten sich tief vor der Monarchin. Sie nickte Allen stille zu, nur als ihre älteste Tochter, die Kronprinzessin von Preußen, mit ihrem Sohne an der Hand vortrat, um sich vor ihr zu verneigen, stand sie von ihrem Sitze auf und begrüßte sie mit einer freundlichen Handbewegung. Von da an sah sie, wie in sich selbst versunken, der Trauungsfeierlichkeit zu, die so viele schmerzliche Erinnerungen in ihrem Herzen wachrufen mußte. Nur als die von ihrem seligen Gemahl in Musik gesetzte Hymne angestimmt wurde, konnte sie sich nicht länger bemeistern, vergrub ihr Haupt in ihre beiden Hände und weinte bitterlich. Sie war die Erste, welche nach vollzogener Trauung die Kirche verließ.

Von der Trauung selbst wollen wir weiter nicht berichten, da die Ceremonie der englischen Kirche in ihrer Einfachheit für Hoch- und Niedriggeboren sattsam bekannt ist. Der Zug bewegte sich in der bereits angegebenen Ordnung nach dem Schlosse zurück. Dort wurden an zwei Tafeln, deren Mitten ein riesiger Hochzeitskuchen einnahm, dejeunirt, worauf — es war unterdessen vier Uhr geworden — die Neuvermählten sich verabschiedeten, um die Fahrt nach Osborne anzutreten. Tausende von Menschen riefen ihnen auf dem Wege vom Schlosse nach dem Bahnhofe ihre Glückwünsche zu. Bis zum Bahnhof selbst aber gab ihnen von drei Mitgliedern der königlichen Familie nur die Kronprinzessin von Preußen mit ihrem Gemahl das Geleite. Und nun ging's über Southampton, wo alle Dampfer und Menschen der ganzen langen Küstenstrecke sie bewillkommneten, hinüber nach Osborne, woselbst das junge Paar um $7^1/_2$ Uhr Abends wohlbehalten angekommen ist.

Um diese Stunde war die Illumination in der Hauptstadt und man kann wohl sagen im ganzen Lande in vollem Zuge. Den heute eingetroffenen Berichten zufolge gab es im Innern des Landes keinen hervorragenden Höhepunkt, auf dem nicht ein Freudenfeuer brannte, kein Oertchen, das nicht seine Beleuchtung hatte, keinen vorspringenden Küstenpunkt, der nicht zu irgend einer feurigen Demonstration benutzt worden wäre. In Edinburg und Dublin, ja selbst in untergeordneten Städten, die durch ihre hohe Lage an der See begünstigt sind, wie Hastings und Torquay, waren die Beleuchtungen ohne Zweifel künstlerisch gelungener und wirkungsreicher, als in London. Doch was den Effect, den Menschenmassen stets hervorbringen müssen, anbelangt,

konnte sich keine Stadt der Welt am verwichenen Abend mit London vergleichen. Dieses Drängen und Treiben von Anbruch der Dunkelheit bis zum Tagesgrauen, diese endlosen Wagenreihen die sich mühsam durch die Straßen wandten und trotz aller Polizeiversicht oft stundenlang nicht vom Flecke kamen, das Durcheinanderwogen auf allen Kreuzungspunkten, das verworrene Geräusch von Hunderttausenden von Menschenstimmen und die gluthrothe Atmosphäre, welche über der ganzen Stadt lagerte, als ging dieselbe in Flammen auf — dieß Alles war sehr merkwürdig und eigenthümlich und für Jeden, der es gesehen hat, unvergeßlich, aber unfaßbar für Den, der Aehnliches nicht selber einmal in London mitgemacht.

Zur Ehre des berüchtigten Londoner Mobs sei schließlich noch bemerkt, daß er sich während dieser Spektakeltage sehr vernünftig und anständig benahm; ein ähnliches Lob darf man auch dem noch weiter verschrieenen Londoner Wetter nachsagen.

Ueber die Opfer, welche die Festtage in London gefordert haben, meldet die „Engl. Corresp." nachträglich:

Der Freudentaumel, der während der letzten Tage das loyale England hingerissen hatte, ist nun allmälich verflogen; die Schaugerüste, die Flaggen, die Inschriften und Illuminationsapparate verschwinden eins nach dem andern und der ehrbare Bürger geht wieder mit der Alltagsmiene seinen Geschäften nach. Aber andere Umstände, die inmitten der Aufregung und des Gewühls der Festzeit sich nicht so bemerkbar machen konnten und die nicht so heiterer und erfreulicher Art sind, treten jetzt ans Tageslicht und werfen einen bedenklichen Schatten auf die hinter uns liegende Zeit des Glanzes und Jubels zurück. Für Denjenigen, der sich selbst zu Fuß in das unbeschreibliche Gedränge, in die unzählbare Volksmenge, die während der Beleuchtungsnacht die Straßen füllte, gewagt hat, für den wird er keine Sache des Erstaunens sein, wenn er von der Masse gebrochener Rippen, Arme, Beine, von den vielen Quetschungen und Verrenkungen hört, welche in jener Nacht vorgekommen sind; aber leider melden die Polizeiberichte der Hauptstadt von sieben Todesfällen, deren Ursache allein in dem Gedränge der Massen zu suchen ist. Sieben Frauenzimmer sind im buchstäblichen Sinne des Wortes zertreten worden, und zwar alle in der City, wo die verhältnißmäßig engen Straßen und die ungeheure Menge von Wagen die Passage am meisten erschwerten. Wer einmal hinfiel und sich im selben Moment nicht wieder aufrichten konnte, war verloren, denn der unaufhaltsame und selbst willenlose Strom der Volksmassen ging über ihn hin. Am schwersten scheint es noch erklärlich zu sein, wie überhaupt Raum genug entstehen konnte, um ein Hinfallen möglich zu machen. Mehrere nicht unerhebliche Feuer fanden während derselben Nacht statt und griffen theilweise ziemlich weit um sich, weil die Feuerwehr und die Brandspritzen in manchen Theilen der Stadt nur mit Mühe passiren konnten. Die Nationalbildergallerie schwebte in Gefahr, indem einer der großen Illuminationssterne an ihrer Fronte das hinter ihm befindliche Holzwerk in Brand setzte; doch gelang es glücklicherweise noch zeitig genug, dem Feuer Einhalt zu thun, ehe die bedeutenden Kunstschätze des Gebäudes davon ergriffen wurden.

Aus den Provinzen langen auch mehrfach Berichte von Unglücken an, die sich während der Beleuchtungsnacht zutrugen. In Manchester wurde ein Mann zertreten und ein anderer, der, in grenzenlosem Leichtsinn zwei geladene Pistolen in der Tasche tragend, sich durch die Strassen drängte, kam dadurch um, daß sich eine der Pistolen entlud und die Kugel ihn in die Lunge traf. Auf schrecklichere Weise kam ein Einwohner von Hastings um. Gegen 10 Uhr in der Nacht war nahe bei den Ruinen des dortigen Schlosses ein großes Feuerwerk abgebrannt wor-

den; die glühende Asche blieb dort noch liegen, nachdem sich die Menge bereits verlaufen hatte. Um Mitternacht kam jener Unglückliche an die Stelle des Feuerwerks und stürzte, da die zurückgebliebenen Wächter sich eben auf einige Minuten entfernt hatten, in den brennenden Aschenhaufen. Zwar ward er noch lebend herausgezogen, aber, ins Hospital gebracht, gab er bald nachher den Geist auf. Es ist anzunehmen, daß der Verunglückte durch übermäßigen Genuß von Spirituosen seiner Sinne beraubt gewesen.

Begräbniß der Armen zu Neapel.

Jedes Handbuch, schreibt ein Correspondent der „Times," hat die Thatsache bemerkt, daß zu Neapel die Armen in Löchern begraben werden. Ich habe das auch gelesen, aber es gibt keine hinreichende Vorstellung von den gräßlichen Abscheulichkeiten, welche in Neapel täglich mit der Sanktion des Gesetzes und unter den Augen der Kirche verübt werden. Auf dem Campo Santo Vecchio befindet sich ein großer Hofraum, welcher 450 Quadratfuß umfaßt und von vier mit bunten Freskogemälden aus der biblischen Geschichte bemalten Mauern eingeschlossen ist. Die Pflasterung besteht aus großen Steinblöcken und die Mündung jedes der 365 Löcher oder Gewölbe ist erkennbar an dem eisernen Ringe, mittels deren zur bestimmten Zeit der Stein gehoben wird. Das Begräbniß, wenn man das mit einem solchen Ausdrucke bezeichnen darf, findet täglich Punkt 4 Uhr Nachmittags statt, und der Hof steht Allen offen. Alle Leichen, welche man nach 4 Uhr bringt, werden erst den folgenden Tag begraben und vorläufig in hölzerne Fächer, welche an der Westseite angebracht sind, placirt. Diese sind mit Ziegeln ausgekleidet und hellgrün angestrichen. An dem Tage meiner Anwesenheit lagen fünf Särge oder Kisten von grober Arbeit, verschiedener Größe und roth, braun, grün, schwarz angestrichen, zusammen auf dem Pflaster, daneben die Geräthschaften zum Ausheben des Steines, bestehend aus einer bunten Stange, an welcher eine schwere Kette und ein Hacken hing; außerdem bemerkte ich einen Hebel, welcher dazu gebraucht wurde, um die Arbeit zu erleichtern. Daneben standen zwei lange und mit Laternen versehene Karren, deren Gebrauch nicht zweifelhaft sein konnte. Als es 4 Uhr schlug, trat in den Vorbereitungsarbeiten eine Pause ein, man wartete auf den Priester und benutzte die Muße dazu, die Deckel der verschiedenen Kisten aufzuheben und über das Aussehen der darin befindlichen Leiche Witze zu reißen. Jetzt kam der Priester, besprengte die Särge mit Weihwasser, legte seine Canonicalien ab und spielte die Rolle eines Zuschauers. Der nächste Stein wurde gehoben, aber was ich da sah, will ich nicht zu schildern versuchen, weder den bläulichgrauen Dampf, welcher aus dem Abgrunde emporstieg, noch die pestilenzialischen Gase, welche selbst in freier Luft Erstickung drohten. Jetzt ging's nun an's Werk. Die zwei ersten Särge enthielten die Ueberreste Erwachsener, einen Mann und eine ältliche Frau; aber diese waren anständig gekleidet und lange genug todt, um vollständig erstarrt zu sein. Sie wurden, wie Straßenkoth oder Kohlen, durch Umkippen der Karren, auf das Pflaster geschüttet und dann mit dem Kopfe voran in das Loch geworfen, in welches sie mit einem dumpfen Geräusch auf die vermodernden Knochen und Gerippe der früheren Jahre hinabfielen. Der nächste war ein kleiner Sarg und enthielt die Leiche eines jungen Mädchens, welches sehr hübsch gewesen sein

mußte und nett, obgleich dürftig gekleidet war. Der Kopf ruhte auf frischen Blumen. Was würden die Hinterlassenen, welche die Blumen gepflückt hatten, gesagt und gefühlt haben, hätten sie diese Miethsleute gesehen, wie sie sich bückten, den Saum des Kleides faßten und diese geliebten Ueberreste buchstäblich kopfüber in das Loch hinabstürzten! Es war ein schauderhafter Anblick, diese Entweihung der jungen Leiche mit wild umherfliegenden Haaren und Gliedern, welche noch nicht starr waren. Hierauf kam ein großer Sarg an die Reihe, in welchem sich Lieferungen des Albergo di Poveri, des Armenhauses, befanden. Was jetzt folgte klingt unglaublich, ist aber doch wahr. Der Deckel dieses Sarges stand schon halb offen, was nicht Wunder nahm, denn als er ganz abgenommen war, erblickte man eine Anzahl todter Kinder, welche übereinander geschichtet dalagen — nicht weniger als acht im Alter von zwei Jahren bis auf einige Wochen herab. Sie waren sämmtlich nackt, wurden eines nach dem andern bei der Hand oder beim Fuße, wie es gerade kam, hervorgezogen und durch die Luft in das Loch geschleudert. Mit zwei andern Särgen, welche jeder ein Kind enthielten, fand dieselbe Prozedur statt, und ich fühlte mich förmlich erleichtert, als jetzt der Stein wieder in die Oeffnung gelassen wurde. Leider hatte ich mich getäuscht, denn die Leute meldeten dem Priester, es befinde sich noch ein Leichnam in den Fächern, welcher „vergessen“ worden sei, und dann noch einer in einem Karren, welcher nicht ausgeleert worden war. Die vergessene Leiche war die einer erwachsenen Frau, wurde in einer Art Fleischermulde von einem Manne auf dem Kopfe an den Rand des Loches getragen und blieb dort unbekleidet liegen, bis auch der Inhalt des Karrens die Ueberreste eines hübschen jungen Mannes von 19 Jahren und eines Knaben, welcher zusammengekrümmt dalag, herbeigeschleppt wurden. Ein Hospital hatte sie geschickt, wie die Frau, ohne einen Lumpen von Kleidungsstücken! Der Priester besprengte sie und es gewährte ein entsetzliches Schauspiel, jetzt die noch lange nicht erstarrten Körper auf dem Pflaster in Convulsionen, als sträubten sich die Glieder gegen eine solche Behandlung, hinschleppen und in das Loch werfen zu sehen. Als Alles vorüber war, that ich einen Blick in die Oeffnung, aber es ist mir unmöglich, auch nur annähernd eine Schilderung des Scheußlichen, was ich da sah, zu versuchen. Was frage ich, muß der Einfluß eines solchen Systems auf das Volk sein? Wo kann Achtung vor dem Menschenleben stattfinden, wenn täglich solche Scenen der Entweihung Hingeschiedener stattfinden?

General Langiewicz.

Eine der letzten Nummer des in Kulm (Westpreußen) erscheinenden „Nadwiślanin“ bringt folgende authentische Biographie des jetzt so oft genannten Generals Langiewicz.

Melchior Marian Langiewicz ist am 5 August 1827 in Krotoschin im Großherzogthum Posen geboren und ist der dritte und jüngste Sohn des Wojciech Langiewicz und der Eleonore, geborne Kluczewska.

Sein Vater Wojciech Langiewicz begab sich als praktischer Arzt im Jahre 1830 zu den Aufständischen in Polen und starb in Warschau. Die zurückgebliebene Wittwe übernahm die Erziehung ihrer drei Söhne. Gleich nach der Unterdrückung des Aufstandes begab sie sich zur

Regelung ihres Vermögens mit ihren Söhnen nach Warschau. Diese Reise unternahm sie mitten im Winter trotz der Vorstellungen ihrer Freunde, welche für die kleinen Kinder und besonders für den schwächlichen und kranken Marian, den sie beinahe halb todt nach Hause gebracht hat, besorgt waren. Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt Marian zugleich mit seinen zwei Brüdern Alexander Ranom und Anton Joseph von einem Privatlehrer; nachher besuchten sie die Kreisschule zu Krotoschin und später traten Joseph und Marian in das Gymnasium zu Trzemeszno ein, Alexander dagegen widmete sich dem Kaufmannsfache in Kalisch. Nach der Beendigung des Gymnasialstudiums begaben sich beide Brüder Joseph und Marian im Jahre 1848 auf die Universität in Breslau, wo der erstere nach dem Beispiele des Vaters der Medizin, der andere der Mathematik sich widmete. Joseph wurde nach der Beendigung der Studien als praktischer Arzt in Witkowo (Kreis Gnesen) ansässig, wo sein Bruder Alexander schon früher selbstständig einen Kaufmannsladen eröffnet hatte. Marian dagegen begab sich von Breslau nach Prag, Berlin und besuchte einige Jahre hindurch die dortigen Universitäten. In dieser Zeit trat er als einjähriger Freiwilliger zur Garde-Artillerie, in der Absicht, sich diesem Dienst auch fernerhin zu widmen; da er aber sah, daß er im preußischen Militärdienst als Pole auf Beförderung nicht rechnen konnte, gab er diesen Plan wieder auf. Während der Mobilisirung im Jahre 1859 diente er zum zweiten Mal im preußischen Militär als Bombardier, indem er zugleich einen sehr beschwerlichen Offizierdienst versah, aus dem er indeß sehr großen Nutzen gezogen hat. Nach der Beendigung der Mobilisirung verweilte er einige Zeit bei seiner Familie, aber schon im Herbste 1859 begab er sich zur weiteren Ausbildung nach Berlin, von wo er am 16. Juli 1860 nach Paris reiste, wo er an der neu errichteten Kriegsschule als Vertreter des Generals Wysocki die Artilleriewissenschaft vortrug. Später begab sich Langiewicz nach Italien. — Seine Mutter ist im Jahre 1861 in Wittkowo gestorben in einem Alter von 75 Jahren außer zweien Brüdern im Großherzogthum Posen besitzt der General Langiewicz keine andern Verwandten.

In einer früheren Nummer derselben Zeitung gibt ein Korrespondent aus Posen einige Einzelnheiten über denselben, von denen noch Folgendes mitzutheilen ist: „Als Langiewicz nach Berlin kam, um seine Studien fortzusetzen, erzählten sich seine jüngeren Landsleute von seinem außerordentlichen mathematischen Talente und besonders von seiner wahrhaft republikanischen Seelenstärke. Er trat indeß nicht in einen weiteren Kreis, sondern lebte fern von den Uebrigen Man sagte, daß er sehr spärliche Unterhaltsmittel besitze, aber er wies jede brüderliche Hilfe von sich. In Folge angestrengten Fleißes verfiel er in eine Augenkrankheit; das Lesen und Schreiben war ihm verboten. In diesem Zustande, um sich mit irgend etwas zu beschäftigen, löste er die schwierigsten mathematischen Aufgaben im Kopfe. Bei solcher ermüdenden geistigen Arbeit verweilte er öfters mehrere Stunden. — Als Garibaldi Sizilien erobert hatte und nach Neapel zog, eilte auch Langiewicz dorthin. General Milbitz nahm ihn als seinen Adjutanten auf und als solcher war er im Stabe Garibaldi's. Später wurde er Lehrer der Artillerie an der polnischen Militärschule zu Cuneo." — Vom polnischen revolutionären Zentralkomite hatte Langiewicz den Auftrag erhalten, den Aufstand in der früheren Woiwodschaft Sandomir zu organisiren und in Folge seiner glücklich geführten Operationen und Kämpfe gegen die Russen wurde ihm von demselben Zentralkomite in Anerkennung seiner Verdienste der Titel eines Generals ertheilt.

Der todte Gast.

Es saßen an Wilhelms Tafel die Junker vom Preußenland,
Von Pommern, Sachsen und Schlesien und aus dem märkischen Sand,
Die hocgeborenen Ritter von trauriger Gestalt,
Mit Zöpfen unter den Nasen, wie sie uns Heine gemalt,
Zu neuer Tafelrunde und glänzendem Ordensfest
Vom König Wilhelm entboten aus Nord, Süd, Ost und West.

Zu oberst an der Tafel sitzt Seine Majestät,
Graf Bismark ihm zur Rechten, von Hochmuth aufgebläht;
Zur Linken trotzet Wrangel, General und Feldmarschall,
Manteuffel dann und Gerlach, und so die Andern all,
Die Herren der Adelskammer, dem Rang nach, wie es Brauch,
Die Ritter vom schwarzen Adler und die vom rothen auch.
Wer kennet wohl die Namen der Recken Incognito,
Die bei der Tafel saßen in dulci jubilo?

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Da dröhnt es an der Pforte gleich einem Donnerschlag,
Und sieh'! ein Mann von Eisen erscheint bei dem Gelag,
Wie Hamlet's Geist gepanzert, ein König jeder Zoll,
Und das Visir gesenket, ernst und geheimnißvoll.

„Was willst Du, Mann von Eisen?“ spricht Eines bleicher Mund,
„Begehrest Du zu sitzen an uns'rer Tafelrund',
„So sag' uns Deinen Namen und adelig Geschlecht!
„Nur Ebenbürt'ge haben zu sitzen hier das Recht.“

„Ihr Junkerlein von Preußen aus Nord, Süd, Ost und West;
„Uneingeladen tret' ich zu Eurem stolzen Fest;
„Nicht um bei Euch zu sitzen, mir wär's kein feiner Ruhm,
„Mit Buben hier zu zechen, abhold dem Ritterthum.
„Ich war der Stolz von Preußen, der Gründer seiner Macht,
„Ihr aber habt's den Völkern zu einem Spott gemacht!
„Unwerth des deutschen Namens und aller Ehre bar,
„Des Czaren Henkersknechte, Fluch Dir, verworf'ne Schaar!
„Gleich mir, gehüllt in Eisen, beginnt nun seinen Lauf
„Der Rachegeist der Zeiten, im Harnisch tritt er auf,
„Er wird in diesen Hallen einst sitzen zu Gericht,
„Wenns' Königsscepter gleich schwachem Glas zerbricht!“

So sprach der Mann von Eisen und unter seinem Tritt
Erdröhnte dumpf die Halle, als er von dannen schritt.
Die Junker aber saßen stumm, so wie der Hof des Czaars,
Und leise sprach der König: „der große Churfürst war's!“

F. N.

Moderne Windbeutel.

Leichtes Heer von Flederwischchen,
Stutzergang, Manschettenthum,
Zwickeraug' und Liebeszischen,
Und die Köpfe — hohl und dumm.

Feiges Herz, Romanenschwindel,
Schöne Worte en bon ton —
Zwar von der Natur ein Findel,
Doch ein Held im Theesalon.

Brillant bei allen Damen
Und des Glückes Wiegenkind,
Ehre, Stand und Rang und Namen,
Doch im Geist, im Geiste blind!

Gibt es noch von derlei Dingen
And're, daß ich preisen singen,
Hoch im Liede rühmen kann: —
Manchen jungen deutschen Mann.

A. Sch.

An Camilla.

(Die schöne Sevillanerin)
Nach einem Gemälde von Philippe.

Du schönste aller Schönen von Sevilla,
Laß Dich mich staunend schauen, für und für!
Schwarzlockig Weib, heißblütige Camilla,
Du stolze Rose vom Quadalquivir!

Wie majestätisch trägst Du die Mantilla,
Wie grazienvoll hältst Du den Fächer Dir;
Ja reizender noch wie dort Deine Villa,
Schwarzaugige Sennora scheinst Du mir!

Als Dich Philippes Meisterhand gemalen,
Hat er in Dir sein schönstes Bild geseh'n
Vor dem er lang, bewundernd, mußte steh'n. —

Von dir sing ich, Du schönste Frau von allen:
Die Krone aller Städte ist Sevilla, —
Ihr Kronjuwel allein, bist Du, Camilla.

George Morin.

Eine eigenthümliche Vermählung.

In Auchy hat dieser Tage eine Dame den Beweis geliefert, daß das Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht," denn doch zuweilen Unrecht haben kann. Zwei junge Leutchen, erzählt der „Etoile Belge," lernen sich kennen und lieben. Nachdem der Bund der Liebe geschlossen war, wollte man nicht zögern, auch den der Ehe folgen zu lassen. Allen Formalitäten wird genügt, und eben will sich das junge Paar zur Trauung in die Kirche fahren lassen, als ein junger Mann in das Zimmer stürzt und erklärt, er werde die Trauung niemals zulassen, da er ältere Rechte auf die Braut habe und vollständig Willens sei, diese geltend zu machen. Nachdem man sich eine Zeit lang herumgestritten hatte, faßte man die Sache diplomatischer und läßt sich zu Unterhandlungen herbei, die endlich zu dem Beschluß führen, daß das Streitobject i. e. die Braut zu ihrem ersten Liebhaber zurückkehren — dieser dafür seinem interimistischen Nachfolger alle Kosten vergüten solle, die durch die projectirte Heirath entstanden waren. Die Kaufsumme wurde sogleich ausbezahlt und das neue Paar reiste glücklich und selig, sich wieder gefunden zu haben, nach Tournai ab. Wäre die Geschichte hiermit zu Ende, dann hätte das oben citirte Sprichwort in diesem Falle Recht behalten, leider aber folgt noch ein Nachspiel mit ganz unerwarteter Veränderung der Situation. Der Bräutigam, der die Nacht damit zugebracht hatte, sich höchst philosophisch über den Verlust seiner Braut zu trösten, ist nicht wenig überrascht, als er am andern Morgen die Entflohene in sein Zimmer treten sieht. Sie erklärt ihm, sie habe sich die Sache überlegt und gefunden, daß sie doch eigentlich ihn liebe und nur seine Frau sein wolle. Nach kurzem Besinnen willigt der früher abgesetzte Bräutigam ein und erklärt sich bereit, seine Holde nun gratis zu heirathen, da ja der Andere bereits Alles bezahlt hatte. Die Hochzeitskleider werden wieder angelegt, die Zeugen herbeigerufen und die Trauung mit allem Pomp vollzogen. Das Fest, das folgte, war natürlich sehr heiter, da man nie aufgelegter ist, als wenn man auf eines Andern Unkosten lacht.

Namenverwechselung. Drei Londoner Blätter, „Daily News," „Advertiser" und „Standard," brachten neulich an einem und demselben Tage die Nachricht, der König der Belgier sei durch Dr. Langiewicz abermals einer Steinoperation unterzogen worden. Langiewicz statt Langenbeck!

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 16. **IX. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. April 1863.

Aus dem Leben Horace Vernet's.

Nach dem Englischen von B—t.

„Wohl, ich glaube, er wird Dein Porträt malen für etwa zwanzig Sous — vielleicht um weniger, wenn er nicht viel zu thun hat — jedoch Du mußt mit ihm handeln. Wenn er fünfundzwanzig Sous fordert, so biete ihm zwanzig; wenn er zwanzig sagt, biete ihm fünfzehn und er wird sicher achtzehn nehmen. Weißt Du noch seine Adresse?"

„Ja, mein Capitän."

„Das erste große Haus neben dem Palaste. Hier gehst Du in die erste Etage und läutest an. — So, jetzt lasse Dich hübsch porträtiren und vergiß nicht, daß Du beim Exerciren zurück bist."

So lautete die Antwort, die ich Großjean, einem Rekruten, gab, als er mich fragte, wo er porträtirt werden könne. Er bat mich, ihn zu einem recht geschickten Künstler zu weisen, und versicherte, er sei Willens, splendid zu zahlen. Ich dachte unglücklicherweise an Horace Vernet, diesen großen französischen Maler, der einer der Ersten war von denen, die den Reigen der vom Tode im heurigen Jahre 63 Abgerufenen anführten, und schickte ihm dergestalt einen Kunden.

Horace Vernet gab so manchen Zug von Unabhängigkeit, daß er ein Gegenstand der Betrachtung für harmlose Leute wurde, die Nichts von seiner allerdings oft seltsamen Art und Weise wußten.

Eines Tages, zum Beispiele, kam einer meiner Leute heim, der gewiß ein Dutzend Gläser Weins zu viel hatte.

Das erfahrenste Auge eines Nichtmilitärs hätte das nicht entdecken können, denn der alte Knabe ist ein zwölfjähriger Dienstmann. Er stand gerade, wie ein Laternenpfahl, und bei der Parade machte er jede Bewegung, die commandirt wurde, mit der prächtigsten Präcision. Aber gerade diese stramme Haltung und Präcision war es, die mir entdeckte, daß Mr. Giroux nicht

in seinem normalen Zustande war. Ueberdieß hatte er ein Primchen in seinem Munde, und das erlaubten wir nie in Reih' und Glied.

Nachdem ich ihn so recht in's Auge nehmend eine Zeit lang beobachtet hatte (als wenn er ein Stück Uhrwerk wäre,) fühlte ich die Ueberzeugung, daß er betrunken war.

Ich ging zu ihm und sagte:

„Giroux, Du bist betrunken!"

„Ja, mein Capitän."

„Du kaust Taback!"

„N . . . Nein, mein Capitän." Den Schlund hinab ruschte das Primchen.

„Wo hast Du getrunken?"

„In der Infanterie-Cantine."

„Wer gab Dir das Geld?"

„Ein Civilist."

„Wofür?"

„Dafür, daß ich die Springbrunnen ansah."

„Oh! Wie viel gab er Dir?"

„Zwei Francs."

„Wie lange sahst Du die Springbrunnen an?"

„Eine halbe Stunde."

„Und was machte der Civilist?"

Aus unzusammenhängendem Gestammel vernahm ich Folgendes:

„Er ging auf und ab und blickte mich an — sagte mir, ich soll'e herumgehen und bewundern — dann, ganz plötzlich, stürzte er auf mich zu und sagte, als wenn er commandirte: „„Bei Deinem Leben; rühr' Dich nicht! hier, so!""

„Nun weiter?"

„Dann zog er sein Taschenbuch heraus und schrieb meine Regimentsnummer ein, glaub' ich; so, als ich das sah, nannte ich sie ihm, 1248 — Ich hatte nichts verbrochen — so mag er mich melden, wenn er Lust hat — er bot mir das Geld an, und ich nahm es — wer kümmert sich um ihn?"

„Gut, gut, das werde ich thun — geh' zu Bett!"

Ich vermuthete, daß Vernet ihn in seinen Händen hatte, daher sagte ich nichts darüber.

Eines Tages hielt Vernet einen Sappeur an, gerade in dem Augenblicke, als er ein kleines Glas an seine Lippen setzen wollte, und hielt ihn in dieser Stellung eine ganze Viertelstunde lang. Man stelle sich einen alten Soldaten vor, trocken und durstig, mit dem duftenden Tropfen gerade unter seiner Nase!

Ein anderes Mal, bei einer Revue, rief er einem Dragoner zu, daß er ihm hundert Francs geben wolle, wenn er nur fünf Minuten lang in einer gewissen Stellung bleiben würde! Der Mann stürzte gerade Hals über Kopf vom Pferde.

Vernet malte nach dem Leben; wenn möglich nach dem Leben in seiner Thätigkeit außerhalb des Ateliers. Er schleuderte im Park von Versailles herum, in den Cavallerie- und Infanterie-Casernen, und da sammelte er seine Stellungen und Soldatengruppen. Daher auch das Leben in all' seinen Gemälden, die auf das Militärische Bezug haben.

Zurück zu meiner Erzählung.

Wir waren in Versailles garnisonirt und Rekrut Grosjean hatte mich, seinen Capitän, gebeten, ihn an einen recht geschickten Künstler zu weisen.

Grosjean, obwohl noch ein Rekrut, ist ein stattlicher, soldatenmäßig aussehender Bursche. Er hatte eine stattlich gebogene Nase, eine hohe Stirne, einen dichten Schnurrbart und breite Schultern.

Als er seine Frage an mich stellte, fuhr es mir durch den Kopf, daß er ein hübscher Vorwurf für Vernet sei, deßhalb wies ich ihn dahin, wohl wissend, daß er unter allen Umständen seine zwanzig Sous für ein Porträt auf eine Weise anbieten würde, die den genialen Horace sicherlich belustigen dürfte. Grosjean brauchte sein Porträt für seine Mutter.

Alle Rekruten in unserer Armee haben, wenn sie einmal in ihrer Uniform recht heimisch geworden sind, ein Gemälde „fertig" von sich, und schicken es ihren Eltern.

Es gibt in allen Garnisonsstädten gewisse Leute, die sich Künstler nennen und einen Vorrath von lithographirten Bildern von allen Truppengattungen Frankreichs halten, d. h. von all' den hundert einzelnen Regimentern. Diese Lithographien sind gleich, und nur in Contouren gezeichnet. Wenn ein Mann sein Porträt heimschicken will, so fragt er nach einem Künstler bei seinen Kameraden, oder dem Sergeanten oder einem Offizier. Die Kameraden erklären als den größten Künstler jenen, der die glänzendsten Farben anwendet, und an seinen Porträts am freigebigsten goldene Verzierungen verschwendet. Wenn ein Künstler wünscht, sich einen großen Ruf unter der Soldateska zu gründen, so ist das beste, was er thun kann, jeden von seinen Kunden derart auszuschmücken, wie er es bei einem Feldmarschall thun würde. Sie begünstigen weniger den Photographen, vielleicht weil seine Arbeiten der Wahrheit zu nahe kommen.

Nachdem der Soldat auf die Vorzüge verschiedener Künstler gelauscht, sucht er sich den heraus, welchem er seine Gönnerschaft zuwenden will und in voller Uniform macht er ihm einen pflichtschuldigen Besuch.

Der Maler empfängt ihn mit allen Zeichen der Hochachtung, zieht aus einer Mappe eine Lithographie, die er sorgfältig den Augen seines Gönners verbirgt — einen Lancier, wenn der Mann ein solcher ist, oder einen Cuirassier, wenn zufällig das der Fall ist. Er bringt seinen Vorwurf in eine anmuthige Stellung, entsprechend jener, die die Figur auf der Lithographie einnimmt, und fährt dann fort, sie mit Farben auszufüllen. Die Folge ist, daß wenn er fünfzig Dragoner ihre Porträts gemalt haben, alle fünfzig ein und dieselbe Stellung einnehmen. Wenn jedoch zwanzig blonde dabei sind, so werden diese zwanzig einander gleichen, wie eine Erbse der andern, und alle dunkeln werden dem unerfahrenen Auge wie eine Schaar Brüder erscheinen. Doch wie der Schäfer die Physiognomien seiner Schafe kennen lernt, so ist es auch hier, daß unter sich die Leute das Porträt eines Jeden insbesondere zu unterscheiden wissen, obwohl die Zeichnungen alle von einem Steine sind. Denn auf jedem Bilde ist irgend ein unterscheidendes Merkmal. Einer besteht darauf, eine Cigarre im Munde zu haben der Künstler ist gezwungen seinem Wunsche zu willfahren; — ein Anderer will sein Schwert aus der Scheide und in seiner Rechten haben. Dieß ist ein allerdings mißlicher Zwischenfall, denn der Held aus der Lithographie hat schon ein Schwert an der Seite; um jedoch seinen Kunden zufrieden zu stellen, muß geholfen werden. Ein Messer radirt den Griff über der Scheide aus und ein gezücktes Schwert stellt sich dar in der Hand des Helden. Wenn dieß geschieht, so sieht der Mann sicherlich im Allgemeinen so aus, als wenn er allen Kriegsregeln zuwider sein Schwert zum Verkaufe ausböte. Er scheint dem Beschauer zu sagen: „Es gehört Dir für zwei Pence." Ein

Anderer, dem die Scharlachfarbe seiner Beinkleider nicht behagt, fordert, daß sie rosenfarbig gemalt werden; wieder ein Anderer will seinen Rock von dunkler Olivenfarbe in ein glänzendes Smaragd-Grün umgeändert haben oder vom Berlinerblau in Ultramarin. In allen Fällen ist der Künstler höchst liebenswürdig; und wenn er nur seine zwanzig Sous erhält, so bietet er seinen Kunden eine Auswahl dar von allen Farben des Regenbogens. So bieten also in der That diese Gemälde, wenn sie auch nicht die natürlichen Verhältnisse eines jeden Gegenstandes ausdrücken, im Allgemeinen eine Idiosynkrasie dar, welche das Original kennzeichnet.

Grosjean, sehnlichst wünschend, ordentlich gemalt zu werden, warf sich in Gala, drehte seinen Bart in wahre Drahtspitzen, und nahm seinen Weg durch Versailles zu dem Atelier des Künstlers. Wenn er beim Hinaufsteigen der großen Treppe von polirtem Eichenholze einige Zweifel hegte, ob ein Maler, der ein solches Haus bewohnte, ihm wohl ein Porträt für einen Franc machen würde, so würde der Umstand, daß ich ihm die Adresse gegeben hatte, hingereicht haben, ihn zu beruhigen; denn für einen guten französischen Soldaten ist sein Capitän unfehlbar. Der Capitän einer Abtheilung vertritt seinen Soldaten die Stelle von Vater, Mutter, Banquier, Freund, ja oft von einem Seelsorger. Wenn der Capitän sagt, ein Ding ist so oder so, so ist die Sache entschieden.

Grosjean zog die Klingel an dem ersten Treppenabsatze, und mit einer wahren Gönnermiene fragte er einen Herrn, der die Thüre öffnete, nach Horace Vernet.

„Ja, mein Freund, er wohnt hier.“

„Ist er zu Hause?“

„Ja, ich selbst bin es.“

„Oh! fertigen Sie Bilder?“

„Manchmal, mein Freund.“

„Wie viel verlangen Sie für ein Porträt?“

„Ein Porträt! Was wollen Sie mit einem Porträte machen, mein Freund?“

„Das ist meine Sache. Ich werde es bezahlen.“

„Ah! wer wies Sie an mich?“

„Warum? Ich habe von Ihrer Geschicklichkeit gehört, und — ich dachte, Sie könnten es so gut fertigen als sonst einer.“

„Ich danke Ihnen. Kommen Sie herein, mein Freund. . . . Kennen Sie meine Preise . . . oder so ungefähr?“

„Ja. Ich vermuthe fünfzehn oder zwanzig Sous . . . das heißt mit goldenen Verzierungen, zwanzig Sous nicht?“

„Hm!“

Vernet, mit einem gutmüthigen Lächeln auf seinem Gesichte, riß den Dragoner in sein Atelier, wo sein großes Gemälde von der Gefangennehmung von Abd-el-Kader's Gefolge vollendet auf einer Staffelei stand.

„Zwanzig Sous? das ist sehr wenig, mein Freund!“

„Der gewöhnliche Preis, glaube ich.“

„Nicht mit goldenen Verzierungen.“

„Oh ja, ich habe einige gesehen, die Sie für andere Cameraden machten.“

„Wirklich?“

„Ja; nun mein Herr, ich handle nicht gern; ich sehe an diesem Bilde da, daß

Sie außerordentlich malen. Wollen Sie es für zwanzig Sous machen mit Gold und Allem?"

„Geben Sie fünfundzwanzig."

„Nein, zwanzig."

„Wie wollen Sie es gemalt haben?"

„In voller Uniform, wie ich eben bin."

„Mit dem Helm auf dem Kopf?"

„Natürlich."

„Dann ist es unmöglich! Nicht unter fünfundzwanzig."

„Warum?"

„Warum? Denken Sie nur, mein Freund, dieser rothe Roßhaarschweif auf Ihrem Helme würde wenigstens für fünf Sous Scharlachfarbe in Anspruch nehmen — und diese ist im Preise gestiegen."

„Nun, ich bin gerade nicht so sehr auf den Helm versessen? aber die Sporen werden Sie von Gold machen?

„Ja, die Sporen."

„Und einen goldenen Griff an das Schwert?"

„Auch."

„Recht, mein Herr, betrachten Sie es nun als einen Auftrag; soll ich Etwas zum Voraus bezahlen?"

„Oh, keineswegs. Sehen Sie zuerst, ob Ihnen Ihr Porträt gefällt, und wenn es nicht der Fall ist, werde ich Ihnen ein anderes machen."

„Oh, sehr gut; aber ich vergaß Ihnen zu sagen, malen Sie mich nicht in derselben Stellung, wie alle anderen Cameraden. Zeichnen Sie mich etwa so, als wenn ich der Anführer bei einer Attake wäre.

„Doch das wird mehr kosten."

„Warum?"

„Weil mehr Arbeit dabei ist und mehr Farbe in Anspruch genommen wird. Sie sehen, wenn ihr Schwert in der Scheide ist, dann ist nur ein Ding zu malen — nur der Griff und die Scheide; aber wenn Sie es ziehen, muß ich den Griff, die Scheide und die Klinge malen."

„Ja, da ist allerdings Etwas daran; aber sehen Sie her, haben Sie keine Sorge darum, ich will Ihnen zweiundzwanzig Sous geben. . . . . Hier!"

„Der Handel ist also abgeschlossen," sagte Vernet, „kommen Sie übermorgen wieder."

„Warum malen Sie mich nicht jetzt?"

„Oh! für zweiundzwanzig Sous muß ich Sie etwas schöner malen und einige neue Farben haben."

„Gut, aber malen Sie mich nicht wie diesen Chasseur d'Afrique auf diesem großen Bilde da; die Farben sind so dunkel. Es ist kein Glanz in ihnen — hier ist noch etwas nöthig."

„Ja, ja, zweifellos; es ist aber auch ein wohlfeiles Bild, für das hiesige Museum gemalt."

Wenn Horace Vernet diesen Theil des Abenteuers erzählte, sagte er, nie habe ihm ein Auftrag so viel Freude gemacht in seinem Leben, selbst nicht einmal sein erster. Die Protectormiene des Soldaten und die Bemerkungen über das große Gemälde, die er nach seiner Mei-

nung als Kenner abgab, amusirten ihn unendlich. Er hatte ein sorgsames Auge für den einzelnen Chasseur d'Afrique, den Grosjean getadelt hatte; und in der That war er daran, etwas mehr Glanz hinzuzufügen, als es ihm plötzlich einfiel, daß ja der Mann in eine Wolke von Rauch und Staub eingehüllt war, die natürlicherweise den Effect der Farben verringern mußte, und so ließ er seine Arbeit, wie sie war.

Beim Exerzieren antwortete Grosjean auf meine Frage betreffs des Porträts mit einem bedeutsamen Wink, der seinen Glauben darlegte, daß er den Künstler zu sehr auf die Probe gestellt habe.

„Er forderte von mir fünfundzwanzig Sous zu malen, mit Geld und Allem," so sagte er zu mir.

Ich wünschte ihm Glück zu seinem Erfolg, und mußte ihn während der übrigen Dauer des Säbel-Exercitiums zur Kälte mahnen, da er sich manchmal, wie es schien, vorstellte, er sitze zu seinem Porträt; er legte sich in alle Arten von heldenartigen, verzweifelten Stellungen aus, die, wenn sie auch malerisch waren, jedenfalls nicht den Regeln gemäß aussahen.

Horace Vernet würde unschätzbar gewesen sein als Originalzeichner; wenn er einmal einen aufmerksamen Blick auf Einen geworfen hatte, so konnte er eine schlagende Aehnlichkeit aus dem Gedächtnisse darstellen. Das war eine glückliche Anlage, die er besaß, jedoch mitunter auch unglücklich, denn unbewußt pflegte er die Züge gewisser Personen mit speciellen Handlungen zu verbinden. Wenn er in einem Schlachtgemälde einen Soldaten auf der Flucht darstellte, mit Furcht und Entsetzen auf seinem Gesichte, zeichnete er sein Stift oft gegen seinen Willen die bekannten Züge irgend einer allgemeinen gekannten Persönlichkeit, die sich durch Mangel an Muth bemerkbar gemacht hatte; und auf einem seiner großen Tableaus zeichnete er bei der Darstellung eines gierig Beute zusammenraffenden Juden die Züge eines Zeitgenossen, den Mancher auf den ersten Blick erkennen wird. Ich nannte daß eine unglückliche Anlage in manchen Fällen, weil sie ihn mitunter in unangenehme Verwicklungen brachte. Für gegenwärtigen Fall jedoch war sie eine glückliche.

Am bestimmten Tag trat Grosjean mit kecker Haltung in Vernet's Atelier, und nahm mit einem etwas übermüthigen Blicke des Künstlers „Guten Morgen, mein Freund!" übel auf, da er das doch für etwas zu vertraut hielt von Seite eines Malers, der in seinem Lohne stand; er bekam jedoch seine Fassung wieder, als er sein Porträt vollendet sah, eine kühne Skizze in Oel.

Grosjean hielt sie auf Armeslänge von sich und rief:

„Sapperment! Das ist sehr schön! Es ist das Geld wohl werth. Wirklich, das Bild ist besser, als das von Baptist, und dieser zahlte dreißig Sous für das seinige. Ich werde Sie empfehlen, mein Herr."

„Nein, ich bitte, thun Sie das nicht," sagte Vernet, „wenigstens nicht zu Vielen."

„Nicht? Warum?"

„Nun, ich kann Sie versichern, daß ich fünf oder sechs Sous bei diesem Porträt verliere. Sie sehen, ich habe den Helm aufgesetzt, und Scharlach ist wiederum gestiegen."

„Das macht allerdings einen Unterschied; aber Sie sollen an mir nichts verlieren. Hier, mein Herr, sind dreißig Sous."

„Sie sind sehr gütig; aber bevor ich sie nehme, sagen Sie mir, für wen ist das Porträt?"

„Es ist für meine alte Mutter."

„Ah! ich vermuthe, sie wird es in ihrem Gesellschaftszimmer aufhängen?"

„Gesellschaftszimmer, Herr! Nein, sie hat nur ein Zimmer — unser ganzes Haus ist nur ein großes Zimmer."

„Warum? ist sie so gar arm?"

„Nein; aber Bauern — Sie wissen ja, wie sie leben; sie kann so viel aufbringen, um mir hie und da ein oder zwei Francs zu schicken, wie sie es die letzte Woche that. Sie schickte mir vierzig Sous, den sie hatte die Ernte heimgebracht, wissen Sie."

„Ah! sehr gut, siehe hier, mein Guter; lasse es einrahmen. Nimm das. . . . Bst! . . . Komm', komm'; Du hast einen hübschen Kopf, und wenn Du auf das große Bild siehst, wirst Du finden, daß ich noch ein anderes Porträt von Dir gemalt habe. . . . Da, da; Adieu! . . . Es ist schon recht, mein Freund. Keinen Unsinn, Knabe — Adieu!"

Der arme Grosjean, betroffen und so plötzlich herabgestürzt von seiner hohen Stellung eines Gönners der schönen Künste, wurde sanft zum Atelier hinausgedrängt.

Als er auf die Straße kam, öffnete er die eine Hand, und sah darin zwei Fünffrankenstücke. In der andern hielt er den herrlichsten, martialisch blickenden Dragoner, den er je in seinem Leben gesehen hatte. Der herrliche Dragoner sollte die Augen seiner alten Mutter erfreuen, und das Geld war bestimmt für eine Rahme zu dem großen Porträt. Der Sohn des Mars fühlte eine Regung in seinem Innern und murmelte: „Sapperment, was für ein guter Teufel!" Dann seine Haltung wieder gewinnend, gab er seinem Tigerhelme einen kräftigen Schlag und gelobte „Vergeltung!"

Er blickte sich um — sein Auge erhaschte einige kaum bemerkbare Schmutzflecken auf dieser herrlichen, polirten Treppe. „Jetzt weiß ich es," brummte er vorsichtig vor sich hin und eilte in die Caserne.

Unser Regiment blieb noch zwei Jahre in Versailles nach diesem Vorfalle.

Während dieser Zeit kam Vernet in Verlegenheit durch die Aufmerksamkeiten einer unsichtbaren guten Fee, die jeden Samstag eine reine, geschickt geflochtene Strohmatte an den Fuß der Haupttreppe legte.

Doch die mattenflechtende Fee war Niemand anderes, als der gute, derbe Soldat Grosjean.

Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten wird Folgendes berichtet: „Wissen Sie schon, meine Herren, was sich heute auf der Jagd zugetragen hat?" „Nein, erzählen Sie!" „Serenissimus wurden in der Waldung, zum kleinen Saukopf genannt, von einer Menge Hirsche attakirt." „Nicht möglich!" „Parole d'honneur! Wenigstens zwanzig Hirsche kamen auf Serenissimus zu. Als sie aber Höchstdenselben erblickten, ergriffen sie sogleich die Flucht, bis auf einen, einen Edelhirsch, der frech genug war, Durchlaucht mit der größten Unverschämtheit anzublicken, bis Höchstdieselben Dero Büchse ergriffen und den Frechen niederschossen. Die Canaille stürzte sofort zu Boden." „Aber Verehrter, einen Edelhirsch kann man doch keine Canaille nennen; ein Hirsch bleibt unter allen Umständen Wildpret . . ." „Erlauben Sie mir, Herr Doktor, ein Geschöpf, das meinen allergnädigsten Herrn frech anblickt, nenne ich unter allen Umständen eine Canaille; dazu bin ich Patriot genug!" Es war nicht in Abdera oder Schilda, wo dies Gespräch stattfand; ich befand mich mitten unter dem Volke der Denker, und zwar zu Gera an der Wirthstafel des „schwarzen Adler." Mein vis-à-vis, der Major à la suite von . . . (den Namen habe ich vergessen,) hatte die letzten Worte mit scharfer Betonung und nicht ohne Anzüglichkeit gesprochen, und ich in der klaren richtigen Einsicht, daß ich, wenn ich nur ein Wort weiteres Bedenkens ausspräche, unzweifelhaft ein Majestäts-Beleidiger sein würde verstummte plötzlich 2c. 2c.

R. Wagner in Petersburg.

Das dritte Concert fand am 18. März im „großen Theater" statt. Letzteres faßt 5000 Menschen und war, bei erhöhten Eintrittspreisen, gänzlich ausverkauft. Die kaiserliche Familie, sowie die Gesammt-Elite von Petersburg waren anwesend, und Niemand verließ das Haus vor dem Schlusse. Orchester und Bühne waren in einen ebenen Raum verwandelt, auf dem die 150 Mann Musiker um ihren Dirigenten, den Helden des Tages, geschaart waren. Beim Eintreten war R. Wagner mit einem unendlichen Beifallssturm begrüßt worden. Die Tannhäuser-Ouverture eröffnete dann den Reigen der Tonbilder, von denen die Entree-Scene Elisabeths, die „Cavalcade" aus den „Walküren" und die „Schmiedelieder" des jungen Siegfried aus den Nibelungen da capo verlangt wurden. Die Sopranpartien wurden von Frl. Bianchi, die eine vorzügliche Stimme besitzt, sehr schön ausgeführt. Der Tenor war weniger gut, dagegen war der weiche und umfangreiche Bariton des Mr. Sariotti von guter Wirkung. Zur Erläuterung der Musik und des Textes waren erklärende Programme in russischer und französischer Sprache neben dem Originaltexte in den Händen der Hörer. Reicher Beifall begleitete eine jede einzelne Nummer. Am Schlusse wurde Wagner mehrmals gerufen und die Mitwirkenden überreichten ihm unter fortwährendem Jubel des ganzen Hauses zwei schöne Lorbeerkränze. Aber noch wollte Niemand sich entfernen, und Wagner, der sich schon in Hut und Mantel zum Weggehen gerüstet, mußte so nochmals vortreten, um einem Enthusiasmus zu begegnen, der sich, wo Stimme und Hände nicht ausreichten, selbst im Tücherschwenken zu erkennen gab. Wir beschränken uns in unsern Mittheilungen bloß auf die Facta. Ueber den Werth Wagner'scher Musik streiten zu wollen, ist hier nicht mehr der Ort. Wir Deutsche kennen seine Musik hinlänglich. Bezeichne man sie mit dem stereotyp gewordenen Ausdrucke „Zukunfts-Musik" oder mit den Worten „Program-Musik," oder irgend wie, so ist nimmer hinwe zuläugnen, daß derselben hohe Intentionen zu Grunde liegen, daß die Mittel imposant sind und auch eine geistvolle, mindestens sehr geschickte Verwendung gefunden haben, sowie auch, daß die Musik im Allgemeinen einen gewaltigen Eindruck übt. Der Gefeierte ist nach Moskau abgereist, und man spricht davon, daß er nach seiner Zurückkunft noch einige Concerte in Petersburg geben soll. Sein ferneres Asyl gedenkt Wagner in Biebrich a. Rh. zu suchen, wo er alle Dispositionen zur Erbauung einer Villa getroffen hat.

Polnisches Kriegslied.

In den Insurgentenlagern wird der „Gaz. Nar" zufolge insbesonders von den Sensenmännern das nachstehende Kriegslied gesungen:

Im Felde blutigroth
Der Adler flieg weiß,
In Kampf und Noth und Tod
Die jungen Krieger heiß,
Hu — ha! hu — ha!
Der Sturm, er brüllt —
Das Herz, es schwillt —
Das Polenland, es soll uns kennen,
Es soll mit Stolz uns Söhne nennen.
Der Adler hoch, dabei der Reiter
Wenn auch ohn' Waffen, voll Muth die Streiter.
Hu — ha! hu — ha!
Der Sturm, er brüllt —
Das Herz, es schwillt —
Das Polenland muß unser sein,
Jesus Maria! hauet ein!

Seinen Unwillen über die Reifröcke

gab eine Deutsch-Franzose im Jahre 1746 in folgenden Worten kund:

Wenn drei kroß Reiferock in ehne Szimmer sein,
Kehn ehnizigk Mannsperson er kann nit kehn hinein,
Und sans Mannsvolk su sein, ist wie Fleisch ohne Brod,
Die viele Kriegk mak so an Man svolk große Noth.
Durck keene Ueene Kaß man kann damit passir,
Und in kehn Portechaise man kann sie mear placir,
Szuleßt kehn Mannsvolk werd mehr mit sie promenir,
Weil die groß Reifreck die Schienbein ruinir.
In Kirk man abt kehn Plaz, in kehn Stuhl man kann siß
Und bei Festins man muß wie Kurkesalat schwiß.

Diese zwar etwas komisch klingende Klage eines Refugiés, vor mehr als hundert Jahren ausgestoßen, wird gewiß heute beim ganzen Männergeschlechte in vollem Ernste Zustimmung finden. „Alles dagewesen!" Diese Worte Akiba's finden also auch hier Anwendung.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 17. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. April 1863.

Die Heldin von Lüneburg.

Eine der ersten glorreichen Waffenthaten des Jahres 1813 war der Sieg, den die Verbündeten am 2. April bei Lüneburg über die Feinde — Franzosen und Sachsen — errangen. Der russische Oberst v. Tettenborn hatte sich in Eilmärschen genähert, um Hamburg gegen die Franzosen dauernd zu sichern und Lübeck zu retten, das am 19. März gleichfalls von den Franzosen geräumt wurde. Auch Lüneburg war bereits am 18. März von den Franzosen verlassen worden; doch schon am 28. rückte General Morand wieder gegen die Stadt heran, und die Anführer der Verbündeten, welche auf dem linken Elbufer diese Nachricht erhielten, beeilten sich, der bedrohten Stadt Hilfe zu leisten. Ehe sie aber die Stadt erreichen konnten, war dieselbe bereits (am 1. April) von den Franzosen und Sachsen besetzt worden und mußte nun von den russischen und preußischen Truppen angegriffen werden. Von dem Ruhm des Sieges, den die Verbündeten hierbei erkämpften, gebührt ein nicht geringer Antheil — einem Mädchen, Johanna Stegen, welche mit ihrer Mutter, der armen Witwe eines Salzsieders, in Lüneburg wohnte. Den sicheren Schutz, den sie während der ersten Zeit des Kampfes mit noch Anderen in einem Keller gefunden hatte, gab sie bald auf. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, mit eigenen Augen die Niederlage des Feindes zu sehen, und wagte sich hinaus in die Straßen. Der Kampf schien aber für einige Zeit den Franzosen günstig zu werden, und der Umstand, daß die preußischen Füsiliere bereits alles Pulver verschossen hatten, wäre fast entscheidend für die Schlacht geworden. Johanna Stegen war es beschieden, einen verlassenen französischen Pulverwagen zu entdecken, und zugleich hörte sie, daß es den Preußen bereits an Patronen fehle. Sie füllt ihre Schürze mit den Patronen, die sie zur Genüge in dem Wagen vorfindet, und trägt sie in einen nahen Graben, und so eilt sie hin und her mit ihren gefährlichen Transporten von dem Wagen zum Graben, immer mehr Patronen dort anhäufend. Das Gefecht nähert sich ihr unterdessen immer mehr; schon hört sie die französischen Kugeln pfeifen, aber sie läßt sich dadurch an ihrer Thätigkeit nicht hindern. Da sieht sie sich plötzlich von den Soldaten umringt; es waren die preußischen Füsiliere, welche mit gefälltem Gewehr den Feind anzugreifen bereit

sind. „Hier," ruft sie, auf ihre eben frisch gefüllte Schürze weisend, „sind Patronen!" — „Patronen!" ruft der preußische Offizier, „und wir haben keinen Schuß mehr! Mädchen, wo sind die her?" — „Dort aus dem Pulverwagen — und ich hole mehr!" — „Kolonne, Halt!" hieß es jetzt bei den Preußen, und schnell waren Einige beschäftigt, dem Mädchen die Patronen abzunehmen und sie zu vertheilen. Blind für alle Gefahr in der Begeisterung, helfen zu können, stürzt sie fort, um mehr und mehr Patronen zu schaffen, und wieder ohne Zagen beim Kanonendonner und unter Kugelregen nach dem Graben zu den Preußen zurück, die jubelnd ihre Patronen entgegen nehmen. Mit Ruhe sieht sie die Freunde neben sich fallen — ihre Kleider sind von Kugeln durchlöchert — aber der Sieg ist entschieden. Daß sie inmitten dieser Gefahr verschont blieb, war fast wunderbar. Für einen Augenblick war ihr Leben noch ernstlich bedroht. Aus einem Verhalte sprengte ein sächsischer Offizier hervor und mit geschwungenem Säbel auf das Mädchen los; zugleich aber hatten sich Kosaken genähert, und der Sachse wurde — noch ehe er das Mädchen erreichen konnte — von der Lanze eines Kosaken vom Pferde zu Boden gestreckt. Als einige Zeit später Lüneburg nochmals von den Franzosen besetzt wurde, mußte Johanna Stegen fliehen, so groß waren die Verfolgungen, die sie zu erdulden hatte, denn ihre muthige That war bei Freunden und Feinden bekannt geworden. Ihre Bescheidenheit und Sittsamkeit wird von Allen eben so hoch gerühmt, wie ihr Muth. Sie mußte bei einem Festessen der Offiziere den Ehrenplatz neben dem General Dörnberg einnehmen, welcher öffentlich erklärte, daß ohne ihre Mithilfe der Sieg nicht erkämpft worden wäre. Bei allen Ovationen aber, die ihr zu Theil wurden, bewahrte sie ihre rührende Anspruchslosigkeit und ihr durchaus reines, echt weibliches Wesen. Johanna Stegen, geboren 1793, heirathete 1817 in Berlin den Feldwebel Hindersin. Sie starb 1842. Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Lüneburger Befreiung am 18. März d. J. hat Fr. Rückert — der die Heldin von Lüneburg gleich Varnhagen von Ense schon früher besungen — folgendes Sonett eingesandt:

Vor fünfzig Jahren ist durch deutsche Gauen
des Volkes neuerwachter Geist geschritten,
der in streitbarer kühner Männer Mitten
zum Kampf begeisterte selbst zarte Frauen;

Da war in dir, o Lüneburg, zu schauen
ein Mädchen von bescheid'nen Bürgersitten,
Johanna Stegen, die, wo Männer stritten,
im Kugelregen aushielt ohne Grauen.

Mein schwaches Lied hat damals sie besungen,
und heute werden vom erblaßten Bilde
mir wach die dämmernden Erinnerungen.

Hoch deiner Frau'n und Jungfrau'n edle Gilde!
Des deutschen Mannes Muth ist unbezwungen,
dem treue Frauentugend dient zum Schilde.

Neuseß (bei Koburg,) 13. März 1863.

Der Turiner Hof.

Das piemontesische Leben hört in Turin auf, und ein Ort für italienisches Leben wird Turin nie sein. Zuvörderst haben wir eigentlich gar keinen Hof hier. Man achtet und liebt den König, aber er ist beinahe eben so wenig sichtbar, wie der Großmogul. Die Prinzen von Geblüt sind hier und da im Lande zerstreut, und selbst wenn sie zu Hause sind, so haben sie ihren Wohnsitz im Moncalieri und kommen kaum jemals in die Stadt, außer am Sonntag Morgen, um in aller Eile eine Messe in der königlichen Kapelle zu hören. Im vorigen Jahre begegnete Einem hie und da auf der Promenade wohl noch die Prinzessin Maria Pia mit ihrem schönen jugendlichen Gesicht, eine creatura bella, bianco vestita, und das Herz lachte Einem im Leibe, wenn man sie ansah. Jetzt aber sonnen sich die Bewohner von Lissabon an ihrem Anblick; wir haben hier einen verwaisten, kinderlosen Hof; die Säle im Schlosse sind schweigende Prunkgemächer, und der König, wenn er in der Stadt weilt, wohnt hoch oben in den Dachzimmern, wo er seine Kabinetsräthe hält und alle seine Geschäfte abmacht. Während des Karnevals macht man zwei bis drei Mal einen schwachen Versuch, so etwas von einem Hofball zu Stande zu bringen; wer aber einmal auf einem gewesen ist, geht nicht so leicht wieder hin. Sonst werden nur in sehr wenigen der alten Adelshäuser Tanzgesellschaften gegeben. Es lohnt sich nicht der Mühe, nach den Ursachen dieser gesellschaftlichen Schlaffheit zu forschen, und noch interessanter würde es sein, über ihre muthmaßlichen Wirkungen auf das politische Leben des ganzen Landes nachzudenken. Die nationale Revolution in Italien hat bis jetzt noch keinen sozialen Umschwung hervorgebracht. Piemont hat Italien verschluckt, ohne dadurch im Geringsten italienisch geworden zu sein. Cavour revolutionirte Italien, dachte aber nicht im Entferntesten daran, den Hof zu reformiren. Der piemontesische Adel, welcher stolz und arm ist, wie der schottische, hielt sich fern von der Bewegung, ohne sich ihr entgegenzustemmen. Mit den tapferen Neigungen einer kriegerischen Race nahm er seine Stelle an der Spitze des Heeres ein. Vermöge des blosen, auf Jahrhunderte lange Loyalität sich gründenden Besitzrechtes umgab er seinen Souverän mit der schweigenden Exklusivität des privilegirten Dieners. Selbst die genuesischen Patrizier wurden, obgleich sie seit länger als fünfzig Jahren an den Geschicken der Monarchie Theil nahmen und in der feudalen Rangordnung hoch dastehen, nie, oder doch nur äußerst selten, in der Hauptstadt heimisch und erhalten oder suchen nie Zutritt bei Hofe, außer als gelegentliche Zugvögel. Es gibt kein bestimmtes Gesetz, kein Gebot der Etiquette, welches einen Strozzi aus Florenz oder einen Caracciolo aus Neapel von der Umgebung ihres neuen Herrschers ausschlösse. Die Strozzi und die Caracciolo haben einfach keine Heimath in Turin, und es würde ihnen schwer fallen, eine zu finden, wenn sie danach suchten. Der piemontesische Adel bleibt rein durch die vis inertiae im Besitz. Da haben wir hier einen alten antediluvianischen Marquis de Breme, einen Kerl, so plump und schwerfällig wie ein Elephant. Für diese Menschen existirt gar keine Veränderung, und er leitet die königliche Hofhaltung jetzt noch ganz in derselben Weise, wie vor der Zeit — es mag seitdem wohl ein halbes Jahrhundert verflossen sein, — wo er Zeremonienmeister wurde. Die Minister waren bisher entweder Edelleute und Piemontesen, wie Cavour und Azeglio, und sie und ihre Familie hatten seit unvordenklichen Zeiten die Entrée; oder sie waren Demokraten und Junggesellen wie Rattazzi, oder Fremde, wie Ricasoli, und kümmerten sich so wenig um die Hof-Etiquette, wie ihre Vorgänger um die Verwal-

tung. In sozialer Beziehung hat sich in Piemont schlechterdings gar nichts geändert. Die am Fuße der Alpen lebenden Edelleute, die Gebildeten nicht ausgenommen, halten mit unerschütterlicher Treue an ihrem rauhen und ungeschlachten Dialekt fest. Sie sprechen, wenn sie durch den Verkehr mit Fremden dazu gezwungen werden, ein ziemlich schlechtes Französisch und ein noch schlechteres Italienisch. Im vertraulichen Verkehr aber würde jede andere Sprache, als ihr geliebtes Patois, ein fürchterlicher Zwang für sie sein, und sie werfen sie eben so gern bei Seite, wie der Bauer seinen Sonntagsrock, der ihn in seinen freien Bewegungen hemmt. Sind sie unter sich, so bedienen sie sich, gleichviel ob zu Hause oder draußen, fortwährend der niedrigsten Volks-Mundart. Man braucht nur das Auge zuzumachen, und das Ohr wird niemals im Stande sein, an Redeweise und Ton eine hochgeborne Marchese von ihrer Wäscherin zu unterscheiden. Der König selbst geht mit gutem Beispiele voran, und so sonderbar es auch klingen mag, seine Vorliebe für Rattazzi und andere Minister und seine Abneigung gegen Ricasoli hatte ihren Grund zum Theil in seinem Widerwillen gegen das reine Toskanisch, in welches er jedoch wenn es ihm beliebt, seine Gedanken sehr gut einzukleiden weiß. Alles in Allem genommen, läßt sich nicht leugnen, daß Piemont klein ist und für Italien nicht Platz machen kann. Die Piemontesen sind der männlichste, tapferste, tüchtigste Volksstamm der Halbinsel, aber es fehlt ihnen entweder an dem Willen oder an der Kraft, ihren Brüdern auf halbem Wege entgegen zu kommen. Inmitten einer allgemeinen Katastrophe, welche fünf bis sechs Throne stürzte, eben so viele politische Mittelpunkte erschütterte und eben so viele soziale Gebäude über den Haufen warf, blieb Piemont allein unverändert und unerschüttert stehen, und eigentlich hat dießseits des Ticino gar keine Revolution stattgefunden. Zum gesellschaftlichen Mittelpunkte ist Piemont durchaus nicht gemacht. Das italienische Leben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten hat seinen besonderen Charakter. In Genua, in Florenz, in Bologna, selbst in Mailand, kurz, allerwärts, nur nicht in Turin befindet man sich in Italien. Eine Stadt, welche sich keiner Kirche, keines Palastes, keiner Ruine, keines weltberühmten Gemäldes, keiner eigenthümlichen malerischen oder auch nur wunderlichen Lokalität rühmen, kurz, keines Dinges sui generis rühmen kann, darf kaum als italienische Stadt gelten. Schon die vergleichsweise große Reinlichkeit von Turin, sein philiströs-anständiges Aussehen, die stille und regelmäßige Lebensweise seiner Bewohner, das häusliche Leben, der trockene schalkhafte Humor und alle guten wie schlechten Eigenschaften der Piemontesen, wodurch diese sich von der mehr quecksilberartigen Natur der anderen Italiener unterscheiden, machen Piemont zu einem besonderen Lande. Immerhin mag ein Fremder die Piemontesen am liebsten haben und sie höher stellen, als ihre begabteren aber weniger gut geschulten Brüder, und immerhin mag er wünschen, daß ganz Italien Piemont gliche, — der Wunsch, so vernünftig er auch sein mag, ist doch ein vergeblicher, und die Nothwendigkeit, den gesellschaftlichen Mittelpunkt zum mindesten von Italien irgendwo anders als in Piemont zu suchen, kann keinem einsichtigen und unbefangenen Beobachter entgehen."

Amerikanische Eisenbahnen.

Otto Ruppius, der bekannte, nun in die deutsche Heimath zurückgekehrte Amerika-Erzähler, schreibt über die amerikanischen Eisenbahnen:

Das Erste, was mich nach dem Betreten der deutschen Erde aufnimmt, ist der Eisenbahnzug. Ja, es ist ein wahrer Segen um die Sicherheit, mit welcher der Mensch hier fährt. Die Bahn sauber wie eine Tenne, alles prächtig und solid gebaut, jeder Fußbreit von dem Bahnwärter überwacht, daß auch nicht ein reglementswidriges Steinchen sich einschleichen darf; dazu blickt überall die väterliche Vorsorge und Ueberwachung der Regierung hervor, an jeder Station zeigt sich eine kleine Armee von Schaffnern und Beamten; jede Waggonthüre ist beaufsichtigt, Alles hat seine militärische Ordnung und Pünktlichkeit. Wunderlich! was wohl aus Amerika geworden wäre, wenn es bei seinen Eisenbahnen dieses Vorsorge- und Bevormundungs-System hätte anwenden wollen! Fünfhundert Meilen von der Meeresküste fließt ein bedeutender Strom, welcher sich durch reiche Ackerbaustaaten zieht. Wird er durch eine Eisenbahn mit der Küste verbunden, so erhalten die dortigen Staaten einen neuen gewinnreichen Markt für ihre Producte. Aber es liegen Hunderte von Meilen unbewohnten Waldes und noch nirgends angesiedelte Strecken dazwischen. Was thut das indessen? In Europa baut man wohl Eisenbahnen, um bereits vorhandene Städte mit einander zu verbinden, baut in kleinen Strecken und berechnet sorgfältig die Rentabilität, welche die zu berührenden Punkte der Bahn gewähren können; der Amerikaner indessen baut Eisenbahnen, um Städte hervorzurufen, schlägt sie mitten durch die Wildniß, und weiß dabei, daß wenn auch nicht in den ersten beiden Jahren, er doch im dritten das ganze erste Anlagecapital wieder herausgebracht haben wird.

Dabei darf er allerdings nicht an theure Bauten, Schaaren von Beamten, Wärterstationen und dergleichen Luxus denken; auf langen, langen Strecken, durch welche die neue Bahn führen soll, gibt es ohnehin keinen Mund voll zu essen, und auch die Brunnen zum Speisen der Locomotive müssen vielfach erst gebohrt werden — nicht einmal an Eisenschienen denkt er für den Anfang: diese muß die Bahn erst selbst verdienen; vorläufig, wo noch wenig an Passagierbeförderung durch die Oede zu denken ist, sind sie noch zu theuer. Die Richtung der projectirten Bahn wird durch den Wald mittelst Einkerben der Bäume bezeichnet, dann vom Holze befreit, mit Seitengräben versehen, und hierauf folgt nach der nöthigsten Planirung des Bodens das Legen der Querpfosten, welche aus den umgeschlagenen Bäumen zugerichtet sind. Auf diese nun werden statt der Schienen Holzbalken befestigt, deren gegen einander gerichtete Seiten rechtwinkelig behauen und mit starkem Eisenblech beschlagen sind: das ist die Bahn, auf welcher die Wagen zu laufen haben, und kaum sind einige Meilen derselben auf diese Weise fertig geworden, als sie auch sofort in Gebrauch genommen wird, denn alle Bedürfnisse der Arbeiter müssen auf ihr herbeigeschafft werden. Die unumgänglichen Ueberbrückungen, die Viadukte, deren Träger sich bisweilen zu einer riesigen Höhe erheben müssen, sind aus Holz gebaut, aber mit dem vollen Genie, welches den Amerikaner zum ersten Architekten macht, konstruirt, und mit einer Schnelligkeit schreitet das Werk vor, welche dem deutschen Bauhandwerker unbegreiflich sein würde, aber das in Fleisch und Blut übergegangene Sprichwort des Amerikaners: „Zeit ist Geld!" kennzeichnet.

Endlich nehmen die regelmäßigen Züge ihren Anfang. Neben dem Locomotivführer, Heizer

und Gepäckmeister hat aber der ganze Zug, so lang er auch sei, nur einen Conducteur — die amerikanischen Personenwägen sind nicht durch Coupés getrennt, haben ihre Thüren da, wo sie miteinander zusammenhängen, und gestatten durch kleine Plattforms vor diesen Thüren den sicheren Gang durch die ganze Länge des Zuges. An Stelle der mangelnden Restaurationen in dieser Wildniß sind für den Reisenden Lebensmittel und Leckereien, auch Zeitungen und Bücher auf dem Zuge selbst zu haben. Eisenbahnwächter waren noch zu theuer, werden auch für überflüssig gehalten; ihren Dienst versieht bei Tag und Nacht getreulich eine einfache Vorkehrung, cowcatcher genannt, welche, knapp über der Bahn, an dem Vordertheile der Lokomotive befestigt ist, sich unter jedes auf dem Weg gerathene Hinderniß schiebt und es zur Seite wirft.

Nur kurze Zeit indessen nach Vollendung der ersten Strecke einer solchen Bahn bleibt die bisherige Oede; so rasch der Bau vorwärts schreitet, so rasch fangen auch die beiden Seiten der neuen Straße sich zu beleben an. Jede Eisenbahn-Kompagnie nämlich, welche durch noch wildes Land baut, erhält von der Regierung als Unterstützung einen bestimmten Theil der neben der Bahn herlaufenden Bodenstrecke, und diese bietet die Compagnie zum Verkauf aus. Die neue Eisenbahnverbindung, welche die Möglichkeit gibt, alle Ackerprodukte sofort in Geld umsetzen zu können, zieht rasch den amerikanischen Farmer wie den neuen Ansiedler herbei; mit diesen stellen aber sich auch die Spekulanten ein, welche gut gelegene Plätze zu neuen Städten kaufen und in Baustellen auslegen: — nach kaum zwei Jahren ist überall der Wald gelichtet, die Bahn hat sich gut bezahlt und nun sind auch wirklich Schienen gelegt, sind auch viele Holzbauten durch Stein ersetzt worden, und die bisherigen Güterschupfen, welche nur aus einem Dache und sechs Pfählen bestanden, verwandeln sich in ordentliche geschlossene Depots. Viele der westlichen Eisenbahnen haben auf diese Weise, ohne welche die Wildniß nimmermehr so rasch der Civilisation geöffnet worden wäre, begonnen; aber obgleich sie heute in Eleganz ihrer Wagen, Großartigkeit ihrer Bauten, Schnelligkeit ihrer Züge, Pünktlichkeit im Dienste und seit den letzten zehn Jahren auch in völliger Gefahrlosigkeit der Beförderung es mit jeder anderen Eisenbahn aufzunehmen vermögen, so ist der „Cowcatcher" doch noch immer der einzige Bahnwächter, und den Zug leitet ein einziger Conduktenr, dessen Anforderungen jeder Passagier sich eben so willig fügt, als er nöthigenfalls zu seiner Unterstützung bereit ist — der Amerikaner weiß, daß nicht eine bevormundende Regierungsmacht, sondern er selbst als Theil des souveränen Volkes die bestehenden Gesetze aufrecht zu erhalten hat.

Aus dem Wiener Leben.

Ein Spaziergang durch die Hauptstraßen von Wien ist auch ein Spaziergang, die Sonne scheint auch dort, und reizende Bilder drängen sich rechts und links. Den Fortschritt, welchen unsere Geschäftsleute in den letzten Jahren im Arrangement ihrer Auslagen gemacht haben, kann Niemand verkennen; und darin sieht man deutlich, daß ihre Reisen nach Paris und London nicht umsonst gewesen sind. Wie geschmackvoll und verführerisch die aus Spinnweben und Lichtstrahlen und Blumenduft gewobenen und mit Thautropfen gestickten Kleider da drapirt sind! Man könnte sich wünschen, ein junges Mädchen zu sein, nicht, um alles zu tragen, sondern

um die rechte Disposition zur Bewunderung all der Herrlichkeiten zu haben, die in der That nur ein rechtes Blumenleben führen. Nach einer Nacht — lächerlich, nach einer Stunde des Glanzes welken und verlassen sie, und der anbrechende Morgen bringt ihnen Vergessenheit und Tod. Wie frisch, wie leuchtend und lachend ist die Toilette einer Dame, die den Ballsaal betritt! Ein Gang durch den Saal, eine Quadrille, eine Polka, und Mehlthau verdunkelt das strahlende Weiß, überall so praktisch, am praktischsten aber beim Tanze, haben die unmalerischsten Schleppen erhalten. Und darum wochenlanges Sinnen und Suchen und Arbeiten, darum Rechnungen vom Schneider und Putzmacherin länger als die herabgetretenen Schleppen? — Von einer Dame wird erzählt, sie habe sich eine Woche vor einem großen Balle täglich eine neue Frisur machen lassen, eine jede selbst vor dem Spiegel gezeichnet, und unter den sieben verschiedenen „Stylen" den für sie kleidsamsten und originellsten für den einen Abend ausgewählt. Und wer erkennt überhaupt noch eine Frisur, wenn die Tänzerin sich erst einige Male im Kreise herumgedreht hat!

Undankbare Männerwelt! entgegnen uns die Damen, für wen anders als für euch machen wir uns all' die Sorge und Mühe? Um euch zu gefallen, schmücken wir uns. Sollten die Damen die faktischen Verhältnisse nicht besser kennen? Wir Männer sind selten in der Laune und noch seltener kompetent, den Toilettenaufwand gebührend zu würdigen. Wir sehen und erinnern uns, daß diese oder jene Dame besonders geschmackvoll angethan war, wir finden, daß diese oder jene ihre körperlichen Vorzüge in besonders gutes Licht zu stellen wußte, aber examinirt uns ja nicht nach den Einzelnheiten. Schließlich behält doch immer das frischeste Gesicht, wenn auch die Coiffure noch so schlicht, das Kleid noch so einfach, den Sieg. Für einander putzen sich die Damen, den kritischen Blick ihrer Nachbarinnen fürchten sie bei der Wahl der Toilette.

Eine neue alte Mode, welche wieder von Paris importirt wird, scheint glücklicherweise an dem gesunden Sinn und Geschmack der Wienerinnen eine feste Schranke zu finden. Hier und da taucht wohl eine Dame auf, aus deren Haarputz bei jeder raschen Bewegung eine weiße Wolke aufwirbelt; aber die große Mehrzahl hat sich doch noch nicht entschlossen, ihr Haar durch Puder zu verunzieren oder zu verunreinigen. Wie sagte doch Alfons Karr? Den Schlechtgewachsenen zu lieb verunstaltet ihr eure Gestalt durch Tonnenreife, die euch jeden Augenblick in Lebensgefahr bringen; den Kahlköpfigen zu lieb hängt ihr euch todtes Haar, den Raub vom Secirtische, auf den Kopf, und — muß hinzugefügt werden — den alternden Schönen zu lieb färbt ihr euer rabenschwarzes, kastanienbraunes, goldblondes Haar grau! Man muß wirklich Ernst und Spott bei Zeiten aufbieten, ist der Unsinn einmal acceptirt worden, so versagen auch die schärfsten Waffen ihren Dienst. Die widerwärtige Sitte, sich mit falschem Haar zu behängen, ist ja bereits glücklich aufgenommen worden. Welch eine reizende Vorstellung; der Geliebte wühlt in den aufgelösten, weichen, duftenden Locken und behält plötzlich eine oder ein Paar ganze Wellen in der Hand! Und man sollte doch meinen, daß das Gefühl des Ekels davon abhalten sollte, ohne gebieterische Nothwendigkeit zu solchen „Schönheitsmitteln" zu greifen.

Doch genug von der Kosmetik. Was oben von den Toiletten gesagt wurde, wird hoffentlich nicht als eine Fastenpredigt gegen dieselben aufgefaßt werden. Dient doch der Luxus auch der Industrie, gibt die Verschwendung hier auf der andern Seite Brod. Wenn auch alles Gute „aus Paris" sein muß, habe ich doch den guten Glauben, daß das Meiste inländisches Fabrikat ist. — — So weit unser Fragment aus dem Wiener Leben. Warum wir dasselbe hier wiedergegeben haben? Ei, weil es mit ganz geringen Veränderungen eben so gut heißen könnte: Aus dem Leben von ***.

Das Wechsel Kind.*

Am Dorfes-Ende an der Lind'
Ein Häuschen steht allein,
D'rin wohnt mit ihres Bruders Kind
Ein altes Mütterlein. —
Es schleicht vom Kind' manch' Rede sich
Im Dorfe hin und her.
„An ihm ist Vieles wunderlich
Und nicht natürlich mehr!"

Sind ihre Haare nicht wie Flachs
Und ganz gespenstisch lang!
Ist ihr Haupt nicht weiß wie Wachs
Und wundersam ihr Gang
Welch' großes Unglück, glaubt man kaum,
Schaut sie erst Einen an:
Sie folgt ihm wach und kommt im Traum
Und hat ihm's angethan!" —

So ging der blöde Bube nie
Mit ihr auf einem Steg,
Betreffen wird die Dirne hie
Und floh sie allerweg.
Man nahm bedächtig Nichts und klug
Bot sie auch etwas dar,
Und füllte nicht den Wasserkrug
Wenn sie am Brunnen war.

Und Sonntags, wenn im Tanz der Bub'
Die munt're Dirne schwang,
Saß sie am Rocken in der Stub
Und weinte, spann und sang.
Und dumpfe Töne bringt der Wind, —
Die schritten ihr durch's Herz,
Ach, Keiner hilft das arme Kind, —
Sie bleibt allein im Schmerz. —

Doch als das Laub den Bäumen schwand,
Stand sie vor einem Sarg,
Ein roth's Tüchlein in der Hand,
Das ihre Habe barg.
Und Niemand weiß, wohin sie zieht —
Sie ging den Fluß hinab. —
Doch Jeder kreuzt sich scheu und flieht,
Kommt er an's Hexengrab.

A. Sch.

Ein hübsches Gut hatte der Bauer R. in Bergheim bei Wildungen (Waldeck,) nur war es ihm nicht feil, was dem Juden leid that; denn er hatte schon lange ein Aug' drauf geworfen. Kommt Zeit, kommt Rath! tröstet sich der Jude und dachte, auch ein Bauer hat seine schwache Stunde. Und richtig, neulich trifft er den Bauer im Wirthshaus mit warmen Kopf. Der Jude winkt mit dem Zaunpfahl und der Bauer — beißt an. Ich muß meiner Alten, sagte er, zeigen, wer Herr im Hause ist, sie meint, sie wär's! Sie werden über den Kau'preis einig und auch darüber, daß der Jude für jedes lebende Stück Nutzvieh und Inventar extra 15 Sgr. zahlen soll. Andern Tages wird der Kauf in Wildungen vor'm Richter in Ordnung gebracht und der Herr ersucht, sogleich in Bergheim die Uebergabe zu bewirken. So geschah's. Frau und Kinder Knechte und Mägde heulen und schreien als dem Juden Pferde, Kühe, Schafe 2c. 2c. vorgeführt und Stück für Stück um 15 Sgr. übergeben werden. Zuletzt führt der Bauer den Herrn Richter und den Juden in den Hausgarten zum — Bienenstock und ersucht den Käufer, auch für dieses Nutzvieh Stück für Stück 15 Sgr. zu erlegen. Um die Zahl der Bienen zu ermitteln, wird ein Korb getödtet, der 36,000 Bienen zu Tage förderte. Der Jude schlägt die Hände über'm Kopf zusammen und jammert; hilft nichts! sagt der Bauer, abgemacht, ist abgemacht! Der Richter bestätigte. Der Jude ist endlich froh, 5000 Thaler Abstandsgeld zahlen und den ganzen Kauf rückgängig machen zu können.

Preußische Landwehr, Linie und Garde waren kaum erst siegreich aus dem Befreiungskriege 1815 heimgekehrt, als eines Tages zwei Landwehr-Officiere plaudernd im Kaffehause in Berlin saßen. Auch 2 Gardeofficiere traten ein; Kamerad sagt plötzlich der Eine gehen wir wieder, hier stinkt's nach Landwehr! — Mein Herr, bittet einer der Landwehr-Officiere aufstehend, ich bitte um Ihren Namen! — Die Garde verweigert ihn, er erfährt in aber doch und bittet bei dem Kriegscommando um Genugthuung. Er wird abgewiesen. Da geht er zu dem Könige Friedrich Wilhelm III. und trägt diesem die Sache vor. — „Genugthuung haben!" antwortete der Monarch. Bei der nächsten Sonntagsparade erscheint der König in Landwehr-Uniform und läßt den Gardeofficier zu sich rufen. Er knöpft seinen Rock auf, hält einen Zipfel desselben dem Officier vor die Nase und fragt: Stinkt's! — fort und entlassen! setzt er sofort hinzu!

* In einigen Gegenden für „gelegtes."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 18. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. Mai 1863.

Die Tabakspfeife der Königin Victoria.

Diese Tabakspfeife ist größer und merkwürdiger, als irgend eine andere auf der Welt, selbst den Türkenkopf aus dem Gedichte: „Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" nicht ausgenommen, und wir wollen eine kleine Beschreibung von dieser eigenthümlichen Pfeife geben. Mitten in den Londoner Docks befindet sich das sogenannte Entrepot der Königin, besonders das ausgedehnte Tabaksmagazin, welches nicht weniger als fünf Acres im Umfange hat und wofür die Regierung den Actionären der Docks die Kleinigkeit von 14,000 Pfund Sterling jährliche Pacht zahlt. Hier liegen eine Menge Fässer mit Tabak, bisweilen 24,000 und mehr, und in einem kleineren Raum die Cigarren und die feineren Tabacksorten.

Die Tabacksfässer bilden rechts und links lange Straßen und die ganze Atmosphäre ist mit Tabaksgeruch erfüllt; gehen wir in der mittelsten Straße eine Strecke fort, so erblicken wir bald einen Wegweiser, der die sonderbare Aufschrift führt: „Zum Ofen." Verfolgen wir diese Richtung, so stehen wir bald in der Mitte des Magazins, und zwar vor der Tabakspfeife der Königin oder Queen's-pipe. Wir treten durch eine Thür, über der sich das königliche Wappen mit den Anfangsbuchstaben V. R. befindet, in ein abgesondertes Lokal und erblicken in der Mitte desselben einen riesigen kegelförmigen Ofen; oberhalb der kolossalen Ofenthüre prangt abermals das königliche Wappen mit den erwähnten Buchstaben. In dem Ofen brennt ein ungeheures Feuer und es heißt hier: zehn Schritte vom Leibe, wenn man nicht gebraten und geschmort sein will. Nur die an diese Hölle schon gewöhnten Heizer dürfen sich etwas näher hinzuwagen, um den Riesen mit neuer Nahrung zu versorgen. Solche Nahrung ist bereits massenhaft um ihn herum aufgestapelt und besteht aus Ballen von beschädigtem Tabak, Thee und verschiedene anderen havarirten Waaren. Das Feuer erlischt nie, weder bei Tag noch bei Nacht, und wird fortwährend mit langen Eisenstangen geschürt, während nacheinander Kisten und Ballen durch die offene Thür in die Flammen fliegen. Auch alle confiscirten oder unverkäuflichen Waaren, welcher Art sie auch seien, werden durch die Tabakspfeife der Königin in Rauch und Asche verwandelt und bisweilen wird sie mit ganz eigenthümlichem Tabak gestopft.

So geschah es vor Kurzem, daß 900 Stück Schöpsenkeulen aus Australien der Tabakspfeife zum Opfer fielen; dieselben waren kurz vor der Aufhebung des Eingangszolles auf diesen Artikel in das Entrepot gebracht worden und da dem Eigenthümer nicht gestattet wurde, sie zollfrei auszuführen, so hatte das Fleisch seinen Werth verloren, denn der Preis war dermaßen gefallen, daß sich kaum der Zoll bezahlt gemacht haben würde. Die Waare blieb also liegen und ward, als sie zu verderben begann, der Pfeife dargebracht.

Bei einer andern Gelegenheit mußte die unersättliche Tabakspfeife 130,000 Paar der feinsten französischen Glacéhandschuhe, die eingeschmuggelt und confiscirt worden waren, in sich aufnehmen, die ihr übrigens, gleich den Schöpsenkeulen, keinerlei Beschwerde verursachten.

Als sie jedoch einmal eine respectable Anzahl Rindshäute einzunehmen genöthigt wurde, gab sie ihr Mißbehagen durch einen so pestilenzialischen Geruch zu erkennen, daß es die Beamten und Diener lange Zeit kaum aushalten konnten und sich die respektwidrigsten Ausdrücke gegen die Queen's-pipe erlaubten. Seit dieser Zeit wird sie nicht mehr mit solchen unverdaulichen Dingen belästigt; auch wird jetzt mit einigen Sorten Thee eine Ausnahme gemacht, weil der starke Luftzug trotz aller Vorsicht brennende Theeblätter durch die Gitter hinausgetrieben hatte, wodurch beinahe eine Feuersbrunst entstanden wäre, die nicht bloß allen Tabak, sondern die ganzen Docks mit den auf viele Millionen geschätzten Waaren in Rauch hätte aufgehen lassen.

Aus dem Leben des Kaisers von Frankreich.

In der jüngst erschienenen pikanten Schrift „Napoleon III. und sein Hof" (Leipzig, Grunow) ist namentlich den verschiedenen zarten Liaisons des Kaisers große Beachtung geschenkt. Seine erste Flamme war Eleonore Gordon die Tochter eines französischen Rittmeisters, der in Spanien gefallen war. Eleonore Gordon war die Vertraute Napoleon's beim Attentat von Straßburg. Sie war Sängerin und machte dem Prätendenten im Sommer 1836 in Baden Baden Avancen. Man sagt, daß sie geträumt habe, Kaiserin der Franzosen zu werden. Jedenfalls hat sie sich sehr muthvoll benommen. Während Louis Napoleon in der Finkmattcaserne ohne Glück die Truppen haranguirte, pochten die Gendarmen bereits an die Thüre der Gordon, welcher Persigny eben hinterbracht hatte, daß das Unternehmen des Prinzen zu scheitern drohe. Die Gordon verbrannte alle auf den Aufstand bezüglichen Papiere, die Listen der Verschworenen die Correspondenz mit denselben, und als die Gendarmen die Thür einzuschlagen drohten, stellte sie einen Schrank vor dieselbe, um ihr Autodafé mit Muße zu Ende bringen zu können. Ihrer Geistesgegenwart war es also zu verdanken, daß in dem Proceß so wenig an den Tag kam. Louis Napoleon bewahrte der Gordon auch noch lange ein wohlwollendes Andenken. Er sprach noch, als ihn Louis Blanc 1845 in Hamm besuchte, liebevoll von ihr.

Fast gleichzeitig hatte Louis Napoleon die damals fünfzehn Jahre alte Königin von Portugal in's Auge gefaßt. Das Porträt Maria da Gloria's hatte Eindruck auf ihn gemacht und er wäre nicht abgeneigt gewesen, König von Portugal zu werden. Aber die Sache ging nicht recht zusammen, so große Mühe sich auch seine Verwandten gaben. Louis Napoleon verzichtete

am 14. Dezember 1835 in einem officiösen Briefe auf die portugiesische Candidatur, indem er schrieb: „Ueberzeugt, daß der große Name, den ich führe, für meine Mitbürger nicht immer eine Ursache zur Ausschließung sein wird, weil er sie an fünfzehn ruhmreiche Jahre erinnert, warte ich mit Ruhe in einem freien gastlichen Lande die Zeit ab, wo das Volk Diejenigen in seinen Schooß zurückrufen wird, welche im Jahre 1815 von den Fremden verbannt wurden. Die Hoffnung, einst Frankreich als Soldat und Bürger dienen zu können, stärkt meine Seele und gilt in meinen Augen mehr als alle Throne der Welt."

Mit der Sängerin und der Königin rivalisirte aber damals noch eine dritte Frau. Es war Mathilde, König Jerome's siebenzehnjährige Tochter. Sie schien Louis Napoleon aufrichtig geliebt zu haben. Als er auf der „Andromeda" nach Amerika transportirt wurde, dachte er mit Wehmuth an seine Cousine und schrieb Folgendes in sein Tagebuch: „Als ich vor einigen Monaten Mathilde nach Hause brachte, betraten wir gemeinschaftlich den Park und sahen dort einen so eben vom Sturm zerschmetterten Baum, worauf ich zu mir selbst sagte, daß unsere Heirathspläne in gleicher Weise durch das Geschick zertrümmert werden würden. Was damals mein Geist dunkel ahnte, ist seitdem zur Wahrheit geworden. Habe ich denn während dieses Jahres den ganzen Reichthum von Glückseligkeit geleert, der mir in dieser Welt beschieden ist?"

Mathilde (in Triest am 27. Mai 1820 geboren) war eine große Schönheit, klein von Gestalt, aber wohlgebildet, mit einem Kopfe von klassischer Form, großen funkelnden Augen und ausdrucksvollen, regelmäßigen Zügen. Ihrer blühenden Gesichtsfarbe diente ein lichtblondes, üppiges Haar zum Relief. Bald nach ihrer Verheirathung mit dem Fürsten Anatole Demidoff welkten ihre Reize und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck der Zerstreutheit an. Als Louis Napoleon Präsident wurde, machte Mathilde die Honneurs in seinem Hause.

Im Jahre 1840 schwärmte Louis Napoleon für die schöne Lady Seymour. Ihre Farben trug er bei dem Turnier, welches Lord Eglington in Ayrshire veranstaltete und an dem sich der Prinz betheiligte. Vom Turnier weg ging der Letztere nach Boulogne.

In Hamm, wohin er nach dem verunglückten Putsche von Boulogne gebracht wurde, verliebte er sich in ein Mädchen, Namens Badinguet, die Tochter eines Großbäckers in Hamm. Mit der Badinguet hatte er zwei Kinder, welche später Miß Howard in Pflege nahm, gegen ein glänzendes Jahrgeld natürlich.

Miß Howard war eine robuste, englische Schönheit, die Louis viel kostete. Er machte sie zur Gräfin von Beauregard und kaufte ihr eine glänzende Villa bei Paris. Die Howard war es bekanntlich, welche im Winter 1861 durch ihr unverschämtes, herausforderndes Benehmen — sie nahm eine Loge im Theater gerade der Loge Eugeniens' gegenüber und lorgnettirte diese in auffallender Weise — die Kaiserin nach Schottland trieb.

Im Jahre 1848 war Louis Napoleon eine Zeitlang der Verehrer der Frau Kalergis, einer reizenden Blondine, der aber auch Cavaignac den Hof machte. Louis soll dem General auch bei Madame Kalergis, die von ihrem Manne geschieden lebte, eine Schlappe beigebracht haben.

Die letzte Geliebte, Gräfin Eugenie Montijo, war die glücklichste von allen, sie wurde Kaiserin. Ueber die hohe Frau lesen wir das Nachstehende: Die beiden Schwestern Montijo hatten ihr Auge auf den Herzog von Alba geworfen. Eine jede bewahrte ihr Herzensgeheimniß mit solcher Sorgfalt, daß die andere keine Ahnung davon hatte. Eugenie machte auf einem Maskenballe, der ihr Gelegenheit bot, den Herzog unbemerkt zu beobachten, die Entdeckung, daß

dieser sein Herz der älteren Schwester zugewendet habe. Fortan bezwang sie ihre Liebe und legte sich eine heroische Entsagung auf, um dem Glücke ihrer Schwester nicht hinderlich zu sein.

Eugenie hat eine frappante Aehnlichkeit mit Maria Stuart. Dieselbe Nase, dieselben charakteristischen Augenbraunen, dasselbe goldene Haar, derselbe Teint. Sie war schon als Mädchen sehr reich und hatte eine Rente von 500,000 Francs. Mit ihrem kostbaren Perlenschmucke soll sie Louis Napoleon schon während der Präsidentschaft ausgeholfen haben.

Was eine Pariserin ihrem Manne kostet.

Wollt ihr wissen, was eine Frau in der höheren Gesellschaft ihrem Manne kostet? Ich will euch einmal in das Innere eines Haushalts führen. Er ist Marquis, Besitzer eines alten verhypothecirten Schlosses, ehemaliger Husarenrittmeister, Lebemann, angenehmer Gesellschafter, guter Reiter, guter Jäger und stets gerade und offen. Sie ist die Tochter eines Müllers, aber eines Müllers, welcher Schäffel Goldes, vier Millionen heißt es, aufgespeichert hat. Sie ist im Kloster du Sacré-Coeur erzogen worden, mit den kleinen Gräfinnen und Baronessen aus dem Faubourg St. Germain. Da lernte sie Tanzen, Klavier spielen, Knixe machen und die Augen niederschlagen. Ihr Vater schwärmt für eine so musterhafte Tochter; er hat ihre Mitgift nach seinem Enthusiasmus berechnet. Sie erhielt von ihm bei der Hochzeit 50,000 Livres Rente, halb in Gas, halb in Omnibuslinien. In väterlicher Sorgfalt für ihre anständige Bekleidung hatte er übrigens ausbedungen, daß die junge Frau jährlich von dieser Summe 20,000 Francs für die kleinen Bedürfnisse der Eleganz, welche man „Nadeln" nennt, zu ihrer Verfügung haben solle.

Der Marquis erfüllte diese Aufträge buchstäblich. Nach den ersten drei Monaten zahlte er das fällige Nadelquartal pünktlich aus. Die Marquise verausgabte es ebenso gewissenhaft, mit jenem Feuereifer einer emanzipirten Pensionärin, welcher eine Banknote in der Hand brennt bis sie dieselbe für eine Thorheit losgeworden ist.

Morgens beim Frühstück erscheint sie in weißer Kaschmirrobe mit gestickten blauen Blumen, mit Atlas gefüttert, vorn etwas offen, um einen mit Bändern aufgebauschten Valencienne Rock zu zeigen, — eine Kleinigkeit von 2000 Francs nach dem Taxat Sachverständiger.

„Wie findest Du diesen Morgenrock?" fragte sie ihren Mann.

Der Marquis wirft einen Blick auf sie und sagt „wundervoll." Denn er hat Hunger und ist gerade bei einem Angriffe auf eine Pastetenkruste.

„Ich habe ihn für Dich angezogen," fährt die junge Frau fort, und sie begleitet dies „Dich" mit einem jener langen Blicke, welche die Ewigkeit zu verkünden scheinen.

Meine Frau liebt mich ganz entschieden, denkt er.

Um ein Uhr erscheint die Marquise mit einem Dekorationswechsel am Horizont, in Toilette de bois, d. h. für das bois de Boulogne. Robe von grauem Sammet, Mantel desgleichen, beide mit Zobelschwänzen verbrämt, das Ganze auf mindestens 4000 Francs geschätzt. Sie hält ihrem Gatten die Stirn hin, legt ihre Hände auf seine Schultern, schaut ihn mit

Ekstase an und sagt im Tone zärtlichen Vorwurfs: „Aber Du hast mir noch nicht Dein Kompliment gemacht."

„Kompliment? weshalb?"

Sie tritt rasch einen Schritt zurück und nimmt mit beiden Händen, wie eine Tänzerin, ihre Robe auf: „Hierzu, Du Undankbarer! es ist für Dich berechnet. Nun, wie findest Du diese Verwandlung?"

„Entzückend!" antwortet der Gatte, und im Geiste setzt er hinzu: „Sie wird jede Minute zärtlicher."

Die Stunde des Mittagessens schlägt, und die gnädige Frau hat zum dritten Male gewechselt. Sie trägt jetzt eine Robe, die unten mit Sträußen von Kornblumen, wildem Mohn und Aehren nebst blauen Schleifen eingefaßt ist, und deren Rauschen man im Nebenzimmer hört. Diese letztere Grille hat übrigens nur ein Bankbillet gekostet. Diesmal zeigt der Gatte sich dankbar und ruft, ohne eine Aufforderung zu neuen Komplimenten abzuwarten: Himmlisch!"

„Was sagst Du?" antwortet sie schmollend. „Das Kleid ist ganz verpfuscht, scheußlich im Schnitt, scheußlich in der Farbe. Dies Blau und Roth erinnert an ein Feuerwerk. Am Schaufenster sah es leidlich aus aber angezogen macht es mich ein Jahr älter. Ich schäme mich, es Dir zu zeigen."

„Der gute Wille genügt."

„Durchaus nicht, mein Freund; die That muß dem Willen entsprechen. Ich schicke das Scheusal morgen meiner Schneiderin zurück; sie kann damit machen, was sie will."

Sie speist in übler Laune und erhebt sich beim Nachtisch, um für die Soirée des Ministers sich in Ballstaat zu werfen; weiße Tüllrobe mit einem Goldnetze darüber. Aus jeder Masche des Netzes quillt ein Blondenbusch hervor und an jedem Blondenbusch funkelt ein goldener Stern. Ein feenhafter Anzug, 4000 Francs mehr auf der Schneiderrechnung.

Es scheint, ich habe vier Frauen per Tag geheirathet, denkt der Gatte wehmüthig, als er mit der Marquise in den Wagen steigt.

Trotzdem zahlte er pünktlich den zweiten, den dritten, den vierten Termin der geheimen Fonds seiner Gemahlin. Aber siehe da, am Jahresschlusse überreicht die Schneiderin ihm eine Extrarechnung von 60,000 Francs für unvorhergesehene Toilettekosten. Der Marquis weist der Schneiderin die Thür, ruft sie jedoch nach einigem Nachdenken wieder zurück und zahlt ganz zahm, nur mit der Bemerkung, daß dies die letzte Schuld solcher Art sei, die er berichtigen werde. Namentlich ein Posten macht ihn schaudern: auf der Rechnung figurirt ein Sonnenschirm für 3000 Fr., als ob die Sonne jemals einen Schirm von solchem Preise bescheinen könnte.

Nachdem das Opfer einmal gebracht war, ersuchte der Marquis, ohne Schelten und Brummen, in aller Liebe, aber fest und bestimmt seine Gattin, sie möge künftig ihre Eleganz innerhalb der Grenze ihres Budgets halten. Sie hörte ihm ruhig zu, sie sah ihn erstaunt an, dann, wie von einer innern Feder plötzlich getrieben, warf sie sich an seine Brust, umarmte ihn mit all ihrer Zärtlichkeit, erdrückte ihn mit all ihrer Leidenschaft, seufzte, schluchzte, weinte und bat um Verzeihung. „Nur um Dir zu gefallen, nur im Rausche meiner Liebe hab' ich diese Thorheit begangen. Ich schwör' es Dir, sie soll die letzte sein!" Und sie legte die Hand aufs Herz.

Ein verspäteter Strahl des Honigmondes glänzte hernieder auf das reuige Antlitz dieser

Magdalena der Toilette: Alles ward vergeben und der Friedensvertrag auf den beiderseitigen Wangen besiegelt. Aber nach wie vor strahlte die gnädige Frau in dem vollen Zauber ihrer stündlichen Metamorphosen. Das Jahr ging zu Ende, und die Schneiderin, unbeugsam, wie das Schicksal, überreichte dem Gatten eine neue Rechnung von 100,000 Fres., in welche allerdings verschiedene kleine Vorschüsse für den Ankauf eines Schmuckkästchens und für die Bezüge eines Salonmobiliars eingetragen waren. Das letzte Viertel des Honigmondes war verschwunden von dem ehelichen Himmel. Der Marquis weigerte sich rundweg, diese illegale, eigenmächtige, verstohlene Lieferung anzuerkennen. Die Schneiderin zitirte den renitenten Ehemann vor das Gericht erster Instanz. Der Richter wies sie, des guten Beispiels wegen, mit ihrer Klage ab.

Seit diesem häuslichen Staatsstreiche schmollt die gnädige Frau. Sie weint nicht, sie macht keine Szenen. Sie hüllt sich einfach in trotziges Schweigen; sie trägt eine marmorne Maske. Wenn ihr Mann spricht, so stellt sie sich, als höre sie nicht zu; wenn er fragt, antwortet sie gleichgültig Ja oder Nein; sie mißbraucht die schreckliche Beredsamkeit der einsilbigen Wörter. Will er mit ihr spazieren fahren, so hat sie Kopfschmerzen, will er aufs Land, so ist sie erkältet oder stirbt und bittet, daß man sie ruhig sterben lasse; wenn bei Tische der Marquis von einer Schüssel nimmt, so rührt sie augenfällig das Gericht nicht an. Dann und wann schlägt der Marquis beim Anblick dieser stummen steinernen Frau mit der Faust auf den Tisch und ruft: „So sprich doch! sage mir Injurien, nenne mich Ungeheuer, schieß' eine Pistol auf mich ab, thu was Du willst, daß ich nur sehe, Du lebst, und bist kein Gespenst!" — Die Frau richtet müde ihr Haupt empor und lächelt verächtlich. Sie kennt die Macht des Widerstandes zu genau, als daß sie ihre Taktik ändern sollte. Sie fährt ruhig fort, zu sterben, bleibt im Bette, empfängt im Bette ihre Besuche, und hat dabei noch den Genuß, ihren intimen Freundinen ein gesticktes Nachthemd, ein gesticktes Nachtjäckchen, ein gesticktes Dreiler einen gestickten Pfühl, und schließlich Bettleinen mit einem Wappen, Alles gestickt, vorzuführen.

Zwischendurch verläßt sie plötzlich ihr Hotel. Der Arzt hat ihr Bewegung vorgeschrieben Eines Abends kommt sie mit gerötheten Wangen heim; sie wirft einen triumphirenden Blick in den Spiegel; sie reißt ihren Burnuß ab, als wolle sie ihrem Busen Luft machen. „Endlich!" sagte sie, „ich bin gerächt!"

Was will sie damit sagen? — Man hat es nie genau erfahren, nur sprach man zu der Zeit von einer Degenwunde die der Marquis im Gehölze von Meudon erhalten habe. Von dem Tage an hat er sein landwirthschaftliches Leben auf dem hypothekenbelasteten Schlosse wieder angefangen. Ich las neulich in der Zeitung, er habe auf der Thierschau den Durham-Preis gewonnen.

Geisterseher in Paris.

Der „Wiener Botschafter" theilte kürzlich aus Paris Folgendes mit: „Das Uebernatürliche ist den höhern Gesellschaftskreisen von Paris noch immer gleich interessant, und Home's Geist schwebte fort und fort über den Wassern des Salons. Im Faubourg Saint-Honoré ken-

nen wir eine Haushaltung, wo die Geisterklopfereien alle Gesetze der Gesellschaft aufgehoben haben. Die Köchin einer dort wohnenden gebildeten, aber außerordentlich „spiritualistischen" Wittwe erwies sich bei allen Versuchen als ein ganz vortreffliches „Medium," zu welchem die Geister besondere Zuneigung zeigten.

Plötzlich fing sie sogar an mit dem Geist ihres verstorbenen Gebieters zu verkehren, und ihrer Gebieterin genaue Mittheilungen aus dem Jenseits von deren Gemahl zu überliefern. Da fühlte die Dame, daß bei einem so zarten Verkehr zwischen der Seele ihres seligen Gatten und ihrer Köchin, die letztere unmöglich in der Küche essen könne; sie wies ihr daher sofort ein Couvert an ihrem Tische an, und conversirt durch ihre Mitwirkung mit dem Verstorbenen.

Lachen Sie ja nicht darüber! In Paris nimmt man jetzt alles, was auf Gespenster und Spuk Bezug hat, außerordentlich ernsthaft. Selbst gescheidte Leute werden von dem allgemeinen Schwindel mit fortgerissen, der in den höchsten Regionen seinen Ursprung genommen. Nicht nur Eugenie, auch Kaiser Napoleon sieht zuweilen Gespenster, vielleicht sogar nicht der angenehmsten Art. Wie weit aber der morbus spectromanicus, wie wir ihn nennen möchten, um sich gegriffen hat, davon zeugt ein soeben in der „Revue spiritualiste" erscheinender Brief, der von einem gespenstigen Schloß erzählt. Der Verfasser dieses Schreibens ist merkwürdiger Weise ein ganz verständiger, als Musiker und Schriftsteller vortheilhaft bekannter Mann, Albert von Lasalle, Mitarbeiter des „Monde illustré", Enkel des bekannten Generals Lasalle, der auf dem Schlachtfelde von Wagram gefallen.

Hören Sie wie Hr. v. Lasalle seine Abenteuer auf dem gespenstigen Schloß erzählt: „Vor ganz kurzer Zeit," schreibt er an die Revue spiritualiste, „befand ich mich mit einer größern Gesellschaft auf dem Schloß F . . . ., das auf den Ruinen einer alten Ritterburg erbaut ist, und weit und breit in der Umgegend in dem Rufe steht daß Geister darin hausen. Es war ungefähr 10 Uhr Abends und wir alle waren in dem großen Saal des Schlosses versammelt. Die Damen stickten, die Herren lasen, alles war still. Plötzlich ertönt ein gellendes Klingeln aus dem Domestikenzimmer herauf, das sich gerade unter uns befand. Gleich darauf erscheint ein Bedienter nnd fragt ob wir geschellt hätten. Wir verneinen. Während er noch im Salon steht, ertönt abermals die Klingel unten, nur noch heftiger und gellender, und gleich darauf fangen auch die andern Glöckchen des Schlosses zu läuten an, ja sogar die Thurmglocke brummt mit ihren dumpfen Tönnen den Baß zu der gespenstigen Symphonie. Erstaunen und Furcht bemächtigt sich der ganzen Gesellschaft.

Ich faßte mich zuerst, und bat die Besitzerin des Schlosses um Erlaubniß, eine genaue Hausdurchsuchung anstellen zu dürfen, um zu sehen, ob wir nicht das Opfer einer Mystification wäre. Ich ersuchte nun die ganze Gesellschaft, sich in das Dienstbotenzimmer hinab zu begeben wo auch sämmtliche Dienerschaft versammelt ward. Dann nahm ich mir die Mühe, alle Zimmer des Schlosses zu durchsuchen, deren Thüren ich sämmtlich verschloß und deren Schlüssel ich alle zu mir steckte. Nachdem ich mich so überzeugt, daß Niemand an den Klingelschnüren ziehen könne, begab ich mich in das Domestikenzimmer zurück. Sämmtliche Glöckchen in demselben läuteten Sturm; der Lärm war so arg, daß man kein Wort verstehen konnte. Ich faßte die unruhigste der Glocken mit beiden Händen, und wollte sie zur Ruhe bringen, allein ich war es nicht im Stande, und die Glocke war zudem so heiß, daß ich sie bald auslassen mußte. Doch es sollte noch ärger kommen! Um Mitternacht verstummten die Glocken, um einen noch höllischeren Lärm das Feld zu räumen. Es hämmerte und krachte mit einemmale in dem ganzen

Gebäude, als ob Hunderte von Arbeitern die Mauern demoliren würden. Die geöffneten Thüren flogen mit großer Gewalt zu, und in der Luft klang es wie der Seufzer eines Sterbenden.

Ich versuchte die Treppe hinaufzugehen, und bei jedem Schritt, den ich that, fielen mir gerade zwischen meinen Füßen schwere Hiebe auf die Stufen, und der Schall des brechenden gespaltenen Holzes tönte in meinen Ohren. Endlich gegen 1 Uhr ließ das Getöse nach, und wir gingen schlafen. Aber Ruhe sollten wir nicht haben. Die ganze Nacht hindurch flogen Steine gegen meine Fensterladen die ganze Nacht trappte es mit schweren Stiefeln im Corridor auf und ab. Mehrmals sprang ich aus dem Bett und und eilte hinaus. Ich sah nichts, aber nichts, aber es trappte fort und fort, kam den langen Gang mit dröhnenden Tritten herauf, und ging keine Elle weit von mir vorüber, so daß mir Angst ward und ich schnell in mein Zimmer zurückeilte. Am andern Morgen befragte ich die klügsten Leute der Umgebung, und sie versicherten mir einstimmig, sie hätten stets gehört, daß das Schloß .... von Gespenstern bewohnt sei."

Also geschrieben, gedruckt und geglaubt in der Mitte des 19. Jahrhunderts, im Vaterland Voltaire's und Jean Jacques Rousseau's!

Eine Scharfrichterrechnung vom Jahre 1712.

Im Jahre 1712 bediente sich die Stadt Amsterdam eines Scharfrichters aus Haarlem, das drei Stunden entfernt liegt. Um das Steigen der Kosten durch das mehrmalige Reisen desselben zu vermeiden, wurden die Exekutionen möglichst auf Einen Tag gelegt. Ueber einen solchen Tag setzte der Scharfrichter folgende Rechnung auf:

Verrichtet binnen
Amsterdam den 17. Decbr. 1712.

Einen geköpft, macht	6	fl.
Für das Richtschwert	3	„
Für das Tuch	3	„
Für den Sarg	3	„
Einen erdrosselt	6	„
Abgenommen und in den Sarg gelegt	3	„
Einen gerädert mit neun Schlägen zu drei Gulden den Schlag	27	„
Für das Erdrosseln	6	„
Abgenommen und aus der Stadt gebracht	9	„
Zwei gehängt mit dem Schwerte über dem Kopfe	18	„
Einen abgenommen und hinausgebracht	9	„
Einen abgenommen	3	„
Vier an den Galgen gehängt, zu sechs Gulden das Stück	24	„
Einen mit dem Schwerte über dem Haupte	3	„
Zwei mit Briefen vor der Brust	12	„
Vierundzwanzig gegeißelt zu drei Gulden das Stück	72	fl.
Drei mit dem Schwerte über dem Haupte	9	„
Einen mit Fußfesseln an dem Pranger gestellt	6	„
Einen auf dem Rücken gebrandmarkt	6	„
Tagegelder	12	„
Meilengelder	12	„
Für die gebrauchten Stricke	12	„
Für die Handlanger	12	„
Zusammen	278	fl.

Das Alles geschah an einem Tage auf einer Schau-Bühne am Stadthause. Die Rechnung schien Vielen zu beweisen, daß das Geschäft eine gute Nahrung sei. Für uns Spätere ist sie zu betrachten, wie ein Stück Geschichte aus jenen Tagen die man in Holland wie in Deutschland die gute alte Zeit zu nennen pflegt.

Einem Gutsbesitzer in Westpreußen fehlte eines Tages seine Frau; sie hatte sich von einem jungen Fanten entführen lassen und das ganze baare Vermögen auf die amerikanischen Reisen mitgenommen. Mit Extrazug jagte der Mann der Ungetreuen nach und holte sie in Berlin ein. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ihr im Gasthofe die Casse ab und ließ sie selber sitzen. Wahrscheinlich wird der enttäuschte Verführer es ihm nachmachen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 19. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. Mai 1863.

Seltenes Zartgefühl.

Unsere Leser werden wissen oder vielleicht auch nicht wissen, daß der jüngste der jetzigen Fürsten und Grafen Demidoff, welcher größtentheils in Paris lebt, sich im Besitz des berühmten Diamanten Karls des Kühnen, genannt „Sancy," befindet. Dieser historische Diamant ist Gegenstand einer Anekdote, in welcher auch der bekannte französische Kritiker Jules Janin eine Rolle spielt. Der Graf Paul Demidoff, Vater des gegenwärtigen jungen Bojaren, gestorben zu Mainz 1840, vermählt mit Aurora von Stjernval, befand sich zu gleicher Zeit mit Jules Janin in Lyon. Da letzterer mit dem Fürsten Anatole Demidoff befreundet war verkehrte er natürlich auch mit dessen Bruder und bot sich im als Cicerone an. So kam man auch in das Museum. Im Hauptsaal bemerkte die Gesellschaft, daß die Menge sich in einer Weise um sie drängte, welche sehr unbequem zu werden begann. War es die Schönheit der jungen Gräfin, welche diesen förmlichen Aufruhr verursachte? Sie war zwar sehr hübsch, doch nicht in dem Grade, um ein solches Aufsehen erregen zu können. Die Sache mußte also einen andern Grund haben, und man kam bald dahinter. Graf Paul Demidoff, der den „Sancy" von einem spanischen Juden gekauft, hatte ihn seiner Frau geschenkt und diese, eine große Freundin der Diamanten, trug denselben so oft sie konnte. An jenem Tage nun glänzte er als Broche auf ihrer Brust, wo er einen kostbaren ostindischen Shawl festhielt. Dieß war der Gegenstand der allgemeinen Aufregung, die geblendete Menge bewundert mehr den funkelnden Edelstein als dessen schöne Trägerin. Sobald man die Ursache der allgemeinen Sensation erkannt hatte, nahm die Gräfin rasch die Broche ab und bat den berühmten Kritiker, welcher gerade an ihrer Seite ging, sie einstweilen an sich zu nehmen. Janin verwahrte den „Sancy" in der Westentasche und man fuhr fort, die Schätze des Museums zu betrachten. Als die Gesellschaft sich später trennte, dachte Niemand an den Diamanten. Nach Verlauf von 2 Tagen lud der Graf den Kritiker zum Diener ein. Dieser kam; man speiste, aber vom „Sancy" wurde kein Wort erwähnt. Beim Dessert endlich kam das Gespräch ohne Zweifel ganz zufällig, auf Edelsteine. „Apropos" sagte der Graf in fast gleichgültigem Tone, „haben Sie auch den Diamanten meiner

Frau angesehen? — Wie gefällt er Ihnen?“ Der Kritiker wechselte die Farbe, und geberdete sich, als wollte er in Ohnmacht fallen. Kaum hatte er sich von dem Schrecken dieser späten Erinnerung ein wenig erholt, so springt er auf, eilt in sein Hotel, fliegt die Treppe hinauf und fällt, in seinem Zimmer angekommen, mit dem Ausrufe: „Meine Weste! meine Weste!“ athemlos in einen Lehnstuhl. — „Welche Weste befehlen Sie?“ entgegnete der ganz erstaunte Bediente. — „Die weiße Piquéweste, die ich am Sonnabend getragen.“ — „Die habe ich der Wäscherin des Hotels mitgegeben.“ — „Um Gotteswillen! weißt Du das gewiß?“ — „Ganz bestimmt.“ Von einem schwachen Hoffnungsstrahle durchzuckt, eilte Janin in ein an sein Schlafgemach stoßendes dunkles Kabinet, in welches er die schmutzige Wäsche zu werfen pflegte, und siehe da, der erste Gegenstand, der ihm entgegenblitzt, ist der „Sancy,“ der wie durch ein Wunder beim Hinwerfen der Weste aus der Tasche gefallen war. Ohne diesen glücklichen Zufall lag der kostbare Stein vielleicht längst auf dem Grunde der Saone. „Das war ein Schreck!“ rief Janin eine Viertelstunde später, als er wieder in den Speisesaal des Grafen trat und der Gräfin triumphirend den „Sancy“ überreichte. „Warum haben Sie ihn aber auch nicht früher zurückverlangt? „Wir dachten uns schon,“ erwiederte der Graf, „daß Sie die Geschichte vergessen haben würden, oder daß am Ende gar dem Steine ein Unglück passirt sei, und wir wollten Sie deßhalb nicht in Verlegenheit bringen, sondern nahmen uns vor, die Sache bei Gelegenheit einmal zur Sprache zu bringen.“ Und der „Sancy“ repräsentirt eine halbe Million Thaler! Ein so zartfühlender Takt ist seltener als alle Diamanten der Welt. Heutzutage glänzt der kostbare Stein, den Karl der Kühne auf dem Schlachtfelde, und Jules Janin in einem Kabinet für schmutzige Wäsche verlor, im Winter bei Maskenbällen an dem Barett oder auf der Brust des Erben des Grafen Paul.

Gas, als Kopfzierde der Damen.

Wir erlauben uns, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der schon dem „Chemical News“ und dem „Journal de Gas“ so wichtig und zeitgemäß erschien, daß ihn beide fast gleichzeitig in ihren Spalten in Anregung brachten. Es handelt sich nämlich um einen weiteren Fortschritt in der Anwendung des Gases.

Zwar dient längst schon das Gas nicht mehr bloß zu gewöhnlichen Leuchtzwecken; dieser Standpunkt wäre glücklich überwunden. Nicht allein die Mechanik, sondern auch die Küche haben dasselbe in ihr Bereich gezogen; erstere als bewegende, letztere als heizende (vielmehr bratende) Kraft. Ebenso ist das Gas schon vielfach zu Decorations-Zwecken verwendet worden, aber noch lange nicht in dem Maße, in welchem es ausgebeutet werden könnte. Dieser, den Fachmännern wohlbekannte Umstand hat einen speculativen Kopf auf die Idee, resp. zu dem Vorschlag gebracht, der Benützung des Leuchtgases auf decorativem Gebiete eine erkleckliche Ausdehnung durch Anwendung zu Toiletten-Zwecken zu geben. „Zu Toiletten-Zwecken?“ werden Sie fragen, indem Sie, befangen durch die Neuheit der Idee und in unbestimmter Ahnung von der unendlichen Tragweite des Gedankens selbst, gedankenvoll das Haupt schütteln!

Ja, zu Toiletten-Zwecken sagen auch wir, indem wir dabei auf die tausendfach bewährte These: daß der Industrie unseres Jahrhunderts kein Ding unmöglich, und auf die vollendete Thatsache hinweisen, daß im Bereiche der Mode nichts erdacht und auf die Tagesordnung gesetzt werden kann, was Franzosen nicht sofort ausführen und die Deutschen — n a ch m a ch e n.

Verfolgen wir übrigens in angemessener Weise den Ideengang des „Chemical News," welches Organ wir keineswegs als ein Feuilleton für humoristische Miscellen zu betrachten bitten.

„Feuerfliegen von Gold und Diamanten" funkeln bereits unter den wallenden Federn des Straußes, unter den saftgrünen Blättern appetitlichen Lattichs, gemischt mit zierlichen Radieschen, schwellenden Purpurkirschen und schneeigen Maiblumen, womit „jugendliche Königinnen" ihre alabasternen Stirnen schmücken. Diamantene Feuerfliegen sind aber eine poetische Redensart und mit Redensarten und gar mit poetischen hat die Industrie unseres Jahrhunderts nichts zu schaffen. Sie ist einfach realistisch und hält sich lediglich an realistische Erfolge. Sie berührt nur dann das Bereich des Idealismus, wenn sie glaubt, für ihren Realismus eine Eroberung machen zu können. In solchen Fällen verschmäht sie es allerdings nicht, sich einen Augenblick in ein Kleid aus einer poetischen Werkstätte zu hüllen. Keineswegs überschwänglich präsumirt also jener industrielle Speculationsgeist: wenn schon Feuerfliegen von Gold und Diamanten, untermischt mit Rettich und Salatblättern, in „funkelnder" Wirkung die alabasternen Stirnen jugendlicher Königinnen schmücken, in welchem Grade müssen es erst brennende Bouquete kleiner zierlicher Gasflammen thun, welche anmuthig in die dunkeln Locken reizender Damen eingestreut werden? Oder wirken Rettich und Sauerkraut anmuthiger als Coiffure, als brennender Kohlen- und Wasserstoff — von dem im Steinkohlentheer, also auch theilweise noch im Gase enthaltenen Mandelöl-odeur ganz zu geschweigen?! Man denke sich das reizende Oval eines jugendlich-rosigen Mädchen-Antlitzes von dem Strahlenglanze des Gases gleichsam in einen feurigen Rahmen eingefaßt! In transparenten, prachtvoll geschliffenen Glaskugeln von der Form und Größe einer Wallnuß werfen liliputanische Argandbrenner von dem minutiösen Consumo von $^1/_{50}$ Cubikfuß per Stunde ihre strahlenden Reflexe von sich und vermitteln auf katoptischem Wege einen Total-Effekt, der mindestens dem ächten Diamanten gleichkömmt, wenn ihn nicht gar überholt. Ein goldenes, das Hinterhaupt umfassendes Netz bildet gleichzeitig die Canalisation (Röhrennetz,) welche nach oben in ein kleines, zierlich gearbeitetes, mit Diamanten und Perlen reichbesetztes Krönchen à la Eugenie ausläuft. Im Innern dieses Krönchens ist der Gasometer angebracht, natürlich gleichfalls vom feinsten Golde und in der dem Charakter des Kopfputzes entsprechenden Form eines Kürbis, einer Kohlrabe oder einer Melone. Der Druck auf dieses improvisirte Gas-Reservoire kann ausgeführt werden durch eine schwache Feder, der man die Form einer kleinen Eidechse gibt, die anscheinend zwischen den Salatblättern, den Radieschen oder auf der Melone herumkriecht und die höchste Spitze des Zierrathes bildet. Ein kleiner goldener Hahnen bewerkstelligt nach Belieben die Circulation der Absperrung des Gases.

Fünfzehn Minuten vor Beginn eines Balles oder eines ästhetischen Thee's füllt ein Arbeiter der Gasfabrik die goldene Melone mit gas portatife. Man setzt sich in den Wagen und fährt in's Palais des russischen Gesandten, der heute Abend die Crême der Gesellschaft empfängt. In dem zum Ordnen der Toilette bestimmten Boudoir öffnet der Herr Gemahl den kleinen goldenen Hahnen, führt seine junge Frau vor den Spiegel und — zündet sie an, die über ihre eigene Schönheit sanft Erröthende! Gleich einer strahlenden Sonne erscheint sie am Arme des ihr entgegeneilenden Gesandten auf dem Felde der Eroberung und auch ihr Gemahl

nimmt keinen Anstand, ihr dahin zu folgen. Ein langgedehntes, ungetheiltes, wenn auch des Anstandes wegen gedämpftes „Ah!" bewegt die Atmosphäre des Saales in wellenartigen Linien. Fieberhafte Spannung bemächtigt sich der, in des Worts verwegenster Bedeutung hoch überraschten hohen Gesellschaft! Wie die Planeten die Sonne, so umkreisen nun die, von den glänzenden Strahlen des Gases angezogenen Gäste die reizende Königin des Abends. Nur Laute der Bewunderung, besonders in französischem Idiome, hört man.

Um diese „Toiletten-Gasbeleuchtung" womöglichst lange zu erhalten, dürfte man nur die Reifen der Crinoline aus dünnen elastischen Stahlröhren verfertigen, und durch ein, den Rücken hinauflaufendes, unter dem Tüll verborgenes Aufsteigrohr von Kautschuck mit dem Kopfnetze verbinden; auch ließe sich auf diesem Wege noch ein zweiter (goldener) Gasometer anbringen; so, daß bei dem geringen Consumo die Toiletten-Beleuchtung mindestens die Hälfte des Balles unterhalten werden könnte.

Wenn diese Idee nicht eine Revolution in Deutschland — unter den Juwelieren, Coiffeuren und Marchands de Modes ꝛc. hervorbringt, dann zerspringe in tausend Stücken die Retorte die zur Distillation des Gedankens dient! Vorläufig geben wir die Beantwortung der Frage ob sie realisirbar, jenen gesellschaftlichen Elementen anheim, die eine historische Berechtigung haben, sich mehr mit brennenden Kopfzierden, als mit brennenden Tagesfragen zu beschäftigen.

Die Anthropophagen

in den Fidschi Landen schildert uns der berühmte Reisende Berthold Seemann, der im Auftrag der britischen Regierung jene Inseln besuchte, als einen schönen kräftigen Menschenstamm, empfänglich für höhere Gesittung und geistigen Fortschritt.

Im Jahr 1856 ließ der König Kurudnadua zum letzten Mal in dem großen eisernen Staatskessel einen Menschen lebendig absieden.

Dr. Seemann gibt sich alle Mühe, unser Schaudern vor diesen Gräueln zu Gunsten der Fidschi zu mildern. Erstens gäbe es, so versichert er, viele Stämme oder Gemeinden in den Fidschi Landen, denen der Leichenschmaus verboten sei; dann seien alle Jungfrauen und ebenso alle Plebejer ausgeschlossen. Nur die Noblesse genoß das Menschenfleisch als standesgemäßes Vorrecht, und unter der Aristokratie wiederum nur eine „kleine aber mächtige" Partei der Altconservativen, wie sie Seemann bezeichnet, welche dadurch den auswärtigen Feinden und dem einheimischen Proletariat einen heilsamen Schrecken einzuflößen und der Gesellschaft einen Dienst zu erweisen glaubten, während eine liberale neuerungssüchtige Partei diese Institutionen unterwühlte, und namentlich die abscheulichen Hautausschläge der Kinder jenen bestialischen Schmausereien zuschrieb. Wir fürchten nur, daß Dr. Seemann zu jenen Optimisten gehört, welche den wilden Menschen für besser halten als er ist.

Seine Darstellung beruhiget uns auch nicht, denn war der Gräuel wirklich nur auf den Adel beschränkt, um so schlimmer, und wurde die Bestialität gar mit politischem Vorbedacht verübt, um so raffinirter. Die europäischen Junker haben sich besonders im Mittelalter auch manches Verbrechen gegen die Plebejer zu schulden kommen lassen und viel ungerechtes Gut verdaut.

Vielleicht waren ihnen die armen Unterthanen zu mager, oder ihre Verdauungswerkzeuge nicht kräftig genug, da der Genuß von Menschenfleisch, selbst bei diesen wilden Stämmen, beinahe immer eine mehrtägige Indigestion zur Folge hatte.

Dr. Seemann machte auch die Bekanntschaft der Prinzessin Leonore, einer hochgewachsenen hübschen Frau, von sehr heller Hautfarbe am ganzen Körper, wie man sich bei ihrer sparsamen Bekleidung überzeugen konnte. Auf einem Morgenspaziergang in Gesellschaft ihrer Nymphen, die voran eilten um die Thautropfen von Busch und Zweig zu schütteln, brachte ihre königliche Hoheit das Gespräch auf die Monogamie, wobei sie offen gestand, daß sie sehr gering von ihrem Gemahl denken müßte, wenn er sich mit einer Frau begnügen wollte. Ein Theil der Fidschi Insulaner ist bereits fromm geworden und zwar hat, wie die haushälterischen Engländer berechnen, ihre Bekehrung 80,000 Pf. St. gekostet, oder per Kopf etwa 100 fl.

Die Bekehrung der Südsee-Insulaner, so stellte Dr. Seemann diese Angelegenheit bei einer Audienz dem König von Hannover vor, sei eine reine Geldfrage. So und so viel Pfund Sterling, so und so viel Christenthum, worauf Se. Majestät augenblicklich 100 Pf. St. für das Wesleyonische Missionsvermögen zeichnete.

Ein Ehrenhandel.

An einem schönen Herbstabend des Jahres 1842 waren sieben Personen, mich selbst mitgerechnet, vor dem Landhause des Sennor Arguellas, welches eine Meile von Santjago de Cuba der im östlichen Theile der Insel gelegenen ehemaligen Hauptstadt, entfernt ist, im heitersten Geplauder begriffen, als ein Ereigniß eintrat, welches auf unsere lärmende Unterhaltung wie eine unvermuthet einschlagende Bombe wirkte. Aber wir müssen erst einige Worte über die sieben Personen und über die Umstände wissen, welche sie hier zusammengeführt hatten.

Es befanden sich in dieser Gesellschaft drei amerikanische Kaufleute aus dem Süden, welche mannigfache Handelsverbindungen mit den Antillen unterhielten und am folgenden Tage mit Erlaubniß des Wetters — wie die übliche Redensart lautete — auf dem Schiffe Neptun, Capitän Starkey, nach der Morantbai (Jamaika) abzureisen gedachten; ferner ein Artillerielieutenant von der spanischen Armee, der Sohn unseres Wirthes; dann ein Herr Duport, ein junger und reicher, von französisch-spanischen Eltern geborener Creole, der für den erklärten Liebhaber Donna Antonia's, der Tochter und einzigen Erbin des Sennor Arguellas galt; Letztere war eine liebenswürdige Schönheit von sechzehn Jahren, ein Alter, welches bei der vom dortigen Klima erzeugten Frühreife für ein bereits etwas vorgeschrittenes gilt, außerdem der Capitän Starkey vom Neptun, ein Engländer von ungefähr dreißig Jahren und einem sehr vornehmen Aeußern; der Siebente endlich war ich selbst, damals noch ein sehr junger Mann und eben kaum von einer schweren Krankheit genesen, welche mich ein Jahr vorher genöthigt hatte, von Jamaika nach Cuba zu reisen, das sich eines milderen und gleichmäßigeren Klimas erfreut, obgleich die Entfernung zwischen beiden Inseln nur fünf Grade beträgt.

Ich war ebenfalls einer der Passagiere des Capitäns Starkey, sowie auch Sennor Arguel-

las, welcher Geschäfte in Kingston abzumachen hatte und auf seiner Reise von Sennora Arguellas, Donna Antonia, dem jungen Lieutenant und Herrn Dupont begleitet werden sollte. Der Neptun hatte eine gemischte Ladung von Messerschmiedewaaren, Baumwollenzeugen und anderen Artikeln nach Cuba gebracht und segelte mit einer halben Ladung verschiedenartiger Gegenstände wieder ab. Darunter befanden sich eine Anzahl, den amerikanischen Kaufleuten gehöriger Pulverfässer, welche in Cuba keinen Abnehmer gefunden hatten, für welche man aber bessere Chancen in Jamaika zu finden hoffte. Es gab vortrefflich eingerichtete Cajüten an Bord des Neptun, und da das Wetter schön war und man auf eine eben so angenehme als kurze Ueberfahrt hoffte, so waren wir sämmtlich, wie bereits gesagt, in der heitersten Laune, labten uns an den feinsten Havannah Cigarren, sprachen über die politischen Angelegenheiten Cuba's, Amerika's und Europa's und erörterten lebhaft die Eigenschaften der französischen und spanischen Weine.

Der Abend war wundervoll klar und heiter. Der Seewind fächelte sanft und führte uns die Frische der einbrechenden Nacht und die balsamischen Düfte der Thäler zu welche sich in der Ferne hinzogen. Fast alle hatten wir dem Weine wacker zugesprochen, vielleicht selbst ein wenig zu viel. Man fing erst an, französisch zu sprechen, eine Sprache, die jedem der Anwesenden ziemlich geläufig war, nachdem Sennora Arguellas und ihre Tochter sich entfernt hatten. Ich habe vergessen, zu bemerken, daß Sennor Arguellas noch in der Stadt zurückgehalten wurde, woselbst er noch einige Geschäfte vor seiner Abreise nach Jamaika zu ordnen hatte.

„Gehen Sie nicht weg von hier, ich bitte Sie darum, bevor ich Sie nicht noch einmal gesprochen habe," sagte Sennora Arguellas, als sie sich von ihrem Sitze erhob, an den Kapitän Starkey sich wendend. „Sobald es Ihnen genehm ist, belieben Sie zu klingeln, und ein Diener wird mich davon benachrichtigen. Ich wünsche Ihnen noch Einiges in Bezug auf die Einrichtung unserer Cabinen zu sagen."

Der Capitän verneigte sich. Niemals hatte Antonia, wie es mir scheinen wollte, auf eine graziösere Weise gelächelt. Die Damen verließen uns. Ich kann mich nicht genau der Ursache oder des Umstandes der Veränderung entsinnen, aber nach wenigen Minuten fühlte Jeder, daß die Unterhaltung eine unangenehme Wendung nahm. Ich glaubte zuerst, daß Herrn Dupont die anmuthige Freundlichkeit nicht gefallen haben mochte, mit welcher Antonia den Capitän gegrüßt hatte; aber die Bitterkeit, welche später zum Ausbruch kam, schien nicht aus dieser Ursache zu entspringen. Der Capitän hatte sich verbindlich gemacht, mehrere Familien freier Farbiger nach Jamaika hinüberzuführen, wo Arbeiter, welche für erfahren im Zuckerrohrbau galten, für einen höhern Lohn gedungen wurden, als sie in Cuba erhalten konnten. Die Amerikaner hatten sich bereits über dies Uebereinkommen aufgehalten, aber dabei hatte sich ihre Mißbilligung nur in scherzhaften Aeußerungen über die „schwarzen Prinzipien" des Capitäns, wie sie die sehr bescheidene Rechtfertigung seines Verfahrens nannten, Luft gemacht. Dies hätte vorübergehen können, ohne zu unangenehmen Szenen zu führen, hätte es sich der Kapitän nicht unvorsichtiger Weise beikommen lassen, die Bemerkung zu machen, daß er früher als Schiffsfähndrich auf dem Geschwader gedient habe, welches die Engländer zur Unterdrückung des Sklavenhandels unterhalten. Ich merkte an den verworrenen Redensarten Dupont's, daß seine Interessen durch die Wachsamkeit dieses Geschwaders gelitten hatten. Es gab nun einen Streit mit leidenschaftlichen Worten. Von der einen Seite griff man mit bitterer Verachtung die Motive an, welche die Engländer bei ihrer Einmischung in den Sklavenhandel leiteten, von der andern Seite antwortete man mit eben so viel Lebhaftigkeit als Humor. Kurz, mitten in diesem Streite, wo Beide,

vom Weine erhitzt, kaum wußten, was sie sagten, belegte Dupont die Königin von England mit einem unziemlichen Beiwort und der Capitän warf ihm ein Glas Wein in's Gesicht. Beide erheben sich gleichzeitig und hatten, wie es schien, in Folge des bedauerlichen Zwischenfalls ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen.

Der Capitän ergriff zuerst das Wort.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Dupont," sagte er mit einer gewissen Verwirrung; „ich habe Unrecht, sehr großes Unrecht, mich in dieser Weise betragen zu haben, wiewohl ich nicht ohne Entschuldigung bin."

„Verzeihung! — — Tausend Donner! — —" rief sein Gegner, zitternd und sich die Stirn mit seinem Taschentuch abtrocknend; „Verzeihung! Ja, eine Kugel durch den Kopf soll Ihnen die Verzeihung bringen!"

Und in der That war nach den Anschauungen, welche in der cubanischen Gesellschaft herrschen, ein Duell das Einzige, was diese Angelegenheit schlichten konnte. Der Lieutenant Arguellas eilte sofort in das Haus und brachte ein Kästchen Pistolen herbei.

„Wir wollen uns," sagte er lebhaft mit leiser Stimme, „in das benachbarte Gehölz begeben."

Er nahm den Arm Dupont's und Beide begannen davonzuschreiten.

In diesem Augenblick näherte sich Herr Desmond, der Aelteste der Amerikaner, dem Capitän, welcher seine Ruhe wieder gefunden hatte und mit gekreuzten Armen neben dem Tische stehen blieb.

„Mein werther Herr," sagte er, „ich bin nicht gänzlich unerfahren in Angelegenheiten dieser Art, und wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so —"

„Ich danke, Herr Desmond," erwiederte der Capitän, „ich bedarf Ihrer Dienste nicht. Herr Lieutenant Arguellas, Sie können hier bleiben. Ich bin kein Duellant und werde mich nicht mit Herrn Dupont schlagen."

„Was sagt er? rief der Lieutenant, indem er mit wildem Blicke sich umwendete, „sich nicht schlagen?"

Ich sah jetzt, wie das angelsächsische Blut beim Anblick dieser offenbaren Feigheit eines Mannes von unserer Race eben so lebhaft in den Adern der Amerikaner kochte wie in den meinigen.

„Sich nicht schlagen, Capitän Starkey!" sagte nach einem Augenblick des Stillschweigens Herr Desmond mit ernster und verwunderter Miene, „Sie, dessen Name in die Listen der königlich englischen Marine eingetragen ist! Das kann Ihr Ernst nicht sein!"

„Ich spreche in vollem Ernste. Ich bin aus Princip ein Gegner des Duells."

„Ein Feigling aus Princip!" schrie Dupont mit einem Gelächter voll Ironie und Wuth, und dabei drohte er dem Engländer mit der geballten Faust.

Diese beschimpfende Benennung wirkte wie ein Schlangenbiß auf den Capitän. Seine schwarzen Augen funkelten; er that einen Schritt auf Dupont zu, aber plötzlich wieder Herr über sich selbst, sagte er:

„Nun gut, ich muß das ertragen! Ich hatte Unrecht, mich zu einer Gewaltthätigkeit gegen Sie hinreißen zu lassen, obwohl Ihre Impertinenz jedenfalls eine Züchtigung verdiente. Dennoch wiederhole ich Ihnen, daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen werde."

(Schluß folgt.)

Ein Matrose von einem Haifisch verschlungen. Eine Barke von Quebeck lag vor einigen Wochen im Hafen von Fernando Po. Einer der Matrosen hatte das Boot, welches die Leute vom Lande zurückholte verfehlt; an der Küste angekommen, entschloß er sich, nach dem Fahrzeug, das etwa drei Schiffslängen vom Lande entfernt lag, hinzuschwimmen. Er warf also einen Theil seiner Kleider ab, band sie in sein Taschentuch, nahm dieses in den Mund und stürzte sich in die See. Kaum war er einige Augenblicke im Wasser, als ein gewaltiger Haifisch auf ihn zukam. Die Leute am Bord erhoben ein lautes Geschrei, zwei Matrosen warfen sich in ein Boot, um, ihren Kameraden zu retten. Dieser schwamm aus Leibeskräften, um dem schrecklichen Tode zu entgehen, aber Alles vergebens: der Hai holte den erschöpften Matrosen ein, und mit Entsetzen sahen die Leute am Deck, wie das Ungeheuer denselben verschlang. Herzzerreißend war das Geschrei des armen Burschen, als das mörderische Gebiß des Hai's ihn erfaßte.

Am 1. April wurde in den Tuilerien im folgender Scherz durchgeführt: Bekanntlich ist die Kaiserin der königlichen bayerischen Familie sehr zugethan. Während des Soupers am bezeigten Tage ließ der Kaiser sich eine telegraphische Depesche überreichen, die nichts mehr und nichts weniger als einen „casus belli" enthielt. Bayern erklärt darin, daß es im Einverständniß mit den übrigen deutschen Mächten gegen die Anerkennung der Candidatur des Prinzen Christian von Dänemark von Seite Frankreichs selbst mit den Waffen protestiren werde. Der Kaiser gab nach Durchlesung der Depesche dieselbe mit eisiger Ruhe der Kaiserin welche in laute Klagen ausbrach, indem sie wiederholt ausrief: „Nun haben wir auch noch diese Geschichte auf den Hals!" Das nicht mehr zu unterdrückende Lächeln der in der Sache Eingeweihten verrieth endlich auch der Kaiserin den harmlosen Scherz.

Der böse Bub' und Preußen.

Sah ein Bub' ein Röslein steh'n —
Röslein an der Eider!
War so meerumschlungen schön;
Ging der Bub' es nah' zu seh'n,
Sah's mit Raubgier — leider!
Sprach der Bub': Ich breche dich,
Röslein an der Eider!
Röslein sprach: Ich steche dich!
Preußen, ach, beschütze mich
Vor dem bösen Schneider!
Und der böse Bube brach
's Röslein an der Eider.
Röslein wehrte sich und stach,
Preußen schrie drob' Weh und Ach,
Aber — half nicht. Leider!!

Aus dem orthographischen Unterricht.

Verdammter Schlingel! schreit der Lehrer,
Bei Dir ist unnütz jede Müh' —
Du bist nur reif zum Essenkehrer!
Wer schreibt denn Milch mit einem ü!

„Herr Doctor," spricht darauf der Knabe
„Ist das schon wieder denn verkehrt?
„Ich weiß, daß ich's geschrieben habe,
„Wie Sie es selber uns gelehrt:

„Man schreibt mit ü die Wörter alle,
„In deren Stammwort steht ein u,
„Und das paßt doch in diesem Falle,
„Denn Milch, die kommt ja von der Kuh!"

Anfrage.

Ist denn der Prinz Georg von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg fest, oder blos auf monatliche Kündigung zum König von Griechenland angenommen worden?

Ein legitimer Dienstmann.

Wie in Dresden eine Verlobung angezeigt wird. Man schreibt der Breslauer Ztg. aus Dresden: Als Curiosum theile ich Ihnen mit, daß die Brautpaare in den hiesigen Kirchen nicht aufgeboten werden, sondern daß der Geistliche am Schluß seiner Rede bloß sagt: „Diejenigen, welche in den Stand der Ehe treten wollen, hängen unten an der Thüre," oder in ähnlicher Redeweise mit Variationen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 20. IX. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. Mai 1863.

Ein Ehrenhandel.

(Schluß.)

„Aber Sie müssen meinem Freunde Genugthuung geben," rief der Lieutenant Arguellas, welcher eben so aufgeregt war wie Dupont, andernfalls schwöre ich Ihnen, daß ich Sie überall als einen Feigling bekannt machen werde, nicht nur auf dieser Insel, sondern auch auf Jamaika."

Auf diese Drohung und als einzige Antwort klingelte Capitän Starkey kaltblütig und trug einem Sclaven auf, Sennora Arguellas zu benachrichtigen, daß er im Begriffe sei, aufzubrechen und ihr zu Diensten stehe.

„Dieser brave Engländer will unter dem Unterrocke Ihrer Tante Schutz suchen, Alphons," sagte Dupont mit beißendem Spotte.

„Ich zweifle fast, daß Herr Starkey ein Engländer ist," sagte Desmond, welcher gleichwie seine beide Freunde anfing, sehr erbittert zu werden; aber es mag sein, wie es wolle, da meine Eltern in England geboren sind und dort gelebt haben, so sage ich Ihnen, wenn Sie etwa andeuten wollen —"

Sennora Arguellas trat in diesem Augenblicke heran und der Amerikaner unterdrückte mit Mühe seinen Zorn. Die Dame schien im höchsten Grade erstaunt über das merkwürdige Aussehen der Gesellschaft, die sie kurz vorher erst verlassen hatte. Auf die Bitte des Capitäns trat sie jedoch mit diesem in das Haus zurück und überließ die übrigen Gäste sich selbst.

Zehn Minuten später erfuhren wir, daß Capitän Starkey das Haus verlassen und der Sennora angezeigt habe, der Neptun werde am andern Morgen Punkt neun Uhr absegeln. Bei dieser Nachricht brachen von neuem Worte der Wuth und Verachtung hervor, und einen Augenblick schien ein Duell zwischen den Lieutenant Arguellas und Herrn Desmond unvermeidlich zu sein, da letzterer durchaus Jemand den Kopf spalten wollte, um die Ehre des englischen Namens aufrecht zu erhalten. Indeß kam es nicht so weit und die Gesellschaft trennte sich voll Verwirrung und Zorn.

Des andern Tages waren wir zur befagten Stunde Alle an Bord. Der Capitän empfing uns mit kalter Höflichkeit, und ich bemerkte, daß die verächtlichen Mienen Seitens des Lieutenant und Herrn Dupont's ihn durchaus nicht in Verlegenheit zu setzen schienen; dagegen war es unverkennbar, daß die abgewendeten Blicke und die geringschätzige Miene der Donna Antonia, als sie mit ihrer Mutter an ihm vorüberschritt, um sich in die Cajüte zu begeben, und die Sorgfalt, mit der sie dabei ihre Mantille an sich zog, als ob sie fürchtete — wenigstens dachte ich es, vielleicht mit Unrecht, — durch die Berührung eines Feiglings sich zu beschmutzen, einen lebhaften Eindruck auf ihn machten; aber der Ausdruck seines Gesichts wurde augenblicklich wieder eben so kalt und ernst als zuvor. Man bemerkte jedoch bald, daß diese Geduld ihre Grenze hatte. Dupont, der sich ihm genähert hatte undihm in's Gesicht sah, murmelte mit einer Stimme, die mehreren umstehenden Matrosen noch vernehmbar war:

„Feigling!"

Er wandte sich dann um und wollte sich entfernen, aber er wurde von einer eisernen Faust zurückgehalten.

„Hören Sie, mein Herr," sagte der Capitän, „was mich persönlich betrifft, so verachte ich Alles, was Sie etwa sagen mögen; aber ich bin Capitän auf diesem Schiffe und werde Niemanden erlauben, mich in Gegenwart der Mannschaft zu beleidigen und meine Autorität zu schwächen. Erlauben Sie sich nur einmal, Ihr Benehmen zu wiederholen, und ich lasse Sie in den untersten Schiffsraum werfen, vielleicht in Ketten, bis zu meiner Ankunft in Jamaika".

Dann stieß er seinen erstaunten Zuhörer kräftig bei Seite und ging seines Weges. Alle Passagiere, Weiße und Farbige, waren an Bord; der Anker wurde gelichtet, die Segel schwellten sich und einige Minuten später durchfurchte das Fahrzeug der Wellen.

Wenige Stunden genügten, um zu zeigen, daß der Kapitän, wenn ihm auch der Muth zum Duelle fehlte, doch ein vollkommener Seemann war und daß die Mannschaft, die aus einem Dutzend resoluter Burschen bestand, vortrefflich befehligt wurde. Der Dienst auf dem Fahrzeuge wurde mit derselben Regelmäßigkeit und Ruhe versehen wie auf einem Kriegsschiffe, und Jedermann erkannte es offen oder im Geheimen an, daß man sich im Falle eines Sturmes oder sonstiger Gefahr mit vollem Vertrauen auf die Erfahrung und Festigkeit des Capitäns Starkey verlassen könne. Das Wetter blieb glücklicherweise unverändert schön, aber der Wind war schwach und veränderlich, so daß nachdem wir schon seit mehreren Tagen die blauen Berge Jamaika's erblickt hatten, die Entfernung doch noch nicht beträchtlich abgenommen hatte. Endlich wehte eine scharfe Brise einige Zeit aus Nordost und wir näherten uns allmälig Point Morant. Wir umschifften das Cap und segelten gegen 2 Uhr Morgens in die Bai ein. Man konnte somit die Reise als beendet betrachten und das gereichte den Cajütenpassagieren zu großer Befriedigung, abgesehen von dem Vergnügen, sich wieder auszuschiffen und dem langweiligen Leben an Bord entgehen zu können. Denn Alle waren wir genöthigt, uns einen höchst widerwärtigen Zwang aufzuerlegen; der Capitän führte den Vorsitz an der Tafel mit eisiger Höflichkeit; die Conversation, wenn man ihr diesen Namen beilegen darf, war äußerst einsilbig; Jeder war daher sehr vergnügt darüber, das letzte Diner am Bord des Neptun eingenommen zu haben.

Als wir Point-Morant umsegelten, waren alle Passagiere bereits zu Bett, ausgenommen ich und Capitän Starkey, der sich in seiner Cajüte eifrig mit dem Ordnen seiner Papiere beschäftigte. Ich selbst befand mich in einem zu aufgeregtem Zustande, um an Schlafen denken zu können, und setzte daher meinen Spaziergang auf dem Decke in Gesellschaft des ersten Lieutenants

Hawskins, welcher die Wache hatte, fort und betrachtete begierig die Lichter an dem mir so wohl bekannten Ufer, welches ich vor einem Jahre mit sehr geringer Hoffnung, dasselbe jemals wiederzusehen, verlassen hatte. Während ich so nach dem Ufer hinschaute, zitterte plötzlich ein lebhafter Glanz wie ein rother Mondstrahl über die finstere See dahin und als ich mich sogleich umwendete, bemerkte ich, daß derselbe von einer Flamme herrührte, die aus der großen, von zwei Matrosen in diesem Augenblick aus irgend einem Grunde ein wenig geöffneten Lucke hervorstrahlte. Bei dem Zustande der Schwäche, in welchem ich mich noch befand, lähmte mich der Schreck, den mir diese Flamme einjagte — denn ich dachte sogleich an die an Bord befindlichen Pulverfässer — — auf einige Augenblicke vollständig und ich wäre auf das Verdeck niedergestürzt, wenn ich mich nicht unwillkürlich an den Schanznetzen festgehalten hätte. Der Ruf: „Feuer! Feuer!" der schrecklichste, den man zur See vernehmen kann, ertönte durch das Schiff. Man lief und drängte sich von allen Seiten. Das erschreckende Getöse hatte mich so in Aufregung versetzt, daß ich inmitten der verworrenen Stimmen und des rastlosen Handthierens der Matrosen kaum die imponirende Gestalt des Kapitäns wahrnahm. Aber dieser war soeben auf das Verdeck gesprungen; mit dem Sprachrohr in der Hand gebot er Ruhe und befahl, die brennende Lucke zu schließen. Nachdem dieser Befehl prompt ausgeführt war, stieg er in das Vorderkastell hinab. Die zwei oder drei Minuten seiner Abwesenheit kamen uns wie ein Jahrhundert vor. Jedermann war so sehr davon überzeugt, daß unsere Rettung allein von seinem Urtheil und seiner Festigkeit abhing, daß bis zu seiner Rückkehr kein Wort gewechselt, ja nicht einmal eine Pantomime gemacht wurde. Endlich erschien er, geschwärzt vom Feuer, und trug etwas in seinen Armen, das wie ein Leichnam aussah. Er warf seine Last auf das Verdeck, wandte sich lebhaft an Hawskins und sagte zu ihm mit gedämpfter Stimme:

„Laufen Sie hinab, wecken Sie die Passagiere und bringen Sie mir meine Pistolen aus meiner Cajüte. Schnell, schnell! der Verlust eines Augenblickes kann hinreichen, um uns in's Verderben zu stürzen."

Dann wandte er sich an die Matrosen, und sagte zu ihnen mit schneller aber fester Stimme:

„Ihr wißt, daß ich unter keinen Umständen und keinem Vorwande fähig bin, Euch zu täuschen. Also hört mir mit Aufmerksamkeit zu. Dieser Schlingel, den Ihr da seht, der Bediente des Lieutenants Arguellas, hat mit seinem Lichte den Rum in Brand gesetzt, den er zu stehlen beschäftigt war. Der ganze Schiffsraum steht in Flammen und es wäre nichts als Vergeudung der kostbaren Zeit, wenn wir versuchen wollten, den Brand zu löschen."

Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth erhob sich unter der Mannschaft. Mit einem Sprunge stürzten sich die Matrosen auf die Schaluppen, aber sie standen stille, als sie die feste und entschiedene Stimme des Capitäns hörten:

„Niemand rühre sich von der Stelle! Aufgepaßt! Sobald Unordnung und Uebereilung entsteht, sind wir sämmtlich verloren! Wenn wir aber Muth und Entschlossenheit zeigen, so kann Jedermann an Bord gerettet werden, bevor das Feuer das Pulver erreicht. Und denkt daran," fügte er hinzu, indem er von Hawkins seine Pistolen empfing und sie spannte, „daß ich dem Ersten, welcher ungehorsam ist, eine Kugel zusende, und Ihr wißt, daß alle meine Schüsse treffen. Vorwärts, an's Werk, mit Entschlossenheit und Energie!"

„Es war ein schönes Schauspiel, den Einfluß zu sehen, welchen die Worte und die eben so energische wie imponirende Haltung des Capitäns auf diese Männer ausübte. Der panische

Schrecken, welcher sie ergriffen hatte, machte einer festen Entschlossenheit Platz und in wenig Augenblicken war das Boot auf dem Wasser.

„Sehr gut, brave Burschen, sehr gut!“ sagte der Capitän. Wir haben noch hinlänglich Zeit. Vier Mann bleiben bei mir,“ — und er rief sie mit dem Namen auf — „drei andere steigen in jede Schaluppe; zwei in das Boot; führt die Fahrzeuge auf diejenige Seite des Schiffes, die nach dem Lande liegt. Wenn sich alle über Hals und Kopf hineinstürzen wollten, so würden die Schaluppen umschlagen, und wir haben nur Zeit zu einer einzigen Ueberfahrt.“

Unterdessen waren die Passagiere auf das Verdeck gestürzt, halb gekleidet und vom heftigsten Schrecken erfüllt, denn Alle wußten, daß eine große Menge Pulver an Bord war. Sobald die Boote das Schiff berührten, stürzten sich die Männer, Weiße und Farbige, vor, um selbst noch vor den Frauen und Kindern hineinzugelangen, und dachten offenbar nicht an die, welche sie zu opfern im Begriffe waren; so sehr fühlten sie sich gedrängt, den Vulkan zu verlassen, welcher unter ihren Füßen glühte.

Aber der Capitän, unterstützt von den vier kräftigen Matrosen, welche er eigens dazu ausgewählt hatte, trieb sie heftig zurück.

„Zurück! zurück!“ rief er mit Donnerstimme. „Zuerst die Frauen und die Kinder, dann die Greise. Reicht der Sennora Arguellas die Hand, dann ihrer Tochter Donna Antonia; schnell!“

Während das junge Mädchen im Begriffe war, hinabzusteigen, schlug eine Flamme aus der Hauptluke mit dem Geräusche einer Explosion heraus. Die Passagiere stießen einen Schrei des Schreckens aus und stürzten vor, um die Leiter zu erreichen. Dupont bahnte sich mit der Kraft eines Rasenden einen Weg mitten durch die Matrosen und rannte so heftig an Antonia, daß diese in das Meer gestürzt wäre, wenn sie der Capitän nicht mit Aufbietung aller Kräfte festgehalten hätte.

„Zurück Elender, zurück Feigling!“ rief der Capitän, durch die Gefahr, in welcher sich die junge Dame befand, außer sich gebracht und ihn fest am Kragen packend. „Blickt dorthin, blickt einen Augenblick dorthin!“ fuhr er fort und zeigte mit der Mündung seiner Pistole auf mehrere Haifische, welche man um Scheine der Flamme in kurzer Entfernung vom Schiffe genau unterscheiden konnte. „Matrosen!„ rief er dann, „Ihr werft Jeden über Bord, welcher sich heran drängt, ehe die Reihe an ihn kommt!“

„Jawohl Capitän!“ antworteten die Männer einstimmig.

Diese furchtbare Drohung stellte sofort die Ordnung wieder her. Man schiffte dann die Frauen und Kinder der Farbigen ein; die Schaluppe schien vollständig angefüllt zu sein.

„Abgestoßen!“ befahl der Capitän, „die Schaluppe kann ohne Gefahr Keinen mehr aufnehmen.“

Ein unterdrückter Seufzer ließ sich hören und wurde verstanden.

„Haltet noch einen Augenblick! rief der Capitän; „laßt Sennor Arguellas hinabsteigen. — Gut — stoßt ab, und schnell!“

Die zweite Schaluppe wurde schleunigst gefüllt. Die Farbigen, mit Ausnahme eines Einzigen, und drei Amerikaner stiegen hinein.

„Ihr seid ein edles Herz,“ sagte Herr Desmond, indem er die Hand des Capitäns ergriff, „und ich war toll, daß ich —“

„Vorwärts,“ entgegnete der Capitän, „es ist jetzt keine Zeit zu Complimenten.“

Der Befehl zum Abstoßen war eben gegeben, als der Blick des Capitäns zufällig auf mich fiel, der ich stumm vor Schreck hinter ihm stand und mich auf die Schanznetze stützte.

„Noch einen Augenblick!" rief er, „da ist noch ein junger Mensch, dessen Gewicht die Schaluppe nicht zu sehr beschweren kann!" und er ließ mich hinab und sagte dabei mit leiser Stimme: „Erzähle Deinen Eltern von mir, im Falle ich dieselben wiedersehen sollte!"

Es blieb nur noch ein Boot übrig, welches höchstens acht Menschen fassen konnte, und man fragte sich mit Angst, wie dasselbe außer den zwei Matrosen, die schon darin saßen, noch den Lieutenant Arguelles, Herrn Dupont, einen Farbigen, vier Matrosen und den Capitän aufnehmen sollte. Alle wurden schleunigst eingeschifft mit Ausnahme des Letzteren allein.

„Kann es noch Jemand tragen?" fragte er mit so fester Stimme wie zuvor.

Ich bemerkte jedoch, daß sein Gesicht, obgleich voll Entschlossenheit, von einer Todtenblässe überzogen war.

„Da es sich um Sie handelt, so wollen wir es gern thun; aber wir sind fürchterlich belastet und haben gefährliche Nachbarn."

„Wartet einen Augenblick. Ich kann das Schiff nicht verlassen, so lange noch eine Seele an Bord ist."

Er that schleunig einige Schritte, kehrte mit dem Körper des noch betäubten Bedienten des Lieutenants Arguellas zurück und ließ denselben in das Boot hinab. Der Capitän mußte ein dumpfes Gemurmel vernehmen, aber er warf das Tau des Bootes in's Meer und rief;

„Jetzt stoßt ab und rettet Euch!"

Die Ruder senkten sich und das Boot fuhr davon.

Jetzt, wo Alle, mit Ausnahme seiner selbst in Sicherheit waren, begann der Capitän, die Hand über den Augen, mit forschenden Blicken nach dem Ufer zu spähen; bald wendete er sich an die bereits am weitesten entfernte Schaluppe:

„Man muß uns schon seit einiger Zeit vom Ufer aus bemerkt haben," sagte er, „und Pilotenboote müssen unterwegs sein, wiewohl ich noch nichts davon wahrnehmen kann; sobald Ihr einem derselben begegnet, so treibt es zur Eile an. Diese eine Hoffnung bleibt mir noch übrig.

Diese ganze Scene, auf deren unvollkommene Wiedergabe nach meinen eigenen und den Erinnerungen Anderer ich so viele Worte verwenden mußte, dauerte, wie mir später Herr Desmond versicherte, von der Einschiffung der Sennora Arguellas bis zum Abstoßen des letzten Bootes, nur acht Minuten.

Niemals werde ich den Anblick vergessen, welchen dies den Flammen zur Beute gewordene Fahrzeug darbot, der einzige Gegenstand, uns selbst ausgenommen, welcher in der finstern Nacht auf dem Spiegel des Meeres sichtbar war, und wo wir den heroischen Mann zurückgelassen hatten, welcher, nachdem er uns durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart gerettet hatte, seinerseits zu einem unvermeidlichen Tode verurtheilt schien. Wir waren höchstens zweihundert Ellen vorwärts gekommen, als die Flammen von allen Seiten auf das Verdeck schlagend, die Takelage und einige Segel ergriffen und mit feurigen Zügen den Rumpf des Schiffes, sowie die Masten mit den Raaen am Himmel abzeichneten. Der Capitän hatte sich nun, um die Hoffnung nicht zu verlieren, von der gesprochen hatte, an das äußerste Ende des Bugspriets begeben und war

dort für einige Zeit in Sicherheit vor den Flammen; aber wozu soll das nützen, als nur um die Angst vor dem Tode, der ihn erwartet, zu verlängern?

Die Schaluppen entfernten sich im tiefsten Schweigen, welches nur durch das taktmäßige Geräusch der Ruderer unterbrochen wurde, und mehr als ein Blick haftete mit lebhafter Angst an dem Ufer, in der Hoffnung, endlich den Piloten zu entdecken, den man erwartete. Endlich erscholl ein deutlich vernehmbarer Ruf, die Matrosen antworteten demselben und inmitten der Finsterniß schoß ein Boot daher, welchem unmittelbar darauf ein zweites folgte.

„Was für ein Schiff ist es?" rief ein Mann, der am Bugspriet des ersten Fahrzeuges saß.

„Der Neptun und es ist Capitän Starkey, der sich auf dem Bugspriet hält."

Ich erhob mich lebhaft und mit aller Kraft, deren ich fähig war, schrie ich:

„Hundert Pfund Sterling für das Boot, das zuerst das Schiff erreicht!"

„Das ist die Stimme und die Gestalt des jungen M.", rief der Pilot. „Vorwärts! Hurrah die Belohnung!" und die beiden Boote eilten mit aller Macht vorwärts, ohne wahrscheinlich die Gefahr zu ahnen, in welche sie sich begaben.

Einen Augenblick darauf kam noch ein anderes Fahrzeug heran, aber als es nach einigen Fragen und Antworten die Lage der Dinge erfahren hatte, blieb es am Platze und nahm einige von den Passagieren auf. Unsere eigenen Schaluppen sanken unter der übermäßigen Last zu tief ein und zumal das kleinste Boot war in großer Gefahr.

Wie schrecklich martert uns die Angst der Ungewißheit das ganze Jahr hindurch! heute noch kann ich kaum ohne Aufregung daran denken. Ich schloß die Augen und mit zitterndem Herzen erwartete ich die Explosion, welche Alles beendigen sollte. Und sie kam! — wenigstens glaubte ich es und sprang erschrocken in die Höhe. Mein Gehirn war durch den doppelten Einfluß einer eben überstandenen schweren Krankheit und des erlebten Schreckens so geschwächt, daß ich den lärmenden Aufschrei der Leute in den Hafenbooten für die Katastrophe gehalten hatte. Niemand war mehr auf dem Burgspriet, nur ein Tau hing von demselben hernieder. Die beiden Piloten, welche ohne Zweifel die Gefahr nicht kannten, entfernten sich bereits wieder von dem Schiffe. Unterdessen hörten wir nicht auf, sie anzufeuern. Plötzlich stieg eine ungeheure Feuergarbe aus dem Schiffsraum empor. Eine fürchterliche Explosion ertönte. Ich fiel nieder oder wurde umgeworfen, ich weiß nicht wie; die Schaluppe wurde erschüttert, als ob sie von einem heftigen Strudel ergriffen worden wäre; dann kam das Pfeifen und Geräusch einer Menge Gegenstände, die aus einer ungeheuren Höhe in das Meer hinabstürzten; endlich folgte auf die blendende Helligkeit und das fürchterliche Getöse das tiefste Stillschweigen und die dickste Finsterniß, in welcher man nicht einmal seinen Nachbar unterscheiden konnte. Dieses Stillschweigen wurde durch einen Zuruf unterbrochen, der aus einem der Pilotenboote kam; wir erkannten die Stimme und unsere lauten Jubelrufe bezeugten dem Capitän, wie glücklich wir waren, ihn gerettet zu sehen. Eine halbe Stunde später stiegen wir wohlbehalten ans Ufer, und da Schiff und Ladung versichert waren, so war der einzige Erfolg eines Unsterns, der uns in eine so große Gefahr geführt hatte, ein ziemlich beträchtlicher Verlust der Assekuranzgesellschaft.

Ein silbernes Service wurde dem Capitän Starkey bei einem öffentlichen Mahle überreicht, welches ihm zu Ehren zu Kingston veranstaltet wurde. Im Verlaufe der Danksagung, welche er bei dieser Gelegenheit aussprach, erläuterte der Capitän den Grund, welcher ihn dazu bestimmt hatte, das Duell mit Dupont beharrlich zu verweigern, ein Duell, über welches die Zeitungen bereits mehr als eine Lesart gebracht hatten.

„Nachdem ich bereits sehr jung zur Waise geworden war," sagte er, „wurde ich von einer Tante, Mistreß C. (er nannte einen wohlbekannten Namen) mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit erzogen. Ihr Gatte wurde in einem Duell getödtet im zweiten Monat nach ihrer Verheirathung. Meine Tante verbrachte ihr Leben in fortwährender Trauer, bis ich mein neunzehntes Jahr erreichte; der Schmerz, welcher ihr Leben verdüstert hatte, hatte einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, und es hatte sich mir ein so ernstlicher Abscheu gegen den barbarischen Gebrauch eingeprägt, welcher Schuld war an ihrem vorzeitigen Ende, daß es des feierlichen Versprechens nicht bedurfte, welches sie mir auf ihrem Sterbebette abforderte, nie und unter keinen Umständen ein Duell anzunehmen. Was mein Benehmen bei dem unglücklichen Brande des Neptuns betrifft, welches mein Freund, Herr Desmond mit so viel Lobeserhebung geschildert hat, so habe ich nichts weiter gethan, als meine Pflicht; er und ich gehören eine Race von Seeleuten an, welche den Grundsatz als heilig ansehen, daß der Capitän der Letzte sein muß, der sein Schiff verläßt. Uebrigens hätte ich der größte Feigling sein müssen, wenn ich schwach geworden wäre in Gegenwart von — von — das heißt — unter Umständen, welche — in der That — ich meine —." Hier erröthete der Capitän und blieb in seiner Rede stecken; offenbar war er kein Redner; ich weiß nicht, ob seine Verwirrung durch den eigenthümlichen Gesichtsausdruck des Sennor Arguellas hervorgerufen wurde, der ihn in diesem Augenblicke ansah, oder durch den Blick, den er auf die Gallerie warf, wo er die würdige Ruhe der Sennora Arguellas und das Erröthen der Donna Antonia wahrahm; indeß er fuhr fort, mühselig zu stottern, obgleich ihn die Gesellschaft auf jede Weise ermuthigte und ihm Zeit gab, sich zu sammeln. Nach einigen unverständlichen Redensarten setzte er sich voller Verwirrung wieder nieder, man spendete ihm jedoch lauten Beifall und zeigte ihm allgemein die wohlwollendste Gesinnung.

Ich habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Der Capitän Starkey ist seit langer Zeit zu Havannah ansäßig, Donna Antonia ist Mistreß Starkey geworden und der Capitän befindet sich in glücklichen Verhältnissen. Ich weiß nicht, was aus Dupont geworden ist, und, die Wahrheit zu gestehen, habe ich mich auch wenig darum bekümmert. Der Lieutenant Arguellas ist zum Grade eines Majors aufgerückt, wenigstens glaube ich, daß er der Major jenes Namens war, dessen die Zeitungen als leicht verwundet bei der Expedition der Flibustiers Lopez erwähnten.

„Und Sie Herr Erzähler," fragt mich einer der Leser vielleicht, „wie geht es Ihnen jetzt?"

„Mir? — ich danke, ich befinde mich ganz gut!"

Macht der Mode.

Man erzählt von einem französischen Grafen, welcher in London der unbestrittene König im Reiche der Mode und der Fashion und dabei ein eifriger Beschützer seiner Landsleute war. Eines Tages kam zu ihm ein armer Teufel von Kaufmann, der jenseits des Kanals die Tücke des Schicksals erfahren und Bankerott gemacht hatte und klagte über seine Noth.

— Was bleibt Ihnen übrig? fragte der Graf.

— Nichts.

— Weder Geld, noch Waare?

— Nichts.

Das war ein schreckliches Wort und zu dem hatte der Graf, dessen Börse unglücklicher Weise nicht so unerschöpflich war, wie sein Herz, an diesem Tage selbst kein Geld, aber er wollte den armen Teufel nicht ganz ohne Trost und Hilfe fortschicken und zermarterte sich daher das Gehirn, um Hilfe für ihn zu finden. Wenn man kein Geld hat, muß man um so mehr Geist haben.

— Wie?" fragt er, bleibt Ihnen, der Sie ganze Magazine voll Stoffe hatten, nicht einmal ein einziges Stück Zeug? Das ist unwahrscheinlich.

— Alles ist zu Gunsten meiner Gläubiger verkauft worden, nur einige Stücke grober Leinwand, die ihnen ohne Zweifel zu schlecht waren, da man mir sie ließ, habe ich in einem Winkel gefunden.

— Warum sagten Sie mir das nicht gleich? Das ist herrlich! Wir sind gerettet!

Das Unglück macht mißtrauisch. Der arme Teufel sah den Grafen mit einer betrübten Miene als wollte er sagen: Sie machen sich lustig über mich, das ist nicht schön von Ihnen, das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt.

— Ja, wir sind gerettet, begann der Graf aufs Neue. Ich brauche Ihren Stoff nicht zu sehen, er ist ohne Zweifel sehr grob, sehr häßlich, sehr gemein. Um so besser, das ist's gerade, was wir brauchen. Schicken Sie ihn zu meinem Schneider, er wird mir einen vollständigen Anzug daraus machen und Sie werden die Folgen sehen . . . Wir sind gerettet, sage ich Ihnen!

Zwei Tage später fand ein Wettrennen statt.

Jeder wetteiferte hier, den Andern an Glanz und Eleganz der Toilette zu übertreffen, jeder suchte es seinem Nachbar durch seine Stoffe und eleganten Schnitt hervorzutun. Plötzlich erschien der Graf, ganz in grobe Leinwand gekleidet. Man hatte nur noch Augen für ihn. Die elegantesten und gewähltesten Anzüge sahen sich plötzlich durch die Sackleinwand des Grafen in den Schatten gestellt. Einen andern Mann hätte man in einem solchen Aufzuge ausgelacht, bei dem Grafen fand man ihn bewunderungswürdig.

Ehe eine Viertelstunde vergangen war, hatten ihn schon alle Dandys in seinem Gefolge um das Geheimniß dieses wundervollen Anzuges, um die Mittel, sich einen gleichen zu verschaffen, um den Namen des Kaufmanns und so weiter gefragt. Der Preis war natürlich diesen schönen, jungen Leuten gleichgültig. Je theurer, desto besser, dachten sie.

Der Kaufmann konnte sich nicht genug von diesem schlechten Stoffe verschaffen, den er für nichts geachtet hatte und der sein Glück machte.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 21. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. Mai 1863.

Der verhängnißvolle Hosenträger.

Eine Scene vor dem Pariser Zuchtpolizeigerichte.

Geringfügige Ursachen haben oft große Wirkungen! So hat ein Hosenträger, der doch gewöhnlich nur Denjenigen zu drücken pflegt, der ihn zu sehr spannt, das Lebensglück einer armen Frau zerstört, die Freuden der Honigmonate, die Ruhe des Herzens und das eheliche Glück; sie hat Alles verloren, weil vor 10 Jahren ihr Gatte in einem Schranke ihres Schlafzimmers einen Hosenträger gefunden, der ihm nicht gehörte. Seit 10 Jahren ist die Ehe zur Hölle geworden. Der Gatte ist überzeugt von seiner Entehrung, die Frau hofft mit Zuversicht der Märtyrerpalme, die ihr wenigstens jenseits zu Theil werden muß. Inzwischen erleichterte sie sich ihre Qual, indem sie sich ihrem rohen Gatten zur Wehre setzte

Das Opfer dieses Hosenträgers ist Madame Haffard. Eines Tages, als sie eben keinen Topf zur Hand hatte, um ihn dem Manne an den Kopf zu werfen, war er einmal im Vortheil gegen sie und es wurde die Stadtpolizei durch den Ruf: „Ein Mörder!" welchen Madame Haffard zum Fenster hinaus ausstieß, zu Hülfe gerufen.

Die Polizei führte den Gatten vor den Commissär, und da in Folge eines Faustschlages auf die Nase Blut geflossen war, wurde Haffard von da vor das Zuchtpolizeigericht gestellt.

„Das muß endlich ein Ende haben", ruft die Klägerin aus. „Wir sind zehn Jahre und drei Monate verheirathet und seit zehn Jahren dauert diese Qual!"

Präs.: Ihr Mann mißhandelt Sie also seit Ihrer Verehelichung?

Haffard: Und der fatale Hosenträger?

Klägerin: Wohlan, meine Herren, er hat das Wort ausgesprochen, das ist das Wort. Denken Sie sich nur, es war kurz nach unserer Verheirathung, als mein Mann etwas, ich weiß nicht mehr was, suchte. Plötzlich wandte er sich um, kam zu mir, bald blaß, bald grün vor Zorn, seine Augen rollten — er war fürchterlich anzusehen — zeigte mir einen alten Hosenträger und fragte zähneknirschend: Wem gehört dieß? Dieß? Ich weiß nicht. Sie wissen es nicht? fährt er fort; aber er gehört nicht mir. Wer hat hier seinen Hosen-

träger vergessen? Er hält mir ihn unter die Nase; ich, die die Sache fad fand, stieß seinen Arm zurück und er warf mir den Hosenträger ins Gesicht. Ich fing an zu weinen. Eine junge Frau, zwei Monate verheirathet . . . Sie begreifen es? Seitdem war ich nicht mehr so dumm. Da schon einmal seit jenem Tage bei uns eine Hölle war, so setzte auch ich mich zur Wehre.

Präs.: Kommen Sie bald auf die Scene vom 7. April!

Klägerin: Ach ja. Es war der Schneider, der zugleich Hausmeister ist, zu uns gekommen, um meinem Manne das Maß zu einer Hose zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit fragte er ihn, ob er Hosenträger trage. Bei diesem Worte wurde mein Mann wieder weiß und grün wie gewöhnlich; er suchte nach einer Gelegenheit zum Streite mit mir und brach dieselbe vom Zaun: ich wollte die Anschuldigung natürlich nicht gelten lassen, denn es ist eine schändliche Verläumdung; es ist Niemand bei uns gewesen, der da seinen Hosenträger vergessen hätte.

Präs.: Ganz wohl, aber nun zur Sache.

Klägerin: Wohlan denn, ich ließ einige Worte fallen, und er gab mir einen Schlag, worauf der Schneider die Flucht ergriff, meinen Mann für närrisch haltend, denn ich hatte mich über unsere Zwistigkeiten gegen Niemanden ausgesprochen, so daß Alle glaubten, er mache mich glücklich, das Ungeheuer.

Präs.: Und auf Ihr Geschrei kam die Stadtpolizei herbei. (Zu dem Angeklagten): Anerkennen Sie die Richtigkeit dieser Angaben?

Angekl.: Gestatten Sie mir ein mitleidsvolles Lächeln (lacht mitleidsvoll), daß ich eine Unglückliche sehe, die an ihrer Stirne den Hosenträger trägt, den sie anklagt.

Präs.: Sprechen Sie sich aus. Anerkennen Sie die Richtigkeit? Ja oder nein?

Angekl.: Die Unglückliche, sie ist es ja, die mich insultirte, mich zuerst provocirte und die nun mit der Frechheit eines kecken Weibes die Thatsache entstellt, daß man bei ihr einen „Hosenträger“ gefunden?

Präs.: Sie entstellt also die Thatsachen? Wir wollen also den Schneider hören.

Der Hausmeister erzählt die Vorgänge in gleicher Weise wie die Klägerin.

Mad. Haffard: Herr Präsident, fragen Sie nur Herrn Riole (so heißt der Schneider), ob mein Mann nicht gut aufgelegt war und erst bei dem Worte „Hosenträger“ plötzlich wie ein wüthender Löwe wurde.

Der Hausmeister: Es war Alles nur ein Moment; ich entsinne mich aber nicht, daß man vom Hosenträger gesprochen.

Mad. Haffard: O ja, als Sie ihn fragten, ob er Hosenträger trage.

Präs.: Das ist ganz gleichgiltig. (Zum Zeugen): Entfernen Sie sich.

Klägerin: Aber ich will auf Scheidung klagen. Das muß einmal ein Ende haben; ich kann nicht bis an das Ende meiner Tage bei einem Manne bleiben, der, weil er einmal vor zehn Jahren einen Hosenträger in meinem Schranke gefunden hat, gegen mich eine Anschuldigung erhebt, die mir das Haar zu Berge steigen macht.

Der Gerichtshof verurtheilte Haffard zu acht Tagen Gefängniß.

Der Portier (schnell zurückkehrend): Einen Hosenträger haben Sie vor zehn Jahren in Ihrer Wohnung gefunden? Ah, Saperlot, ich habe ihn lange genug gesucht. (Schallendes Gelächter im Zuhörerraume.)

Präs.: Treten Sie ab.

Der Portier: Ich war es, der ihn verlor, als ich ihnen die Wohnung zeigte.

Präs.: Treten Sie ab, sage ich Ihnen!

Der Portier: Ich war in den Hemdärmeln . . .

Eine Hochzeit im Kaukasus.

Von Theophil Lapinsky, dem bekannten Anführer einer Expedition, welche von England aus vor einiger Zeit nach Polen ging, erschien jetzt der erste Band eines Buches: „Die Bergvölker des Kaukasus." (Hamburg, Hoffmann und Campe).

Was Labinsky aus eigener Anschauung schildert, ist zuverlässig und ansprechend. Wir glauben das Buch am Besten zu empfehlen, wenn wir daraus den Abschnitt über die Hochzeitsgebräuche entnehmen:

Kein Mädchen wird wider seinen Willen verheirathet, doch darf es auch ohne die Zustimmung seiner Eltern keinen Mann nehmen. • Der Freier sucht das junge Mädchen zuvor möglichst kennen zu lernen; wie überall wird auch hier auf die Wohlhabenheit und das Ansehen der Eltern beider Parteien, dann auf die guten Sitten, auf die Geschicklichkeit des Mädchens in weiblichen Handarbeiten, auch sehr viel auf gegenseitige Zuneigung und Schönheit gesehen.

Hat der Freier die Erlaubniß, das Mädchen in der Hütte der Eltern zu besuchen, so bedeutet dieß schon ihre stillschweigende Zustimmung; er hat also dann nichts mehr zu thun, als die Gunst des Mädchens zu gewinnen. Haben sie sich gegenseitig verständigt, so verabreden sie die Nacht, in welcher der Freier das Mädchen entführen soll. Die Entführung ist eine alte Sitte, welche die Adighe von den Tscherkessen überkommen haben, welche früher meistens ihre Frauen raubten, und obgleich jetzt die Heirath im Voraus arrangirt ist, so wird doch der Schein erhalten, als würde das Mädchen geraubt und als wäre der Bräutigam gezwungen, das Brautgeld als Strafe dieses Raubes zu zahlen.

Ist die bezeichnete Nacht erschienen, so setzt sich der Bräutigam, von einer Zahl seiner Freunde begleitet, zu Pferd und nähert sich langsam und mit großer Vorsicht dem Hofe, wo seine Geliebte wohnt. Außer der Braut, welche ein kleines Paket mit ihren schönsten Kleidern bereits insgeheim zurückgelegt hat, sind nur die Eltern in das Geheimniß eingeweiht, scheinen aber wie blind und taub zu sein.

Das Mädchen lauscht. Ein leichter Pfiff vor dem Zaune des Hofes läßt sich hören. Die Braut schleicht unbemerkt aus der Hütte und dem Hofe und ist bald in den Armen des Bräutigams, der schnell zu Pferde steigt, sie zu sich hinauf hebt und, mit einem Pistolenschusse seinen Triumph kundgebend, in rasendem Galopp davonsprengt; seine Begleiter decken ihm den Rücken, feuern ihre Gewehre los und lassen einen eigenthümlich gellenden Ruf ertönen, welcher die Entführung anzeigt.

Auf diesen Allarm stürzen die bewaffneten Männer des Hofes zu ihren Pferden, alle Nachbarn sitzen ebenfalls auf und unter fürchterlichem Halloh beginnt die wilde Jagd. Unterdessen hat der Entführer einen Vorsprung gewonnen und sprengt stumm und im stärksten Laufe dem Orte zu, wo er seine Braut in Sicherheit bringen will. Seine Begleiter jedoch schreien und schießen fortwährend und schlagen gruppenweise oder einzeln verschiedene Richtungen ein, um die Verfolger irre zu leiten. Wehe dem Bräutigam, wenn er ertappt wird! Er wird ganz einfach wie ein Dieb behandelt; die Braut, sein Pferd, seine Waffen werden ihm abgenommen, die Kleider vom Leibe gerissen; obendrein wird er noch tüchtig ausgelacht und werden Spottgedichte auf ihn gemacht; seine Sachen muß er mit guten Geschenken loskaufen und zum zweiten Mal sein Glück versuchen; oft geschieht es aber, daß das Mädchen ihn nicht mehr will, sich seiner schämt und ihn für einen Tölpel hält. Ist jedoch Alles gut gegangen, so bringt er seine Braut in den Hof eines guten Freundes, wo schon eine Hütte und Essen für das junge Paar bereit steht, und ohne weitere Ceremonie ist die Ehe geschlossen.

Während eines ganzen Monats lebt das junge Paar nur sich und seiner Liebe In dieser Zeit verläßt der Mann die Hütte vor Sonnenaufgang und begibt sich zu irgend einem Freunde in der Nachbarschaft, wo er den ganzen Tag zubringt; erst nach eingetretener Dunkelheit kehrt er in die Arme seines Weibes zurück. Während des Honigmonats darf er nicht unter die Augen seiner Eltern treten, auch keinen älteren und angeseheneren Mann sehen, und wenn er auf dem Wege einem solchen begegnet, so flieht er, als wenn er ein Verbrechen begangen hätte.

Ist der Honigmonat vorüber, so erhält die Braut den Besuch ihrer Mutter und ihrer unverheiratheten Schwestern. Der Hof, wo sie diese Zeit zugebracht, wird nun verlassen und die Braut wird mit großem Gefolge unter Gesang und Gewehrfeuer in einen andern Hof geführt, der näher bei der Wohnung ihres Mannes, gewöhnlich nicht mehr als eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Hier bringt sie die letzten acht Tage zu, welche sie außerhalb des Hauses ihres Gatten verlebt, und darf während dieser Zeit nicht seinen Besuch empfangen. Ihre Mutter, ihre Schwestern und einige Bekannte leisten ihr Gesellschaft.

Der Bräutigam hat unterdessen am dreißigsten Tage einige Stücke Rinder, Schafe oder Ziegen, je nach Vermögen, einige Wagen mit Kuchen und Brod, sowie einige Fässer Meth und Schwett in Bereitschaft gehalten, auch für seine Eltern verschiedene, gut eingewickelte Geschenke, die von Niemand gesehen werden. Seine Verwandten, Freunde und Bekannten versammeln sich nach dem Abzuge der Braut in dem Hofe, wo er seinen Honigmonat zugebracht, und von da geht der Zug unter Führung zweier seiner Freunde der Wohnung seiner Eltern zu. Er selbst jedoch muß zurückbleiben und den Erfolg der Unterhandlung abwarten. — Der Zug bewegt sich mittlerweile unter fortwährendem Gewehrfeuer und Gesang vorwärts; erst in dem Hofe der Eltern des Bräutigams macht er Halt; die zwei Führer, welche die Rolle von Unterhändlern zwischen den Eltern und dem Sohn spielen, treten in die große Hütte, wo die Ersteren auf sie warten. Sie grüßen und bringen den Gruß des Sohnes; sie erzählen mit schönen Worten von dem Sohne, von der Braut, deren Vorzüge sie bis in den Himmel erheben; von dem Glück, welches die jungen Leute in ihrer Ehe erwartet, und so weiter, und bitten zuletzt demüthig, den Brautleuten den Eingang in den Hof zu gestatten und ihnen eine Irneh (Familienhof) einzuräumn. Die Eltern spielen die Erzürnten; sie wollen von den Tollheiten ihres Sohnes nichts wissen;

sie haben keine Mittel, das Brautgeld zu zahlen, und ähnliche Dinge. Aber die Vermittler lassen sie nicht abschrecken, sie verdoppeln ihre Beredtsamkeit; der Lärm vor der großen Juneh wird auch immer größer, und endlich greifen sie die schwächsten Seiten der Eltern an, das Laster und die Tugend der Adighe: ihre Habgier und ihre Gastfreundschaft. Sie holen die für die Eltern bestimmten Geschenke, aus Waffen und Kleidungsstücken bestehend hervor: laden sie auch ein, die Rinder, Schafe, Ziegen und Lebensmittel zu besehen, welche der Sohn schickt. Der Vater wird immer weicher, die Mutter will jedoch nichts ansehen und nichts nehmen. Da werden nun die Vermittler ihrerseits verdrießlich und erklären, daß es eine Schande für den Hof sei, so viele gute Freunde ihres Sohnes, die einen so weiten Weg gemacht, nicht in die Juneh zu lassen, sondern sie hungrig heimzuschicken, ohne daß sie dem Sohne eine gute Nachricht bringen können. Da kann der Vater nicht mehr widerstehen; er willigt in die Ankunft der Brautleute ein und ladet alle Anwesenden zu Gaste. Die Mutter jedoch ist unerbitterlich; sie will wohl den Sohn wieder ins Haus aufnehmen, aber nicht die Braut; sie hat noch nichts von ihr gehört; sie versteht nicht, wie sich diese ganze Heirath gemacht hat; sie weiß von nichts, muß erst Erkundigungen einziehen u. s. w.

Sobald der Vater mit den beiden Vermittlern vor die Thüre der Juneh tritt, wird er mit Jauchzen und Freudenschüssen empfangen; dann setzen sich zwei der am besten Berittenen zu Pferde und sprengen nach dem Orte, wo der Sohn wartet, um ihm die gute Nachricht zu bringen. Die Anderen werden mit den mitgebrachten Lebensmittel und Getränken bewirthet, die Thiere geschlachtet und zubereitet. So lange es etwas zu essen und zu trinken gibt, dauert das Fest, zu dem natürlich alle Nachbarsleute herbeieilen; ist dasselbe zu Ende, so geht Alles nach Hause. In derselben Nacht kommt der junge Ehemann ganz still in den Hof, wo schon eine besondere Juneh für ihn und sein Weib bestimmt ist, stattet seinen Eltern einen kurzen Besuch ab, wird von ihnen sehr ernsthaft und mit einigen kurzen Fragen empfangen und geht dann acht Tage lang seinen täglichen Beschäftigungen mit ungewohntem Fleiße nach, um zu zeigen, daß er die verlorene Zeit nachholen will. Während dieser acht Tage sieht er, wie gesagt sein Weib nicht.

Am neunten Tage nach der Rückkehr des Mannes in das väterliche Haus wird die Braut eingeführt und dieß ist der eigentliche Hochzeitstag, an dem der Mann aber nicht Theil nimmt. Er entfernt sich schon in aller Frühe vom Hause und man sieht ihn den ganzen Tag nicht.

Der Brautzug und die Hochzeit sind mit großem Ceremoniel verknüpft. Bald nach Sonnenaufgang ziehen aus allen in der Nähe liegenden, oft auch aus fernen Höfen lange Reihen von Frauen und Mädchen in ihrem schönsten Schmuck zu Wagen, zu Fuß oder auch von Reitern auf dem Pferde gehalten, darunter gleichfalls die Schwestern des Bräutigams, der Juneh zu, wo die Braut mit ihrer Mutter der Ankömmlinge harrt und sie bewillkommnet. Alle Ankömmlinge bringen der Braut Geschenke an Brod, Kuchen, Honig und Butter auch Meth und Schwett, wovon ein Theil sogleich genossen, der andere auf Wagen geladen und mitgeführt wird.

Unterdessen hat sich im Hofe der Eltern ein ganzer Haufen Verwandte, Bekannte und Nachbarn, meistens aber Sclaven versammelt; Alles hat lange Stöcke in der Hand. In der großen Hütte sitzt die Mutter, festlich gekleidet und von einigen alten Nachbarinnen

umgeben, der Vater ist in einer andern Hütte, sieht sich durch das Fensterloch Alles an, zeigt sich aber nicht im Hofe.

Sobald der Brautzug am Thore angekommen, fragen die innen stehenden, was die vielen Leute wollen; man antwortet, daß sie dieß nichts angehe, daß das Weib des N. N. in ihre Juneh ziehe und Gäste ins Haus gebeten habe; Reden werden gehalten, Vorstellungen gemacht, Bitten versucht; Alles umsonst — man will den Brautzug nicht hineinlassen. Da sprengen die Brautführer mit hochgeschwungener Peitsche in den dichten Haufen, um den Weg zu bahnen; Reiter und Fußgänger folgen wildschreiend nach. Ein Scheinkampf, entspinnt sich, Viele stürzen aus dem Hofe, um sich der Braut zu bemächtigen; die Mädchen schließen einen dichten Kreis um dieselbe, singen im Chore, um ihre Begleiter zu ermuthigen; die Männer rennen und schreien wie entfesselte Teufel, zahllose Schüsse knallen in die Luft, aber auch Peitschen- und Stockhiebe regnet es auf die Pelzmützen und Schultern, und ich würde dem dieser Scene Ungewohnten nicht rathen, dem wilden Tumult nahe zu treten. Am Schlimmsten kommen die Brautführer weg. Die Pferde werden ihnen geraubt, die Waffen und Kleider vom Leibe gerissen und nur gegen ein gutes Lösegeld wieder zurückgegeben; dieß ist die Ursache, warum sie an einem solchen Tage schlecht beritten, schlecht bewaffnet und schlecht gekleidet erscheinen. Am Ende siegt immer die angreifende Partei. Die Männer, eine Gruppe bildend, ziehen sich in das Innere des Hofes zurück; der weibliche Brautzug tritt in das Thor. Die verheiratheten Frauen begeben sich unter Führung der zwei Brautweiber in die große Hütte, die Mädchen stellen sich, die Braut in der Mitte, in mehreren Reihen wie Soldaten auf und singen verschiedene Lieder, welcher Gesang von den munteren Brautjungfern dirigirt wird. Alle Lieder haben natürlich Bezug auf die Hochzeit. Die Braut ist noch immer dicht verschleiert und sieht gar nicht, wo sie hingekommen. Die Männer stehen Alle ruhig, ungefähr 50 bis 60 Schritte entfernt, ihnen gegenüber und mustern mit den Augen die liebliche Front.

Unterdessen wird in der großen Hütte zwischen der Mutter und den Brautwerbern die nämliche Comödie gespielt, welche vor acht Tagen zwischen den Eltern und den Unterhändlern des Sohnes stattgefunden.

Hierauf treten die Frauen in die Hütte, die Mädchen und die Männer formiren sich in zwei Gruppen zu beiden Seiten der Thüre und singen in zwei Chören; die Männer preisen die Tapferkeit, den Wohlstand des jungen Mannes und das Glück der Frau, einen solchen Gatten gefunden zu haben; die Mädchen antworten mit dem Lobe der Schönheit, Unschuld, Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten der jungen Frau, und geben zu verstehen, daß der Mann sich sehr zusammennehmen muß, um ihrer würdig zu werden. Während dessen wird die Braut ihrer Schwiegermutter vorgestellt. Dieß geschieht mit großem Ernste und vieler Würde. Die Mutter der jungen Frau entschleiert nach üblichem Gruße und Gegengruße ihre Tochter, dann nähern sich die beiden Mütter und umarmen sich herzlich, die junge Frau küßt mit Ehrfurcht die Hand ihrer Schwiegermutter, welche sie zum ersten Mal sieht. Diese mustert und betrachtet sie eine Weile mit großer Aufmerksamkeit und endigt immer damit, daß ihre Erwartung, was die Schönheit und das gute Aussehen ihrer Schwiegertochter betrifft, weit übertroffen, daß sie sehr zufrieden mit der Wahl ihres Sohnes sei und hoffe, im Hauswesen eine gute Helferin bekommen zu haben, die Geburt vieler Enkel zu erleben und dergleichen Herrlichkeiten mehr. Die arme Braut darf sich in

Gegenwart ihrer Schwiegermutter nicht setzen. Sie steht an der Thür, und wenn das Essen für ihre Mutter und die älteren Frauen aufgetragen wird, geht sie, begleitet von den zwei Brautweibern, aus der Hütte, wo sie von der draußen versammelten Jugend mit Jubel und Gesang empfangen und, da sie jetzt unverschleiert ist, von Allen mit Neugierde betrachtet wird.

Sie wird in die Hütte ihres Mannes geführt und nimmt nicht mehr an der Hochzeit Theil.

Die Sitte ist, daß die junge Frau den angesehensten Gästen kleine Geschenke, welche sie selbst gearbeitet, als Andenken an ihren Hochzeitstag überschickt.

Unterdessen nehmen die eigentlichen Lustbarkeiten im Hofe ihren Anfang. Die Mädchen stellen sich von Neuem in Reihen auf, die Männer ihnen gegenüber und der Tanz beginnt.

Nach dem Tanze fangen die Wettrennen an. Außerhalb des Hofes wird eine Schießscheibe aufgestellt, an welcher die Reiter im wildesten Galopp vorbeijagen und ihre Kugeln abschießen. Die Keckeren springen ohne Weiteres in die Gruppe der Mädchen, fassen irgend eines derselben um den Leib, heben sie mit Blitzesschnelle vor sich auf das Pferd und jagen mit dieser süßen Last, vor der Schießscheibe feuernd, vorbei. Wer auf diese Art das Schwarze trifft, bekommt eine Prämie als Andenken von der Braut. Die Pulververschwendung bei Hochzeiten ist sehr groß, dieß ist aber auch der einzige Luxus des Adighe. Schießen ist seine höchste Freude.

Hat sich die Gesellschaft müde gesungen, getanzt und geschossen, so wird das unterdessen bereitete Mahl auf unzähligen kleinen Tischchen aufgetragen, Fässer mit Meth und Schwett aufgestellt, und Alles ißt und trinkt nach Belieben. Mit dem Essen ist die Hochzeit zu Ende.

Die Frauen und Mädchen beurlauben sich von der jungen Frau, die mit ihrer Mutter und ihren Schwestern, welche ihr bis zum andern Tag Gesellschaft leisten, allein bleibt. Die Männer gehen nach Hause, und Alles zerstreut sich. Gegen Abend ist es in dem noch vor Kurzem so belebten Hofe still und öde geworden. Der Vater tritt aus seinem Versteck hervor und sieht sich seine Schwiegertochter zum ersten Male an.

Nach Sonnenuntergang kommt ihr Mann nach Hause, und des andern Morgens, wenn noch Alles schläft, ist die junge Frau, welche zuerst im Hause auf den Beinen sein muß, schon an der Arbeit. Die zarten, arbeitsungewohnten Hände der Armen bedecken sich bald mit Schwielen, und der erste Monat im Hause des Mannes, oder besser gesagt der Schwiegereltern, ist sehr verschieden von dem in Liebe und Bequemlichkeit verlebten Honigmonate.

Lied,

gesungen bei der Enthüllung des Schiller-Monumentes in München,
am 9. Mai, dem Sterbetage des Dichters.

Von des Dichters hehrem Haupte
Nehmt die Hülle nun herab —
An dem Tag, der ihn uns raubte,
Soll er auferstehn'n vom Grab.
Hoch vom Himmel kam er nieder,
Sang uns ewige Lieder vor —
Hoch zum Himmel heb' er wieder
Sein unsterblich Aug empor!

Was verborgen in uns glühte,
Flammt in ihm durch's Weltenrund,
Deutschem Geiste und Gemüthe
Lieh er seinen Glockenmund —
Schmückte uns mit seinen Kränzen
Schwang uns auf durch seinen Flug,
Der bis zu der Erden Grenzen
Deutschen Namens Ehre trug.

Weil er selbst in unsern Herzen
Längst ein Denkmal sich gesetzt,
Darum hebt sich blank und erzen
Aus der Gruft sein Denkmal jetzt,
Daß man zu dem Grabe walle
Wie zu einem Heiligthum,
Ehrt ihn — denn er ehrt uns Alle
Und sein Ruhm ist Deutschlands Ruhm.

F. Bodenstedt.

Festgedicht.

Von Sigmund Lichtenstein.

Warum ward, Schiller, Dir zum Loose
Des echten Ruhmes Allgewalt?
Warum entwuchs dem Erdenschoose
Dein Leib in eherner Gestalt?
Weil ehern war Dein großer Wille,
Der in des Herzens Sturm und Drang
Wie in des Hauptes tiefer Stille
Mit tausend Räthseln muthig rang.

Es warf Dein hoher Geist die kühne
Und räthselvolle Frage auf:
Was soll auf dieser Erdenbühne
Der Menschheit langer Lebenslauf?
Die Antwort scheuchte manche Wolke,
Die vor der Geistessonne lag;
Du sprachst sie herrlich vor dem Volke,
Und herrlich wuchs der Geistestag.
Du sprachst davon, wie kranken Zeiten
Verjüngung wird durch frische That,
Und wie die Künste dann durchschreiten
Den schönheitstrunkenen Menschenstaat.
In deiner Seele rief es mächtig:
Der Menschengaben Ozean
Erhebe sich und rausche prächtig
Zum höchsten Ideal hinan.

Die Stimme, die von Deinem Munde
In Millionen Hörer quoll,
Durchtöne jetzt die weite Runde,
Wie Glockenerz so tief und voll!
Nach freiem Seelenadel strebe
Die Menschheit stets nach Deinem Wort,
Und Dein erhab'nes Bild, es lebe
Im Erze wie im Herzen fort.

Versuch einen Mohren weiß zu waschen. Aus der freien deutschen Schweiz wird ein Factum berichtet, daß sich gewiß in einem Jahrhundert nicht zweimal ereignet und deßhalb schon ein Plätzchen in den Blättern der Zeitgeschichte verdient. In Lenzburg (Aargau) zieht vergangene Woche eine Künstlergesellschaft unter Leitung eines Afrikaners und nunmehrigen französischen Bürgers Janetti, ein, um bei Gelegenheit des stattfindenden Jahrmarkts Vorstellungen zu geben. Die hohe Polizeibehörde staunt nicht wenig, daß der Mann, übrigens ordentlich legitimirt, schwarz aussieht und doch geläufig Französisch spricht. Aber es ist nicht ihre Sache lange zu staunen; mit gewohnter Energie geht man daran, die nagenden Zweifel zu lösen. Janetti wird auf das Bureau citirt; die Waibel erhalten Ordre, Wasser, Seife und Schwamm herbeizuschaffen; Janetti wird entkleidet und tüchtig gewaschen. Umsonst die schwarze Farbe bleibt hartnäckig. Doch nicht minder hartnäckig ist der Zweifel der hohen Behörde. Ein Apotheker wird requirirt und in seiner Eigenschaft als Chemiker zu Rathe gezogen. Auf sein Anrathen wird Cyankali angewendet, — aber Janetti blieb schwarz. Gegenüber solcher Hartnäckigkeit war auch die hohe Aargauer Polizeibehörde machtlos; man mußte den nicht weiß zu waschenden Mohren gehen lassen, Herr Janetti will sich aber nicht damit begnügen, daß man seine Rasseabstammung zur Evidenz bewiesen hat; wie man hört, wird er Beschwerde beim Bundesrath führen. Ist das nicht ein lustiges Stücklein aus der freien Schweiz? Stände es geschrieben im Buch von den Schildbürgern oder Krähwinklern oder sonstigen seltsamen Käuzen, man würde darüber lachen, aber glauben würde man es nicht.

Ein Kellner zu Pferd. Einen höchst originellen Einfall führte am Ostermontag der Besitzer einer weitgedehnten Schenklokalität im Prater aus. Eine improvisirte Reitbahn lief nämlich dicht an den Reihen der Gäste entlang und innerhalb derselben kursirte ein wohldressirter Pony von einem Kellner geritten, welcher die Bestellungen der Gäste im Fluge dem Buffet überbrachte und theilweise auch selbst ausführte. —

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 22. ***IX. Jahrg.***

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 31. Mai 1863.

Aus dem Tagebuch eines österreichischen Gesandtschafts-Secretärs am Hofe Peters des Großen.

Vor Kurzem ist in England ein Buch erschienen, welches höchst interessante Mittheilungen über Peter den Großen von Rußland bringt. Es ist dieß das soeben vom Grafen Macdonnell in englischer Sprache herausgegebene „Tagebuch eines österreichischen Legations-Secretärs am Hofe des Czaren Peter des Großen". Das in lateinischer Sprache geschriebene Originalwerk wurde seiner Zeit als sehr werthvoll gepriesen, von den Darstellern jener Epoche vielfach benützt, und gar Manches, was wir in den Geschichtswerken über den Charakter Peter's wissen, hat seine Quelle in dem Diarium itinerar, des österreichischen Gesandtschafts-Secretärs J. G. Korb, welcher in einem der bedeutsamsten Momente der russischen Geschichte, um die Zeit der Rückkehr Peters von seiner ersten Reise und der Unterdrückung und Bestrafung des Strelitzenaufstandes am moskowitischen Hofe gelebt. Das Buch hatte, wie der Deutsche Adelung und der Russe Galitzin erzählen, den Unwillen Peter's erregt und denselben zu nachdrücklichen Vorstellungen beim Wiener Hofe veranlaßt, zufolge welcher die Unterdrückung der Schrift so sorgfältig betrieben wurde, daß heutigen Tages nur kaum 8 bis 10 Exemplare in den größten öffentlichen Bibliotheken gefunden werden dürften. Wir theilen Einiges aus dem Buche mit.

Korb berichtet, wie der Czaar nach erhaltener Nachricht von dem Aufstande der Strelitzen eiligst aus Wien nach Rußland zurückgekehrt sei. „Nachdem der Czaar die Truppen besichtigt und selbst ihnen vorgezeigt, wie sie ihren plumpen, schwerfälligen Körper bewegen müssen, begab er sich zum Mahl, das er im Hause seines Lieblings Lefort angeordnet hatte. Er beklagte sich beim polnischen Gesandten, daß die armselige Kost, welche er in Polen genießen mußte, ihn ganz abgemagert habe, und auf die Bemerkung des „in der That recht dickleibigen" Gesandten, daß er in seiner Heimath ganz wohl gelebt", erwiederte der Czaar:

„Nicht dort, sondern hier in Moskau haben Sie sich gemästet". Ehe dieses Mahl zu Ende war, erging er sich in wüthenden Schmähungen gegen den General-en-chef Schohin, welchen er der Corruption bei seinen militärischen Anordnungen beschuldigte. Ja er zog sogar in Gegenwart aller Gäste das Schwert gegen den Angeschuldigten, und als mehrere der Anwesenden seinen Zorn zu beschwichtigen versuchten, schlug Peter mit dem Schwerte nach rechts und links um sich herum, wobei es nicht ohne Verwundungen der Umstehenden abging. Endlich faßte Lefort den Wüthenden bei den Armen, und wiewohl er für diese Dazwischenkunft einen schweren Streich davontrug, gelang es ihm doch, den Czaaren so weit zu beschwichtigen, „daß er's beim Drohen bewenden ließ und keinen Mord verübte."

Nach einer Weile schon stellte er sich indeß lächelnden Gesichtes zum Tanze und befahl, daß zwei von den zum Diner geladenen Damen, die sich heimlich davon gemacht hatten, durch Soldaten zurückgebracht würden. „Fünfundzwanzig Kanonen feuerten bei den Trinksprüchen und die Heiterkeit des Festes währte bis über die fünfte Morgenstunde."

Das waren Lichtpunkte bei des Czaaren extravagantem Verhalten bei den gastfreundlichen Festen zu Ehren seiner Rückkunft. Am 25. September begann er sich mit ernsten Dingen zu befassen; denn die aufrührerischen Strelitzen, welche bis dahin in mehreren festen Orten rings um Moskau gefangen gehalten waren, wurden nun zum Verhör vor ihn gebracht. Am 1. October schon wurden 15 von ihnen auf das Rad geflochten und am 3. ließ der Czaar nach einer Unterredung mit seiner im Kloster als Gefangene lebenden Schwester Sophia, die Folter gegen mehrere Popen anwenden, welche der Theilnahme an der Verschwörung angeklagt waren; gegen die Strelitzen selbst wurde die Tortur in den nachfolgenden Tagen fortgesetzt. „Nachdem man sie auf's Grausamste mit der Knute gepeitscht, ließ man sie am Feuer versengen; hierauf peitschte und brannte man sie von Neuem", und so wechselten immer Knutenhiebe und Feuerhitze ab. Der Czaar wollte durchaus keinen Andern mit der Leitung der Verhöre betrauen, er selbst führte die Untersuchung, „zu welchem Zwecke mehr als 30 Feuer täglich im Bebraschentsko, dem Schauplatz der Inquisition, hell emporflackerten."

„Die Gerüchte von diesen täglich sich wiederholenden grausamen Folterqualen gelangten auch zum Patriarchen, der es für seine Pflicht hielt, den ergrimmten Czaaren zur Milde zu ermahnen." Aber als er sich, das Bild der heiligen Jungfrau in der Hand, zu diesem begab, erhielt er den Befehl, sich schleunigst sammt dem Bilde zurückzuziehen, indem er, der Patriarch, selbst mehr Freiheit genieße, als erwünscht sei.

Am 10. Oktober, umringt von seinen Truppen, welche keinem Fremden den Zutritt innerhalb des Kreises gestatteten, vollzog der Czaar im Bebraschentsko mit eigenen Händen die Todesstrafe durch das Beil für den gegen ihn begangenen Hochverrath an fünfen der Verbrecher," 230 von ihnen wurden hierauf gehenkt, und das hieß man die erste Strelitze-Execution.

Am 13. wurden 500 Strelitzen wegen ihres jugendlichen Alters zwar von der Todesstrafe befreit, aber mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, wie vermuthet wird, transportirt; aber schon am 17. wieder, „erzählten viele Personen, daß der Czaar wieder eigenhändig einige Hochverräther hingerichtet habe." Unter diesen Letzteren scheint der Oberstlieutenant Karpakow sich befunden zu haben, welcher bald den Folterqualen erlegen wäre, aber durch

des Kaisers Leibarzt wiederhergestellt wurde, hierauf einen Selbstmord versucht hatte und wieder zu neuer Tortur oder Hinrichtung genesen war.

Am 21. October wurden ferner 230 oder, wie anderseitig behauptet wird, 250 Strelitzen auf dem weißen Wall, der Moskau damals umgab, gehenkt; zwei Tage später fand der fünfte Strafact statt, welcher sich von allen vorhergegangenen wesentlich unterschied. „Dreihundertunddreißig wurden gleichzeitig und mit einander herausgeführt, um den verhängnißvollen Streich zu empfangen." Alle Bojaren, Reichssenatoren, Dumnoi's, Diaken &c., welche an dem gegen die rebellischen Strelitzen niedergesetzten Tribunal Theil genommen hatten, mußten auf des Kaisers Befehl in Bebraschentsko erscheinen und bei der Vollziehung der Todesurtheile mitwirken. Jeder von ihnen sollte einen Strelitzen hinrichten. „Viele gingen mit zitternden Händen an dieß neue und ungewohnte Geschäft und führten unsicher den Streich." Ein Bojar traf statt des Hauptes den Rücken des Strelitzen und spaltete ihn fast entzwei; da stürzte des Czaaren Favoritin, Alexaska, auf den Armen los und machte seinem Leben ein Ende. Fürst Rodmadonowski war beauftragt je einen Mann von den vier Regimentern zu enthaupten. Der Czaar selbst saß zu Pferde im Schatten, sah dieser schrecklichen Schlächterei so vieler Menschen ruhigen Auges zu und ward nur dann erzürnt, wenn mehrere Bojaren das ungewohnte Geschäft mit zitternden Händen verrichteten, da doch kein fetteres Opfer Gott gebracht werden könne, als ein böser Mensch."

Noch am selben oder am folgenden Tage zeigte sich der Czaar besonders heiter bei einem Bankette, wo er seine Späße mit den Hofleuten trieb, ohne auf deren persönliche Stimmung und Neigung die mindeste Rücksicht zu nehmen. So stopfte er dem Bojar Golowin, während ihn Oberst Chambers festhielt, Salat und Essig, vor welchen beiden Golowin seit frühester Jugend einen Abscheu hatte, so lange in Mund und Nase, bis ihm nach heftigem Husten das Blut aus der Nase strömte. Tags darauf wurden zwei Kammerfrauen der Prinzessin Marfo wegen behaupteter Mitschuld am Strelitzen-Complott lebendig begraben und die angeklagten Popen gehenkt oder enthauptet. Drei Leiter der Verschwörung, welche mit der Prinzessin Sophie im Verkehr gestanden, von ihr im Brod verborgene Briefe empfangen und sie selbst mittelst einer Petition aufgefordert hatten, das Staatsruder zu ergreifen, wurden gerade gegenüber dem Kloster, in welchem sie lebte, nahe am Fenster ihres Zimmers aufgehängt. Korb fügt noch die Bemerkung bei: „Dem, der in der Mitte hängt, wurde ein gleich einer Petition zusammengefaltenes Papier in die Hand gesteckt, vielleicht in der Absicht, damit Sophie an ihre eigene vergangene Schuld gemahnt und von Gewissensbissen gequält werde." Kurz darauf erlitten zwei andere Rädelsführer den Tod durchs Rad, auf welches man sie lebend gesetzt, nachdem man ihnen zuerst die Extremitäten gebrochen, damit „durch langsamen Tod die Strafe ihren verbrecherischen Entwürfen entsprechender werde."

Der Gesandte Polens hatte sich einige vage Vorstellungen darüber gegen den Czaaren erlaubt, welche dieser mit den Worten zurückgewiesen: „Wärest Du mein Unterthan, so wollt ich Dich jenen am Galgen als Gefährten zugesellen," und wieder hörte man bald von Torturen und Hinrichtungen. Einem, der gerade auf dem heißen Roste lag, stieß der Czaar den Stock in den Mund und rief: „Gesteh, Bestie, gesteh!" und ein andermal wurden wieder 200 Rebellen durch das Schwert hingerichtet, von welchen, wie man erzählte, wieder 84 den Tod von des Kaisers eigener Hand erlitten, „wobei Bojar Pleskof jeden Verbrecher

so fassen mußte, daß der Streich desto sicherer treffen konnte". Sicherlich waren um jene Zeit die Strafen für Civilverbrechen sehr barbarisch. So z. B. wurde dem Falschmünzer das geschmolzene Metall in die Kehle gegossen. Eine Mutter und Tochter hatten sich zum Tode des Gatten der einen verbündet und ihr Verbrechen auch mit Hülfe zweier gedungener Mörder verübt. Beide Weiber gestanden ihre That und erlitten die gleiche Strafe: sie wurden bis an den Hals in die Erde gegraben. Drei Tage lebte die Mutter, die Tochter bis zum sechsten Tage, worauf die beiden Leichname mit den Köpfen abwärts zu den Füßen jener gemietheten Mörder, welche durch den Strick geendet hatten, aufgehängt wurden. Noch in ihren letzten Augenblicken besuchte der Czaar den Schauplatz der Strafe und befragte eine der Frauen; es wird beigefügt, daß er aus Mitleid mit der Unglücklichen einen Soldaten befehlen wollte, sie niederzuschießen, aber auf des Generals Leforts Aeußerung, daß dieß ein entehrendes Amt für einen Soldaten wäre, davon abstand und befahl, „daß die elende Kreatur gelassen werde, bis ihr der Tod käme."

Um dieselbe Zeit wurden mehrere Rebellen aus Azow gebracht, unter diesen ein Pope, „dem der Czaar selber mit dem Beil das Haupt fällte; gleicherweise erlitten sechs Münzfälscher die Strafe, es wurden ihnen die geschmolzenen falschen Münzen in den Mund gegossen."

Wir enden die Mittheilungen aus Korb's Tagebuche mit folgender Erzählung:

Was man von der unbeugsamen Hartnäckigkeit dieses Stammes im Ertragen der ausgesuchtesten Torturen erzählt, scheint ans Unglaubliche zu grenzen. Vor des Czaaren Reise ins Ausland hatte ein der Theilnahme an einer Verschwörung Angeklagter schon viermal die höchsten Qualen der ausgesuchtesten Folter überstanden, ohne auch nur die mindeste Schuld zu gestehen, als der Czaar, wohl einsehend, daß alle Martern unnütz seien, es nun mit Freundlichkeit und Schmeicheleien versuchte. Er küßte den Angeklagten und sagte zu ihm:

„Ich weiß mit Bestimmtheit, daß du Kenntniß von dem gegen mich versuchten Hochverrath hast. Du bist dafür schon genug bestraft worden. Gesteh nun freiwillig vermöge der Liebe, die du deinem Fürsten schuldest, und bei dem Gott, durch dessen besondere Gnade ich Fürst und Czaar bin, schwöre ich Dir, nicht blos Deine Schuld zu verzeihen, sondern zum besonderen Beweise meiner Gnade Dich noch zum Oberst zu ernennen."

Diese seltene Freundlichkeit von einem so mächtigen Fürsten bewältigte die harte Natur des eisernen Mannes, und nachdem er sich erlaubt, des Czaaren Umarmung zu erwiedern, begann er:

„Wahrlich, das ist für mich die stärkste aller Torturen, und auf keine andere Weise sonst wäre es Dir gelungen, meine Standhaftigkeit zu erschüttern."

Und er erzählte hierauf in aller Ausführlichkeit den ganzen Verlauf der Verschwörung.

Als der Czaar, ganz verwundert darüber, daß ein Mann, der unter den schrecklichsten und grausamsten Folterqualen sein Schweigen nicht gebrochen, durch ein wenig Milde so weich geworden, ihn nun fragte, wie er denn so viele Knutenhiebe und die gräßlichsten Feuerqualen am Rücken habe ertragen können, da begann er Anderes und noch Staunenswertheres zu erzählen. Er bekannte, daß er und seine Genossen eine Art Bund gegründet haben, in welchem Niemand zugelassen werde, der nicht vorher die Folter überstanden hätte;

daß nur Derjenige, welcher fähig befunden, den höchsten Foltergrad zu ertragen, auf höherer Ehren im Bunde Anspruch habe, während die einfache Tortur nur zu einfacher Mitgliedschaft im Bunde berechtige; daß er selbst schon sechsmal gefoltert worden und darum die Präsidentschaft des Bundes bekleide; die Knute heiße soviel als nichts, ebensowenig die Feuersgluthen nach den Knutenhieben, und er habe unter seinen Bundesgenossen viel gräßlichere ertragen; „denn" — so fuhr er fort — „das Furchtbarste ist wohl, wenn Einem die brennende Kohle ins Ohr gelegt wird, und gleich schrecklich wird es empfunden, wenn auf den glattgeschornen Scheitel eiskaltes Wasser langsam und tropfenweise aus einer Höhe von zwei Ellen fallen gelassen wird"; in allen diesen Dingen habe er sich und seine Gefährten übertroffen; dagegen aber wurden Jene, welche auch nicht den ersten Grad zu ertragen vermochten, aus Furcht vor ihrem Verrath durch Gift oder auch auf andere Weise bei Seite geschafft. So viel er sich erinnere, seien mindestens 400 solcher untauglicher Bundes-Candidaten durch ihn selbst und durch seine Cameraden getödtet worden.

So hatte denn dieser Bursche zehnmal die unerhörtesten Torturen überstanden, sechsmal durch seine Genossen und viermal während der Untersuchung vor dem Czaaren! Derselbe ist noch am Leben und durch des Czaaren Gnade Oberst in Sibirien."

Ein tapferer deutscher Lohgerber.

Zur Feier der landwirtschaftlichen Ausstellung in Bernburg am 12. Mai waren von einigen Bürgern auch deutsche Fahnen ausgehängt worden, eine Gesinnungs-Manifestation, die natürlich der Minister Schätzel nicht dulden konnte. Landrath Bunge setzte denn auch seine Boten in Bewegung, die Entfernung der Fahnen zu erwirken, und so weit mit Erfolg, daß nur an zwei Stellen dieselben hängen blieben. An der einen reichte der passive Widerstand auch nicht weiter, als daß der Besitzer nichts zur Beseitigung that, sondern sie von den Schergen des Gewaltigen herabholen ließ. Bei der anderen dagegen, die am Hause des Lohgerbers Joseph Calm schwebte, und von wohlgegerbten Saffian war, kam es zu einer interessanten Scene.

Unser Kleon kennt sein Gesetz und sein Recht, man weiß hier etwas von ihm zu erzählen und nicht bloß der Landrath, höhere Instanzen wissen, was es heißt, wenn er sie warnt, sich nicht mit ihm einzulassen. Als Herr Bunge auf Calm's wohlgemeinte Warnung, sich nicht zu blamiren, nicht hören wollte, als er in sich steigerndem Eifer mit Strafen bis 500 Thlr. drohte und sich erst vom „Ignoranten" (wie er sich auszudrücken beliebte) belehren lassen mußte, daß er wenigstens ein Gesetz zur Seite haben müsse, wenn er auch nur Strafen von 20 Thlrn. verhängen wolle, daß ein Gesetz gegen die deutschen Farben nicht vorhanden sei, daß sie einst vom „Eulenspiegel" (einem Thurme des herzoglichen

Schlosses) geweht, daß Serenissimus sie selbst an die Spitze der Bürgerwehrfahne befestigt, daß eine Instruktion bestehe, wie dieselben zu tragen — als der „Ignorant“ den Herrn Landrath hierüber belehrt, da appellirte dieser an die Gewalt und erhielt die Antwort, daß er der Gewalt begegnen werde. Und nun entspann sich eine Scene, die jeder Beschreibung spottet. An den drei Fenstern des obern Stockes hingen die bewußten Felle, darüber ragte eine große Stange, ebenfalls in dreifarbigem Leder. Calm's Hausthür war verschlossen und der Eingang in das Haus nur durch einen vermietheten Laden zu ermöglichen, aus dem eine Thüre in den Hausflur führte. Diese Thüre war mit den Worten gefeit: „§ 9 der Verfassung: Die Wohnung ist unverletzlich!“ Doch gegen den gewaltthätigen Landrath helfen Worte nichts, deßhalb hatte Calm vorsichtigerweise die Thüre inwendig mit starken Streben gestützt. Vor derselben erschien nun Militär und erhielt auf sein Parlamentiren die Antwort, daß das Gesetz alle Thüren und Schlösser öffnen würde, gegen den Landrath blieben sie verschlossen.

Ein Versuch, das Schloß mit dem Dietrich zu öffnen, schlug fehl und nun wurden von außen die Kolben in Bewegung gesetzt, während innen jede nachgebende Stütze nur desto stärker befestigt wurde. Dem Commandirenden der Truppen scheint seine Rolle kein Vergnügen gemacht zu haben, wenigstens verschwanden die Soldaten und die Gendarmerie rückte an. Nun ging es ernster an die Ausübung der Gewalt. Das Schloß war bald abgeschlagen, Brechstangen und Radehacken wurden von den tapfern Polizisten mit Macht gebraucht, im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten sie und machten der Thierschau eine so erfolgreiche Concurrenz, daß kein Ochse groß genug war, um die Beschauer von diesem Schauspiel des Landraths ferne zu halten. Jedes Beifallszeichen für den Vertheidiger der deutschen Fahne war das Gegentheil für den Landrath, jedes Verhöhnen der Polizei eine Ermunterung für den Kleon, und so streckten endlich die ermüdeten Stürmer die erfolglosen Waffen. Doch damit konnte sich unser Polizeichef noch nicht beruhigen. Jetzt wurden die Feuerleitern an das Haus gelegt, und hatte das Publikum vorher noch nicht genug gesehen, so wurde jetzt vor seinen Augen ein deutsches Fahnenklettern aufgeführt. Schon ersteigen sie die Leitern, Calm mit dem Gesetzbuche in der Hand hält ihnen Vorlesungen über den Mißbrauch der amtlichen Gewalt, schon sind sie oben, sie strecken die Hände nach den deutschen Fahnen aus — da endlich verschwinden dieselben auf Commando von innen wie mit einem Zauberschlage. So ist das schwere Werk gelungen, der Landrath hat gesiegt, seine Tapferen klimmen ermattet die Sprossen herab — doch der letzte hat noch nicht die letzten erreicht, da erschallt das Commando wieder und wieder begrüßt die helle Maisonne und das enthusiasmirte Publikum die geliebten Fahnen.

Neuer Sturm, neue Verwarnung mit dem Gesetz, neues Commando — alles wie das vorige Mal; aber die Myrmidonen nehmen ihre Leitern, suchen noch einige Händel mit dem Publicum und gehen nach Hause. Abends fährt Excellenz v. Schätzell vor das Haus, nimmt den Kriegsschauplatz in Augenschein und kehrt wieder um. Dann kommen Boten vom Landrath, um das zerbrochene Schloß und im Stich gelassene Brecheisen u. s. w. zu holen; aber der unbarmherzige Sieger liefert keine Trophäe aus, denn er braucht sie als corpus delicti für seinen Be-, Entschädigungs- und Eigenthumsprozeß und endlich muß sich die hohe Obrigkeit bequemen, noch vor Nacht ein neues Schloß an die Thür zu legen. So beging das Schätzell'sche Regiment das Landesfest, zu dem es Hoch und Niedrig ein-

geladen hatte, dem Repräsentanten aller Landestheile und viele Fremde beiwohnten und nach Hause reisten, um zu erzählen von dem gewaltigen Feldzuge gegen einen friedlichen Bürger, in dem die Macht Bernburgs schmählich unterlegen war und noch obendrein die Kriegskosten bezahlen wird.

Eine russische Geschichte.

Einige Werste von Ostrog in Volhynien liegen ein paar Häuser zerstreut im einem Walde. In eines derselben trat ein Hausir-Jude, Namens Iwan Zweigbaum. Er bot der Hausfrau seine Waare an, wurde von ihr jedoch bündig abgewiesen, da ihr Mann zu Markte gegangen und kein Copek im Hause sei. Doch der Hausirer erklärte der Frau, es käme ihm durchaus nicht auf Baargeld an; sie möge nur nachsuchen, es werde sich schon etwas zum Vertauschen finden.

Die gute Frau hatte sich mitterweile auf ein Kleid verspitzt, welches aus dem Krame des Juden in fröhlichen Farben verführerisch hervorleuchtete. Sie stieg sogar auf den Dachboden hinauf, um alle Winkel nach Tauschwaare zu durchstöbern, brachte aber seufzend die Nachricht, daß nichts aufzufinden sei, denn die Schnur Glasperlen, die sie vorwies; die könne der Hausirer wohl ebensowenig brauchen, wie sie selbst.

Zweigbaum nahm die Glasperlen zur Hand und klimperte damit, geringschätzend lächelnd, meinte aber, es finde am Ende Alles seine Käufer, und obwohl ihm freilich alte Kleider lieber wären, so wolle er sich dießmal mit dem Glasperlen begnügen. Zur großen Verwunderung der Hausfrau gab er ihr nun das ersehnte herrliche Kleid, und ging mit den edlen Glasperlen seines Weges.

Die Frau jubelte, und der Jude begab sich in athemloser Hast nach der volhynischen Hauptstadt Schitomir, um dort die Meinung eines Juweliers einzuholen, denn auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß es sich hier nicht um Glasperlen, sondern um Meeresperlen handele.

Der befragte Juwilier erklärte, er sei nicht im Stande, diese Perlenschnur zu bezahlen, nicht mit allen Schmucksachen seines Ladens.

Zweigbaum, außer sich vor Entzücken, eilte nun sogleich nach Warschau. Die dortigen Juweliere bewundern die Perlenschnur ebenso und einer von ihnen giebt ihm den Rath, dieselbe dem kaiserlichen Hofe selbst anzubieten, da sich wohl schwer eine Privatperson als Käufer einer solchen Kostbarkeit finden möchte.

(Schluß folgt.)

Herr Wilhelm.

Preußische Conflitspoesieen.
Von G. Herweg.

Und immer mehr, und immer mehr,
Und immer mehr Soldaten!
Herr Wilhelm braucht ein großes Heer,
Er sinnt auf große Thaten.

Er braucht's nicht wider Dänemark,
Er braucht's nicht wider Kassel —
Für solchen Quark, spricht Herr Bismarck,
Genügt ein stark Gerassel.

Er braucht es nicht am Rhein, am Po;
Die Flammenzeichen rauchen
Schon längst nicht mehr; d'rum sagt mir, wo,
Wozu er's mag gebrauchen?

Er braucht es nicht für Griechenland,
Denn ach! Athen und Sparta,
Sie haben noch nicht hergesandt
Um uns're Magna Charta.

Er braucht es nicht wie Friedrich
Auf fernen Siegesbahnen —
Herr Wilhelm braucht es innerlich
Für seine Unterthanen.

Er braucht es für des Freiheitswolfs
Weit aufgesperrten Rachen;
Er braucht es, wenn wir Bockum-Dolffs
Zum Bürgermeister machen.

Er braucht's, um seiner Stände Saal
Holdschützend zu umgeben;
Er braucht's gelegentlich einmal,
Die Sitzung aufzuheben.

Er braucht es, den gemeinen Mann
Hochnasig anzuschnarren,
Und wenn er murrt, zeitlebens dann
Im Zuchthaus einzuscharren.

Er braucht es! ja, von Wacht- zu Wacht-
Paraden hinzustrolchen
Und dann in stiller Mitternacht
Hausknechte zu erdolchen —

Für Junker, die kein Glück gehabt
In Schafzucht und in Wolle,
An Leib und Seele abgeschabt,
Für Junker, — welche Rolle!

Herr Wilhelm braucht ein großes Heer,
Braucht Pulver und Patronen;
An Jesum Christum glaubt er sehr,
Doch mehr noch an Kanonen.

Die Infant'rie, die Kavall'rie,
Die Artill'rie entfalten
Die Gottesgnaden-Monarchie
In dreierlei Gestalten.

Er kann, o Volk, wie einen Hund
Auf's Bajonnett dich spießen,
Kann dich zusammenreiten und
Kann dich zusammenschießen.

Die Drei sind Eins — und wißt ihr's nicht,
So sollt ihr's eben lernen;
Dreijähr'gen Glaubensunterricht
Ertheilen die Kasernen.

Pariser Gaunerkünste. In die Restauration Heinrich in Paris trat dieser Tage ein ziemlich anständig gekleidetes Individuum und ließ sich in einem obskuren Winkel an einem kleinen Tische, der eben nur für eine Person Platz bot, nieder, so daß er von den anwesenden Gästen kaum bemerkt wurde. Er hatte bereits sein Mahl beendet und die Zeche bezahlt, als der Garcon bemerkte, daß sich das silberne Eßbesteck nicht mehr auf dem Tische befände und den Fremden darüber zur Rede stellte. Man durchsuchte ihn, fand aber nichts Verdächtiges. Zahlreiche Entschuldigungen folgten und der Fremde verließ unter allgemeinen Grüßen der Gäste das Local. Einige Momente später wollte der Kellner den Tisch, an dem der Fremde gesessen, neu decken, und war nicht wenig erstaunt, als er einen silbernen Löffel fallen hörte. Er schaute unter den Tisch und erblickte die Gabel mittelst weichen Wachses an die Wand gepicht. Mit einem ehrenden Scharfblick rief er aus: „Da der Kerl das Besteck unter dem Tisch aufgehoben hat, so wird wohl ein Anderer kommen, um es zu holen Verrathen wir daher nichts und legen den Löffel dahin, wo er war. Dies geschah, ohne daß es Jemand bemerkte. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür und es erschien ein Mann, dessen Augen sich direct auf den kleinen Tisch richteten. Als er ihn frei sah, trat er ein und ließ sich eine Speise bringen. Die spähenden Blicke, welche er um sich warf ließen ihn sogleich als einen Gehilfen des Ersteren erkennen. Der Wirth ließ nun den Polizeikommissär davon in Kenntniß setzen und dieser schickte einen Agenten. Es dauerte nicht lange, so bemerkte dieser, wie sich der Fremde bückte, wie um seine Serviette aufzuheben, bei dieser Gelegenheit aber sich mit Geschick des unter dem Tische versteckten Besteckes bemächtigte, sodann zahlte und das andere Eßzeug ruhig liegen lassend, davonging. Der Agent folgte in einiger Entfernung. In einer Seitengasse traf er mit einem andern Individuum zusammen und dies hatte der Agent erwartet. Beide wurden nach der Präfectur gebracht.

An der Rheinstraße zwischen Arnheim und Emmerich ist auf dem Schild eines Wirthshauses folgende originelle Inschrift zu lesen:

„Reichthum und Fröhlichsein
„Ist das größte Glück auf Erden.
„Hier verzapft man Bier und Branntwein
„Und Hafer für die Pferden."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 23. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. Juni 1863.

Journalistischer Galgenhumor.

Eine Berliner Geschichte.

Unter einen Theil der preußischen Minister ist ein sehr panischer Schrecken gekommen in Folge eines Ereignisses, welches hoffentlich nach auch anderer Richtung sehr wohlthätige Nachwirkungen üben dürfte. Die ganze Angelegenheit ist übrigens ein Geheimniß und soll auch ein solches bleiben. Wenn ich von demselben erzähle, so geschieht es also nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit und in der Hoffnung strengster Discretion. Ein junger Mann nämlich, aus der Provinz, war seines Zeichens ein Schriftsteller, und da er in Preußen lebte und für eine preußische Zeitung schrieb, so war es natürlich, daß er auch seinen Preßprozeß hatte. Empfindlich, sanguinisch und behaftet mit eigenthümlichen gesellschaftlichen Gewohnheiten, beschloß er, für diesen Preßprozeß sich eine besondere Genugthuung zu verschaffen. Der Gegenstand der Anklage war ein Witz, durch den die besorgte Staatsanwaltschaft Hrn. v. Bismarck für beleidigt erachtete. Gut, dachte unser junger Schriftsteller, Herr v. Bismarck soll nicht denken, daß ich einer von denen bin, die, seiner Erklärung zufolge ihren Beruf verfehlt haben, wie so manches Genie. Auf nach Berlin also, nach der Wilhelmsstrasse, zu Sr. Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten! Wird empfangen.

„Excellenz," sagt der junge Mann, „ich meines Zeichens Schriftsteller, gesund und marschfertig bin ich, und habe einen Preßprozeß." — Pause. Herr v. Bismarck schweigt. — „Ich genieße, wie so mancher Andere, die Ehre, zu Ihren entschiedenen Gegnern zu gehören," fährt der junge Mann fort. „Nach der Verfassung hat Jedermann in Preußen die Freiheit seiner Gedanken und Meinungen, und sogar die viel wichtigere (nach Artikel 27) durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung sie zu äußern. Kraft dieses äußere ich hier, daß ich Sie für das Unglück des Landes — —"

„Mein Herr," unterbrach ihn der erste Staatsminister Preußens, „ich bin durchaus nicht gewillt, mir unangenehme Dinge von Ihnen sagen zu lassen. Was ist der Zweck Ihres Besuches.

„Nun Excellenz, da haben Sie einen frappanten Beweis, wie es mit der verfassungsmäßigen Freiheit in Preußen bestellt ist. Aber ich komme zur Sache. Ich bin angeklagt, Sie beleidigt zu haben; ich bin nicht schmerzlich davon berührt; im Gegentheil, ich will Sie beleidigt haben. Als Cavalier und full dressed gentleman werden Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn Sie Jemand beleidigt, und hoffentlich nach einer so direkt gestellten Herausforderung sich nicht die bequeme Satisfaction durch die Gerichte gefallen lassen."

Der Minister sieht den jungen Mann einige Augenblicke an, als zweifle er, mit einem vernünftigen Wesen zu thun zu haben. Dann lacht er und wirft sich in seinen Sessel.

„Das heißt, Sie wollen mich fordern?" — So ist es, Herr v. Bismarck. — Der Minister lächelt.

„Aber, mein Herr, da hätte ich viel zu thun, wenn ich jedem Schriftsteller, der mich beleidigt, mit der Pistole sollte Rechenschaft abverlangen." — Ach ja, Excellenz, Sie hätten vielleicht schon hundert Duelle gehabt. — „Wirklich so viel schon?" — Mindestens." —

„Vorausgesetzt, daß alle diese Herren Schriftsteller Ihnen glichen." — Dann lebten Sie nicht mehr.

„Herr P. P." sagte Herr v. Bismarck in liebenswürdiger Laune darauf, indem er durch eine Handbewegung seinen blutgierigen Besuch zum Sitzen einlud, „Sie sind ohne Zweifel ein Mann von Ehrgeiz, ein geistreicher Schriftsteller . . ." — Excellenz, unterbrach ihn heftig der Herr P. P., ich verbitte mir solche Beleidigungen! — „Beleidigungen?" fragt der Minister. — Allerdings, Herr v. Bismarck, unter Ihrem Regimente ist es dahin gekommen, daß geistreich genannt zu werden eine Injurie ist. — „Ah'" — Lesen Sie denn keine Zeitungen? — „Nein, ich lese nichts Gutes darin." — Ueber Eure Excellenz allerdings wenig. — Doch warum die Frage?" — So müßten Sie wissen, daß neulich ein Schriftsteller vor Gericht verurtheilt wurde, weil er den Grafen zur Lippe geistreich genannt hat. — „Weßhalb ist er so boshaft." — Ah, Excellenz, unter uns — es ist sehr weit hierzulande gekommen! — „Reden wir nicht davon, Herr P. P., wir stehen auf sehr verschiedenen Standpunkten." — Allerdings. — Es freut mich gleichwohl, Sie kennen gelernt zu haben, indeßen bin ich momentan beschäftigt und kann das Vergnügen, welches mir diese Unterhaltung gewährt, nicht fortsetzen." — Ich verstehe, Herr v. Bismarck, indessen Sie wissen, zu welchem Zwecke ich gekommen; ich hoffe, daß ein Mann wie Sie — — —. „Es ist also Ihr Ernst, daß ich mich mit Ihnen duelliren soll?" fragte der Minister minder liebenswürdig. — Mein völliger Ernst; der Appell an Ihre persönliche Ehre wird nicht ohne Antwort bleiben. — „Wissen Sie junger Mann, daß das Duell gegen die Gesetze ist?" — O, darauf werden Sie kein Gewicht legen. — „Ich brauche Ihnen diese Satisfaction nicht zu geben; dafür sind die Gerichte da, mir angethane Beleidigungen zu rächen. Es wäre, wie gesagt, eine seltsame Sache, wenn der Minister in allen solchen Fällen sich selber sollte Genugthuung einholen; da würde sich zuletzt keiner mehr für diese Stelle finden." — Hm, meinte der junge Publizist spöttisch, wie wird man sich denn stets mit der amtlichen Stellung decken! Sie kennen doch das Duell Manteuffel-Twesten? — „Nun, mein Herr," entgegnete der Minister stolz; ich werde meine gesellschaftlichen Gewohnheiten bis auf den von Ihnen gewünschten Punkt ausdehnen, sonst schreiben Sie wohl gar in die

Zeitung, ich sei furchtsam. Gut, schlagen wir aus denn; aber unter einer Bedingung!" — Und welcher s'il vous plaît? — „Ich kann mich, wie Sie begreifen, Eventualitäten für meine Person nicht aussetzen, ohne meine hohen Amtspflichten gegen den Staat zuvor erfüllt zu haben. Gerade jetzt bin ich in den wichtigsten Angelegenheiten, und Europa sieht auf mich. Ich habe mit Dänemark zu thun, mit Rußland und Frankreich; diese Sachen müssen erledigt werden; kein Anderer als ich kenne sie und kann sie abwickeln. Sie begreifen die Wichtigkeit meiner Gründe. Aber sobald diese Angelegenheiten erledigt sind, und ich hoffe, daß dies schnell geschehen wird, stehe ich zu Diensten und werde Sie schriftlich benachrichtigen. Bis dahin haben Sie die Güte, die Sache geheim zu halten. Leben Sie wohl, Herr P. P.!"

Der junge Mann ging. Da die Sache geheim bleiben sollte, erfuhr sie bald Dieser und Jener und die Folgen davon waren furchtbar. Zunächst schickte Redakteur Zabel, um nicht 14 Tage zu sitzen, dem von ihm beleidigten Minister v. Roon eine ähnliche Herausforderung; ebenso der Redakteur Holdheim dem Justizminister Grafen zur Lippe, Redakteur Meyen eine andere an Herrn v. Bismarck, Redakteur Oppenheim eine an das gesammte Staatsministerium, und täglich können sich diese Forderungen von anderen Seiten noch vermehren. Man kann sich die Bestürzung und die Aufregung der Minister in Folge dessen denken, namentlich, nachdem sie erfahren, daß ihr Vorsitzender die erste dieser Herausforderungen zum Duell mit einem unerschrockenen Journalisten angenommen habe. Sofort erließ Graf Lippe den Befehl, alle Preßprozesse einzustellen und keine neuen mehr anzustrengen.

Eine schöne Schläferin.

In Paris erregt gegenwärtig eine schöne junge Dame, Miß Erina W. aus Schottland, ein ganz ungewöhnliches Aufsehen. Die anmuthige Tochter der Hochlande ist eine von jenen zarten ätherischen Blondinen, wie sie in Walter Scott's Romanen so häufig vorkommen, aber was ihr einen dämonischen Reiz verleiht, das ist — sie schläft beständig.

Am Vormittag hat ihre Mutter — der Vater, ehemals Komandant von Newcastle, ist vor vier Jahren gestorben — die größte Mühe, das Töchterlein an's Tageslicht zu fördern, und bis Mittag bleiben in der Regel die Fensterläden, die Vorhänge und Gardinen geschlossen. Endlich erhebt sich die Schöne und läßt sich in der kläglichsten Stimmung ankleiden, indem sie mit derselben Sehnsucht, wie Eva nach dem unfreiwillig verlassenen Paradiese sich nach ihrem Bettchen zurückwünscht, das ihr als der Inbegriff alles irdischen Wohlbehagens erscheint. Die übrige Zeit des Tages hindurch schleicht sie sich, so oft es irgend geht, in ein stilles Zimmer, und wenn man nach ihr sucht, so findet man sie auf einem Stuhle kauernd oder in einer Ecke schlafend. Dem Ruf zum Mittagstisch weicht sie nach Kräften aus, und das bekannte Wort: Qui dort dîne scheint ihr Lieblingsspruch zu sein.

Des Abends erscheint Miß Erina in Gesellschaften, im Theater, auf dem Ball, im Konzert, aber immer zeigt sich an dem schönen Kinde jene Schlaftrunkenheit, die aber nicht

etwa eine unfreiwillige, unwiderstehliche, auf körperlicher Krankheit oder Schwäche beruhende, sondern eine absichtlich erstrebte, eine gesuchte, eine erwünschte ist. Wenn sie in der Oper erscheint, wo man sie bereits wegen ihrer Eigenthümlichkeit die „schöne Schläferin nennt, so drückt sie sich in eine Ecke der Loge, wie man sich im Dampfwagen zu einer nächtlichen Fahrt zurecht setzt, und bald sinkt sie, auf sie selbst und auf die ganze Umgebung nicht achtend, in süße Selbstvergessenheit — ein solider Gegenstand der Betrachtung für die Operngucker und Lorgnetten, welche auf ihren Sitz sich richten. Die Vorstellung geht zu Ende, die Schläferin wird geweckt; man steigt in den Wagen; aber kaum sitzt sie fest, so schläft sie schon wieder. Zu Hause muß sie entkleidet werden; sie würde umfallen, wenn nicht Nelly, ihre alte Zofe, sie hielte. Dann wird sie in's Bett gebracht, ohne auch nur ein Gute Nacht zu wünschen, legt sich zur Ruhe, um für die nächsten 12 Stunden nur sich anzugehören.

Die schöne Schottin ist, wie gesagt, keineswegs krank. Sie könnte munter wie ein Wiesel, geschmeidig wie ein Aal und lustig wie ein Zeisig sein, wenn sie nur wollte, aber sie will eben nicht. Es ist ihr entschiedener Wille, sie hat die unerklärliche Leidenschaft, so zu sein wie sie ist. Das Warum wurde erst im vorigen Jahr offenbar, als einer ihrer Vettern aus Edinburg, der den Versuch machen wollte, sie ins Tagesleben zurückzurufen, um ihre Hand warb. Damals vertraute sie sich ihrer Mutter an und gestand derselben, daß sie — träume. So oft sie einschläft, fühlt sich Miß Erina in ein neues, ganz anderes Leben versetzt, in ein Dasein voll Freude und Wohlgefühl, voll unaufhörlichen Glanzes und Glücks; sie meint nun, dieses sei das wahre, das einzige Leben, und jedes Erwachen zur nüchternen Wirklichkeit empfindet sie als eine peinliche Unterbrechung ihres Glücks, als einen schmerzhaften Zwischenakt in dem romantischen Zauberspiel, in dessen Genuß sie schwelgt. Alles Irdisch-Wirkliche erscheint ihr häßlich, kleinlich, gemein; die Gedanken, die Leidenschaften, die Bestrebungen dieser Welt hält sie für kindisches Spiel, in heiterer Beschaulichkeit richtet sie ihr geistiges Auge nur auf die geheimnißvolle Herrlichkeit überirdischer Verklärung und wenn sie gezwungen ist, aus jenen seraphischen Verzückungen zum gemeinen Leben der Alltäglichkeit zu erwachen, so klagt sie um die Störung ihres Glücks und spricht ihren Ekel und Abscheu aus gegen Alles um sich her, nur nicht gegen Eins: — den Kuß der bekümmerten Mutter. So zeigt sich dieses fabelhafte Doppelleben der jungen Schottin, der Gegenstand der höchsten Neugier und der verschiedensten Erklärungen. Die merkwürdige Dame ist körperlich gesund, prangt im schönsten Jugendreize und spricht über ihren Zustand mit einer Aufrichtigkeit und zugleich mit selbstsüchtiger Entschiedenheit, daß es einfach zum Verwundern ist. Ein berühmter Gelehrter, der die Schöne im Theater schlafen sah, sprach sich dahin aus, daß die unbezähmbare Manie schließlich zum Selbstmord führen müsse. Wie dem nun sei, der Cousin aus Edinburg hat alle Heirathsgedanken aufgegeben und die bekümmerte Mutter, die das immer größere Aufsehen, welches der Zustand ihrer Tochter macht, nicht länger ertragen mag, sieht sich nach einem Arzt von Ruf um, der mit ihr und der Tochter eine längere Reise in den Orient unternehmen soll.

Geheimnisse des Grabes.

Die namentlich in neuerer Zeit unmäßig wachsende Zunahme der Bevölkerung von Newyork mußte mannigfache Veränderungen hinsichtlich der Erwerbung von Bauplätzen herbeiführen. In vielen Fällen erfolgte daher der Verkauf von kirchlichem Grund und Boden, und damit zugleich die Entfernung der Ueberreste der Todten von ihren alten Ruheplätzen, um dem Leben und Treiben des jetzigen Geschlechts Raum zu machen. Dies hat nun zu höchst merkwürdigen Enthüllungen geführt, welche die Einwohner der ganzen Stadt mit Entsetzen erfüllten und in vielen Fällen ein verdächtiges Licht auf gewisse hohe Würdenträger der Kirche und äußerlich höchst tugendhafte Personen der Gesellschaft werfen.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde zunächst durch die Entdeckungen in der Sullivan-Kirche in Anspruch genommen. Die haarsträubenden Details über die Art und Weise, wie hier die Leichname aus den Gräbern des Kirchhofs entfernt wurden, wollen wir unseren Lesern nicht mittheilen; nur so viel sei hier gesagt, daß viele Särge sich in einem vollkommen gut erhaltenen Zustand befanden, während alles das, was von den sterblichen Ueberresten des einstigen Inhalts sich noch vorfand, theils nur ein wenig Staub war, theils einige Stücke Knochen, welche bei dem ersten Berühren sich sofort in Pulver verwandelten. Aber die wichtigste Entdeckung in den Gräbern der Sullivan-Kirche war ein starker Sarg, in dem man nichts weiter fand, als ein weißes Leichentuch mit einer Schaufel Erde. Dieser sonderbare Fall mußte natürlich zu dem Verdacht führen, daß der Leichnam an irgend einen Arzt verkauft worden sei; und noch gestützt auf mannigfache Indicien gewann man allen Grund zu der Annahme, daß gewisse Personen ein sehr einträgliches Geschäft mit den in den Gräbern der Kirche beerdigten Leichnamen betrieben haben.

Indessen waren diese Geschichten noch nichts im Vergleich mit dem, was seitdem in den Gräbern der alten Baptisten-Kirche entdeckt worden ist. Vor ungefähr 8 Wochen beschlossen die Vertrauensmänner der Kirchhofsverwaltung die Entfernung der Todten nach einem andern Ruheplatz, vor Ankauf dieses Eigenthums der Kirche. Hier nun, wie auf dem Sullivan-Kirchhof wurden leere Särge im besten Zustande gefunden. In andern Fällen war das zerbrochene Holz vollständig verwest, während sich noch menschliche Spuren zeigten, mit Lehm und Erde untermischt, die von dem Erdboden kaum verschieden waren.

Eines Tages, während die Arbeiter mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, wurde ein Grab entdeckt, welches einst fünf oder sechs Särge mit Leichnamen enthielt. Alle bis auf einen dieser Särge waren beinahe verschwunden. Die beiden zunächst der Oberfläche der Erde hatten noch ihren Boden, und aus den darauf bemerkbaren Daten wurde ermittelt, daß sie schon seit ungefähr dreißig Jahren in der Erde gelegen hatten. Der dritte Sarg war noch gut erhalten, während die anderen wenig mehr als rohes Holzwerk waren. Die Leichname aber in allen Särgen waren in unterscheidbare Stücke von Fleisch und Knochen verwandelt. Nur der Körper in dem dritten Sarge befand sich in gutem Zustande, selbst die Kleidungsstücke waren wohl erhalten und das Fleisch fast bis zur Versteinerung verhärtet. Dieser Anblick überraschte die Arbeitsleute in solchem Grade, daß sie nach dem Superintendenten des Grundstücks schickten, welcher den Sarg sorgfältig zur Seite stellte, bis der Stadt-Inspector von der Entdeckung benachrichtigt werden konnte. Am 27. März wurde dieses Phänomen von mehreren Aerzten in Augenschein genommen. Das Leichentuch war mit einer

dünnen, weißen, schimmligen Substanz überzogen, welche aus dem in dem Sarge entwickelten Gas, oder aus Stoffen, welche man zur längeren Erhaltung der Leiche hineingelegt, entstanden sein mochte. Nach Wegnahme des Leichentuches fand man den Körper in einem seit der Ausgrabung ganz veränderten Zustand. Das Kinn war von einer dunkeln röthlichen Farbe, ähnlich der vom schmutzigen Leder oder dem Rande von altem Käse. Die Beine, der Unterleib, die Brust, Arme und Hände und in der That jeder Körpertheil, mit Ausnahme des Kopfes, welcher etwas zerlegt war, hatten ihre ursprüngliche Form, nur fast versteinert. Als man mit einem eisernen Instrument auf den Körper schlug, gab dieser einen Ton, der wie der durch Klopfen auf Stein hervorgerufene klang. Das Kinn wurde mit einiger Schwierigkeit durchgeschnitten und man fand die Sehnen- und Muskelnfasern ebenso stark, wie sie bei einem gewöhnlich gesunden Körper unmittelbar nach dem Tode gefunden werden.

Bei der Prüfung der Unterleibstheile zeigte sich der unverkennbare Beweis, daß eine verbrecherische, aber sachkundige Hand hier thätig gewesen war: denn die Schnitte des ärztlichen Messers waren noch deutlich sichtbar. Die weiblichen Organe fehlten und mögen unmittelbar nach dem Tode zur Section oder Analyse herausgenommen worden sein. Von Seiten der Aerzte wurde sofort die Ansicht ausgesprochen, daß der Leichnam der Körper irgend eines unglücklichen Geschöpfes sein könnte, welches durch Gift umgekommen wäre.

Diese Entdeckung hat in Newyork lebhafte Aufregung hervorgerufen; und wie in allen mysteriösen Fällen sind die seltsamsten Gerüchte darüber in Umlauf gesetzt. An ein Verbrechen glaubt man allgemein. Daß aber nach so langen Jahren den Uebelthätern noch auf die Spur zu kommen sein sollte, ist mehr als unwahrscheinlich.

Ein Veteran.

Ueber die Reise eines Ritters des eisernen Kreuzes aus Markt Schorgast in Bayern und seine Rückkehr durch Leipzig berichtet man: „Am Tage nach der in Berlin stattgefundenen großen Festlichkeit passirte ein Theilnehmer an derselben, ein alter, schlachtergrauter Veteran durch Leipzig. Sein Name war Johann Rupprecht, seine Heimath der Marktflecken Schorgast in der bayerischen Provinz Oberfranken und sein jetziger Stand Chausseesteinklopfer. Er trug sieben Ordensdekorationen, darunter das eiserne Kreuz, das russische Georgenkreuz u. a. Geboren in dem Markgrafenthum Ansbach-Bayreuth zu einer Zeit, wo es noch zu Preußen gehörte, hat er vom Jahre 1806 bis 1815 in allen Kriegen Preußens mitgekämpft und für eine besonders kühne That bei Waterloo, wo er mit einer kleinen Abtheilung Jäger eine feindliche Batterie überrumpelt und genommen, das eiserne Kreuz erhalten. Den Aufruf in den Zeitungen an die Veteranen der Freiheitskriege hatte

er in dem kleinem bayerischen Orte nicht gelesen, der dortige Landrichter aber, dem die Schicksale Rupprechts in der Hauptsache bekannt waren, hatte ihn auf das bevorstehende Fest und seine Berechtigung, an demselben theilzunehmen, aufmerksam gemacht. So gelangte der Greis am 15. d. M. nach Berlin. Dort erregte er natürlich bei seiner Ankunft mit seinen sieben, mittelst Bindfaden an den Rock befestigten Ordensdekorationen Aufsehen. Er wurde bei einem General ins Quartier gebracht, und hatte die große Freude, in ihm einen Offizier seines ehemaligen Jägerdetachements wiederzuerkennen. Der General, welcher sich seines alten Kriegskameraden gleichfalls erinnerte, ließ ihn sofort von Kopf bis Füßen neu kleiden, die ehrwürdigen Ordenszeichen mit den entsprechenden Bändern versehen und gab ihm einen Gardeunteroffizier bei, der für alle seine Bedürfnisse zu sorgen angewiesen wurde. Ueber das Diner im k. Schlosse, bei welchem er auch von dem König und der Königin in herzlichsten Weise angeredet worden war und überhaupt als einziger Bayer unter den zahlreichen Veteranen besonderes Interesse erregt hatte, konnte er nicht genug erzählen. Die ihm gesetzlich zufallende Pension von 50 Thlrn. jährlich stellte ihn sehr zufrieden, indem er dadurch in die Lage kommt, der für sein Alter so mühseligen Arbeit des Steinklopfens, das überdies bei der großen Concurrenz gar nicht lohnend sei, wie er naiv äußerte, nicht mehr so eifrig nachgehen zu müssen. Heimweh und große Anhänglichkeit an seine Enkel hatten ihn gleich am Tage nach dem Feste wieder von Berlin nach der Heimath getrieben. Rührend war es zu sehen, wie der alte gute Mann in einem Taschentuche die schönsten und seltensten Leckerbissen von der königlichen Tafel eingepackt hatte, um sie seinen Enkeln mitzubringen.

Arbeiter-Paradies.

Nach Lassalle's Lehre.

Brüder laßt uns alle „Lassalliren"
Und das Glück fortan en gros probiren.
Hosen, Hemd und Rock,
Tabak, Pfeif und Stock,
Schnaps und Gerstensaft
Uns der Staat verschafft.
Brüder laßt uns alle Lassalliren
Und das Glück fortan en gros probiren.

Woll'n uns nicht mehr nach den Meistern schicken,
Drum, ihr Brüder, bauen wir Fabriken.
So als eig'ne Herrn,
Ei, da lebt sich's gern!
Und der Reingewinn
Reicht für Alle hin.
Fehlt das Geld dazu in unsern Kassen
Muß der Staat für uns die Haare lassen.

Alle Sorgen sind, die jämmerlichen,
Auf den Wink Lassall's von uns gewichen.
Lumpen, arm und reich,
Alle sind sich gleich,
Fleißig, dumm und faul
Sitzt auf einem Gaul.
Alle gleich sich am Gewinne weiden,
Und der Staat muß die Verluste leiden.

Will die Speculation mißlingen
Läßt die Staatskass' neue Thaler springen.
Wir befehlen's ihr,
Denn der Staat sind wir,
Wer die Mehrheit hat,
Der ist selbst der Staat.
Künftig unsre achtzig Procent Seelen
Nur allein die Volksvertreter wählen.

Vivat hoch! der Lassall', der soll leben!
Der hat uns das wahre Licht gegeben.
Alle um und um
Waren wir so dumm,
Bis das Paradies
Uns der Lassall' wies!
Vivat hoch! der soll leben!
Der hat uns das wahre Licht gegeben!

In Berlin geht den gemaßregelten Berlinern trotz Allem der Witz nicht aus. So tischt man als den neuesten auf, daß ein Zauberkünstler, der allabendlich Vorstellungen gab, aus einem Ei Napoleon I. hervorkommen ließ. Jüngst aber sei plötzlich nicht der Kaiser, sondern Hr. v. Bismark

zum Vorschein gekommen. Alle Welt wundert sich, man fragt den Künstler, wie das zugehe. Er selbst ist gleicherweise erstaunt, oder stellt sich so, verspricht gleich nachzusehen. Er kommt zurück, die Lösung ist gefunden: das Ei war zufällig ein faules, sein Napoleon aber käme nur aus einem frischen!

Die Kunst in 6 Lectionen betteln zu lernen.) Die Londoner Weekly Times enthält unter dem vorstehenden Titel folgende Ankündigung: „Der Professor Lazarus Roonay beehrt sich, dem Publicum zur Kenntniß zu bringen, daß er ein Collegium gegründet hat, dessen Bestimmung ist, die Theorie und Praxis des Bettelns in seiner anständiger Richtung zu lehren. Jede reifere Person mit gewöhnlichen Verstandeskräften kann durch 6 Lektionen sich die Möglichkeit verschaffen, auf Kosten des Publikums ganz bequem zu leben, ohne dadurch polizeilichen Verfolgungen sich auszusetzen. Der Professor macht für diesen Unterricht die billigsten Forderungen. Er vermiethet auch Kinder und Zöglinge zu den mäßigsten Preisen. Die seiner Pflege anvertrauten Knaben werden abgerichtet jede erdenkliche Gestalt anzunehmen, ohne irgend eine ernste Gefahr für ihre Gliedmaßen oder sonstige körperliche Gesundheit zu leiden. Gegen Entrichtung eines bestimmten Preises werden in den wohlthätigen Vierteln die zum Bettel geeignetsten Straßen angegeben. Professor Roonay ist im Besitze eines reichen Lagers aller Gattungen von Ausweisen und auf das Natürlichste nachgeahmten Verletzungen, Schüssen und Wunden. Gegen Entrichtung einer mäßigen täglichen Abgabe können kluge und sorgsame Frauen einige Paare, besonders zum Straßendienste vortreffliche Säuglinge erhalten. Der Professor übernimmt auch Aufträge zur Besorgung von Hunden für Blinde, Krücken für Lahme, Pflaster, kurz aller im Dienste nöthigen Dinge. Sendungen in die Provinz werden aufs Pünktlichste und zu den bescheidensten Preisen besorgt.

Ein interessantes Aktenstück akademischer Gerichtsbarkeit ist das lateinische Decret des Prorectors und des Senats der Universität Jena, das übersetzt also lautet: „Wir haben zwar davon gehört, daß jene Kannibalen, welche in Ländern der Barbarei auf schwarze Menschen, wie auf reißende Thiere, Jagd machen, um sie einzufangen und an Sklavenketten zu schmieden, sogenannte Bluthunde auf die Fliehenden zu hetzen; noch niemals haben wir aber davon gehört, geschweige es gesehen, daß in Zonen der Kultur ein Mensch mit gesunden Sinnen seinen Hund auf die Leute wie auf wildes Vieh antreibt. Daß ein vernünftiger und der Wissenschaft ergebener Mensch zu solcher Handlung fähig sei, davon hast Du uns jetzt die Ueberzeugung beigebracht, Du Ferdinand Kundert aus Riga, Student der Oekonomie; denn Du hast — man schämt sich's zu sagen — auf 14jährige Mädchen aus bloßem Witze auf dem Markte, am hellen Tage, inmitten der Bürger, Deinen kolossalen Hund und was für einen Bullenbeißer! nach Schlächterart jählings angehetzt. Zur gerechten Strafe für diese grausame Rohheit wirst Du hiemit auf zwei Jahre aus der Stadt und dem Weichbilde Jena's ausgewiesen. — Jena, 17. März 1863.

G. Stickel, z. Z. Prorector."

Castelli über die Zeitungsschreiberei. Sehr drollig ist ein Gedicht, welches man in Castelli's gesammelten Werken findet. Der alte Humorist hebt in demselben die Schwierigkeiten hervor, die sich jetzt mit der Herausgabe einer Zeitung verbinden:

Herauszugeben eine Zeitung
Ist eine Sache von Bedeutung:
Denn was jetzt, ohne viel zu zahlen,
Die Leute fordern von Journalen,
Das geht fürwahr ins Grenzenlose.
Sie wollen Verse, wollen Prose,
Das Neueste soll drinnen stehen,
Selbst Jenes was noch nicht geschehen;
Der Eine will gelobt sich wissen,
Den andern jedoch heruntergerissen.

Ja wohl: „Der Eine will gelobt sich wissen, den Andern jedoch heruntergerissen." Die Meisten haben ihre Freude an einem recht mörderischen Alles rings um in Fetzen zerhauenden Blatte, bis sie eines Tages endlich selbst von den tödtlichen Streichen getroffen werden. Dann hat das Wohlgefallen und der Beifall an solchem journalistischen Treiben freilich plötzlich ein Ende.

Das Retourbillet. Ein schweizer Priester fuhr unlängst mit einem ihm bekannten Bürger per Eisenbahn von Oron nach Freiburg in der Schweiz. Unterwegs machte der geistliche Herr dem Reisegefährten Vorwürfe über dessen Zweifel an der Unfehlbarkeit der Hierarchie und Widerhaarigkeit gegen deren Glieder. Auf diesem Wege, so schloß der eifrige Hirte seine Rede, kommt Ihr geradezu in die Hölle und niemals zurück. Verzeiht Herr Pfarrer, antwortete der Mann von Oron, ich habe ein Retourbillet.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 24. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 14. Juni 1863.

Geheimnisse des Serai's.

Die Völker des Ostens haben bei ihren Aneignungsversuchen europäischer Bildung mit einem großen Hinderniß zu thun. Es ist dies die Stellung, welche die Vielweiberei den Frauen aufzwingt. Wir nennen geflissentlich die Folge des Instituts, nicht das Institut selbst, denn wir wissen recht gut, daß Vielweiberei, an die der gute Deutsche denkt, wenn er am Biertisch seinem Wunsche, eine Türke zu sein, Ausdruck verleiht, nur in seltenen Fällen existirt. Jeder kann sich sagen, daß mehrere Frauen zu haben, eine äußerst kostspielige Sache sein muß, insbesondere wenn die Huldinnen, wie es in der Türkei der Fall ist, von früh bis spät bedient sein wollen und Perlen und Diamanten zu den ersten ihrer Bedürfnisse rechnen. Aber es kommt gar nichts darauf an, ob nicht mehr als tausend oder anderthalbtausend Türken des ganzen osmanischen Reiches einen gefüllten Harem haben. Das Entscheidende ist die wegwerfende Meinung von den Frauen, die das mohamedanische Institut der Vielweiberei veranlaßt hat. Nicht als gleichberechtigte Lebensgefährtin und Gehilfin betrachtet, sondern auf ziemlich dieselbe niedrige Stufe verwiesen, auf der das Lieblingsroß und die Lieblingswaffe ihren Platz haben, ist die Frau kein sittlicher Factor des muhamedanischen Lebens. Verschiedene Dinge, die sich unserer Betrachtung haben der Gesammterfolg, daß die Mohamedanerin sehr oft äußerst schlimm und sehr selten wohlthätig auf die Familie und die Erziehung einwirken kann. Man schaffe dem Türken ein schönes Familienleben und die Reform, die noch immer an Dornen, Spitzen und Haken hängen geblieben ist, wird schnell vor sich gehen, weil er dann eine höhere sittliche Stufe erstiegen hat. Aber ein solches Familienleben ist unmöglich, so lange die Verachtung der Frauen fortdauert, die aus der Vielweiberei entstanden ist.

Seit Lady Montage das Serai des Großherrn auf der Spitze des goldenen Horns zuerst betreten, hat sich der dichte Schleier, der auf der türkischen Hauswirthschaft lag, sehr gelichtet. Verschiedene europäische Damen haben das eheliche Leben ihrer Mitschwestern mit Muße studieren können und sind meistens mit Mittheilungen über ihre Wahrnehmungen

nicht karg gewesen. Eine besonders hübsche Erzählung dieser Art, schätzenswerth in der Hinsicht, daß sie die Zustände aus den letzten Tagen Abdul Meschid's und den ersten Tagen Sr. jetzt regierenden Hoheit Abdul Aziz bespricht, giebt eine verständige, etwas realistische Französin, Madame Olimpia Audouard. (Les mysteres du Sérail et des Harems Turcs. Paris, Dentu.) Die Dame hatte das Glück, in die Harems eines ehemaligen türkischen Gesandten in Neapel und eines Pascha's eingeführt zu werden und einige Frauenfreundschaften zu schließen, durch die ihr das großherrliche Serai zugänglich gemacht wurde.

Serai heißt großes Gebäude. Serail ist französische Schreibart und sollte deßhalb nicht gebraucht, wenigstens nicht französisch ausgesprochen werden. Das Serai des verstorbenen Sultans Abdul Meschid war Dolma Badschi, ein Schloß im abendländischen Styl, das an das alte Serai grenzt und mit ihm in Verbindung steht. Es ist von einem prächtigen Garten umgeben, in dem die Damen des Hauses ungesehen sich erholen können. Auf der einen Seite grenzt dieser Garten an eine hohe Mauer, auf der andern an den Bosporus. Der Sultan wohnt nicht im Serai selbst, hat dort aber prächtige Empfangszimmer und einen Thronsaal, in dem er am Neujahrstage, während der Bairamsfeste und bei anderen festlichen Gelegenheiten auf seinem Throne sitzend die Huldigungen seiner Damen empfängt. Früher war es Sitte, daß die Damen des Harems, wenn sie nach ihrem Range bei ihm vorbeizogen, ihm die Füße küßten. Abdul Meschid hat diesen Gebrauch dahin geändert, daß die Damen eine auf dem Schooß des Sultan liegende Schärpe, deren Spitze ihnen ein Sklave entgegenhält, mit der Hand berühren; dies gilt für einen Kuß.

Wenn man sagt, daß die Zahl der Frauen des Serai's sich auf fünfhundert belaufe, so zählt man die Ehrendamen und die zur Bedienung der rechtmäßigen vier Frauen, der vier Favoriten und der Ehrendamen selbst bestimmten Sklavinnen mit. Die letztern sind junge Mädchen, die der Sultan kauft, sorgfältig erziehen läßt und nachdem sie das jungfräuliche Alter erreicht haben, verheirathet. Je nach ihrem Talent und ihrer Neigung unterrichtet man sie im Gesang, im Tanz oder in der Schauspielkunst. Es giebt im Serai zwei Musikchöre. Das eine hat die bei der Militärmusik gewöhnlichen Instrumente und trägt dieselbe Uniform wie die türkische Regimentsmusik, aber mit reicheren Stickereien. Dieses Chor, das aus lauter Mädchen besteht, bildet bei Opern das Orchester und hat auch einen weiblichen Kapellmeister. Das zweite Musikchor besteht aus Mädchen, welche singen sich dazu auf einem Instrument begleiten, oder Pianoforte, Harfe oder Violine spielen. Die Musikerinnen begeben sich auf Verlangen zu den Frauen und Favoriten des Sultans und erheitern sie durch Spiel, Gesang und Tanz. Für Schauspiel, Ballet und Oper ist ein großer Saal des Serai's bestimmt, der wie unsere Schauspielhäuser eingerichtet und mit unerhörtem Luxus ausgestattet ist. Gespielt werden gewöhnlich italienische Opern oder französische Ballets, und alle Musiker, Tänzer, Schauspieler und Sänger sind Mädchen. Frau Olympia Audouare versichert, daß die jungen Türkinnen in Männerrollen vortrefflich sind. Selbstverständlich findet in diesem Schauspielhause mit Ausnahme des Sultans kein Mann Zutritt. Die Zuhörerschaft besteht aus den Damen des Serai's, den eingeladenen Frauen vornehmer Türken und aus Europäerinnen.

Die sechs Frauen und die vier Favoriten des Sultans haben jede ihre besondere Wohnung, die aus einem Schlafgemach, einem Speisezimmer und einem Gesellschaftssaal besteht. Jede hat ihre Sklavinnen, ihre Wagen, ihre Kutscher (Eunuchen), kurz ihre vollständige Die-

nerschaft. Wenn sie will, kann sie sich von den übrigen Damen vollständig abschließen, doch findet das, gelegentliche Eifersüchteleien ausgenommen, nicht statt, und die Damen machen sich vielmehr Besuch und laden sich zum Mittagsessen und Abendgesellschaften ein. Von einer Gefangenschaft im Serai ist wenigstens jetzt nicht mehr die Rede. Wenn eine Sultanin oder Odaliske Lust bekommt — und das geschieht sehr oft — einen Ausflug nach den süßen Gewässern zu machen oder auf einem Bazar einzukaufen, so bestellt sie einfach ihren Wagen, fährt fort und bleibt so lange aus, wie es ihr gefällt. Auch die Favoriten und die Ehrendamen haben jede eine besondere Wohnung, einige Dienerschaft, und Wagen und Pferde. Die Sklavinnen, die man in einer Kunst unterrichtet hat, sind in Abtheilungen getheilt, an deren Spitze eine Vorsteherin steht. Ihr eigenes Zimmer hat Jede und ist allein. Das Nadelgeld einer solchen Sklavin beträgt monatlich fünfhundert Piaster oder 33⅓ Thaler unsers Geldes. Die gewöhlichen Sklavinnen, die unsern Dienstmädchen gleichstehen, haben gemeinschaftliche Schlafsäle mit je fünfundzwanzig Betten.

Von der Ausstattung aller Zimmer des Serai's sagt Frau Olympia, daß sie, die doch die französischen Schlösser kenne, von diesem Luxus ganz erstarrt gewesen sei. Das Schönste sind die Bäder, namentlich die des Sultans. Der erste Saal derselben ist rings von Divans umgeben, auf denen der Sultan, um sich an die steigende Hitze der folgende Zimmer zu gewöhnen, im Bademantel Platz nimmt und einige Pfeifen raucht. Im zweiten Saal sind die Divans über und über mit Goldstickereien besetzt, die Mauern mit prächtigen venetianischen Spiegeln bedeckt und die schönsten und seltensten Blumen in verschwenderischer Fülle aufgestellt. Das Bad selbst ist ein Rundbau, der blos aus Marmor und Glas besteht. Die Kuppel ist aus dem reinsten Bergkrystall gebildet, die Wasserhähne der Badewannen sind massives Gold. Unter drei vollen Stunden verläßt der Sultan dieses Bad nicht.

Sultan Abdul Meschied war gegen die Damen seines Harems die Güte selbst. Trotzdem fühlten sich nicht alle glücklich. Eine seiner Frauen, die schöne Ketiras, verliebte sich sterblich in einen General, den sie in den Bazaren und in seinem Kaik auf dem Bosporus gesehen hatte. Ihre Liebe hatte nicht den tragischen Ausgang, den Harems-Abenteuer in den Romanen nehmen. Keine Schaar von Bostandschis brach nächstens beim General ein und brachte einen Henker mit, der dem Liebenden den Kopf vor die Füße legte, kein geheimnißvoller Kahn fuhr im Dunkel auf dem Bosporus hinaus und entlud sich eines Sackes, aus dem, ehe er in's Wasser plumpte, ein: „Bald mit Dir auf ewig verbunden!“ heraushauchte. Ketiras erhielt den Abschied, als der Sultan den Zustand ihres Herzens erkannte, und wurde in allen Ehren die Frau des Generals. Der Beglückte hatte sich übrigens dieser Vereinigung nicht gerade zu freuen. An den ungeheuren Luxus des Serai's gewöhnt, setzte die Dame ihren gewohnten Aufwand fort und hatte es in unglaublich kurzer Zeit dahin gebracht, daß die Gläubiger das Haus und das sonstige Besitzthum ihres Mannes unter den Hammer brachten, und er selbst gezwungen war, um seine Versetzung in die wohlfeilste Gegend des Reichs nachzusuchen. Der großmüthige Sultan ließ seinen bevorzugten Nebenbuhler aber nicht lange in der Verbannung, sondern bezahlte alle Schulden desselben und richtete ihn in Konstantinopel neu ein. Ob Dame Ketiras seitdem wirthschaftlicher geworden ist, darüber schweigt die Geschichte.

In ein ähnliches Abenteuer verwickelte sich eine Ehrendame, Naura genannt. Ihr

Gegenstand war ein junger Grieche, einer der nichtigen Taugenichtse, die auf der Welt Gottes weiter nichts gelernt haben und weiter nichts treiben als einfältigen Mädchen die Köpfe zu verdrehen. Die Bekanntschaft spann sich als Liebelei an und erhielt bald einen erschrecklich ernsthaften Charakter. Eines Morgens stand im Serai nach dem Bosporus zu ein Fenster offen und von den Ehrendamen fehlte eine, natürlich Naura. Ihr Grieche führte sie nach Syra, wo nun das alte Stück: „Eine Hütte und ein Herz" mit griechisch-türkischen Einlagen spielte. So lange eine kleine Erbschaft vorhielt, von der der faule Liebhaber lebte, ließ sich die Sache leidlich an, als aber die letzte Drachme verschwunden war, da blieb von dem Liebesfeuer nichts als die todte kalte Asche. Kurz darauf war der Grieche über alle Berge, und Naura, die inzwischen bei einer Wäscherin ein saures Stück Brod gefunden hatte, mußte nach wenigen Wochen hören, daß der Ungetreue in Piräus eine reiche Wittwe entdeckt und schleunigst geheirathet habe. Sie war ein kluges, muthiges Mädchen, und statt neben dem Waschfasse an gebrochenem Herzen zu sterben, verschaffte sie sich Reisegeld nach Konstantinopel und warf sich dem Sultan zu Füßen. Der Versuch erwies sich als ein glücklicher; es wurde ihr verziehen, sie erhielt ihre Stelle wieder und lebte seither mit ihren fünfhundert Piastern Nadelgeld herrlich und in Freuden, weicht aber jedem jungen Griechen von weitem aus.

Mit der Güte Abdul Meschids wurde ein arger Mißbrauch getrieben. Die Damen seines Harems erlaubten sich Ausgaben, die selbst für Sultaninnen und Odalisken alles Maß überschritten. Jedes ihrer Zimmer war mit den eleganten und kostspieligen Dingerchen vollgestopft, die in Gestalt von Perlen und Diamanten, Fläschchen und Körbchen das weibliche Herz erquicken. Der gute Sultan verbot sich diesen ungeheuren Aufwand zuweilen, aber dann bildete sich eine allgemeine Verschwörung gegen ihn; man schmollte, trotzte, weinte, und um seine Ruhe wieder zu haben, mußte Abdul Meschid wohl nachgeben. Im Jahre 1858 wurde das Unwesen so arg, daß die europäische Diplomatie dem Sultan in Masse aufwartete und ihn dringend bat, sich einmal als Herr im Hause zu zeigen. Abdul Meschid seufzte tief auf und erließ einen Hatti-Humayum, in dem er seinen Unwillen aussprach, daß, abgesehen von den nothwendigen Ausgaben, die durch die Vermählungen von Prinzessinnen entstanden, mehr Schulden aufgelaufen seien, als er zu bezahlen vermöge. Ein Ausschuß von Beamten untersuchte den Schuldenbestand des Serai's und ermittelte binnen Kurzem eine Gesammtsumme von 500,000 Beuteln oder 250 Millionen Piastern (beinahe siebenzehn Millionen Thaler). Uebrigens lag es nicht an dem Sultan, daß diese Schulden nicht noch größer waren, denn er selbst hatte für die Feste des letzten Bairams sechzig Millionen Piaster (vier Millionen Thaler) gefordert und war nur ungern mit elf Millionen Piastern, die ihm der Bankier Baltazzi vorschoß, zufrieden gewesen. Bei dieser Untersuchung des Schuldenwesens kamen große Veruntreuungen und noch größere Verschwendungen an den Tag. Viele Beamte wurden abgesetzt, eine Schwester und vier verheirathete Töchter des Sultans unter Vormundschaft gestellt, aber im Serai selbst blieb es beim Alten.

Jene Verheirathungen von Prinzessinnen, an deren Kosten, wie der Hatti-Humayum von 1858 erklärt, nichts gespart werden kann, verdienen eine besondere Erwähnung. Hat eine der Töchter des Sultans das Alter erreicht, in dem man Türkinnen zu verheirathen pflegt, so sucht der Vater unter den Vornehmen des Hofs nach einem Mann für sie. Gefällt ihr ein junger Mann besonders, so ertheilt man ihm den Rang eines Generallieutenants,

unter den nie herabgegangen wird. Der Erwählte bekommt außerdem einen prächtigen, mit Allem versehenen Pallast und 60,000 Piaster (4000 Thaler) monatlich Taschengeld; alle Kosten seines Haushalts bestreitet der Schwiegervater.

Der Erwählte ist nicht immer davon erbaut, daß man ihn erkoren hat. Ist er verheirathet, so muß er sich scheiden lassen, nie darf er neben der Prinzessin eine Frau oder Geliebte haben, und außerdem wird er mehr der Diener als der Mann seiner Frau. Der Sultan selbst kündigt ihm sein bevorstehendes Glück an, und ihm liegt die Pflicht ob, sich ehrfurchtsvoll zu verneigen, dem Sultan die Füße zu küssen und einige Worte über die hohe Ehre, das unverhoffte Glück u. s. w. zu stammeln. Er begibt sich darauf mit einem Kammerherrn, der den kaiserlichen Hatti (Befehl) trägt, zur hohen Pforte. Militärmusik geht voran, längs des Weges sind Soldaten aufgestellt und präsentiren die Gewehre. Oben an der Treppe empfängt den Bräutigam der Großwesir, führt ihn in ein Zimmer, wo die sämmtlichen Minister versammelt sind, und verliest den Hatti. Diese Zeremonie gilt für die Verlobung.

Die Heirath erfolgt ziemlich auf dieselbe Weise, wie bei den türkischen Vornehmen überhaupt. Ist der Bräutigam reich, so übernimmt er selbst die Kosten des Brautgeschenks, aber in der Regel schickt ihm der Sultan das dazu nöthige Geld. Die Geschenke liegen in einem silbernen oder goldenen Körbchen, auf dessen Deckel Blumen oder schnäbelnde Tauben abgebildet sind, und bestehen aus Diamanten, Rubinen, Perlen, Diademen, Armbändern, Gürteln, Tassen und tausend kleinern Gegenständen von Gold, aus Pelzen, goldgestickten Gewändern und Shawls. Der Bräutigam bekommt von seinem Schwiegervater einen prachtvollen Säbel, Knöpfe und eine Uhr mit Kette, Alles natürlich von Diamanten funkelnd, und von seiner Braut einen Rosenkranz von schönen Perlen und Wäsche aller Art. Daß auch die Minister Geschenke machen müssen, ist abgeschafft, wohl aber werden sie vom Sultan beschenkt. Die Mitgift der Braut ist überaus kostbar. Frau Olympia sah ein Kleid einer Prinzessin, das über hunderttausend Thaler gekostet hatte. Von dem feinen Gewebe, aus dem es bestand, war vor Goldstickereien und schönen Perlen wenig zu sehen.

Sind die Geschenke dem Bräutigam überreicht, so begibt sich die Braut am nächsten Morgen in sein Haus, um sich die Einrichtung anzusehen. Unsere Berichterstatterin war zugegen, als die Prinzessin Fatime, die Verlobte Ali Ghalib Pascha's, diesen Besuch machte. Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, fuhr die Braut in einem Galawagen, der 47000 Thaler gekostet hatte, durch die von Menschen halbverstopften Straßen. Sie trug ein himmelblaues seidenes Kleid mit einer Masse von Perlen und Diamanten, und ihr Kopf war ganz in einen Schleier von Goldfaden gehüllt. Der Bräutigam empfing sie an der Thürschwelle seines Hauses. Er war ein schöner junger Mann, aber begreiflicher Weise etwas aufgeregt, da er seine Zukünftige nie gesehen hatte und auch bei dieser Gelegenheit außer den äußern Umrissen ihrer mit Putz überladenen Gestalt nichts von ihr zu sehen bekam. Als er sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung begrüßt und an der Hand in das Haus geführt hatte, erschien er wieder und entfernte sich. Dieser erste Besuch der Braut erfolgt blos zu dem Zwecke, ihr eine genaue Besichtigung aller Einrichtungen ihrer künftigen Wohnung ohne Zwang und Störung zu gestatten.

Die wirkliche Zusammenkunft der neuen Gatten findet am Abend dieses Tages statt. Um neun Uhr begibt sich die Prinzessin in ein Staatszimmer des für sie eingerichteten

Schlosses und setzt sich auf einen Thron. Zwei Ehrendamen stellen sich zu beiden Seiten neben sie. Vor den Füßen der schön geputzten, mit einem großen Schleier bedeckten Dame liegt ein reich gestickter Teppich. Der Ehemann hat mit seinen Verwandten und Freunden in seiner alten Wohnung gespeist und in einer Moschee sein Gebet verrichtet. Kurz nach neun Uhr begibt er sich zur Prinzessin und wird von zwei Eunuchen, die ihn an der Thür erwarten, zu ihr geführt. Das Erste, was er thut, ist, daß er auf den Teppich niederkniet und ein Gebet verrichtet. Ist das geschehen, so nähert er sich seiner Frau, grüßt sie unterwürfig, küßt ihr die Hand und spricht einige Worte, wie der Augenblick sie ihm eingibt. Die Ehrendamen nehmen ihr nun den Schleier ab und er sieht, ob er eine Hübsche oder eine Häßliche geheirathet hat.

Sei die Prinzessin nun schön oder das Gegentheil, immer wird sie ihren Mann fühlen lassen, wie hoch sie über ihm steht. Er bewohnt ein Zimmer neben dem ihrigen, und hat dort jeder Zeit ihre Befehle zu erwarten. Mag er Freunde bei sich haben, oder allein sein, sobald einer ihrer Eunuchen ihn zu ihr bescheidet, hat er sich augenblicklich zu erheben, einen Temena zu machen, d. h. mit der rechten Hand den Boden und dann seine Stirn zu berühren, und sich in ihr Zimmer zu verfügen. In ihrem Zimmer muß er stehen bleiben, bis sie ihn zum Sitzen nöthigt. Macht er seiner Familie einen Besuch oder geht er in Geschäften aus, so muß er zuvor um ihre Erlaubniß bitten und auch, wenn er ungewöhnlich lange ausbleibt, sie davon und von dem Grunde benachrichten. Nie läßt ihn seine Frau allein gehen, einige ihrer Eunuchen begleiten ihn und würden sie, wenn er etwas Unrechtes beginge, davon benachrichten.

Ein gemeinschaftliches Essen findet in einer solchen Ehe nicht statt. Ihm wird in seinem Zimmer ohne Zeremonien aufgetragen, sie speist als Prinzessin. In der Essenszeit wird ein schöner Teppich in ihrem Zimmer ausgebreitet und ein großer oder kleiner Tisch darauf gestellt, je nachdem die Prinzessin allein ist, oder Damen eingeladen hat. Für sie wird eine große silberne Platte gebracht und mit feinem Musselin bedeckt, auf den jeder Teller gestellt wird. Ehe die Tafel beginnt, kniet eine junge Sklavin, welche blos dieß eine Amt hat, vor ihr nieder, hält ihr ein goldenes Waschbecken vor und gießt ihr aus einer Kanne in der Form der griechischen Amphoren lauwarmes Wasser über die Hände. Eine andere Sklavin überreicht ihr ein Handtuch von weißer Seide, mit Goldfranzen besetzt. Die Küche befindet sich außerhalb des Harems, und alle Speisen werden in einem mit weißem Musselin verhüllten Behälter herbeigetragen. Dieser Behälter ist in der Küche versiegelt worden, und ehe die Prinzessin von einem Gericht genießt, prüft eine Ehrendame das Siegel, ob es unverletzt ist. Nach dem Essen, bei dem Sklavinnen Musik machen, wäscht sich die Prinzessin wieder und begibt sich in ein anderes Zimmer, um ihr Gebet zu verrichten. Nun beginnt ihre Abendunterhaltung. Auf einem Divan ausgestreckt, raucht sie eine Pfeife oder Cigarre und läßt sich vorlesen oder vorspielen. Hat sie Freundinnen eingeladen, so findet ein Concert, oder Ballet, oder Schauspiel statt und es werden dabei seltene Früchte, Backwerk und Kaffee herumgereicht. Will die Prinzessin Herren sehen, so gibt sie ihrem Mann den Befehl, an bestimmte Personen Einladungen zu erlassen. Solche Gesellschaften versammeln sich in einem Zimmer, das durch ein vergoldetes Gitter in zwei Theile getheilt wird. Auf der einen Seite befindet sich die Prinzessin mit ihren Damen

und hört und sieht, ohne gesehen zu werden, auf der andern Seite sind die Herren und wählen ihre Gespräche so, daß Ihre kaiserliche Hoheit unterhalten wird.

Für den Mann gibt es kein Mittel, seiner Knechtschaft zu entrinnen. Seine Prinzessin kann sich jeden Augenblick von ihm scheiden lassen, er muß bei ihr aushalten. Er hat keinen andern Trost als den, daß sein Leben ihm nichts kostet, und daß er an dem fabelhaften Luxus, den seine Frau treibt, so weit Antheil nimmt, als sie ihm erlaubt. Diese Prinzessinnen-Männer sind als die Sühnopfer zu betrachten, welche das männliche Geschlecht als Strafe für seine Verachtung der Frauen darbringt. Immerhin ist das Verbot für solche Männer, eine zweite und dritte Frau zu nehmen, ein türkisches Eingeständniß, wie entwürdigend die Vielweiberei ist. Die Türken sollten daraus die Moral ziehen: „Was Du nicht willst, daß einer Prinzessin geschieht, das thue auch einer Andern nicht."

Eine Episode von der Konstantinopler Reise.

Die „Presse" erzählt: Die Gesellschaft hatte in Athen das gemeinsame Diner genommen und zur Tafelmusik fand sich eine Gruppe von sieben böhmischen Musikanten, welche mit einem Kunstreiter nach Griechenland gekommen waren und von der Circustribüne ihre heimischen Polka's und Redowaks spielten. Allein das souveräne Militär von Athen hatte sich's in den Kopf gesetzt, den Circus umsonst zu besuchen, und als der Director unter diesen Umständen zu spielen sich weigerte, erstürmten die Soldaten, welche die besten Plätze eingenommen, die Manége und trieben mit Kolbenschlägen und Säbelhieben die sämmtlichen Artisten zum Tempel hinaus. Der Kunstreiter zog nach Stambul, die armen Czechen aber, rath- und brodlos, fanden an den Wienern helfende Freunde, die sie umsonst nach Triest mitzunehmen und zu verpflegen versprachen, wenn sie täglich „auf Deck" ein wenig musiciren wollten. Mit Freudenthränen nahmen die Leute den Vorschlag an. Im Hafen von Athen, dem alten Piräus, producirten sie sich zuerst bei der Abfahrt mit der österreichischen Volkshymne. Gegenüber dem Dampfer „Amerika" lag die österreichische Corvette „Arciduca Frederico". Als die Matrosen die Klänge des Liedes hörten, da erkletterten sie im Nu die Raaen und ein hundertstimmiges „Hurrah!" ertönte, von den Wienern jubelnd unter Hut- und Tücherschwenken erwiedert. Nun lag aber im Hafen auch ein sardinisches Kriegsschiff, einst als neapolitanisches „Il Monarco", gegenwärtig als annexirtes „Il Rè galantuomo" getauft. Die Italiener feierten eben eines ihrer Nationalfeste, und der „Rè galantuomo" ließ deßhalb seine Musikbande spielen. Die Wiener horchten, wahrscheinlich erwarteten sie den Garibaldi-Marsch zu hören, doch siehe da, die Piemontesen spielen ebenfalls — die österreichische Volkshymne, eine Artigkeit, die ihnen von Seiten der Wiener ein fröhliches „Evviva" eintrug, das sie lebhaft erwiederten. Die böhmischen Musikanten fühlten sich bewogen, auch musikalisch mitzuwirken und intonirten unaufgefordert den — Radetzky-Marsch, unter dessen Klängen der Dampfer „Amerika" von allen Schiffen durch Flaggen begrüßt, den Piräus verließ.

Trotz alledem!

Eine Troststimme aus Preußen.

Ob ihr es auch noch ärger treibt
Mit Druck und Zwang und alledem;
Thut, was zu thun noch übrig bleibt —
Das Ende kommt trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Finsterniß und alledem —
Der Morgen kommt, die Sonne siegt,
Es wird doch Licht trotz all dem!

Und ob ihr uns auch molestirt
Mit Staatsanwalt und alledem,
Und heut und morgen confiscirt —
Wir reden doch trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Es hilft euch nichts trotz alledem;
Denn was ihr einmal confiscirt,
Wächst neunmal nach, trotz alledem!

Und ob ihr radebrecht und wälscht
In Wort und Schrift und alledem,
Die Sprache, die Geschichte fälscht,
Ihr täuscht uns nicht trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Lug und Trug und alledem!
Es richtet euch ein Zufallswort
Zur rechten Stund' trotz alledem!

Und ob ihr's noch so weit gebracht
Mit falschem Thun und alledem,
Und ob ihr Schwarz aus Weiß uns macht,
Wir glauben's nicht trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Schein und Glanz und alledem,
Ob ihr die Welt zum Stehen bringt —
Recht bleibt doch Recht trotz alledem!

(Kladderadatsch.)

So muß es kommen! Ein aus Kopenhagen eingetroffener Freund theilt der „Wiener Ztg." mit, daß er in dortigen militärischen Kreisen eine wahrhaft fanatische Stimmung gegen Preußen und eine ebenso große Adoration für Louis gefunden habe. Ein dänischer Stabsoffizier äußerte sich folgendermaßen: „Es bedarf nur eines Winkes Frankreichs, und wir landen in Wismar, besetzen Rügen, schlagen die Handvoll Mecklenburger und rücken gegen Berlin vor."

Eine Todtengesellschaft. In einigen hoch gelegenen Gegenden Peru's herrscht eine äußerst trockene, salzgeschwängerte Luft, welche alle thierischen Körper vor Fäulniß und Verwesung schützt, indem sie dieselben [illegible], ohne daß deren Formen sich dadurch verändern. Die alten Einwohner dieses Landes kannten diese Eigenschaft sehr wohl, deßhalb sie ihre Todten nicht beerdigten, sondern einfach aussetzen. In der Atacama-Ebene fand einer der letzten Reisenden, Dr. Reid, eine derartige alte Begräbnißstätte, auf welcher sich über sechshundert solcher Körper jeden Alters und jeden Geschlechts befanden. In einem Halbkreis geordnet, befinden sich diese Körper in einer sitzenden Stellung und erscheinen deßhalb als eine in Gedanken versunkene Versammlung Lebender. Dieselben müssen sich schon wenigstens vier Jahrhunderte dort befinden. Jeder derselben hatte einen Topf voll Mais und ein Kochgeschirr neben sich.

Wir leben in der Zeit der Wunder. Ein solches ist der von dem Abbé Casselli neu erfundene Telegraphen-Apparat, den er Pantelegraph nennt und welchen die französische Regierung jetzt statt des Morse'schen einführt. Wunderbar sind die Leistungen dieses neuen Apparates. Eine in Paris geschriebene Depesche wird z. B. in Marseille, ohne Beihilfe eines Schreibers, durch den Apparat authographisch genau reproducirt, eben so jedes Bildniß, jede Skizze, jede Zeichnung. Jüngst ließ die Kaiserin ihr Porträt an einige Freundinnen in den Provinzen telegraphiren, und Abbé Casselli telegraphirte vor einiger Zeit das Bild einer vollblühenden Rose vom Pariser Observatorium nach dem Bureau der Telegraphen-Verwaltung. Die Rose war hochroth und die Blätter frischgrün, und die Reproduktion durch den Telegraphen entsprach auch in den Farben vollständig dem Originale. Rossini telegraphirte eine Melodie, die er zu Ehren des Erfinders improvisirt hatte, nach Marseille. Der Pantelegraph erfordert keinen so starken elektrischen Strom, wie der Morse'sche, und ist auch weniger beeinflußt durch die Einwirkungen der Atmosphäre. Wir theilen mit, was französische und englische Journale über den Pantelegraph berichten (ohne Verantwortlichkeit).

Komische Ankündigung. Es sind zwei helle Zimmer zu vermiethen, Auskunft in No. 6 im 3. Stock, und in Abwesenheit desselben im Schuhmachergewölbe.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 25. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 21. Juni 1863.

Eine englische Gerichtsscene.

Vor der Königsbank (the Queens-bench) wurde jüngst in England ein Prozeß verhandelt, der den Gegensatz des englischen Verfahrens von rechtsgelehrten Richtern zu dem in den meisten Ländern des Kontinents geltenden in höchst gemüthlicher Weise illustrirt, so daß wir es nicht unterlassen wollen, ihn unsern Lesern mitzutheilen. Die Veranlassung dazu war folgender Vorfall: An einem schönen Maiabend des Jahres 1862 war es in dem friedlichen Hause des Pfarrverwesers eines Dorfes in Kornwallis schon still geworden. Die drei Mägde hatten sich nach dem üblichen Abendgebet in ihre Stube zurückgezogen und auch Herr J. und seine Tochter waren bereits die Stiege zu ihren Wohnzimmern hinaufgestiegen. Dennoch ließen gewisse Anzeichen vermuthen, daß etwas Außergewöhnliches im Hause vorgehe. Herr J. kehrte deßhalb geräuschlos in das Vorhaus zurück, und gewann, als er an der Thüre der Mägde horchte, bald die Ueberzeugung, daß sie nicht allein seien. Er wollte eintreten, die Thüre war verriegelt. Er verlangte, daß man ihm öffne, aber Niemand antwortete. Tiefe Stille herrschte plötzlich in der Stube. Nach einigen Augenblicken hörte man das Fenster sich öffnen und einen schweren Körper auf den Boden auffallen; es war ein Mann, der sich flüchtete; ein Anderer entfloh durch ein Schlüpfloch und ebenso ein Dritter, man merkte nicht recht, auf welche Art. Endlich wurde auch die Thüre geöffnet und Herr J. fand zu seiner nicht geringen Ueberraschung vier Frauen statt drei vor. Die vierte war die Schullehrerin des Ortes. Einer der Flüchtlinge hatte Hut, Rock und Stiefel zurückgelassen. Auf dem Tische standen die Materialien eines Soupers: ein Stück Braten, die Ueberreste einer Pastete, Brod und Butter, eine Rhabarbertorte, Tassen mit Untertassen, ein Theekessel und zwei Kessel voll siedenden Wassers über den noch glühenden Kohlen. Die Uebelthat war offenkundig; sie war nicht in Abrede zu stellen, und es blieb den vier Schuldigen nichts übrig, als zum Kreuze zu kriechen und um Verzeihung zu bitten. Sie thaten es auch und Herr J. war barmherzig und entließ sie mit einer Ermahnung. Nicht gleiche Nachsicht glaubte er gegen die übrigen Mitschuldigen üben zu sollen. Sie wurden

vielmehr sammt dem dabei befindlichen Polizeimann gezwungen, sich vor dem Gerichte vor S. zu verantworten; denn sie wurden beschuldigt, sich des Nachts in die Wohnung eingeschlichen zu haben in der Absicht, gewisse Gegenstände zu ihrem Nutzen und Vortheile sich anzueignen. Die Angeklagten vertheidigten sich wohl und behaupteten, daß sie nicht zu einem unerlaubten Zwecke in's Haus gekommen seien; aber die hohe Obrigkeit erkannte anders und verurtheilte sie auf Grund des unter dem Namen „vagrant act“ bekannten Gesetzes zu einem Monat Arrest. Dieses Erkenntniß gelangte nun über Berufung der Verurtheilten vor die Königsbank und gab zu folgendem Discours Anlaß. K. (Vertreter des Privatklägers) bekämpft die Berufung, indem er die Ansicht aufrecht hält, daß die den Angeklagten zur Last gelegte That das Vergehen des Diebstahls in sich schließe. Er bezieht sich auf einen Präcedenzfall, in welchem entschieden wurde, daß Derjenige, der aus den Händen eines Dienstboten eine dem Dienstgeber gehörige Sache annehme, sich ebenso des Diebstahls schuldig mache, wie wenn er selbst gestohlen hätte. Lord-Oberrichter: Der Thatbestand ist in diesem Falle nicht gleichartig. Hier handelt es sich um einen Polizeimann, der zu einem Stück kalten Braten eingeladen worden war. (Gelächter.) Wenn darin ein Vergehen läge, so hätte die Obrigkeit viel zu thun. K.: Aber es ist für Hausväter sehr wichtig, zu konstatiren, daß Dienstboten nicht ungestraft ähnliche Gelage veranstalten dürfen. Erster Richter: Es ist ja die strafbare Absicht nicht festgestellt. Zweiter Richter: In jedem Falle aber wäre es ein kleines Vergehen. Lord-Oberrichter: Das wäre sehr beschämend. Ein Polizeimann, der sich eines Vergehens schuldig macht, muß abgesetzt und seine Mitschuldige, die Köchin, entlassen werden. Aber es ist eine andere Frage, ob die strafgerichtliche Verfolgung auf Grund des vagrant act-Gesetzes geführt werden solle. Erster Richter: Vielleicht war die Erfrischung nur etwas Nebensächliches, Zufälliges. (Gelächter.) Die Leutchen wollten ihre Schönen sehen und nahmen bei der Gelegenheit einen kleinen Thee. Und kann man da von einem Victualiendiebstahl reden, wo Liebe der Hauptzweck ist? (Neues Gelächter.) K.: Vielleicht aber wurde die Liebe nur durch die Hoffnung auf einen guten Leckerbissen geweckt? Dritter Richter: Zwei der Herren waren jedenfalls gekommen, um den Damen den Hof zu machen und der Polizeimann hatte sich allem Anscheine nach eingefunden, um zu sehen, ob alles in der gehörigen Ordnung vor sich gehe. (Gelächter.) K.: Und er ist entflohen, Hut, Rock und Stiefel zurücklassend. Lord-Oberrichter: O gewiß! er sieht ein, daß er sehr tadelnswerth gehandelt. Zweiter Richter: Der gesunde Menschenverstand sträubt sich gegen die Subsumtion dieser Handlung unter den Begriff des Verbrechens (Felony). Erster Richter: Die böse Absicht ist ein wesentliches Merkmal des Verbrechens. Es frägt sich daher nur darum, ob die Leute nicht blos in das Haus des Klägers gekommen sind, um den Mägden den Hof zu machen. Lord-Oberrichter: Würden Sie der Meinung sein, daß eine Köchin den animus furandi (Absicht zu stehlen) hat, wenn sie ihre Freunde einladet, bei ihr Thee zu nehmen? K.: Der Fall wäre wohl ganz anders, wenn dieß bei hellem Tage geschehen wäre. Der erste Richter findet schließlich, daß die ganze Sache dem hochwürdigen Kläger wenig Ehre mache. Denn wenn dieselbe vor Geschwornen zur Verhandlung käme, so würden die Angeklagten gewiß freigesprochen werden. Lord-Oberrichter: Gewiß. Nach diesem Zwiegespräch zwischen dem Richter, dem Kläger und dem Plaidoyer des Vertreters des Angeklagten, erklärte der Lord-Oberrichter das erste richterliche Erkenntniß für aufgehoben und die übrigen rechtsgelehrten Richter schlossen sich dieser Ansicht an.

Eine Prophezeiung an Alexander II.

Als Kaiser Alexander im vorigen Jahre das Innere Rußlands bereiste, kam er in ein kleines Städtchen, woselbst die Juden, als die fast einzigen Bewohner des Ortes, ihm ihre Aufwartung mit dem üblichen Gepränge und der schuldigen Ehrerbietung machten. Dem Blicke des Kaisers entging nicht ein Greis, dessen weißer Bart bis an den Gürtel reichte, und dessen Brust ein militärisches Ehrenzeichen schmückte. Der Kaiser erkundigte sich näher nach diesem Manne und erfuhr, daß er Chasim Oehlblatt heiße, daß er viele Jahre Soldat gewesen und bei seinen Glaubensgenossen im Geruche der Heiligkeit stehe. Derselbe sei ein sogenannter Chaßzid*), der jede animalische Kost verschmähe, und seit nahezu 50 Jahren nähre er sich ausschließlich von Brod, Zwiebeln und Branntwein.

Der Mann flößte dem Kaiser Interesse ein, und derselbe äußerte den Wunsch, den Chaßzid näher kennen zu lernen, in Folge dessen derselbe vor den Kaiser geladen wurde.

Mit den üblichen Segenswünschen trat der Greis vor den Czaren.

Dieser richtete an ihn die Frage, wie und wo er das ehrende Zeichen an der Brust erworben.

Oehlblatt erzählte dem Czaren, daß er unter Suwarov den Feldzug in Italien mitgemacht, wo er gegen die Franzosen in vielen Schlachten gefochten, und da er in einer derselben seinem Obersten das Leben gerettet habe, so wurde er mit der Dekoration ausgezeichnet.

— Bist Du je verwundet worden? fragte der Czar.

— Der böse Feind hat über mich keine Macht — entgegnete der fromme Mann — ich stand unzählige Male im dichtigsten Schlachtengewühle und kein Haar ward mir verletzt.

— Ich höre, Du bist ein frommer Mann — erwiederte der Czar — doch Andere verehren gleichfalls Gott, und doch fallen sie als Opfer in den Schlachten.

— Sie besitzen nicht das Wundermittel, das sie vor dem Tode schützt.

— Nenne mir dieses Mittel.

— Es kann Dir nichts nützen, entgegnete der Jude; nur die Engel Gottes können Dir es nennen, und diese thun es nur auf Geheiß Gottes.

— Der Kaiser lächelte. — Man sagte mir, Du sähest auch in die Zukunft. Werde ich lange regieren, werde ich glücklich sein, werden meine Pläne gelingen?

— Du wirst nicht so lange regieren, wie Dein Vater — antwortete der Seher — wirst aber glücklicher sterben, als er starb. Dein Vater war glücklich im Leben, der erste Schlag des Mißgeschicks brach ihm sein Herz. Du wirst im Leben viel Mißgeschick haben, doch bei Deinem Ende nicht unglücklich sein.

Abermals lächelte der Kaiser.

Der Chaßzid bemerkte dies und sprach: Du hast den Juden manches Gute gethan, das wird Dir hoch angerechnet werden; doch ehe ein Jahr vergeht, wird Dein Reich einem Flammenmeere gleichen; vergebens wirst Du Dich anstrengen, dasselbe zu löschen. Du wirst den Oelbaum des Friedens anpflanzen und wirst den Schatten unter demselben finden.

*) So heißen in Polen Diejenigen, die bei den dortigen Juden im Geruche der Heiligkeit stehen.

Drei Könige werden Dich bekämpfen, das wird Dir nichts schaden; doch daß deine eigenen Völker Dich bekriegen werden, das wird Dir viel Kummer verursachen.

Der Kaiser ward ernst und nachdenkend, als er diese Prophezeiung hörte.

— Sprachst Du die Wahrheit, fragte er den Chaszid, so gib mir einen Beweis dafür.

Der Mensch soll nicht Gott versuchen, sagte der Chaszid; doch damit Du wissest, daß ich wahr gesprochen, so erfahre: In einer Stunde wird ein Bote Dich ereilen und Dir eine Mittheilung machen, daß auf einen Deiner eifrigsten Diener ein Mordversuch gemacht und daß dieser glücklich abgewendet wurde. Glaube dem nicht; der Mordversuch fand nicht statt, er ward nur ersonnen, um Dich gegen Deine Unterthanen zu erbittern.

Der Czar entließ den Greis, es war um 11 Uhr Mittags. Mit dem Glockenschlag 12 Uhr traf ein Bote ein, der die Mittheilung überbrachte, in Warschau sei ein Mordversuch auf Wielopolski's Leben gemacht worden; die Untersuchung gegen die Mörder sei im Zuge.

— Wo ist die Wahrheit! rief erstaunt der Kaiser. Man rufe mir den Chaszid herbei.

Der Bote, dem dieser Auftrag ertheilt wurde, kam mit der Nachricht zurück, der alte Seher sei stumm auf ewig; nach Hause zurückgekehrt, sei er, vom Schlage gerührt, plötzlich gestorben.

Man sagt, daß diese Unterredung auf Alexanders leicht bewegliches Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht habe. (Unterh.-Bl. d. Bad. Beobacht.)

Der Ehrenplatz bei einem Diner in Cochinchina.

Dem Berichte eines französischen Offiziers, welcher bei der Expedition der französischen Truppen nach Cochinchina betheiligt war und einem Militärposten angehörte, der bei dem Dorfe Tang-Chung-Nied, eine Meile von Saigun, in Cantonnirung lag, entnehmen wir folgende Schilderung: „Um jede Hütte des Dorfes erhebt sich eine runde Hecke von riesenhaften Cacteen, die einen bessern Schutz gewährt, als die solideste Mauer; rechts und links erheben sich Bananen mit ihren breiten Blättern und schlanke Arekapalmen, überall herrscht geheimnißvoller Schatten, überall sieht man Grün und Blumen. Es ist Mittag und unter den Verandas an den Hütten sieht man im Schatten der duftenden Orangenbäume die Frauen und jungen Mädchen sich in ihren Hängematten schaukeln, während sie lange Cigarretten rauchen oder Bethel kauen. Trotz der Hitze und der Siestastunde hört man in dem mitten im Dorfe gelegenen größten Hause einen geschäftigten Lärm und ein Gewirr fröhlicher Stimmen, was einen lebhaften Gegensatz zu dem Schweigen der Umgebung bildet. Dieses Haus gehört dem Tong, dem Oberhaupt des Dorfes, dem reichen Sa-lo-hé und der Lärm rührt von den Vorbereitungen eines Festes her. So-lo-hé besitzt hunderte von Büffeln, Dutzende von Frauen, und beherrscht despotisch eine ganze Armee von Kindern, unter denen man schon drei braune junge Mädchen mit reichem Haar, feinem Wuchs und feurigen Augen unterscheidet; die älteste heißt Tieh, die zweite Nane, die dritte Tho. Man war in den ersten Tagen des Februar und der reiche Sa-lo-hé ordnete Alles an, um das Neujahrsfest würdig zu begehen, welches bei den Anamiten zu dieser Zeit gefeiert wird. Das Fest sollte

mit einem großen Mahl bei dem Untergange der Sonne beginnen und ich war so glücklich, von dem Tong dazu eingeladen zu werden; natürlich nahm ich die Einladung gern an, stellte mich zur bestimmten Stunde ein und nahm ohne Umstände den Ehrenplatz an Sa-lo-hé's Tische ein, welcher mir mit großer Höflichkeit angeboten wurde. — Freilich bereute ich dies gleich nachher sehr, denn worin bestand dieser Ehrenplatz? Man stelle sich einen runden Tisch vor, in dessen Mitte ich armer Teufel auf meinen beiden Fersen jämmerlich zusammengekrümmt hocken mußte; zu keiner Bewegung nach irgend einer Seite blieb mir auch nur das kleinste Plätzchen wegen der Unzahl Schüsseln mit Suppen und Ragouts, die mich überall umringten. Ich verwünsche die unglückselige Höflichkeit meines Wirthes, denn ich war wie auf der Folter und nach einigen Minuten bekam ich einen wahren Krampf in den Beinen. Unglücklicherweise umgaben die Gäste und die Familie des Tong den Tisch vollständig, bekümmerten sich nicht im mindesten um mich und aßen mit einer Ruhe, daß ich bald einsah, daß meine Tortur nicht so bald ihr Ende erreichen würde. Schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten und wollte aufstehen, aber zwanzig Arme ergriffen mich alsbald und drückten mich wieder nieder. „Laßt mich auf, ihr Canaillen!“ rief ich. „Falansi tschaou-tschaou taou-clam!“ (Iß, Franzose, du befindest Dich gut hier), entgegneten sie. Diese guten Leute glaubten, ich wolle aus Bescheidenheit den Ehrenplatz verlassen und hielten es für Pflicht der Höflichkeit, mich da festzuhalten. Ich konnte mich wehren und fluchen, wie ich wollte, so hielten sie mich nur um so fester, indem sie einstimmig ihr unveränderliches: tchaou-tchaou taou-clam wiederholten. Da ich einsah, daß alle meine Anstrengungen umsonst waren, ergab ich mich endlich in weiser Resignation und da ich in meiner Stellung nicht auszuhalten vermochte, setzte ich mich kühn mitten in eine Schüssel voll Fische hinein. Darüber brach die ganze Versammlung in ein unauslöschliches Gelächter aus und selbst die interessante Tieh zeigte ihre Perlenzähne, welche noch nicht durch Bethel und Arekanuß gefärbt waren. Inzwischen war die Nacht völlig eingebrochen; einige Schalen mit Samchou hatten noch die Runde um den Tisch gemacht und endlich entschloß man sich, dieses verdammte Mahl aufzuheben und die Tafel zu verlassen. Ich athmete auf . . . ich war wieder frei! Später dankte ich für alle ferneren Einladungen, aus Furcht, wieder auf den Ehrenplatz spedirt zu werden.

Stockfisch mit Sauerkraut.

Von F. Castelli.

In den letzten Tagen des letzten Carnevals saßen Herr Aubert, ein reicher Mann, der sich von allen Geschäften zurückgezogen hatte, und sein Freund Marfeld in dem Hause des Ersteren beim warmen Ofen beisammen. Es war schon beinahe Mitternacht. Die Frauen und der Sohn des Hauses hatten sich entfernt, und Aubert meinte, sie seien noch auf die Redoute gegangen. Die beiden Alten wurden bei einer Flasche alten Gumpoldskirchner zutraulicher.

„Mein lieber Freund Aubert,“ sagte Marfeld, „ich begreife nicht, warum du dich mit solcher Hartnäckigkeit der Heirath deines Sohnes mit Fräulein Moris widersetzest? Das Mädchen ist wohlerzogen, hübsch, reich und von guter Familie. Die beiden jungen Leute lieben sich —“

„Warum? Du weißt wohl, die Frauen geben nicht gerne Ursachen an."

Höre mich Aubert, du warst immer ein vernünftiger Mann. Ich kenne nur einen Fehler an dir, welcher freilich, — ich muß es gestehen — deine guten Eigenschaften manchmal in den Schatten gestellt hat, aber der in deinem jetzigen Alter wohl schon vergangen sein wird. Ich meine deine Eifersucht."

O! eifersüchtig bin ich gar nicht mehr. Du siehst wohl, ich lasse meine Frau allein auf die Redoute gehen, ohne mich darum zu bekümmern."

„Nun sie zählt auch schon fünfzig, da ist keine Gefahr dabei. Ich erkenne mit Vergnügen, daß du nicht mehr eifersüchtig bist; du warst es aber wenigstens durch 20 Jahre, und das ist eben ein Beweis deiner Liebe zu deiner Frau."

„Ja, ja! ich war unsinnig verliebt in meine Frau."

„Eben diese unsinnige Liebe ist es, welche deiner Frau eine unumschränkte Macht über dich eingeräumt hat, und diese Macht mißbraucht sie jetzt."

„Du hälst mich also für sehr schwach? So, was man in gemeinem Leben einen Pantoffelhelden nennt?"

„Du mußt wohl sehr schwach und nachgiebig sein, da du nicht einmal die Ursache weißt, warum sich deine Frau dieser Heirath widersetzt?"

„O, ich weiß sie wohl, und es ist eine sehr vernünftige Ursache."

„Nun, so theile sie mir mit."

„Du wirst lachen, allein wenn ich dir Alles erkläre, dann wirst du einsehen, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Heirath nicht geben darf und daß ich ihr dagegen nichts einwenden kann."

„So rede, rede!"

„Die ganze Schuld trägt ein — Stockfisch mit Sauerkraut."

Marfeld rückte seinen Stuhl zurück, er sah seinen Freund starr an und suchte in seinen Blicken ein Zeichen von Geistesabwesenheit. — „Wie?" rief er endlich im höchsten Erstaunen, „ein Stockfisch mit Sauerkraut?"

„Ja, ja, ein Stockfisch mit Sauerkraut."

„Bist du närrisch, oder hältst du mich dafür?"

„Keines von Beiden. Du weißt, daß dieß meine Lieblingsspeise ist, das hingegen meine Frau eher vor Hunger stürbe, als daß sie ein Stückchen anrührte."

„Du hast mir das schon gesagt, aber ich sehe nicht ein —."

„Ich mußte dir dieß ins Gedächtniß zurückrufen, bevor ich dir die Geschichte erzähle, welche sich vor 22 Jahren bei mir zugetragen."

„Das war zu jener Zeit, wo du noch eifersüchtig warst?"

„Richtig. Meine Frau war damals 28 Jahre alt, ich trieb noch mein Geschäft und wir machten ein großes Haus. Herr von Moris besuchte uns oft."

„Das war der Vater des Mädchens, welches dein Sohn heirathen will?"

„Derselbe. Er war damals ein schöner Mann, liebenswürdig, geistreich, auf den man wohl eifersüchtig werden konnte; und ich ward es."

„Daran erkenne ich dich, lieber Freund, und ich wette, daß diese Eifersucht nicht den mindesten Grund hatte, und daß dein krankes Gehirn Phantome für Wirklichkeit nahm."

„Du würdest deine Wette verlieren."

„Beweise mir's.“

„Nichts leichter als das.“ Mit diesen Worten stand Aubert auf und klopfte mit der Hand an die Wand des Gemaches, welche hohl zurücktönte. „Du weißt,“ sprach er, „es existirte einst in Syrakus ein gewisser Dionis, der sich eines ähnlichen Mittels bediente, um die Geheimnisse seiner Freunde zu erfahren. Ein König von England ahmte ihm nach, und man nannte sein geheimes Gemach die Ohren des Königs. Ich hatte auch, wie diese beiden Herrscher meine verborgenen Ohren.“

„Wirklich?“

„Ja, in den ersten Zeiten meiner Ehe ließ ich hart an diesem Salon ein geheimes Cabinet herrichten, dessen Existenz Niemand ahnte, und wo man jedes Wort hören kann, welches in diesem Saale gesprochen wird. Ich begab mich immer durch eine verborgene Thür dahin, und befand mich dort, wenn sie mich weit entfernt glaubte.“

„Nein, einer solchen Indelikatesse hätte ich dich nicht fähig geglaubt!“

„Du hast recht und ich will mich auch nicht entschuldigen, aber bedenke, ich hatte eine schöne Frau und war eifersüchtig. Uebrigens kann ich dir betheuern, daß ich seit 10 Jahren keinen Fuß mehr in mein geheimes Gemach gesetzt habe, und ich auch selbst den Schlüssel dazu verloren habe. — Ich konnte also damals die Zudringlichkeit des Herrn von Moris unbemerkt beobachten. Täglich wurde der Gefürchtete zärtlicher. Meine Frau setzte dieser Zärtlichkeit ihre Pflicht, ihre Liebe für mich und für ihr Kind entgegen.

Sie stellte ihm vor, wie ihr Ruf, der ihr heilig sei, dadurch leiden könne, und wie sie selbst ewige Gewissensbisse foltern würden, wenn sie seiner Liebe Gehör gebe. Moris schwur, daß er ohne sie nicht leben könne, er bot ihr sein Vermögen, sein Herz und seine Hand. Er schlug ihr vor, mit ihr bis ans Ende der Welt zu fliehen, er legte ihr einen heiligen Schwur ab, er wolle sie mit weißen Haaren ebenso lieben, wie in diesem Augenblicke, und wenn sie ihn nicht erhöre, so wolle, so müsse er seinem verhaßten Leben ein Ende machen.“

„Nun das war freilich ein wenig stark, — und deine Frau?“

„Meine Frau brach in Thränen aus, erwiederte mit erstickter Stimme, sie könne, sie dürfe nicht sagen, was sie in diesem Augenblicke fühle, aber er möchte überzeugt sein, daß er nicht der einzige Unglückliche sei; kurz, sie gab ihm zu verstehen, daß ich das einzige Hinderniß auf der Welt sei, welches dem hohen Glücke entgegenstehe, so viel Liebe und Aufopferung anzuerkennen und zu belohnen.“

„Wär' es möglich?“ rief Marfeld.

(Schluß folgt.)

Des Volkes Kämpfer halten Wacht.

Nicht klein, nicht groß, nur deutsch allein,
Doch deutsch an allen Orten;
Nicht nur im Redefluß beim Wein,
Nicht nur in leeren Worten —
Auch deutsch sei allzeit unser Rath
Und unser Wandel, uns're That.

Der deutsche Name ward verpönt —
Es ist noch gar nicht lange,
Und eben die, die ihn verhöhnt,
Sie weichen heut dem Drange
Und rufen: in Gefahr und Noth,
Woll'n deutsch wir bleiben bis zum Tod!

Ja deutsch! man kann kein Perser sein,
Wer will den Namen nehmen?
Doch ist dies Wort dann leerer Schein,
Wenn Fremde uns bezähmen;
Wenn Roma neue Ketten schmiegt,
Und Galliens Hahn uns hat besiegt.

Man hört jetzt fast aus jedem Mund,
Die deutsche Einheit preisen:
Ein Jeder will den deutschen Bund, —
Kein Oesterreich und kein Preußen.
Doch will ein Theil des Volkes Recht —
Der and're nur das Volk zum Knecht.

Doch wird sich's zeigen, welche Zeit'
Mit Trug ist umgegangen;
Es wird sich klären mit der Zeit:
Wer Volksrecht wird verlangen;
Es wird sich weisen: welche Sort'
Hielt treu ihr einst gegeb'nes Wort.

Wenn Egoismus, finst'rer Wahn,
Auch fest zusammenhalten,
Zermalmend wirkt der Zeitenzahn,
Schafft Beſſ'res aus dem Alten.
Und wenn auch groß die dunkle Macht,
Des Volkes Kämpfer halten Wacht.

Spiegel.

Sonst und jetzt.

Am 3. August 1851 schrieb der Münchener Punsch: „In Augsburg soll sich folgendes Actenstück unter der Presse befinden:

„Wir Ordinari,
Stellvertreterin des Obscurantismus auf Erden, durch etlicher Abonnenten Gnade Postzeitung zu Augsburg entbieten Allen, welche dumm genug sind, uns zu lesen, unsern Gruß und Beifall. Da in unsern Tagen das Judenvolk unbändig überhand nimmt, und weder auswandert, wie in der bayerischen Reichskammer vorgeschlagen wurde, noch sich bekehrt, sondern im Gegentheil nach Emanicipation schreit und in die gottlose Opposition gegen unsere alleinstupidmachende Partei einstimmt, so können wir nicht umbin, Handlungen, so auf die Verminderung der Juden abzielen, als gute, postzeitungsgefällige Werke zu erklären und verkünden hiemit jedem, der einen Juden — aber ein ungetaufter muß es sein — ausraubt oder umbringt, vollkommenen Ablaß, und stellen hingegen allen Richtern, Geschworenen und Staatsanwälten, welche zu Gunsten eines Juden gegen einen unserer Auserkorenen auftreten — das höllische Feuer ohne Ofenschirm bei 50 Grad Reaumur in Aussicht.

Mit eigenhändiger Unterschrift:
Postzeitung, Mama."

Heute lebt der Münchener Punsch in dicker Freundschaft mit der Postzeitung, und doch hat sich die Postzeitung seit 1851 nicht geändert!! —

Eine Pariser Patrizierin, die Tochter eines der berühmtesten Generale des ersten Kaiserreichs, ist unter die Blaustrümpfe gegangen und hat einen 6?5 Seiten starken Band unter dem Titel: „Das Prisma der Seele" herausgegeben. Die Gefühle, die Leidenschaften, die Vergnügungen, die Freuden, die Schmerzen, die Tugenden, die Laster, die Fehler, die Liebschaften, die Lächerlichkeiten, die Ereignisse, die Freundschaften, die Ideen, die Träume, die Illusionen, Erinnerungen, Hoffnungen u. s. w., alles ist in diesem Buche durch Farben dargestellt; Grün bedeutet dieses, Rosa jenes, Grau hat diesen Nachtheil, Blau jenen Vortheil. Die Verfasserin ist für Lila; sie meint, die Engel müssen lilafarben sein. In den Salon des Faubourg Saint Germain beschäftiget man sich viel mit diesem närrischen Buch.

Blondin, der bekannte Seiltänzer, der über den Niagarafall oder über eine der unteren Stromschnellen desselben spazierte, und der dann in London seine halsbrechenden Kunststücke macht, ist auf dem Wege nach Berlin Seine Agenten suchen bereits eine passende Stelle zu dem Spaziergang aus, doch sind sie noch im Zweifel, ob sie die Promenade zwischen den beiden Thürmen auf dem Spandauerbock, oder vom Reuter'schen Kaffeehaus in Treptow über die Spree nach der Spitze des Stralauer Kirchthurms wählen sollen. Ein sonderbarer Engländer, der gewettet, daß Blondin doch einmal mit ihm fallen und den Hals brechen oder ertrinken werde, begleitet den Seilpromenisten, um sich von ihm bei seinen Künsten auf dem Rücken tragen zu lassen.

Titulatur. Nach Beuermanns „Deutschland und die Deutschen" muß eine Supplick an den hohen Senat in Bremen noch bis auf diesen Augenblick mit folgender Adresse versehen sein:

„Den Magnificis,
Hochwohlgebornen, Wohlgebornen Besten, Großachtbaren, Hochgelehrten, Hoch- und Wohlweisen Herrn, Herrn Bürgermeister und Rath dieser freien Hauptstadt, meinen insonders Hochgeehrten und Hochgebietenden Herrn und Obern."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 26. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. Juni 1863.

Warschauer Polizei-Geschichten.

Der internationale Congreß europäischer Polizeispione fand im Monat März in Warschau statt. Der Zweck, den diese Doctoren der gehemein Wissenschaft verfolgen, war; auf Einladung der russischen Regierung die Mittel zu berathen, wie das geheime National-Comite und seine Verzweigungen entdeckt werden könnten.

Das freie Britannien stellte zu diesem Congresse seinen Abgeordneten nicht minder als das napoleonische Frankreich. Welches Resultat diese Herren erzielten, ist vor der Hand unbekannt: daß sie nicht viel ausrichteten, beweist die unermüdete und ungestörte Thätigkeit der National-Regierung. Nichtsdestoweniger bleibt dieser Polizei-Congreß ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit.

Unmittelbar nachdem die Männer der Ordnung hier eintrafen und eine Berathung gehalten hatten, löste sich die Versammlung in einzelne Comite's auf, von denen jedes selbstständig, ohne mit dem andern in Berührung zu kommen, seine Nachforschungen betreiben sollte. Die strengste Verschwiegenheit wurde Allen zur Pflicht gemacht.

Die Fäden dieser neu gebildeten Comite's, deren Existenz natürlich der Bevölkerung unbekannt blieb, ruhten in den Händen der obersten russischen Leitung. Unergründlich sind die Wege der geheimen Polizei, unerforschlich ihre Bahnen.

Der französische General-Mochard war der Erste, welcher triumphirte; er glaubte mit Sicherheit, die Verschwörung entdeckt zu haben. Alle Andeutungen, die er gab, machten die Sache sogar sehr wahrscheinlich.

Die unerläßlichen Vorkehrungen wurden getroffen. Die Kirche, in welcher die nächtlichen Versammlungen der National-Regierung stattfinden sollten, wurde von bewaffneter Macht überrumpelt und nach einigem Widerstande die Meuterer nebst allen ihren Papieren in Beschlag genommen.

Großer Jubel herrschte in großfürstlichen Palaste und der Sohn der „großen" Nation träumte schon vom Wladimir-Orden erster Classe. Aber, o Schrecken! Beim Lichte besehen,

ergab sich, daß nicht das polnische National-Comite, sondern das englische Comite der Sicherheit von dem Franzosen entdeckt worden war. In der genannten Kirche hatte der englische Späher seine Leimruthen aufgestellt und der übel unterrichtete Franzose hatte die Engländer, anstatt der daselbst vermutheten Polen ergriffen.

Der Franzose war vor Aerger außer sich; dieser wurde noch mehr gesteigert, als er, dessen Existenz in Warschau angeblich Niemand ahnte, von dem geheimen Polizei-Chef des National-Comite's nachfolgendes Schreiben erhielt:

„Ich habe von Ihnen, Herr Collega, persönlich erfahren, welche Wege Sie einzuschlagen gedenken, um die rechtmäßige polnische National-Regierung zu entdecken. Die Mittel, die Sie anwenden, führen weder Sie noch Ihre anderen Genossen zum Ziele. Bedürfen Sie eines Beweises dafür, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, so erbitten Sie sich morgen früh beim Markgrafen Wielopolski eine Audienz; aus seinem Munde werden Sie Dinge erfahren, die Sie überraschen werden.

(gez.) Der geheime Polizei-Chef des Comite's.

Mit diesem Schreiben in der Tasche erschien nun der Franzose bei dem Markgrafen.

Wielopolski war sehr verstimmt. „Sie wollen abreisen", fragte er den Franzosen, „ohne hier etwas ausgerichtet zu haben?"

„Ich denke nicht abzureisen."

„Es wurde mir soeben ein Schreiben des National-Comite's überbracht, in welchem mir mitgetheilt wird, Sie hätten einen Brief nach Paris geschrieben, in welchem Sie mich bei Ihrer Regierung bitter verläumdeten: Sie sprachen den Verdacht aus, daß ich meinen Herrn verrathe."

„Daß ist eine Unwahrheit, eine Verläumdung!" rief entrüstet der Franzose.

„Möglich", sagte Wielopolski, „warten wir, ob die weiteren Enthüllungen eintreffen werden; denn mein Schreiben sagt ferner, daß heute um 10 Uhr Instruktionen dieses Inhalts," der Marquis überreichte hierbei dem Franzosen ein beschriebenes Blatt, „eintreffen werden."

Der Franzose staunte. Punkt 10 Uhr waren die Original-Instruktionen aus Paris in seinen Händen.

Das National-Comite hatte dieselben also früher aus Paris erhalten, als der Franzose, der in Folge dessen alsogleich Warschau verließ.

Großfürst Constantin empfängt täglich die ausländischen Zeitungen in einem an ihn adressirten versiegelten Packete, das nur er allein öffnet, da er strenge darauf hält, daß ihm keine Nachricht von Bedeutung, wie sie oft geschehen, unterschlagen werde. Die österreichischen Zeitungen erfreuen sich seiner besonderen Aufmerksamkeit.

Eines Tages trifft das Paket ein, wird eröffnet, und die Blätter werden einzeln bezeichnet, alles wird in bester Ordnung gefunden. Die Zeitungen enthalten wenig Neues — doch, da entdeckt er die neueste Nummer des „Ruch" (des gedruckten Journals der National-Regierung) vom selben Tage. Wie kam das Blatt in ein Packet, das vom Auslande, wohl versiegelt, eingesendet wurde? Alle Nachforschungen blieben resultatlos.

„Wenn diese Wirthschaft noch länger so fortgeht," soll der Großfürst ausgerufen haben, „dann sind wir geschlagen und hätten wir zehn Armeen. Alle unsere Truppen nützen uns nichts, so lange uns nicht die Entdeckung dieser National-Regierung gelingt."

Das Erdbeben auf Rhodus.

Gibt es in der Welt eine schrecklichere Heimsuchung, als die Katastrophe, die wir hier zu schildern versuchen wollen?

Am 22. April d. J., um halb 11 Uhr Abends, hat ein heftiger Erdstoß diese Insel in den bedauernswürdigsten Zustand versetzt. Die von dieser Naturerscheinung angerichteten Verwüstungen sind groß. Ganze Dörfer sind gestört; überall herrscht Trostlosigkeit, überall stößt auf man verhängnißvolle Spuren dieser Geißel der Menschheit. Zwanzig Sekunden sind die Zeit, welche das Erdbeben gebrauchte, um aus der Insel Rhodus fast nur einen Trümmerhaufen zu machen. Hier sind Häuser eingestürzt, dort liegen unter dem Schutt begrabene Opfer, überall trifft man die herzzereißensten Scenen.

Bereits seit einigen Tagen tobte mit äußerster Heftigkeit ein schneidend kalter Nordwind. In der Nacht des 22. April verdoppelte sich seine Heftigkeit, ein wahrer Sturm brach los, und einige schwärzliche Wolken zeigten sich am Firmament. Der Anblick des Himmels bot ein düsteres, drohendes, unglückschwangeres Gemälde: die Atmosphäre war drückend, gewitterhaft. Der Tod schwebte über unsern Häuptern, und um halb 11 Abends brach das Erdbeben los.

Dem Phänomen war ein sehr langes, unterirdisches Geräusch vorangegangen und gefolgt.

Beinahe die ganze Bevölkerung lag zu dieser Stunde der Nacht in tiefem Schlaf der leider für gar manche ein ewiger sein sollte. Stille — die Stille der Gräber — herrschte überall; sie ward nur unterbrochen durch das scharfe Pfeifen des Windes und das dumpfe Getöse des aufgewühlten Meeres. Ein Stoß, ein einziger, dessen Dauer zwanzig Secunden nicht überschritt, hat hingereicht, um aus einem großen Theil unserer Insel einen Schauplatz der Zerstörung zu machen.

Man kann nur mit Wehmuth an die Schrecken dieser Nacht denken: hier Klagen und Seufzer, dort Trauer und Trostlosigk it. Frauen warfen sich nieder auf ihre Kniee und beteten; andere verdeckten ihr Gesicht mit den Händen, um das rasche Herannahen eines entsetzlichen Todes nicht sehen zu müssen.

Der St. Johanesthurm, dieses schöne Baudenkmal der Johanniter-Ritter, das seit Jahrhunderten allen Arten von Gefahren getrotzt hat, ist nur noch eine Ruine.

In einigen Dörfern war die Wuth des Erdbebens so groß, daß die Zerstörung dort vollständig ist. In einem dieser Dörfer wurden mehr als 140 Personen unter dem Schutt hervorgezogen, theils todt, theils grauenhaft verstümmelt. Wie schrecklich mußte ihr Tod seyn! In jeder Straße, in jedem Quartier ertönt das selbe Klagelied.

Aus den eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß mehr als 300 Personen das Leben verloren. Eine gleiche Anzahl ist mehr oder minder schwer verwundet. Mehr als 1500 Häuser sind eingestürzt, und von den noch aufrecht stehenden sind ungefähr 4000 weitere in dem traurigsten Zustand. Bei jedem Schritt stößt man in den Straßen auf blasse, traurige, abgehärmte Gesichter. Hier jammert ein Vater, eine Mutter, dort weint ein Bruder, eine Schwester, ein Verwandter oder ein Freund. Die düstere Verzweiflung

wer sie will, kriegt sie sehr billig — Zwischenhändler sind sehr willig — weiß manch' Kaufmann in der Stadt — gar nicht, daß er Vorrath hat. — Juchten, lebhaft feil geboten schildern zu wollen, der sie zur Beute geworden, wäre unmöglich. Es ist eines jener Schauspiele, in welchen der Schrecken, so zu sagen, an's Erhabene streift. Eine junge Mutter, blaß wie ein Gespenst, die Haare zerzaust, betrachtet, dem Wahnsinn verfallen, ihre drei Kinder die man so eben unter dem Schutthaufen hervorgezogen hat. Der Schmerzensschrei, den sie erhebt, ist herzzerreißend. Vergeblich sucht man sie zu trösten. Sie hört nichts, sieht nichts, als ihre entseelten Kinder, sie ist, „die Rahel, welche ihre Kinder beweint, und sich nicht trösten läßt, dieweil sie nicht mehr sind."

Man muß darauf verzichten, die Leiden, die Entbehrungen aller Art zu schildern, welche die ärmeren Schichten der Bevölkerung zu erdulden haben. Unsägliches Elend herrscht unter ihnen. Einen solchen verzweiflungsvollen Anblick bietet in diesem Augenblicke unsere Insel.

Man schätzt, ohne irgend zu übertreiben, die Verluste auf 4,000,000 Franken. Die 120,000 Franken welche die türkische Regierung kürzlich, als schwache Hülfe für die Bedürftigsten, übersandte, sind nur ein Wassertropfen auf glühendes Eisen. — Subscriptionen sind in Smyrna und anderwärts eröffnet, um den unglücklichen, so schwer geprüften Rhodiern zu Hülfe zu kommen. Wir geben uns gerne der Hoffnung hin, oder wir hegen vielmehr die Ueberzeugung, daß die Hochherzigkeit der Europäer, die sich bei so vielen Umständen nie verläugnete, sich auch dieser in das äußerste Elend versetzten Bevölkerung gegenüber bethätigen wird.

Börsen-Poesie.

Ein Wiener Blatt bringt folgenden Börsenbericht: „Uns're Börse, wahres Babel — die Geschäfte miserabel — uns're Lage sehr verdächtig — wetterschwül verderbenträchtig — uns're Werthpapiere krankend — Course ungeheuer schwankend — wenig Käufer, wenig Glück — flau sogar die Metalliques — etwas besser manches Mal — fünf Procent National — abzuwarten, abzuwarten! — Baumwoll, wenn man's recht betrachtet — doch der Kuckuk mag sie zahlen — bei dem Preis, coosßalen. — England, meist den Preis bestimmend — kauft enorm viel Ballen schwimmend — was wohl nicht zu unserm Frommen — da wir nicht aufs Trockene kommen. — Wolle will man nicht begehren — Ungarn läßt noch gar nicht scheeren — herrschaftliche Woll' nicht mangelt — wird nicht stark darnach genagelt — Bauernwolle, schlicht und grau — wird beachtet — doch sehr flau — Wollgeschäft zumeist in Pesth — heuer wenig hoffen läßt. — Ochsenhäute, schwach begehrt — haben hier nur wenig Werth — ist ein guter Ochs zu finden — pflegt man loco ihn zu schinden. — Hörner, vielfach angetragen — doch nur selten loszuschlagen —

— alle von dem einen Todten — dem ein Insurgent einmal — seine Haut am Schlachtfeld stahl. — Roher Zucker, äußerst matt — man hat alles Rohe satt nur wenn einer raffinirt, — wird er ziemlich ästimirt. — So sind in bekannter Weise — ziemlich theuer alle Preise — und trotz Fülle guter Waaren — mäßig nur der Käufer Schaaren — Niemand will geern baar bezahlen — Jeder spricht von Sorg' und Qualen — Keiner gibt sein Geld gern her — Jeder wär gern Millionär — aber Jeder nimmt gern mit — jede Waare auf Credit. — Neue Häuser mühsam wurzeln — alte schwanden, manche purzeln — und nicht Einer lächelt froh — medio und ultimo. — Und was mag die Ursache seyn — daß die Kaufleut' groß und klein — nimmer so brillant mehr fahren — wie dereinst vor zehn, zwölf Jahren? — Weil der Zehnte arbeitsmüd' ist — und der Elfte nicht solid ist — weil, wer da mit Kotzen handelt — auf dem feinsten Teppich wandelt — statt zu fahren auf die Messen — fahren Manche mit Maitressen — halten Wagen sich und Pferde — aber Mühe und Beschwerde — will kein junger Kaufmann dulden — Kleine machen große Schulden — darum rächt sich nach der Hand — alles das am Kaufmannsstand.

Stockfisch mit Sauerkraut.

Von J. Castelli.

(Schluß.)

„So verstanden es wenigstens Moris und ich. Darauf rannte Moris wie toll im Zimmer umher, schrie laut, daß ich zu seinem Unglück geboren sei, er strömte seinen ganzen Haß gegen mich aus und hielt sogar eine Apostrophe an den Tod, worin er ihn anflehte, entweder mich oder ihn ins Schattenreich zu führen, denn Beide könnten wir fürder nicht leben. Ja er ging so weit, daß ihm meine Frau Stillschweigen gebot, indem er Ausdrücke gebrauchte und Wünsche äußerte, die sie als meine Gattin nicht anhören dürfe. Sie trennten sich endlich und ich verließ mein Versteck. Was sollte ich nun thun? Mein Nebenbuhler war geliebt, oder wenigstens auf dem Punkte es zu werden. Nie befand sich ein Eifersüchtiger in einer so fürchterlichen Lage als ich! Ich wußte Alles, allein bei der Art, wie ich dazu gekommen war, durfte ich nicht sprechen. Ich verwünschte mein geheimes Gemach, ich wollte im ersten Augenblicke den Schlüssel ins Wasser werfen, aber ach! ich kannte mich selbst zu gut, um nicht versichert zu sein, daß ich am nächstfolgenden Tage einen neuen würde machen lassen. Ich wollte mich mit Moris schlagen, allein bald darauf verwarf ich auch diese Idee wieder, und beschloß endlich, die Hauptstadt zu verlassen und meine Frau meinem Nebenbuhler zu entführen, bevor er sie mir entführte. Ich befand mich den Rest des Tages und die darauffolgende Nacht in einem bedauernswerthen Zustande, entwarf tausend Pläne, ohne mich an einem festhalten zu können. Endlich suchte ich mit anscheinender Ruhe und mit einem Lächeln, das ich nur mit äußerster Mühe erzwingen konnte, meine Frau auf.“

„Und du sagtest ihr?“

„Nicht ein Wort. Du wirst hören, was sich weiter ereignete. Mein Bedienter trat ein, und meldete mir, die Köchin bitte, mich auf der Stelle sprechen zu dürfen. Die Köchin, sagte ich, was kann die von mir wollen, die gehört nicht in mein Departement. — Vielleicht hat sie dich um etwas zu bitten. Es ist ein gar braves Mädchen, geh' auf dein Zimmer und laß sie vor, bat meine Frau. — Ich habe kein Geheimniß vor dir, antwortete ich, und befahl dann den Bedienten, sie eintreten zu lassen. Die Köchin trat ganz blaß und verstört ein. Was ist dir denn, Anne? rief meine Frau ihr entgegen. — Ach gnädige Frau, erwiederte sie, wenn Sie wüßten, ach du mein Gott, ach du mein Gott! Ich befahl ihr zu reden: Anne hatte soeben einen Brief ohne Namensunterschrift erhalten, in welchem sich eine Banknote von hundert Gulden und das Versprechen auf Nachtrag derselben Summe befand, wenn sie in den Stockfisch, den sie für mich allein jeden Fasttag bereitete, die Tropfen schütten wolle, welche das dem Briefe beiliegende Fläschchen enthalte. Der Schreiber versicherte, es sei sogenannte englische Soya, ganz unschädlich, und diene nur dazu, um die Speise um Vieles schmackhafter zu machen. Die brave Köchin übergab mir sammt dem Briefe das Fläschchen; denn sie sah wohl ein, daß man von ihr etwas begehre, was nicht ganz in der Ordnung sei, da man dieß so geheimnißvoll that und eine so große Belohnung gab. Ich nahm das Fläschchen, schüttete einige Tropfen des Inhalts auf Zucker, und gab diesen dem kleinen Hündchen meiner Frau, das diese ganz außerordentlich liebte, zu essen. Alsogleich ward das arme Thier von Convulsionen ergriffen, und binnen zehn Minuten lag es todt zu unsern Füßen. Gerechter Gott! das war also Gift? schrie meine Frau, und warf sich, indem sie in Thränen ausbrach, an meine Brust. Die Köchin stand im Anfange starr, dann bat sie mich, zum Polizei-Commissär gehen und demselben die Sache anzeigen zu dürfen. Ich blieb ganz kaltblütig, belobte ihre Treue und Redlichkeit, erkannte, daß ich ihr mein Leben danke, ersetzte ihr die versprochene 100 Gulden-Banknote mit einer gleichen aus meinem Sack empfahl ihr, meinen Stockfisch recht gut zu kochen, da ich ihn dießmal mit noch größerem Vergnügen verzehren wolle, und sagte ihr, sie möge die Anzeige bei der Polizei fürs Erste noch verschieben, da ich erst im Verborgenen Erkundigung einziehen wolle. Als ich sodann mit meiner Frau allein war, schluchzte diese laut und gab mir Versicherungen ihrer Liebe und Zärtlichkeit, wie ich sie lange nicht gehört hatte. Ich bemerkte ihr ganz einfach, daß mich jemand tödlich hasse, daß ich aber, von einer liebenden Frau und treuen Dienerin umgeben, nichts fürchte; dann ging ich, um sie ihren eigenen Betrachtungen zu überlassen. Ich fühlte mich um vieles leichter, ich kannte meine Frau so gut, ich sah so deutlich den Abscheu, denn ihr das Verbrechen einflößte, welches man an mir begehen wollte, daß ich darauf rechnen zu können glaubte, sie werde mit Moris ferner kein Wort mehr wechseln. Wirklich ließ sie ihn nicht mehr vor, und er, einer so schweren Eroberung endlich überdrüssig, verheirathete sich bald.

„Du hast mir da eine abscheuliche Geschichte erzählt“, rief Marfeld, der Moris ist ja ein niederträchtiger Mensch. Nun begreife ich es, warum deine Frau ihre Einwilligung zu einer Vereinigung mit seiner Familie nicht geben will. Im Gegentheile, jetzt wundere ich mich, warum du den Mann nicht eben so hassest und verachtest wie sie.“

Laut lachend fragte Aubert: „Du glaubst also wirklich, daß mich Moris wirklich vergiften wollte?“

„Nun, wie anders?“

"Ha, ha, ha! Ich selbst war es, welcher den anonymen Brief schrieb, und das Fläschchen mit Gift sandte.“

„Du, du?“

„Ja, ich. Die Eifersucht gab mir diese List ein; ich mußte das Aeußerste wagen, um das Höchste zu gewinnen. Das kleine Hündchen meiner Frau ist gestorben, mich hat die Geschichte 200 Gulden gekostet: dafür ist mir meine Ruhe nicht zu theuer.“

„Aber Abscheulicher! Du hast einen braven Mann verläumdet.“

"Ich? Hab ich ein Wort gesprochen? Hab' ich auch nur seinen Namen genannt? Moris selbst hat durch seine unvorsichtig geäußerten Wünsche den Verdacht meiner Frau auf sich gewälzt.“

„Aber eben diesen Verdacht hättest du ihr benehmen sollen.“

„Hm! Das hab' ich wohl bleiben lassen. — Zudem, du weißt ich war damals eifersüchtig und diese Eigenschaft ist so blind als die Liebe. Jetzt, da seitdem zwanzig Jahre verfloßen sind, sehe ich freilich mit andern Augen, und erröthe über das damalige Benehmen; ich klage mich selbst an, allein wiederrufen kann ich nicht.“

„So?“ Und dein Sohn und Fräulein Moris sind unglücklich —“

In diesem Augenblick öffnete sich die Salonthür und Madame Aubert trat ein.

„Du hier? rief Aubert verwundert, indem er auf die Hängeuhr blickte, welche Ein Uhr zeigte, „ich glaube, du seiest auf der Redoute.“

„Nein,“ antwortete sie. „Unser Sohn hat die Damen, welche diesen Abend bei uns zubrachten, dahin begleitet, ich blieb zu Hause und wollte über die projektirte Heirath nachdenken. Ich habe nachgedacht und gebe meine Einwilligung.“

„Wie? ist's möglich?“

„ Ja — Aprobos! Da ist auch ein kleiner Schlüssel, denn ich dieser Tage gefunden habe; gehört er nicht dir?“

Aubert nahm den Schlüssel, warf einen verstohlenen Blick auf die Wand, und steckte ihn dann erröthend in die Tasche. —

„Lieber Freund“, sprach Marfeld lächelnd, die Ohren des Dionys von Syrakus und des Königs von England haben sich jetzt gegen dich gewendet.“

Aubert schlug die Augen zu Boden, seine Gattin aber sprach: Lieber Freund! du hast dich in derselben Falle gefangen, die du mir vor zwanzig Jahren legtest.“

Binnen einem Monat war Aubert's Sohn der glückliche Gatte des Fräulein Moris.

Des Mohrenkönigs Günstling.

Der Mohrenkönig saß und zechte,
Um ihn stand seiner Mohren Schaar;
Er schwang den Becher in der Rechte,
Und reicht ihn seinem Kämm'rer dar:

„Trink aus, auf deines Königs Leben,
Und rufe laut dem König Heil!
Hat das der Himmel ihm gegeben,
So wird's dem Sklaven auch zu Theil.“

Der hebt ihn hoch: „Der König lebe!“
Und neigt beim Trinken sich so tief,
Daß der bewegte Saft der Rebe
Vom Rand des Bechers zitternd lief

Der König schaut mit halben Blicken,
Und spricht dazu mit trun'knem Muth:
„Du mußt dich nicht so gar sehr bücken:
Vergoßner Wein bedeutet Blut.“

Dann kehrt er sich von ihm, der zitternd
Vor seines Herren Gnade steht,
Und ruft zur Seite, daß es schütternd
Durch alle Vorgemächer geht:

„Führt nur die Sängerin her zum Saale
Aus ihres Schlosses festem Wall!
Sie wecke Lust bei unserm Mahle
Mit ihrer Silberstimme Schall.

Dort hinter'm seidnem Teppichhange
Steh' sie, und grüß' uns sanft und laut,
Daß Jeder sich erfreu' am Klange
Der Nachtigall, die Keiner schaut."

Schon ziehen durch den Saal die Lieder
Wie Abendlüft' ans Wolkenflor
Sie steigen schwellend auf und nieder
Und heben jede Brust empor.

Zum seid'nen Vorhang schau'n die Zecher,
Als wollten sie die Töne seh'n,
Und leiser klingen alle Becher
Mit sanft antwortendem Getön.

Der König schlürft des Wohllauts Fluten
Und leert die Becher fort und fort:
Der Kämm'rer trinkt und hört sich Gluten,
Und doppelt zitternd steht er dort.

Gezogen wie von Zauberhänden,
Geht er und sieht, und steht und geht,
Zum Teppich muß er hin sich wenden,
Der winkend im entgegen weht.

Den Teppich hat er aufgehoben,
Und schaut mit einem trunk'nem Blick;
Da springt der König auf mit Toben,
Der Kämm'rer starrend sinkt zurück.

Und kannst du nicht die Lust bezwingen
Zu schau'n, was ich allein darf schau'n
Man soll sie dir vor's Auge bringen,
Gib Acht, und sieh sie ohne Graun.

Da winket er dem Henker draußen,
Der stets im Vorgemache steht:
Der Henker hört mit stillem Grausen
Den heimlichen Befehl, und geht.

Und schon ist er zurück im Saale,
Ehe man ihn weggegangen glaubt,
Und bringt auf einer gold'nen Schaale
Der Sängerin goldgelocktes Haupt.

Da steht es zu des Königs Füßen,
Vor denen stumm der Kämm'rer liegt:
„Nun sollst du diesen Mund mir küssen,
Weil sein Gesang dir nicht genügt.

Nimm hin, und küß mir recht mit Weile,
Und keine Lippe zittre dir!
Schon steht mit dem schon blutigen Beile,
Mein ungedul'ger Diener hier."

Er hält das Haupt mit krampfen Händen
Und küßt das bleiche Angesicht,
Fest küßt er's um im Kuß zu enden,
Und braucht des Königs Henker nicht.

Der Mohrenkönig sieht mit Schweigen
Im weiten Saal sich forschend um;
Die edlen Mohren steh'n und neigen
Sich dem Gebieter ernst und stumm.

Er spricht: „Die Leichen tragt von dannen,
Und schartt sich bei einander ein;
Wir fahren fort, wie wir begannen,
Wer will mein neuer Kämm'rer sein?"

Friedrich Rückert.

Ein galanter Ehemann in Paris. Henri Monuier begegnete einem seiner Freunde in der Straße und bekrittelt dessen alten Hut. „Was hast Du für einen häßlichen Hut auf dem Kopf? es ist Zeit, daß du dir einen neuen kaufst, das räth Dir ein Freund." „Warum nicht gar! versetzt dieser, „meine Frau hat mir gesagt, in so lang ich einen so häßlichen Hut trüge, mache sie keinen Schritt mit mir anf die Straße. Du begreifst nun, daß ich einen Hut, an dem so viel hängt. nicht sobald zu wechseln mich beeilen kann!"

Komische Miethenanzeigen. Ein Commissionär empfiehlt ein zu verkaufendes Haus unter anderem auch damit: „Die erste Etage enthält sieben durcheinander lauferde Zimmer, und hat das Haus den ganzen Tag die Mittagssonne." — „In dieses Haus ist ein Zimmer für zwei löthige (ledige) Mannspersonen zu verlassen." — „Auf der Landstraße ist ein lustiges Zimmer für einen Herrn von achtzehn Fuß Länge und dreizehn Fuß Breite wann immer zu beziehen."

Eine sonderbare Briefadresse kam neulich in Dresden zur Post. Ein Dienstmann hatte von einem Dienstmädchen den Auftrag erhalten, ihr einen Brief auf die Post zu tragen, welcher folgende Aufschrieft trug: „An den gemeinen Soldat Joh. Gottl. A . . . . Sollte er unter der Zeit Vizekorporal geworden sein, so bitte ich den königl. Postbriefträger, den Gemeinen auszustreichen, indem mein Schatz sonst grob wird."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 27. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. Juli 1863.

'S Photographie'-Lische.

Der bayrische Dichter Franz von Kobell, dessen Gedichte in pfälzischer und oberbayrischer Mundart allenthalben bekannt und beliebt geworden sind, hat eine vermehrte Ausgabe kleiner Novellen in pfälzischer Sprache erscheinen lassen, welche verdienen, daß auf sie die Aufmerksamkeit des lesenden und Bücher kaufenden Publikums gelenkt werde. Seine erste kleine Erzählung, welche obigen Titel führt, theilen wir daraus unsern Lesern als Probe mit.

1.

Es war e' Weinhändler in Neustadt, der hot Kercher g'heße un' hot e' schöni Tochter ghabt, die hot Lische g'heße. Dies Lische war der bsunnere Stolz vun der Fraa Kercher, ihrer Mutter, die in se nieg'schaut hot wie in en Spiegel, dann's Lische war aach e' g'schent un' gut Mädche. Deswegn hot se dann eme junge Mann, eme gewisse Herr Ring, erschrecklich g'falle un' weil er viel Geld g'hat hot, so is er aach bal' mit seiner Passion un' seine Heiratsgedanke rausgerückt un' hot gmeent, es könnt gar nit anders sei, als daß deß Mädchen „ja" sage thät, aber deß Mädche hat „ne" g'sagt. Deß hot den Ring gewaltig verdrossen un' der alte Kercher hot sich aach e' bische d'rüber geärgert, un' hot'n zu beschwichtige g'ucht, 's Lische wär' noch zu jung, es thät sich vielleicht später mache un' was mer halt bei solche Fatalitäte vorbringt. An dem ganze Ring war aber sei Geld die Hauptsach, dann sunscht war's ke' bsunners äschtimirte Persönlichkeit un' dem alte Kercher hot aach nit viel an 'm gfalle als halt sei' Geld. Aber Geld regiert die Welt un' deswege hot der Kercher dem Heiratscandidate nit gradewech vor de Kopp stoße wolle. So is dann der Ring doch als wieder in's Haus kumme un' hot sei' Couralie' gemacht schun deswege', weil er sich hot weiß mache wolle, 's Lische hätt' nor aus Zimperlichkeit sei' Offert refusirt un' e' rechter Ernscht wär' nit dabei gewest. 'M Lische war's aber werklich Ernscht, dann sie hot e' heemliche Liebschaft g'habt, die ke' Mensch hätt d'erroth'n könne'.

Des war nämlich so. Es sin' sellemol die Album's for Photographiee' Mode worre' un' s' Lische hot so e Album g'habt un' unner annere aach Porträts vun Dichter gesammelt, dann sinnige Mädcher, wie sie eens war, halte' was uff die Poesie un' uff die Dichter. Un' so hot se dann vun Schiller un' Göthe a' allerhand Dichter-Notabilitäte' in ihrem Album g'hat. Jetzt hot se emal beim e' 'umreſende Photographe' e' Porträt vun emme junge' Mann g'sehe, in deß sie sich förmlich verliebt hot. Der Photograph hot selber nit gewißt wer der Mann war, hot 'n halt emal gemacht wie annere. 'S Lische kaaft sich deß schöne Bild un' legt's in ihr Album zu de' Dichter und wie se ihr Vater emal drüber gfrocht hot, weil er aach all's neigeguckt, so sächt' se, freilich e bische verlege', sie hätt' ghört, es wär' s' Porträt vum Dichter Heyse. „Was deß for Sache sin', sächt der Alte, heutig's Tag's wachse die Dichter wie die Champignon's über Nacht, meiner Zeit hot mer en' Schiller g'habt un' en Göthe un' somit Punktum un' war aach genug, dann wer kann dann all die Vers' lese' un' deß Zeug', deß se emm vormache." „Der Heyse lieber Vater, sächt s' Lische, hot gar hübsche italienische Novelle' g'schriebe." „So? no wege meiner, so schreib' aber aach de' Name drunner, wie bei de' annere, daß mer doch weeß wer's is." Un' s' Lische schreibt im Gottesname' Heyse drunner un' hot sich dabei gedenkt, dem Heyse thät ke' Unrecht mit g'schehe', dann er könnt' wohl zufriede' sei', wann er so e' hübscher Mann wär'. Der Mutter aber habe' so Sache' g'falle un' sie hot gern bei Visite deß Album producirt un' es bische' mit dene gelehrte un' poetische Bekanntschafte renommirt.

Mer kann sich wohl denke, wie oft deß Lische ihr Album studirt hot wege' dem vermeentliche Heyse. Ach Gott, den Mann wann ich emal sehe' könnt', hot sie nocher gedenkt was wär' ich glücklich! Wer's nor sei' könnt'? er hot so was Geniales in seiner Physiognomie, so was Nobles in seiner Haltung, wann's nor nit gar e' Prinz is. So hot se geschwärmt un' deß Heemliche un' Eigenthümliche vun ihrer Lieb' war aach ganz dazu gemacht. Natürlich sin' solche Verhältnisse for den Herr Ring sehr ungünschtig gewest un' sie hot ihr' Freed kaam verberge' könne, wie der amol uff e' paar Woche' in G'schäfte' noch Meenz abg'fahre is. — Juscht am selle Tag is e' Gascht a' kumme, e' fremder G'schäftsreisender, Namens Ziechler, un' hot'n der Herr Kercher zum Souper ei'gelade' un' der Frau Kercher g'sacht, es wär' e' wichtige Person for sei' G'schäft un' mer soll e' feines Souper richte' un' die Dame solle' sich hübsch anziehe'. Deß is dann aach g'schehe' un' 's Lische hot zum Ueberfluß vier schöne silberne Leuchter aus'm Silberkaschte' g'holt un' rosefarbene Stearinkerze' druff g'steckt un' uff die Tafel g'stellt, un' in die Mitte 'e Bouquett vum Jasmin un' Levkoje. Die Mutter hot ihr blau Gros de Naples-Kleed angezoge' und 's Lische ihr appelgrü' Seide-Kleed, sie hot damit so lieblich ausg'sehe wie e' Ros' im Garte'.

Der Herr Ziechler is dann zur bestimmten Stund' a'kumma un' vun Herr Kercher un' ihr gar höflich empfange' worre' un' e' bische später is deß Lische erschiene un hot se der Vater vorgestellt. Wie deß Mädche' dem Ziechler in die Aage' schaut, werd sie uffemol blaß un' werd ihr ganz thormlich, daß se sich kaam hot halte könne', dann weeß Gott, der Mann is deß Original vun ihrer geliebte Photographie! Der Vater un' die Mutter habe for lauter Aufmerksamkeit for ihren Gascht die Verlegenheit vun dem Mädche nit bemerkt un' aach die Aehnlichkeit mit dem gewisse Heyse 'is ihne' nit uffg'falle'. So hot mer sich dann g'setzt un' soupirt und war der Fremde recht artig, hot's Lische alls mit

Interresse und Wohlg'falle betracht' un' allerlei G'spräch' mit ihr a'gfangt, aach vum Theater, vun Opere, Romane un' Gedichte un' was so Mädcher interressirt. 'S Lische hot schier schichtern geantwort un' deß nit viel un' so hot die Mutter Kercher gmeent, sie müß' for sie 's Wort nehme' und sächt: „Mei' lieber Herr Ziechler, ich soll's nit sage', aber mei' Lische' kennt alle Dichter, ich bin's aach zufriede' un' meen', es steht eme Mädche gut, wann se Sinn for s' Poetische hot, du lieber Gott, die Prosa bleibt im Lebe' doch nit aus. Sehe' Se emol, sächt se un' nemmt vun e' Spiegeltischche deß photographische Album, was mei Lische schun e' ganzi Gallerie vun Poete beieinander hot.“ 'S Lische hot gemeent, sie muß in de' Bodden sinke', wie der Ziechler deß Buch uffmacht un' rumblättert.

Do fangt er uffemol zu lache a' un' halt' sei Porträt nebe' sich, daß se's all' habe' sehe' könne' un' sächt: „Ei der tausend, wie kumm' ich zu der Ehr' do herin als Dichter Heyse zu figurire'?“

Wahrhaftig was e' Ähnlichkeit, sächt der Kercher un' 's Lische is roth worre' und sächt verlege': „Als wanns' Ihr Bruder wär'.“ Ne, ne, nix Bruder, sächt der Ziechler, daß deß mei Photographie is weß ich gewiß, ich hab' se in Strasborg mache' losse, aber der Künschtler werd sich' gedenkt habe', 'n Herr Ziechler werd niemand for e' Album kaafe un' do hot er 'n Heyse d'raus gemacht.“ Da habe sie dann all' gelacht, aber die Mutter hot artig bemerkt, daß so e' hübsch Bild jedermann g'falle' muß, gleichviel was for'n Name' des Original hot un' s' Lische hot mit'm Kopp dazu genickt un' dabei ihr'n Freund mit e' paar Auge angeguckt, deß der vum selle Moment a' in deß Mädche' sterbns verliebt worre' is. Er es jetz alle Tag ins Haus kumme un' weil sei' schöne Liebesfeschtung schun erorbert war, eh' er se nor g'sehe', so ist nix zu capitulire gewest un' wie er, 's kaam e' Woch 'rumgewest, im e' günschtige Aageblick zum Lische' g'sacht hot: „Hören Se, liebes Lische, wolle' Se mich glücklich mache', wolle Se mich heurate'“, so ist'm s' Lische um de' Hals g'falle' un' war der Himmel voll Geige'. Eh' er aber beim Vater förmlich um se a'halte' woll', hot er g'sacht so möcht' er der Erlaubniß von seinem Principal versichert sei', die net fehle' könnt' un so' woll er noch vorher uff e' paar Täg' nach Strasborg, er gäb' ihr aber sei' Wort, sie that sei' lieb' Weibche' werre, so oder so, dann er hätt' selber Vermöge' un' wäre' schun allerlei Anstalte getroffe', daß er sich selbeständig etablire' thät. So is er dann ach bal abgereest, der Kercher hot aber deß Verhältniß vun denne zwee doch erfahre', dann 's Lische hot's der Mutter g'sacht un' die Mutter hot's mit gröschter Freed natürlich weedder ihr'm Alte' g'sacht.

2.

Der glückliche Herr Ziechler war dem Kercher juscht nit naher bekannt, die Vollmachte aber die er vun sein'm Haus mitgebracht hot un' die Empfehlungsbrief ware' vun der Art, daß gar nit zu zweifle war, er wär' e' Parthie fors Lische wie mer se nur wünsche' könnt'. War also die Kercher'sche Famil ganz glücklich un' zufriede'. 'S is aber uff der Welt schun oft um die Schmernoth zu kriege', daß gar ke Glück ungetrübt sei kann un' daß der Deubl in die schönste Bira alls 'n wischte Worm steckt der dra' 'rum nagt. So e' Worm is der ei'gebildete widderwärtige Ring gewest, der in Meenz bal' erfahre' hot, wie 'm der Ziechler beim Lische de' Rang ablaafe will. Deß zu hinnertreibe' hot er allerhand Plän' gemacht un' Luge ausstudirt, um den alte Kercher 'n Floh in's Ohr zu setze'

un' vun dem verwünschte Ziechler abspenstig zu mache'. Um so ke' Zeit zu verliere' is er g'schwind wiedder noch Neustadt g'fahre un' hot ganz keck de' Kercher über die Angelegenheit zu Red' g'stellt. Ganz verwunnert sächt 'm der, 's wär' wohl was dra', aber die G'schicht' wär' nix weniger als abgemacht, er woll' sich erscht genauer um die Verhältniss' erkundige'. „Deß könne' Se gut sei' losse', sächt der Ring, dann den Ziechler kenn' ich vun Paris her, 's is e' Schwindler un' e' **mauvais sujet**, mir habe' all's minanner bei Fouchart im Palais royale 'gesse un do hot er mer oft sei' Avanture un' G'schichte verzählt, ich kann Ihne nur sage', daß deß e' schrecklicher Mensch is." „Aber um Gotteswille', sächt der Kercher, wie kummt der Mann als erschter Gschäftführer in des Strasborger Haus Philipp un' Comp., deß kann jo doch ke' unsolider Mann sei'."

„Lieber Herr Kercher, Sie wisse' wie so Sache geh'n, mer munkelt allerhand vun frühere Gefälligkeite, die er dem Haus erwiese' un' die e' Geheimniß bleibe' solle', korz ich kann als Ihr alter Freund nor rathe', mache' Se ihr Lische mit dem Mensche' nit unglücklich." „„Deß is jo erschrecklich, jammert der Kercher, ich kanns dem arme' Mädche gar nit sage', so dauert se mich."" „Ei, sächt der boshafte Ring, Sie brauche' ihr gar nix zu sage', Sie schreibe korzeweck dem Ziegler, daß er sei' Plän' uff's Lische ufgebe soll, dann Sie hätte schun längscht e' annere Parthie for se gewählt und aus wichtige' Gründe' müßte se dabei bleibe.' Sie könne deß mehr, weil ihr Ihne' vun seine Absichte gar nix g'sacht hot, was an sich schun ziemlich verdächtig is. Wann er frech genug is, noch n' Brief an s' Lische zu schreibe', so is es ke' Kunscht, denn uff die Seit zu bringe' un' kummt er nit, wie natürlich' un' kriecht se aach keen' Brief, so werd se bal' merke, wie se dra' is un' ich denk' s'git noch annere Männer, die se tröschte könne'." Do hot er sich mit gmeent. — Der Kercher hot ganz traurig gsacht, er woll's überlege, die Dame' aber habe' den Ring artig empfange, dann b'sunners s' Lische hot sich gedenkt, er werd sie mit seine' Visite' wohl nimmet lang genire'. Der Kercher hot nit gewißt, was er thu' soll, un' hot heemlich seiner Fraa die G'ichicht verzählt un' is die im A'fang zu todt verschrocke'. Wie aber die Weiber in so Fäll' oft stärker sin als die Männer un' de Kopp nit verliere', so hot sie sich bal' widder g'faßt. „Wer weeß', hot se g'sacht, ob deß nit e' Intrigue vun dem Ring is' ich trau dem Mensche nit, un mer muß nit Alles glaabe', was er sächt, also nor ke' Uebereilung, mer kann sich jo in Strosburg erkundige'. „Ja, mei' lieber Schatz, sächt er, des is nit so leicht, alsde menscht, dann so e' Subject gebt sich öffentlich alls de' Schein vun e polirte ordentliche Mann un' mit de Philipps solle Constellatione' sei', daß mer nit druf baue kann, was die vun 'm sage'."

„Ich glaabs nit," sächt widder die Fraa', wär' aber werklich was dra' so soll der zudringliche Ring mei' Lische doch nit krieche un' weeß ich e' anneri Parthie for se. Guck' emal die Photographie a', fahrt sie fort, un' gebt 'm so e Porträt vun e' hübsche junge' Mann; deß is unser Neveu, der Fritz, der jetzt in New=York etablirt is, un' denk', der gute Fritz schreibt mer dazu, er woll unser Lische heurathe' un' ich soll for 'n werbe'. Er hätt' se vor drei Johr' emal in Mannheim, wo er 'n Accord abzuschließen g'habt hot, im Theater g'sehe' un' hätt' se seitdem nimmer vergesse könne'." Der Kercher hot große Aage' gemacht un' sächt nochher e' bische beruhigt: „No', 's is alles gut for de Nothfall, einstweile' aber sag 'm Lische nor, der Fritz hätt' sei' Photographie geschickt un' sunsche nix." Die Fraa Kercher war ei'verstanne' un' legt deß Bild im Lische ihr Album. Deß war

Mittags un' nach m' Esse, wie se so beim Kaffe sitze', is mei' Ring schun widder dahergeloffe kumme'. Die alt' Kercher hot 'n e' bische ernschthaft empfange un' s Lische hot sich was zu thu gemacht un' is bal aus'm Zimmer g'schliche'. Do sächt die Kercher, „Herr Ring, Sie habe mei'm Mann vun unserm neue' G'schäftsfreund m' Herr Ziechler, coriose Sache' verzählt, denke' Se doch e' bische' noch, ich meen' alls Sie müße sich in der Person geert habe'." „„Se könne sich druff verlasse, mei' liebi Fraa Kercher, der Ring errt sich in so Sache nit, 's hot jo der Mensch mit mir selber schun G'schäfte mache wolle."" Do war e' Paus' un' weil der Kercher aach in Gedanke' in' Eck geguckt hot, so war e Spannung, die de' Ring selber verlege gemacht hot. So nehmt er dann deß Album deß uff 'm Tisch gelege' is', un' wie er drinn blättert un' die Name' unner dene Porträt's sieht, so is 'm glei' ei'gfalle', daß gewiß aach eens vun Ziegler dabei wär un' daß er davun Gebrauch mache' könnt for sei Lügerei. „E' hübschi Sammlung," sächt er, „Schiller, Göthe, Uhland, Geibel, ei lauter Dichter un' Heyse, is deß aach eener?" frogt er gleichgiltig. Do habe' die Kerchers g'stutzt un' die Fraa sächt nochher scheinbar ebe'so gleichgiltig, „s i's eener vun de neuere, aber sehe se doch ob der Herr Ziechler getroffe is, er hot, uns aach sei' Bildche' gscheukt, es muß drinn sei'" Un' der Ring sucht, find aber keens mit dem Name un' so kummt er an deß mit dem Name Neveu aus Amerika, des eenzige, wo ke' Unnerschrift ghat hot. Er war also überzeugt, daß deß der Ziechler wär' un fangt ganz keck a': „Guck emol, do is er jo der Patron, mer kennt 'n an dere Schramm uff der Stern." O du verborgener Spitzbu, denkt die Kercher, die wohl gewißt hot, daß ihr Neveu die Schramm bei e' Räuberattaque in Amerika kriecht hot; sie sächt aber: „Ja was is es dann mit der Schramm, wie is er dann do dezu kumme?" „Deß will ich Ihne sage'," sächt der Ring, „wie er in Paris e' Duell ghat hätt' mit eme Officier, deß is awer nit wohr, er hot die Schramm vum e' chercutier kriecht, der 'n bei seiner Fraa beim e' Rendevouz unglücklicherweis überrascht hat." Jetz' ware' die zwee Kercher am Losplatze, for lauter Indignotion, aber in dem Aageblick kloppts un' wer kummt rei, der Herr Ziechler"! Ach! Herr Ziechler! springt der alte Kercheruff, „schun widder zuruck, deß freut mich," un' guckt den Ring mit eme durchbohrende Blick a'; der aber obwohl betroffe' un verschrocke', fragt mit eme rechte Fuchsg'sicht, „hab' ich recht verstanne? aach e' Herr Ziechler?" „Ja wohl," sächt der Kercher, " un' wie Se sehe nit ihr Bekanntschaft. „Ne,, ne, gewiß nit," sächt der Ring, un' will noch was stottere' aber der Kercher unerbrecht 'n un sächt, „damit se aber aach wisse' wer Ihr vermeentlichi Bekanntschaft is, mit der gewisse Schramm, so will ich Ihne sage', daß deß e' Neveu vun mer is, der Kercher heeßt wie ich und weil ich an ihre alarmirende Luge' jetz't genug hab', so muß ich schon bitte, daß Se künftig mein Haus mit Ihrer Visite' verschone', habe' Se mich verstanne'?" Un' roth wie Birhah' nimmt der Ring sei' Hut und i's n'ausg'fahre aus'm Zimmer wie e' Rakett.' Der Fraa Kercher is for Alteration schier übel worre' ,aber Alles hot sich g'schwind widder zum Gute gewendt, wie der verwunnerte Ziechler sei' Papiere vorlegt hot un' mer hot deß glückselige Lische gerufe' un' is die Verlobung zu selbiger Stund gewest un' korz druff hot des herrliche Pärche' der Parrer ei'gsegnt. Der abscheuliche Ring aber, der gern alle Ziechler un' Photographe' in de' tiefschte Erdsbodde verschlage' hätt', is ganz vun Neustadt weggezoge' un' mer hot nix mehr vun 'm g'hört.

Deß is die G'schicht' vum Photographie-Lische.

Ein aufopfernder Onkel.

Zwei junge Männer in Wien, gleich an Stand und geringem Vermögen, an Jugend, Bildung und angenehmer Erscheinung haben zu all' dieser Gleichheit noch die, daß sie sogar einen gemeinsamen Onkel besitzt, der reich und unverheirathet ist und von dem Jeder von ihnen einstmals eine Erbschaft erhofft. Das Schicksal ließ sich jedoch mit dieser vielfachen Itentität noch nicht genügen, es bewirkte auch, daß die beiden jungen Männer sich in ein und dasselbe Mädchen verliebten. Eine solche Begegnung und Uebereinstimmung der Gefühle ist jedoch, wie die Erfahrung lehrt, stets das sicherste Mittel zur Zwietracht. So entspann sich denn auch eine Bitterkeit und Eifersucht zwischen den beiden Vettern, welche ihrer ganzen Familie gerechten Grund zu Bekümmerniß und Sorge gab. Im Augenblick, da der Haß am Heftigsten entbrannt war und bereits der Verdacht entstand, die Nebenbuhler hätten es auf ein Duell abgesehen, wurden sie von ihrem reichen Onkel zu einem Junggesellen-Souper eingeladen. Sie hatten Rücksichten für ihn zu beobachten und konnten daher nicht vermeiden, bei ihm miteinander zusammenzutreffen. Das Souper, wobei keine andere Gäste außer den beiden Neffen zugegen waren, verlief einsilbig trotz aller Genüsse, welche es bot. Erst als der Tisch nur noch mit einer Cigarrenkiste und mehreren Flaschen besetzt war, brachte der Oheim das stockende Gespräch in Fluß, indem er sich von demjenigen seiner Neffen, welcher ihm der Sanftere und Vernünftigere zu sein schien, die Liebesgeschichte erzählen ließ. Bisher kannte er nicht einmal mit Bestimmtheit den Namen und die Verhältnisse der Auserwählten; da er nun alles erfahren hatte, ließ er das folgende Wort der Weisheit vernehmen: „Wie ich sehe, hat der unsinnige Streit zwischen Euch nicht einmal die Gewißheit zur Basis, welcher von Euch der Begünstige ist. Keiner hat sich dem Mädchen erklärt. Im Grunde war das wohlgethan. Denn der Schönen wäre es sicherlich schwer geworden, sich mit Bestimmheit auszusprechen, wenn sie dabei fürchten muß, mit dem Glück, das sie dem Einen gibt, dem andern eine tödliche Wunde zu schlagen. Ihr braucht also einen Vermittler, dem sie sich unbefangen anvertrauen kann. Darum wäre mein Rath, Ihr schließt Euch der bewußten Reise nach dem Orient an, da sammelt Ihr einige Erfahrung und innere Ruhe, seht die Welt mit andern Augen an, lernt Euch mit einander vertragen — und wenn Ihr zurückgekehrt, also in drei Wochen, habe ich indessen erforscht, wer von Euch glücklich sein soll. Der Andere wird mittlerweile so viel Fassung in sich vorbereitet haben, seinen Korb zu ertragen. Eure Abwesenheit ist aber auch dazu gut, das Mädchen unbefangener und ohne Verlegenheit entscheiden zu lassen." Und so geschah es. Die jungen Männer schlossen sich der Vergnügungsreise nach dem Orient an und legten ihre Herzensangelegenheiten in die Hände des weisen Onkels. Wir wissen nicht, wie sie sich unterwegs mit einander vertragen haben mögen, kaum waren sie aber wieder heimgekehrt, als sie mit aller Glut liebender Ungeduld nach der Entscheidung ihres Schicksals forschten. Der gemeinsame Onkel war bereits auf's Land gezogen und die Geliebte — es stand in den Sternen geschrieben, daß ihnen auch diese gemeinsam angehören sollte — die Geliebte war indessen ihre gemeinsame Tante geworden. Sie verlebte mit dem Onkel bereits den Honigmond auf einer jener reizenden Landsitze, die sich Anfangs Mai so gut dazu eignen. Der Onkel hatte bei den Versuchen, zu erforschen, welcher seiner

Neffen ihr am besten gefiel, sie selbst so anziehend gefunden, daß er den Streit in der Art zu entscheiden beschloß, indem er die streitige Geliebte selbst heirathe, und zwar ehe die jungen Leute wieder zurückkehrten; und sie — nun, sie fand den reichen Oheim eben noch annehmbarer als irgend einen der armen Neffen. Diese letzteren sollen sich bald darauf völlig versöhnt haben, da der gute Onkel die Ursache des Streites entfernt hatte.

Ein Damenduell.

In Washington machte kürzlich folgende Geschiche das allgemeinste Aufsehen. Graf P., ein geborener Russe aus vornehmer Familie, hatte aus Enthusiasmus für die Sache der Freiheit sein Vaterland verlassen, um als Offizier in die Dienste der unionistischen Regierung zu treten und zeichnete sich in mehreren Schlachten durch Tapferkeit und Unerschrockenheit aus, daher kann man sich leicht denken, daß er einer der gefeiertsten und glänzendsten Helden in der vornehmen Welt von Washington wurde. In den Vereinigten Staaten hat man überhaupt große Vorliebe für die aristokratischen Titel, und die Amerikaner, diese nüchteren Republikaner, hegen eine naive Bewunderung für vornehme Geburt und alle feudalen Vorrechte. Uebrigens zeichnete sich der junge Offizier nicht blos durch seinen Grafentitel, sondern auch durch alle persönlichen Vorzüge aus; geistreich, voll der feinsten Manieren, kühn, unternehmend und mit einer imponirenden Gestalt begabt, konnte es ihm gar nicht fehlen, bei den Frauen sein Glück zu machen. Besonders tiefen Eindruck hatte er auf das Herz von zwei jungen Mädchen, zwei Cousinen, hervorgebracht, die, früher die zärtlichsten Freundinnen, nun Rivalinnen wurden und gegenseitig Alles aufboten, um die Huldigungen des geliebten Mannes der Anderen zu entziehen und sich allein zuzuwenden. Unser junger Mann kannte in Galanterie keine Gewissensscrupel und gab sich mit Vergnügen dieser Doppelliebschaft hin; er ermuthigte abwechselnd bald die eine, bald die andere der jungen Mädchen und steigerte so die Leidenschaft derselben für ihn auf den höchsten Grad. Im Norden Amerikas genießt bekanntlich die „Flirtation“ oder Kunst der Koketterie bedeutende Vorrechte und die jungen Leute können sich gegen einander Freiheiten und Vertraulichkeiten erlauben, die man anderswo gefährlich oder tadelnswerth finden würde, während sie dort als völlig unschuldig gelten. Die beiden Cousinen, von denen die eine ganz südliche Schönheit, beide aber gleich feurige Gefühle besaßen, begannen sich endlich tödtlich zu hassen; sie wendeten weibliche List an, um sich einander aus dem Herzen des Geliebten zu verdrängen, aber keiner wollte es gelingen, den Sieg über die Nebenbuhlerin davon zu tragen und nach manchen heftigen Scene, wobei die beleidigendsten Worte fielen, hörten sie endlich ganz und gar auf, zusammenzusprechen, obwohl sie unter einem und demselben Dache wohnten Dabei hatte es indeß nicht sein Bewenden; die beiden jungen Mädchen, von der schrecklichsten Eifersucht gefoltert, brannten vor Ungeduld, ihre unerträgliche Lage zur Entscheidung zu bringen. Jede glaubte sich der Liebe des Grafen P. würdiger als die andere, Jede sehnte sich danach, das Hinderniß zu beseitigen, das ihrem Glücke im Wege

stand, aber durch welches Mittel? — Nur der Tod konnte hier helfen? Eine von ihnen mußte sterben, um der andern den alleinigen Besitz des leidenschaftlich geliebten Mannes möglich zu machen. So entschieden sich denn die Damen für ein Duell auf Pistolen und dieses Duell fand gegen Ende Oktober in Maryland statt. Die Sache wurde sehr geheim abgemacht und die Mädchen schlugen sich sehr tapfer, so daß die eine von ihnen schwer verwundet auf dem Platze blieb. Eine gemeinschaftliche Freundin diente ihnen als Zeuge. Die Familien der Kämpferinnen thaten ihr Möglichstes, um allen Scandal zu verhüten, aber umsonst — alle Welt sprach von der Affaire. Der russische Graf verschwand gleich nach dem Duell spurlos aus Washington und man glaubte Anfangs, er sei zu seinen Regiment zurückgekehrt, ja es hieß, er habe sich mit der verwundeten jungen Dame vermählt — aber an allen diesen Voraussetzungen war kein wahres Wort. Kurz darauf brachte ein Journal aus Baltimore die Vermählungsanzeige des Grafen P. mit einer ebenso durch ihre Schönheit wie durch ihr bedeutendes Vermögen bekannten jungen Wittwe aus Maryland. Beide Consinen geriethen bei dieser Nachricht in die äußerste Verzweiflung.

(Ein englisches Blatt) theilt folgende charakteristische Corresp. zwischen dem Minister des Auswärtigen in Petersburg Fürsten Gortschakow und dem General v. Berg in Warschau mit: Der Erste schreibt: „Mein lieber General! Beeilen Sie sich, den Aufstand zu unterdrücken, um die diplomatische Aktion zu erleuchten.“ Berg antwortete: „Mein lieber Fürst! Beeilen Sie sich, Ihre diplomatische Aktion zu beendigen, dann werde ich bald mit dem Aufstande fertig werden.

Herr Blanc, der Spielpächter in Homburg, verliert auch über den glücklichsten Spieler nie den Kopf. Und wenn einer Hunderttausende gewinnt, — Herr Blanc lächelt und sagt: „Er gehört uns, wie sie Alle uns gehören; er bringt wieder, was er gewonnen hat und läßt außerdem seine Haut da.“ Als ihn einmal ein Spieler fragte, ob er auf Roth oder Schwarz setzen solle, antwortete Herr Blanc: „Setzen Sie auf Roth oder Schwarz es bleibt sich gleich: Weiß (d. i. Blanc) gewinnt immer!“ — Mit dem Wiederkommen hat dieser würdige Menschenkenner Recht. Garcia, der König der Spieler, spielte eines Tages vor ein paar Jahren in Homburg von 11 Uhr Vormittags bis um diese Stunde Nachts; er spengte 5 mal die Bank, gewann 1,7?0,000 Fr. und reiste andern Morgens ab. Nächstes Jahr war er wieder da, verspielte 1 Million, ließ sich eine zweite von Paris nachschicken und verlor alles. Er wurde falscher Spieler und ist in diesem Winter in Paris als solcher entlarvt und zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt worden.

In einem oberpfälzischen Städtlein hatte man lange einen recht altmodischen „Feuerwagen“, der so heftig rasselte und die Insassen beutelte, daß die „Feuergarde“ welche vorne saß, allemal 14 Tage vorher, ehe sie zu einem Brande requirirt wurde, in der Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft Lunge und Leber versichern ließ. Dieses antediluvianische Fuhrwerk hatte noch dazu ein sogenanntes Kutschendach über dem Sitze, welches aber so niedrig war, daß die „Feuergardisten“ nicht einmal mit einer Schnabelkappe, viel weniger mit einem Hute sich bedecken konnten, und ihnen so die Haare von Oben gar jämmerlich abgerieben wurden. Daher pflegte es allorten ganz sprüchwörtlich zu werden, überhaupt jeden angehenden Glatzkopf mit den Worten zu begrüßen: „Auch auf den „Feuerwagen“ gefahren?“

In B. ging ein Brief ein, an eine gewisse Frau von Meerkatz, ohne genauere Bezeichnung des Vornamens, der Straße und Wohnung Es lebten indessen mehrere Damen dieses Namens im Orte, und da keine den Brief angenommen hatte, so schrieb der Briefträger auf die Rückseite desselben:

„Es sind mehrere Meerkatzen in B., aber keine will sich zum Erbrechen bequemen.“

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 28. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Juli 1863.

Warschauer Polizeigeschichten.

Der internationale Congreß europäischer Polizeispione fand im Monate März in Warschau statt. Der Zweck, den diese Doctoren der geheimen Wissenschaften verfolgten, war, auf Einladung der russischen Regierung die Mittel zu berathen, wie das geheime National-Comité und seine Verzweigungen entdeckt werden könnten. Das freie Britannien stellte zu diesem Congresse seinen Abgeordneten nicht weniger als das napoleonische Frankreich. Welches Resultat diese Herren erzielten, ist mir vor der Hand unbekannt; daß sie nicht viel ausrichteten, beweist die unermüdete und ungestörte Thätigkeit der Nationalregierung. Nichtsdestoweniger bleibt dieser Polizei-Congreß ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit. Unmittelbar nach dem die Männer der Ordnung hier eintrafen und eine Berathung gehalten hatten, löste sich die Versammlung in einzelne Comités auf, von denen jedes selbstständig, ohne mit dem andern in Berührung zu kommen, seine Nachforschungen betreiben sollte. Die strengste Verschwiegenheit wurde Allen zur Pflicht gemacht. Die Fäden dieser neugebildeten Comités, deren Existenz natürlich der Bevölkerung unbekannt blieb, ruhten in den Händen der obersten russischen Leitung. Unergründlich sind die Wege der geheimen Polizei, unerforschlich ihre Bahnen. Der französische General-Mouchard war der erste, der triumphirte; er glaubte mit Sicherheit, die Verschwörung entdeckt zu haben. Alle Andeutungen, die er gab, machten sogar die Sache sehr wahrscheinlich.

Die unerläßlichen Vorkehrungen werden getroffen. Die Kirche, in welcher die nächtlichen Versammlungen der Nationalregierung stattfinden sollten, wurde von bewaffneter Macht überrumpelt und nach einigem Widerstande die Meuterer nebst allen ihren Papieren in Beschlag genommen. Großer Jubel herrschte im großfürstlichen Palaste, und der Sohn der „großen" Nation träumte schon vom Wladimirorden erster Klasse. Aber, o Schrecken! Beim Lichte besehen, ergab sich, daß nicht das polnische National-Comité, sondern das englische Comité der Sicherheit von dem Franzosen entdeckt worden war. In der genannten

Kirche hatte der englische Späher seine Leimruthen aufgestellt, und der übel unterrichtete Franzose hatte die Engländer anstatt der daselbst vermutheten Polen ergriffen.

Der Franzose war vor Aerger außer sich; dieser wurde noch mehr gesteigert, als er, dessen Existenz in Warschau angeblich Niemand ahnte, von dem geheimen Polizeichef des National Comités nachfolgendes Schreiben erhielt:

„Ich habe von Ihnen, Herr Collega, persönlich erfahren, welche Wege Sie einzuschlagen gedenken, um die rechtmäßige polnische Nationalregierung zu entdecken. Die Mittel, welche Sie anwenden, führen weder Sie, noch Ihre anderen Genossen zum Ziele. Bedürfen Sie eines Beweises dafür, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, so erbitten Sie sich morgen früh beim Markgrafen Wielopolski eine Audienz; aus seinem Munde werden Sie Dinge erfahren, die Sie überraschen werden.“

(gez.) Der geheime Polizei-Chef des National-Comité's.

Mit diesem Schreiben in der Tasche erschien der Franzose beim Markgrafen. Wielopolski war sehr verstimmt. „Sie wollen abreisen“, fragte er den Franzosen, „ohne hier etwas ausgerichtet zu haben?“

„Ich denke, nicht abreisen.“

„Es wurde mir soeben ein Schreiben des National-Comité's überbracht, in welchem mir mitgetheilt wird, Sie hätten einen Brief nach Paris geschrieben, in welchem Sie mich bei Ihrer Regierung bitter verleumdeten; Sie sprechen den Verdacht aus, daß ich meinen Herrn verrathe.“

„Das ist eine Unwahrheit, eine Verläumdung!“ rief entrüstet der Franzose.

„Möglich“, sagte Wielopolski, „warten wir, ob die weiteren Enhüllungen eintreffen wurden; denn mein Schreiben sagt ferner, daß heute um 10 Uhr Instructionen dieses Inhalts — der Marquis überreichte hierbei dem Franzosen ein beschriebenes Blatt — eintreffen werden.

Der Franzose staunte. Punkt zehn Uhr waren die Original-Instructionen aus Paris in seinen Händen. Das National-Comié hatte dieselben also früher aus Paris erhalten als der Franzose, der in Folge dessen alsogleich Warschau verließ.

Großfürst Constantin empfangt täglich die ausländischen Zeitungen in einem an ihn adressirten, versiegelten Pakete, daß er nur allein öffnet, da er strenge darauf hält, daß ihm keine Nachricht von Bedeutung, wie so oft geschehen, unterschlagen werde. Die österreichischen Zeitungen erfreuen sich seiner besonderen Aufmerksamkeit. Eines Tages trifft das Paket ein, wird eröffnet, und die Blätter werden einzeln bezeichnet, Alles wird in bester Ordnung gefunden. Die Zeitungen erhalten wenig Neues — doch, da entdeckt er die neuerste Nummer des „Ruch“ (des gedruckten Jonrnals der National-Regierung) vom selben Tage. Wie kam das Blatt in ein Paket, das vom Auslande, wohl versiegelt, eingesendet wurde? Alle Nachforschungen blieben resultatlos.

„Wenn diese Wirthschaft noch länger so fortgeht,“ soll der Großfürst ausgerufen haben, „dann sind wir geschlagen, und hätten wir auch zehn Armeen. Alle unsere Truppen nützen uns nichts, so lange uns nicht die Entdeckung dieser National-Regierung gelingt.“

Deutsches Turnfest in Leipzig.

Das Programm für das dritte deutsche Turnfest in Leipzig ist im Ganzen jetzt festgestellt, und es kann sich höchstens um einige unbedeutende Abänderungen handeln. Es lautet:

Sonnabend, 1. August. Während des ganzen Tages Empfang der ankommenden Festgäste auf den fünf Bahnhöfen. Nachmittags 3 Uhr Versammlung des Ausschusses der deutschen Turnvereine, nach der Zahl seiner Mitglieder gewöhnlich „Fünfzehner Ausschuß" genannt, im Turnraths-Zimmer der Turnhalle. Abends 8 Uhr Festvorfeier in den Räumen des Schützenhauses; Begrüßung der Gäste im Namen der Stadt und des Fest-Ausschusses; Uebertragung des formellen Fest-Präsidiums an den Fünfzehner Ausschuß als Repräsentanten der Gesammtheit der deutschen Turnerschaft, für welche das Fest bereitet und von welcher es gefeiert wird.

Sonntag, 2. August. Früh 5 Uhr festliche Reveille oder, wie auf Antrag eines Süddeutschen zu sagen beschlossen ist, „Weckruf" von vier Musikchören. Vormittags 11 Uhr Beginn des „Turntags" im großen Saale des Schützenhauses. Dieser Turntag ist eine der Berathung gemeinsamer turnerischer Angelegenheiten bestimmte Versammlung von etwa dreihundert gewählten Abgeordneten der deutschen Turnvereine; er wird vom Fünfzehner-Ausschuß geleitet. Gleichzeitig auf dem Festplatz Vormittags 11 Uhr Instrumental-Konzert, die Eröffnung des Festplatzes bezeichnend. Mittags 1 Uhr erste Festtafel in der Festhalle. Abends 6 Uhr Männergesangs-Aufführung durch etwa achthundert Sänger der hiesigen Männergesangvereine, ebenfalls in der Festhalle.

Montag, 3. August. Vormittags 11 Uhr Aufstellung des Hauptfestzuges, wahrscheinlich auf der nördlichen Hälfte der Promenaden, vom Theater bis zur Poststraße. Mittags 12 Uhr Abmarsch des Festzugs nach dem Festplatz. An diesem Festzug werden, außer etwaigen Ehrengästen und den Mitgliedern des Fest-Ausschusses, nur wirkliche Festtheilnehmer, das ist, Mitglieder deutscher Turnvereine, theilnehmen können; trotz dieser Beschränkung wird er mindestens zwölftausend Mann zählen und bei flotten Marschschritt und pünktlicher Nachfolge der einzelnen Abtheilungen doch etwa eine Stunde lang sein. Welche Straßen er berühren soll, scheint noch unbestimmt; dem Vermuthen nach wird er vom Augustusplatz aus die innere Stadt betreten, sich durch die Grimmaische Straße, Ritterstraße, den Brühl, die Nikolai-, Universitäts- und Schillerstraße, den Neumarkt, die Reichsstraße, die Hainstraße und den Markt bewegen, und über die Petersstraße, den Königsplatz und die Zeitzer Straße den Festplatz nach längstens zwei Stunden erreichen.

Nachmittags von 3 Uhr an auf dem Festplatz allgemeines Schauturnen, zerfallend in Freiübungen und Geräthübungen. Erstere werden von sämmtlichen zwölftausend Turnern auf Ein Kommando (bez. Signal) ausgeführt; Art und Reihenfolge derselben ist schon vor geraumer Zeit durch die Spezial-Abtheilung des Fest-Ausschusses für das Turnen festgestellt und den deutschen Turnvereinen bekannt gemacht worden, so daß eine präzise Ausführung, selbst ohne jede Probe, erwartet werden darf. Für das Geräthturnen theilt sich die Gesammtheit in einzelne Riegen, deren jeder ein bestimmtes Turngeräth zugewiesen wird; solcher Turngeräthe werden sechshundert auf dem Festplatz aufgestellt sein, nämlich zweihundert Recke, zweihundert Barren, achtzig Voltigierpferde, vierzig Voltigierböcke achtzig

Springgeräthschaften. Abends 9 Uhr soll ein Nachtmanöver der Leipziger Turner-Feuerwehr aufgeführt werden.

Dienstag, 4. August. Vormittags 9 Uhr Zug des Leipziger Turnvereines und der benachbarten Land-Turnvereine nach dem Festplatz. Dort von 10 Uhr an besonderes Schauturnen derselben, ebenfalls in Freiübungen und in Riegengeräthturnen bestehend, woran sich noch ein Turnen der Geübteren (Vorturner) allein anschließen soll. Dieses besondere Schauturnen wird veranstaltet lediglich auf ausdrücklichen Wunsch des Fünfzehner-Ausschusses, welcher darin der versammelten Turnerschaft das Musterbild eines geordnete Vereinsturnens vorzuführen denkt. Mittags 1 Uhr zweite Festtafel in der Festhalle. Nachmittags von 3 Uhr an allgemeines Kür- (das ist Turnen nach Willkür ohne Riegenzwang) und Wettturnen; letzteres für die bekannten Uebungen des Laufens, des Hochspringens und des Weitspringens in Verbindung mit Steinstoßen und unter Vertheilung von Ehrenkränzen an die je drei besten Leistungen.

Mittwoch, 5. August. Früh 6 Uhr wahrscheinlich Exerzitium der Leipziger-Turner-Feuerwehr auf dem Vereinsturnplatz. Vormittags 9 Uhr geordneter Zug nach dem Festplatz zu gemeinsamer Feier der Erinnerung an die Völkerschlacht; diese Feier wird in einer Männergesangs-Aufführung durch Mitglieder der Leipziger Männergesangvereine und in einer Festrede, gehalten durch Herrn Dr. v. Treitschke, bestehen. Mittags gemeinschaftliches Essen in der Festhalle. Nachmittags Besuch verschiedener Punkte des Schlachtfeldes in beliebigen einzelnen Abtheilungen. Abends 9 Uhr Feuerwerk auf dem Festplatz.

An jedem der vier Festabende wird, wie als selbstredend betrachtet erscheint, geselliges Zusammensein der Festtheilnehmer und aller Freunde des festlichen Verkehrs in der Festhalle stattfinden.

Die Haberfeldtreiber vor Gericht.

Am 1. Juli wurde vor dem hiesigen Bezirksgericht r./J. die Anklage gegen die Müllergesellen Fr. Hagen und J. Lerch aus Gotzing wegen Störung des öffentlichen Friedens (Haberfeldtreiben) verhandelt. Der geschichtliche Hergang, der der Anklage zu Grunde liegt, ist folgender: Nachdem das in der Nacht vom 14. auf den 15. März auf der Anhöhe bei Weyern stattgefundene Haberfeldtreiben durch Sturmläuten in den benachbarten Ortschaften Weyern, Thalham, Wattersdorf und Pierzenau vereitelt worden, sollte ein großartigeres nach Monduntergang am Vorabende von Mariä Verkündigung stattfinden. Die Genossen versammelten sich an verschiedenen Plätzen bei Gotzing und erkannten sich gegenseitig durch Feuerschlagen. Vom Dorfe aus überschritten sie die Mangfall, stiegen den Mangfall-Gasteig hinauf, um auf die von Weyern rechts liegende, mit Bäumen bepflanzte Anhöhe zu gelangen. Rückwärts durch den steilen Mangfall-Abhang gedeckt, breitete sich nach vorn eine doppelte Vorpostenkette aus. Auf das Commando „bil't's Quarré!“ schloß sich die Gruppe um die in die Mitte getretenen Haberfeldmeister. Der 2. Haberfeldmeister

ertheilte den Befehl, jeden Störer oder Angreifer mit der Losung: „Es gibt Blei!" zurückzuweisen, im Weigerungsfalle aber scharf zu schießen. In der „Anrede" wurden in Knittelversen, die an Rohheit kaum zu übertreffen sind, mehr als 40 Personen die unsittlichsten Uebertretungen vorgeworfen. (Das Schriftstück, mehrere Bogen stark, wurde am folgenden Morgen bei einer großen Trommel auf dem Platze gefunden.) Besondere Kraftstellen wurden auf das Commando „Aufrebellt!", welchem einige Minuten lang ein Lärmen mit Trommeln, Kuhschellen, Windmühlen und Flintenschüssen folgte, besonders betont. Nachdem noch auf den Pfarrer ein Hoch ausgebracht, verließen die Ruhestörer, geschwärzt und vermummt, wie sie gekommen, truppenweise den Ort. Diejenige Truppe, welcher der Angeklagte F. Hagen folgte, versammelte sich auf die Losung „Schwatza" (einen Tyroler Provinzialismus). Nach einem Zusammenstoß auf dem Damme der Holzkirchen-Miesbacher Bahn mit einer vom königlichen Bezirksamts-Assessor Schrettinger angeführten Patrouille wurde Hagen verhaftet und einem Vermummten das Gewehr abgenommen. Der Anführer Schrettinger will einige Tage später auf dem Markte zu Miesbach den Angeklagten J. Lerch als Letzteren erkannt haben. In seinem Besitze wurde ein Beutel mit Rehposten und Hühnerschroten gefunden, die vom 2. Haberfeldmeister erhaltenen Stutzen hatte Hagen wieder abgegeben. Lerch stellte die Theilnahme überhaupt in Abrede. Die Theilnehmer anderer Patrouillen, die auf Grund des § 108 des Gemeinde-Edicts aufgeboten wurden, erklärten, daß sie, so oft sie sich den Vorposten genähert, in der Luft scharfe Schüsse wahrgenommen hätten, und nur der ausdrückliche Befehl des königlichen Bezirksamtes, blind zu schießen, sie von weiterem Vordringen abgehalten habe. Der Pfarrer und der Gemeindevorsteher halten die in der Anrede vorgetragenen Anschuldigungen für Verleumdungen. Die meisten träfen gutbeleumundete Personen, besonders solche, welche dem Haberfeldtreiben öfters ernsten Widerstand entgegengesetzt, und in allererster Reihe Jene, welche beim ersten Treiben das Läuten veranstaltet hätten. Für die von den Genossen abgeschnittenen Glockenstränge seien von unbekannter Hand 6 fl. dem Kirchenpfleger eingehändigt worden. Die Theilnehmer seien keine ansässigen Gemeindeglieder, sondern ledige Taglöhner, Holzarbeiter und Bauernsöhne der Umgegend gewesen. Mit Bedauern wurde bestätigt, daß die schmutzigen Verse bereits von den Kindern in der Schule zu Neukirchen gesungen würden. In der Schlußverhandlung glaubte der königliche Staatsanwalt Wülfert jenen Nimbus, den culturgeschichtliche Schilderungen um das Haberfeldtreiben gezogen, zerstören zu müssen. Selbst bis in die Ministerkreise sei einst jene romantische Anschauung gedrungen; ein allerhöchster Erlaß vom Jahre 1833 habe ein Einschreiten nur im äußersten Nothfalle gestattet. Doch könne er die im Verweisungserkenntniß ausgesprochene Anklage auf Störung des öffentlichen Friedens (§. des 154 St.-G.-B.) nicht vertreten, sondern sehe in diesen Vorgängen eine Störung der öffentlichen Ruhe (§ 58 P.-S.-G.-B.). in ideeller Verbindung mit Widersetzung und Drohung gegen obrigkeitliche Autorität und Personen (136 bis 138), und beantrage eine dreimonatliche Gefängnißstrafe. Das Urtheil lautete auf 14 Täge Gefängnißstrafe.

Ueber die Censur unter Friedrich II.

macht die „Tribüne" folgende historische Zusammenstellung. Eine der ersten Regierungshandlungen Friedrichs II. war der Befehl: „Daß dem Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden sollte, in dem Artikel von Berlin von Demjenigen, was hieselbst vorgeht, zu schreiben, was er will ohne das solches censirt werden soll, weil Solches Dieselben divertire; dagegen aber auch sodann fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten." Der König hatte persönlich hinzugefügt: „Gazetten, wenn sie interressant sein sollen, müssen nicht genirt werden". Dieser Königliche Befehl war von der Mahnung begleitet: „Wegen des Artikels von Berlin ist dieß indistincte zu obverviren, wegen auswärtiger Puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit." Indessen scheinen die Zeitungsredaktionen nach des Königs Ansicht doch nicht genug cum grano salis verfahren zu sein, denn schon im Dezember desselben Jahres ward ihnen die Zensurfreiheit wieder genommen. Ueberhaupt gab es sehr bestimmte Grenzen, jenseits welcher Friedrich die freie Kritik des öffentlichen Wortes nicht duldete. Angriffe auf seine Größe ließ er sich, im Bewußtsein seiner Person und der ihm nicht zu raubenden Bewunderung des In- und Auslandes, fast immer ruhig gefallen. Es ist bekannt, daß er ein öffentlich angeschlagenes Pasquill auf ihn selbst niedriger zu hängen befahl, damit es Jeder lesen könne. Dagegen war er unduldsam gegen unberufene Einmischungen in seine Verwaltung oder in Fragen des öffentlichen Rechts. Unter mancherlei wechselnden Beschränkungen gab es indeß thatsächlich geraume Zeit völlige Zensurfreiheit. Auf Antrag des Justizministers erschien endlich am 11. Mai 1759 das allgemeine Zensur-Edikt, welches bis zum Tode des Königs in Kraft blieb, das aber mit dem ausdrücklichen Bedeuten erlassen wurde: „Es solle zu solcher Zensur ein ganz vernünftiger Mann aufgesucht und bestellt werden der eben nicht alle Kleinigkeiten und bagatellis releviret und aufmutzet." Die Akademie der Wissenschaften hatte völlige Zensurfreiheit, die Zensur der für Universitäten erscheinenden Bücher war den Fakultäten überlassen, politische Schriften dem auswärtigen Departement, kleine Gedichte und Flugschriften den Magistraten und Regierungen. Die Instruktion für den Zensur enthielt die Weisung: „Bei dieser vorgeschriebenen Zensur ist unsere allergnädigste Absicht keineswegs dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern vornehmlich demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion, der moralischen und bürgerlichen Ordnung entgegen ist." Mit der Ausführung dieses Edikts scheint man es aber nicht sehr streng genommen zu haben. Als der Buchhändler und Schriftsteller Nikolai dem Zensor seine „Literatur Briefe" zur Zensur vorlegte, wunderte sich derselbe, daß Jemand etwas zensiren lasse, da ihm dieß lange nicht vorgekommen. So war, so lange der große König lebte, der Presse mit den angedeuteten Beschränkungen große Freiheit gestattet. Philosophische und theologische Schriften, welche auswärts nicht gedruckt werden durften, wie die „Wolfenbüttler Fragemente", erschienen in Preußen unbehindert. Einzelne Schriftsteller hatten sogar für ihre Person völlige Rechtsfreiheit. So reskribirte der König 1782 an den Minister von Münchhausen: „Der Kriegsrath Cranz sei wegen seiner periodischen Schrift nicht zu beunruhigen, noch der ihm ertheil-

ten Zensurfreiheit zu beeinträchtigen, wohl aber zu verwarnen, daß er nicht allzu naseweis sein möchte, sonsten er noch einmal anlaufen und seine beißende Schreibart ihm Ungelegenheit zuziehen könnte." Aber selbst wegen seiner ätzenden Schrift: „Berliner Charlatanerien" geschah ihm nichts. Den Verfasser einer Schmähschrift auf den Minister v. Herzberg ließ der König durch einen höheren Beamten privatim bitten: „er möge nicht einen Mann angreifen, den der König persönlich als einen seiner treuesten Diener hochschätze." . . . So war die Zensur in Berlin vor — hundert Jahren.

Ein Frauenmarkt.

Zu Bemin Scor, einem von den Berben bewohnten Gebirgslande des Kaiserthums Marocco, liegt ein Ort, welcher alljährlich das höchst eigenthümliche Schauspiel eines Frauenmarktes bietet. Die Frauen verkaufen sich selbst, gehen aber dabei, damit die Sache doch nicht allzusehr wie ein Menschenhandel aussehe, in einer Weise zu Werke, welche gewissermaßen an die Heirathskalamitäten der Königin Penelope erinnert. Mit ihren schönsten Kleidern angethan, auf das sorgfältigste geschmückt, setzen sie sich unverschleiert auf den Markt, vorgeblich um ein Stück selbstgewebten Stoffes zu verkaufen. Die Männer welche Frauen suchen, gehen auf dem Markt umher, betrachten das Gewebe, noch weit mehr aber die Verkäuferin desselben. Gefällt diese dem Manne, so fragt er, was das Stück Zeug kostet und sie nennt darauf die Summe, welche sie als Kaufgeld erwartet und die sie höher oder niedriger stellt, je nachdem ihr der Kauflustige gefällt; ist ihr derselbe wiederwärtig, so sucht sie sich von ihm zu befreien, indem sie eine übertrieben hohe Summe fordert. Werden die beiden Parteien handelseinig, so wendet man sich an die Eltern des Mädchens, denen das Recht zusteht, ihre Einwilligung zu geben, oder zu versagen, und erst wenn sie ihre Zustimmung gegeben, wird der Heirathscontract von einem öffentlichen Schreiber entworfen, von den Betreffenden unterzeichnet und die so gekaufte Frau begibt sich unvorzüglich mit ihrem Gatten in ihre neue Heimath. So empörend von unserem europäischen Standpunkte aus ein solcher Handel ist, so hat er doch eine gewisse rechtliche Basis, indem eine auf diese Weise gekaufte Frau nicht wieder verkauft werden kann, so sehr den Käufer der Handel auch gereuen mag. Sie ist und bleibt seine rechtmäßige Frau und die erlangte Kaufsumme wird als Witthum für sie festgestellt.

„Wer erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!"

Wer erklärt mir Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß die Russen Einen Mann
Als gefallen zeigen an,
Aber dennoch stets für Polen
Frische Truppen müssen holen?

Wer erklärt mir, Oeridur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Wie in Frankreich Jedermann
Wahlfreiheiheit wohl haben kann,
Wenn man sucht mit tausend Mitteln
Sich die Gegner abzuschütteln?

Wer erklärt mir Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß aus Mexiko man schreibt:
„Frankreich immer Sieger bleibt!"
Und man doch den Krieg nicht endet,
Sondern neue Truppen sendet?

Wer erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß man jüngst aus Griechenland
Hat den König fortgesandt,
Um sich jetzt auf einen neuen
Dänenfürsten — nicht zu freuen?

Wer erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß ganz Deutschland bitter klagt
„Schleswig-Holstein wird geplagt
Und wir müssen es befreien!"
Doch sie handeln nicht, — sie schreien!

Wer erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß der National-Verein
Preußens Ohnmacht längst sieht ein,
Doch, statt Preußen's Spitz' zu hassen,
Dennoch nicht von ihr kann lassen?

Wer erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur;
Daß sie in Amerika
Seh'n stets größ'res Elend nah;
Doch, anstatt den Krieg zu dämpfen,
Nur erbittert weiter kämpfen?

Wer erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß manch Gottesgnadenkron'
Häufig kam in Schaden schon
Und vom Tisch des Herrn genommen,
Doch manch' ird'schen Stoß bekommen?

Wer erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur:
Daß von aufgeklärter Zeit
Man viel redet weit und breit
Und doch mit Bedauern sieht,
Wie noch so viel Unsinn blüht?

Diesen Zwiespalt der Natur,
Den erklärt mir, Oerindur!

Eine Verkannte.

Roman aus Darmstadt in Briefen.

1

Heinrich an Louis.

Lieber Freund! — Speculation — fehlgeschla-gen — pleite gehen — eiserne Nothwendigkeit

2

Louis an Heinrich.

Ja nicht verzweifeln — Du Adonis — reiche Erbin heirathen — Kinderspiel — 50,000 fl. Mitgift — gerettet

3.

Heinrich an Ludwig

Danke bestens — guter Rath — neue Hoffnung — Promenade im Schloßgarten — einem Engel begegnet — wohnt in der Rheinstraße — also reich — Eindruck gemacht — morgen mehr.

4

Heinrich an Louis.

Wiederholte Begegnung — feuriger Blick — entschiedener Erfolg werde an sie schreiben — Rendezvous — dann mehr, wenn nöthig Entführung.

5.

Heinrich an Frl. Elise.

Holdseligstes Fräulein! — Morgen Vormittag um zehn — Riedesel- und Bahnhofstraße. — Wenn, Glücklichster der Sterblichen — wenn nicht, Selbstmord — entscheiden Sie.

6.

Frl. Elise an Heinrich.

Dieses können Sie genießen.

7.

Frl. Elise an Herrn Blumenfeld.

Will nicht länger Dienerin sein — Entführung — nun selbst eine Dame — für den rückständigen Lohn Silberwaaren mitgenommen

8.

Heinrich an Louis.

Haarsträubende Blamage — pyramidales Mißverständniß — Elise total erkannt — nicht Fräulein, sondern Dienstmädchen. — Alles verloren — bedaure mich.

Berliniaden.

Warum hat man Wilhelm I. noch kein Monument gesetzt?

Weil man in ganz Berlin keinen Grund dazu findet.

Wie schwer wiegt das preussische Ministerium?

40 Zentner, weil's eine Last ist.

Er ist nicht leberleidend, sondern leider lebend.

Seitdem Bismark abgereist ist, heißt unsere Residenz nicht mehr Berlin sondern „Oxford". —

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 29. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Juli 1863.

Der Fechter von Jena.

Eine Studenten-Sage.

Das war zu einer Zeit, als das Burschenleben noch das flotteste auf der ganzen Erde war, und auf den Universitäten nicht bloß schwächliche Gelehrte, sondern kräftige und wilde Charaktere herangebildet wurden. Da saß der Stoßdegen nach fest in der Hand und das Herz in der Brust an der Stelle, wohin es eigentlich gehört. Und zumal in Jena! Da wurden die Ehrensachen noch auf öffentlichem Markte ausgefochten und Schläger und Stoßdegen blitzten im freien, frischen Sonnenschein. Die jenenser Klingen waren weithin berühmt und gefürchtet, Jenas Burschen standen in Hieb und Stoß noch unübertroffen da, denn durch das Geschlecht der Kreußler, welches bereits ein Jahrhundert lang die Fechtmeisterstelle der Universität inne hatte, wurden sie eingepaukt. Und die Kreußler verstanden sich darauf und standen einzig in ihrer Art da. Ihnen hatte noch Niemand etwas anzuhaben vermocht.

Der berühmteste aus diesem Geschlechte war aber Johann Wilhelm Kreußler, der Fechtmeister und Hauptmann der jenenser Bürgerwehr. Das war ein kaum mittelgroßer Mann von einem fast schmächtigen Wuchse. Aber seine Arme waren wie aus Eisen gegossen, und nie hatte sein Auge gezuckt, wenn er zur Uebung oder im Ernst auf der Mensur stand. Stoßdegen und Schläger schienen aus seiner Hand hervorgewachsen zu sein, so sicher und fest ruhten sie darin, und noch niemand hatte seine Stöße und Hiebe zu pariren vermocht. Sein Ruhm war auf allen deutschen Universitäten verbreitet, und mancher Bursch zog nur deshalb nach Jena, um sich von ihm einpauken zu lassen. Selbst zu den Ohren des Churfürsten von Sachsen, August des Starken, gelangte der Ruf seiner Fertigkeit, und dieser, dessem Degen noch Niemand widerstanden hatte, der für den ausgezeichnetsten Fechter seiner Zeit galt, fühlte große Lust, sich mit dem Fechtmeister zu messen. Incognito

natürlich, denn es ist immer das Beste, wenn man Churfürst und König ist und sich in solche Fährlichkeiten begibt.

An einen sonnigen heiteren Morgen zog der König allein und so gut verkleidet, daß ihn alle Welt für einen geborenen Philister gehalten hätten, in Jenas Thor ein. Sofort begab er sich nach dem Fechtboden, allein der Fechtmeister war am Tage zuvor verreist und erst in einigen Wochen zurück zu erwarten. Er hatte dem Gehülfen des Fechtmeisters seinen Wunsch mitgetheilt, den berühmten Kreußler zu sehen, und dieser zeigte ihm bereitwillig einige Kunststücke, welche er von seinem Lehrer gelernt hatte. Das genügte dem Könige indessen nicht, den Meister selbst wollte er sehen und mit ihm eine Lanze brechen.

Ohne sich zu erkennen zu geben verließ er den Fechtboden. Er hatte noch nicht Lust sein Incognito fallen zu lassen, denn der Philisterrock saß ihm warm und bequem. Das thun alle Philisterröcke. Vielleicht bot sich ihm noch ein anderes Abenteuer dar. Mit der Gemüthlichkeit eines jenenser Bürgers wanderte er nach der Rasenmühle. Dieser schöne, dicht vor Jenas Thor gelegene Ort würde schon damals viel von den Burschen besucht, und auch die Philister schmuggelten sich gar zu gern dort ein, denn ihr Verlangen nach dem guten Biere, welches dort geschenkt wurde, war noch größer als ihre Furcht vor den Ziegenhainern der Studenten. Nur in eins der Gastzimmer traute sich keiner von ihnen. Dort standen die gefleckten Ziegenhainer in der Ecke und saßen die Burschen beim Bier, und diese verstanden es, einen friedlichen Bürger ohne allzuviel Komplimente zur Thür hinaus zu werfen.

Der Wirth zur Rasenmühle war deßhalb aufs höchste überrascht, als er den König, den er allerdings für einen Philister hielt, in dies Zimmer eintreten sah Er wußte, daß es ein Fremder war, denn ein jenenser Bürger würde nie so tollkühn gewesen sein, diesen Raum zu betreten: aber aus Mitleid mit seinem Rücken mußte er ihn entfernen, ehe noch einer der Burschen ins Zimmer trat. Nicht ohne Verlegenheit nahte er sich ihm und bat ihn, dieß Zimmer zu verlassen, da es nur von Studenten besucht werde und die Herren mit den Fremden und Bürgern wenig Umstände machten.

Mit einem spöttischen Lächeln hatte ihn der König angehört. „Haltet Ihr", fragte er, „nicht dies Wirthshaus für einen jeden, der bei euch einkehren mag und das bezahlen kann, was er verzehret?" – „Ganz recht!" erwiederte der Wirth. „Sie scheinen indeß fremd zu sein und die Studenten nicht zu kennen, und aus Rücksicht auf Ihr Wohl hielt ich mich für verpflichtet –." – „Kümmert Euch nicht um mich," unterbrach ihn der König. „Bringt mir eine Flasche guten Wein, ich werde mit den Herren schon fertig werden."

Der Wirth gehorchte schweigend. Seinem ängstlichen Blicke sah man es indeß an, daß er sich in Gedanken mit dem traurigen Geschicke, das dem Könige bevor stand, beschäftigte. Als er mit dem verlangten Wein wieder in das Zimmer trat und denselben vor den Gast hinstellte, sprach er mit erschrockener Stimme: „Sehen Sie, Herr, dort kommt der schlimmste Bursch von allen. Er ist ein ausgezeichneter Schläger und Renommist. Kein Fuchs bleibt vor seiner Klinge verschont, und eher würde ein Bürger auf das Himmelreich verzichten, ehe er mit ihm einen Streit suchte. Verlassen sie das Zimmer, Herr, so lange es noch Zeit ist. Sehen Sie seinen Ziegenhainer, es ist der dickste und schwerste in ganz Jena!" — Der König ließ sich durch des Wirths Schrecken und Be-

sorgniß nicht aus seiner Ruhe bringen. Lächelnd erwiderte er: „Beruhiget Euch. Es wird so schlimm nicht werden. Ich suche keinen Skandal und fürchte auch keinen.“

Der Wirth zog sich bang in eine Ecke des Zimmers zurück. In dem Augenblicke trat der gefürchtete Bursch, der größte Renommist Jenas ein. Er war eine große wild aussehende Gestalt mit langen Haaren, die durch ein hohes mit mächtiger Feder verziertes Barett bedeckt wurden. In der Rechten trug er den unvermeidlichen und gewaltigen Ziegenhainer. Sogleich sein erster Blick fiel auf den frechen Philister, der es gewagt hatte, diesen Raum zu betreten. Er versuchte ihn durch die Macht seines Blickes zu vernichten, aber dieser Blick glitt an dem ruhigen, festen Auge ab, mit dem der König ihm entgegen schaute. Erzürnt trat er auf ihn zu und schlug mit dem gewichtigen Ziegenhainer die Weinflasche vom Tische, daß die Scherben klirrend im Zimmer umherflogen. — Um den Mund des Königs zog sich ein spöttisches Lächeln. Mit ruhiger Stimme befahl er dem Wirth, ihm eine neue Flasche Wein zu bringen. Kaum stand diese wieder vor ihm, als der Bursch noch erbitterter als zuvor aufsprang und auch sie mit dem schweren Stocke zerschlug, ehe noch der König sein Glas daraus gefüllt hatte.

Diese Kühnheit überraschte den König und er war für einen Augenblick unentschlossen, ob er aufspringen und sie bestrafen solle. Er überwand indeß den in ihn aufsteigenden Unwillen und ließ sich ruhig eine dritte Flasche bringen. Als aber auch diese sofort durch einen Schlag des Ziegenhainers zerschmettert wurde, sprang er erzürnt empor und rief: „Was soll das? Ich finde das sehr sonderbar mein Herr!“ — „Sonderbar? Sonderbar?“ wiederholte der Renommist, indem er sich erhob. „Ha, Er hat mich touchirt! Er versteht Comment?“ — „Ein wenig,“ erwiederte der Pseudophilister, indem er seine Erbitterung mit Gewalt niederkämpfte. „Er muß mit mir losgehen“, unterbrach ihn der Bursch. „Noch niemand hat mich touchirt, dem meine Klinge die Beleidigung nicht zehnfach heimbezahlt. Er muß sich mit mir schlagen, Er schäbiger Philister! Ich will Ihn lehren, was es heißt, einen Burschen wie mich zu touchiren! Versteht Er auch was vom Fechten? He, versteht Er auch 'was davon?“

„Ein wenig,“ gab der König zur Antwort, indem er nicht durch einen einzigen Blick seine Philisterrolle verrieth. — „Gut!“ rief der Bursch. „Dann will ich Ihm ein Alphabet ins Gesicht zeichnen, daß Er auch ohne Grammatik das Griechische erlernen kann! Morgen früh geht Er also mit mir los, ich will Ihm Zeit lassen, daß Er sich nach einem Sekundanten umsehen kann! Daß Er mir aber nicht davon läuft, sonst erkläre ich Ihn für ewige Zeiten infam!

„Hier ist meine Hand, daß ich mich stellen will,“ erwiderte der König und streckte dem Burschen seine Rechte entgegen. Arglos erfaßte dieser dieselbe, stieß aber in demselben Augenblicke einen lauten durchdringenden Schrei aus. Bestürzt eilten der Wirth und einige Burschen, welche in das Zimmer getreten waren, hinzu. Des Königs Stirn und Wangen hatten sich vor Zorn geröthet und noch hielt er die Hand des Unglücklichen, welche er in seiner eisernen Rechten zerdrückt hatte, daß die Gelenke gebrochen waren und das Blut auf den Erdboden tropfte, unbarmherzig fest. „Sieh,“ rief er endlich, indem er die zerdrückte Hand fortstieß, „wenn du noch Lust hast, dich mit mir zu schlagen, so werde ich mich morgen früh stellen. Du wolltest mir das Alphabet in's Gesicht zeichnen — ich habe dir eine Warnung in die Hand geschrieben, daß du nie wieder den Schläger gegen einen Fuchs

und den Ziegenhainer gegen einen Bürger erhebst. Ich denke, du wirst diese Warnung nimmer vergessen. Und damit du weißt, wer sie dir gegeben — man nennt mich August den Starken. Ich könnte dich noch härter strafen, aber diese Lehre mag dir genügen. Hier hast du etwas, wovon du leben kannst, denn mit deiner Rechten wirst du nicht viel mehr verdienen." Mit diesen Worten warf er eine mit Gold gefüllte Börse auf den Tisch und verließ rasch das Zimmer und die Rasenmühle.

Bestürzt blickten ihm alle nach. Diese Wendung hatte Niemand erwartet, am wenigsten der Renommist, der einer Ohnmacht nahe von seinen Kameraden zur Stadt geleitet wurde und keine Hoffnung hatte, daß seine Hand je wieder völlig hergestellt und brauchbar werde.

Der König hatte sich heimlich und incognito wieder aus Jena entfernt, ehe noch dieser Vorfall allgemein bekannt wurde. Er erregte natürlich ein allgemeines Aufsehen. Die Burschen waren empört, daß ihr bester Schläger für immer verdorben war, sie durften ihn nicht einmal rächen, denn bis zum Könige reichte weder ihr Schläger noch ihr Stoßdegen, und sie befürchteten auch, daß er auf dem Throne den Comment vergessen werde.

Auch Kreußler hörte von diesem Vorfall, und daß der König ihn aufgesucht hat. Sofort erkannte er die Absicht desselben, denn er wußte, daß August der Starke ein sehr guter Fechter war und sich selbst für den besten hielt. Auch er hatte Lust, sich einmal mit dem Könige zu messen; er kam ihm zwar an Kraft bei weitem nicht gleich, baute indeß fest auf seine Geschicklichkeit und die Ruhe und Festigkeit seines Auges. Zudem ärgerte es ihn, daß er durch den König seinen besten Schüler verloren hatte, und daß alle jenenser Burschen durch ihn touchirt waren, ohne daß sie Genugthuung verlangen konnten. Ein guter Fechtmeister hält es aber stets — d. h. so lange sie ihn bezahlen — mit den Studenten, er beschloß deshalb die Beleidigung der Burschen zu rächen und den wohlverdienten Ruhm der jenenser Klingen fest zu begründen.

Sein Plan stand fest. Wie der König hüllte er sich in ein Incognito, und zwar in das eines Dorfschulmeisterleins, und machte sich, noch ehe er nach Jena zurückgekehrt war, nach Dresden auf den Weg. Seine unscheinbare Gestalt, seine bereits ergrauenden Haare kamen ihm trefflich zu statten. Er hatte sich das richtige Gesicht eines dörflichen Schulmonarchen vorgeschnallt und das Rohr in seiner Rechten ahmte ganz die fuchtelnde Bewegung nach, welche sich die Schulmeister der häufigen Praxis wegen nur allzu leicht angewöhnen.

So ausgerüstet trollte er in Dresdens Thor ein. Selbst St. Petrus würde ihn in dieser Verkleidung als ein Stück Dorfgeistlichkeit ex officio in den Himmel eingelassen haben. Seinem Plane gemäß trat er in das beste Gasthaus der Residenz ein und wurde von Wirth und Kellner mit herablassend gnädiger Miene empfangen. Er kümmerte sich nicht darum und legte die Maske demüthiger Bescheidenheit nicht ab.

Als der Abend hereinbrach, füllte sich das Gastzimmer mit Gästen, meist Offizieren, und mit scheinbar schüchterner Miene mischte sich der Fechtmeister unter sie. Das Dorfschulmeisterlein fiel sofort auf, jeder wollte ihn zum Besten und seinen Spaß mit ihm haben, allein er blieb keine Antwort schuldig und ließ keinen Scherz unerwiedert, ohne seine Rolle aufzugeben. — „Heda, Schulmeister!" rief endlich einer der Offiziere. „Ich bin Hauptmann und erster Fechter für die ganze Armee, versteht Er auch 'was vom Fechten?" — „Nein, erwiederte der Pseudoschulmeister. „Aber mein Herr Pfarrer hat in Jena studirt

und mir viel davon erzählt. Dort soll man sehr gut fechten; ich kann nicht leugnen, daß ich wohl einmal sehen möchte, wie es gemacht wird.“ — „Allen Respekt vor seinem Hrn. Pfarrer,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „aber vom Fechten versteht er nichts. Was! In Jena soll man es verstehen? Pah! Nichts versteht man dort! Ich lehre jeden Morgen im Pagenhause auf Hieb und Stich, und wenn er sehen will, was Fechten heißt, so mag er morgen früh dort hinkommen. Ja es soll mir nicht darauf ankommen es Ihn zu lehren, wenn er Lust hat; wir wollen einen Gang miteinander machen.“

Kreußler merkte wohl aus des Hauptmanns verstecktem Lächeln und aus den Blicken, die er seinen Kameraden zuwarf, daß er ihn zum Besten habe und ihn gehörig mitnehmen wolle, dennoch nahm er das Anerbieten mit größtem Danke an und versprach sich rechtzeitig einzustellen.

(Schluß folgt.)

Abenteuer auf einer Elephantenjagd.

Der Elephant erfreut sich in unseren Kinderschriften gewöhnlich einer sehr freundlichen Reputation, aus der wirklich eine allgemeine Ansicht hervorgegangen ist. Wer jedoch niemals einen wilden Elephanten gesehen hat, der kann sich freilich auch keinen Begriff weder von dem physischen noch geistigen Charakter dieses Unholds machen. Er ist nicht das schläfrige unbehülfliche Thier, welches in unserer Menagerie gehorsam seine kleinen Kunststückchen ausführt und aus kindlicher Hand eine Leckerei entgegennimmt, sondern der Schrecken einer ganzen Gegend, ein mitleidsloser Wegelagerer, der nach Blut dürstet und in irgend einem dichten Gebüsch versteckt, auf den harmlosen Wanderer losstürzt, um ihn unter seinen plumpen Füßen in eine gestaltlose Masse zu zermalmen. Ueber kein Thier macht man sich unrichtigere Begriffe als über den Elephanten. Er ist von Natur wild, schlau, rachsüchtig, zeigt in der Freiheit einen außerordentlichen Muth und wird durch seinen großen natürlichen Scharfsinn ein doppelt gefährlicher Feind. Selbst nicht jedem gezähmten Elephanten darf ein Freund sich nähern, denn auch hier vermag nur der Stachelstock des Kornals das Thier im Zaume zu halten.

Die Elephanten leben in Heerden von etwa zehn bis achtzig Stück, in denen mehr Weibchen als Männchen sind, ja man findet sogar oft Heerden, die nur aus Weibchen, selten solche die nur aus Männchen bestehen. Das Männchen ist viel wilder, als der weibliche Elephant. Nicht selten kommt es vor, daß ein Männchen sich von der Heerde in die Einsamkeit zurückzieht; ein solcher Geächteter ist nun doppelt bösartig, und treibt sich in einem Distrikt von nur wenigen Meilen als förmlicher Dieb und Mörder herum, so daß er eine wahre Geißel der Bevölkerung wird. Ohne irgend wie gereizt zu sein, greift er Menschen an, zerstört die Reisfelder und läßt sich weder durch angezündete Nachtfeuer, noch durch Flintenschüsse zurückschrecken. Die Keckheit dieser Unthiere kommt nur ihrer außerordentlichen List gleich. Ausgerüstet mit dem wunderbaren, den Elephanten eigenen

Geruchssinne, wandert er bei Tage nicht gegen, sondern mit dem Winde, so daß nichts von ihm unbemerkt seiner Spur zu folgen vermag. Er wittert den Feind, wenn der vorsichtige Jäger geräuschlos seiner Spur folgt und mit gespitzten Ohren, emporgerecktem Schweife und erhobenem Rüssel forscht er die nahende Gefahr aus.

„Ich war mit einem meiner Freunde auf die Jagd geritten,“ schreibt ein englischer Offizier auf Ceylon, „und wir hatten nach einem Ausfluge in die Dschungeln heimkehrend, einen wilden traurigen Platz erreicht, in dessen Mitte sich ein kleines Dorf mit dem beispiellosen Namen Gollagaugwellenewe befand, dessen Einwohner klagten, daß eine Heerde Elephanten, selbst während des Vormittags, den benachbarten Teich unsicher machten, des Nachts aber die angelegten Eindämmungen zerstörten, jedoch nicht vertrieben werden könnten, weil Niemand im Dorfe ein Feuergewehr besäße. Mein Freund Watson und ich beschlossen also, den Geplagten beizustehen und einen Angriff auf die Elephanten zu unternehmen. Zu diesem Zwecke beriefen wir eine Anzahl der Eingeborenen zusammen und ließen uns von ihnen nach der Gegend führen, wo die Ungethüme zu hausen pflegten. Wir fanden dieselben bis an Bauch und Schultern im Wasser des Teiches stehend, und sahen nun auch die Trümmer des leichten, mit Reisig und Flechtwerk verstärkten Erddammes, welchen die Elephanten bei ihrem Besuche des Teiches regelmäßig zusammentraten. Wir gaben also den Cingalesen Befehl, nach einiger Zeit im Rücken der Thiere ein heftiges Geschrei zu erheben, während wir selbst mit unseren Hunden nach dem Waldrande hinüberritten, wohin die Elephanten durch das überschwemmte Terrain ihren Rückzug zu nehmen pflegten. — Vielleicht kann kein Mensch auf der ganzen weiten Erde fürchterlicher schreien wie ein Cingalese, dies bestätigte der heillose Lärmen, welcher sich bald nach unserer Aufstellung am Walde erhob, und alsbald drang auch das, durch den Durchzug der mächtigen Thiere verursachte Wassergetöse immer näher an unser Ohr, wobei einige Cingalesen, welche uns zur Seite geblieben waren, aus Angst auf Bäume kletterten. Nach wenigen Minuten war das Sausen und Zischen des durchbrochenen Schlammwassers uns ganz nahe gerückt, und wir hatten die ganze Phalanx der Ungeheuer, geführt von einem gewaltigen Elephanten, deutlich vor Augen. Ein mordlustiges Lächeln der Zufriedenheit leuchtete aus unsern Augen, als wir die Hähne spannten und ruhig den Anprall erwarteten, der denn auch sogleich erfolgte. Als die Heerde in muthwilligem Trott, das Wasser hoch aufwirbelnd, kaum zwanzig Schritte von uns entfernt war, gab ich Feuer, und zwar auf den mächtigen Führer, welchem die Spitzkugel in das Vorderhaupt drang. Einen Augenblick stand der Koloß betäubt, dann brüllte er fürchterlich auf und stürzte mit geschwungenem Rüssel auf uns ein, während die Heerde erschrocken nach dem Teiche zurückrannte. Jetzt schoß auch Watson und ein neuer gellender Schrei des Elephanten verrieth, daß auch dieser Schuß getroffen. Unsere Hoffnung aber, das Thier zusammenzubrechen zu sehen, ging nicht in Erfüllung und uns blieb nur die Flucht, denn selbst die Hunde wagten den Gegner nur in weiten Kreisen zu umschwärmen.

Wir hatten nur einen Weg am Rande des Gewässers hin, wo wir noch immer den Lärmen der fliehenden Elephanten vernahmen, hinter uns aber brauste das fürchterliche, blutübergossene Scheusal mit unbegreiflicher Schnelligkeit daher, so daß nur der schnellste Lauf der Pferde uns vor seinem Rüssel schützen konnte. Man denke sich aber unsern Schreck, als bei einer Biegung um ein dichtes Gebüsch wir plötzlich das donnernde Daherstürmen

der Heerde vernahmen. Jetzt galt es, auf Tod und Leben zu reiten, um noch vor dem Durchbruche der Heerde vorüberzukommen. Während wir den Pferden die Sporen in die blutenden Flanken hieben, ragten plötzlich aus dem Gebüsche die gehobenen Rüssel und glänzenden Stoßzähne der gereizten Thiere empor. Einen Augenblick standen sie unschlüssig, aber dann stürzte die ganze Schaar hervor und nur ein krampfhafter Sprung meines Rappen rettete mich und ihn vor dem zermalmenden Rüsselschlage eines dieser brüllenden Scheusale.

Wir entkamen, aber mit Mühe und Noth, und schon am nächsten Tage wurde ein neuer Angriff auf die Bestien unternommen, der glücklicher ausfiel. Mit der Vernichtung des fürchterlichen Leit-Elephanten, dessen Leichnam wohl eine Stunde von dem Orte seiner Verwundung aufgefunden wurde, schien die Heerde in eine gewisse Unschlüssigkeit gerathen zu sein, die wir mit gutem Erfolge benutzten. Nachdem unsere Büchsen acht dieser Bestien getödtet hatten, zog sich die Heerde in eine andere Gegend zurück, und die neuhergestellten Eindämmungen des Teiches blieben hinfort unzerstört.

Ein Criminalfall.

Ein abschreckendes Bild menschlicher Verworfenheit und socialer Verderbniß gewährten die öffentlichen Gerichtsverhandlungen gegen die Wittwe Knothe und den Maurergesellen Steinmann wegen Gattenmord.

Nach dem eigenen Geständnisse der Angeklagten wurde dieselbe von einer verzehrenden Leidenschaft für ihren Mitschuldigen gleich bei seinem ersten Anblick erfaßt, so daß sie beschloß, ihren Mann aus dem Wege zu räumen, um dem Geliebten ganz angehören zu können.

Aber diese Liebe hat etwas Grauenvolles, Unnatürliches, wenn man die Person der Angeklagten erblickt. Die Wittwe Knothe ist kein junges, lebenskräftiges Weib mit heißem Blute, sondern eine Frau von 47 Jahren, alt und abgelebt, mit citronengelbem, abgemagertem Gesicht, hervorstehenden Backenknochen und stellenweise kahlem Scheitel; ihr Auge ist matt, die Sprache klanglos, die kleine Gestalt ohne jeden Reiz, ihre Kleidung unscheinbar. Dagegen erscheint der Maurergeselle Steinmann als ein Mann von höchstens 27 Jahren mit regelmäßigen, nicht unangenehmen Gesichtszügen, die aber eine gewisse geistige Beschränktheit verrathen.

Dieses seltsame Liebespaar war nun übereingekommen, den lästigen Gatten aus der Welt zu schaffen.

Das verbrecherische Weib kennt nur den einen Gedanken, sich um jeden Preis mit dem Geliebten zu verbinden. Sie läuft in Apotheken und Droguenhandlungen, kauft Scheidewasser, Quecksilber, Phosphor und mischt die giftigen Substanzen unter die Speisen des arglosen Mannes. Sie läßt sich nicht abschrecken, nicht warnen, als alle diese Versuche mißlangen und die kräftige Constitution des Opfers den Angriffen widersteht. Immer wieder sucht sie nach neuen Stoffen; am Arm ihres Liebhabers wandert sie aufs Feld

hinaus, um dort unter Rosen, Lachen und Scherzen, Schierling und Stechapfel zur höllischen Suppe zu pflücken. Auch das führt nicht zum gewünschten Ziel; da greift sie auf Anrathen ihres abergläubischen Mitschuldigen zu dem Zauber der Unterwelt. Steinmann hat von einem unfehlbaren Mittel gehört, den Tod eines Menschen sicher und ohne jede Spur herbeizuführen. Man glaubt in der That ein Bruchstück aus einem mittelalterlichen Hexenprozesse zu lesen, wenn man den Vorschlag des unwissenden Verbrechers hört. Dieser ging dahin, daß man, um einen Menschen zu tödten, nur seine Fußtapfen mit einem Nagel aus dem Sarge eines Todten an den Boden anzuheften brauche. Die Frau war sogleich einverstanden und Beide gingen wieder Arm in Arm nach dem Charité-Kirchhof, um dort zwischen den Gräbern einen solchen Nagel zu suchen, den sie nach kurzer Zeit fanden.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, bestreute nun das verbuhlte Weib auf Anrathen des Gesellen die Stube mit weißem Sand. Der arme Mann ahnte nicht, als er sorglos wie gewöhnlich in dem Zimmer auf- und niederging, daß seine Schritte belauert wurden und ihn verderben sollten.

Als er die Stube verließ, wurde in eine der im Sande sich abzeichnenden Fußtapfen der verhängnißvolle Nagel eingeschlagen und somit nach dem Glauben der Verbrecher sein Verderben besiegelt.

Kann die Phantasie eines romantischen Dichters eine grauenvollere Scene ersinnen, als die beiden lauernden Mörder mit dem Sargnagel in der Hand, um die Schritte des Opfers festzumachen, das Herz mit unsichtbarem Mord erfüllt? Es ist ein Bild, würdig eines Höllen-Breughels!

Aber auch der verzauberte Nagel führte nicht zu dem gewünschten Ziel, worauf die entmenschte Frau von Neuem zu dem sichereren Gifte, und zwar dießmal mit besserem Erfolge griff. Eine hinreichende Dosis Arsenik tödtete endlich den Gatten und führte seine Mörder auf die Anklagebank.

Die Geschworenen sprachen ihr „Schuldig" über Beide aus und die Richter verurtheilten sie zum Tode durch das Beil.

Mit derselben stumpfen Ruhe, mit welcher die Angeklagten den ganzen Verhandlungen beigewohnt, vernahmen sie auch den furchtbaren Spruch der irdischen Gerechtigkeit.

In einem oberpfälzischen Städtlein hatte man lange einen recht altmodischen „Feuerwagen", der so heftig rasselte und die Insassen beutelte, daß die „Feuergarde", welche vorne saß, allemal 14 Tage vorher, ehe sie zu einem Brande requirirt wurde, in der Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft Lunge und Leber versichern ließ. Dieses antideluvianische Fuhrwerk hatte noch dazu ein sogenanntes Kutschendach über dem Sitze, welches aber so niedrig war, daß die „Feuergardisten" nicht einmal mit einer Schnabelkappe, vielweniger mit einem Hute sich bedecken konnten, und ihnen so die Haare von Oben gar jämmerlich abgerieben wurden. Daher pflegte es allborten ganz sprüchwörtlich zu werden, überhaupt jeden angehenden Glatzkopf mit den Worten zu begrüßen: „Auch auf dem „Feuerwagen" g'fahren?"

Der Direktor eines Landarmenhauses hatte einem zur Besserung eingesperrten Landstreicher wegen eines groben Vergehens 2 Dutzend Peitschenhiebe zuerkannt. Indeß klagte der Züchtling so erbärmlich wegen der Vollstreckung der Strafe, daß der Direktor ihm die Hälfte erließ, wofür er sich folgendermassen bedankte: „Ach Herr Direktor, Gott lasse Ihnen das, was Sie mir geschenkt haben, dreifach zu Gute kommen!

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 30. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. Juli 1863.

Der Fechter von Jena.

Eine Studenten-Sage.

(Schluß.)

Zeitig begab er sich am folgenden Morgen zum Pagenhause. Der Fechtsaal war mit Offizieren erfüllt, welche sich den Spaß nicht entgehen lassen wollten, zuzuschauen, wie der dumme Teufel, der Dorfschulmeister, von dem Hauptmann gehörig durchgebläuet werde; denn dieser hatte geschworen, ihn als blaues Wunder in seine Gemeinde zurück zu senden.

Kaum hatte er den Saal betreten, als der Hauptmann ihn erblickte und freundlich einlud, näher zu treten. Komm Er, trete Er hieher," sprach er, „damit Er erst einmal sieht, wie es gemacht wird, ehe Er die Waffen in die Hand nimmt. Nun paß er auf!" Scheinbar auf das Höchste überrascht stund der Jenenser da, als der Hauptmann mit einem andern Offizier einen Gang mit dem Floret machte. Kaum vermochte er indeß seine innere Freude zu verbergen, als er bemerkte, wie weit er jenem an Geschicklichkeit überlegen war und wie sich das Blatt so unerwartet wenden werde.

„Nun, Schulmeister," rief der Hauptmann, „hat Er's nun gesehen, wie es gemacht wird? Es ist nicht schwer, Er kann dreist einen Gang mit mir wagen, damit ich Ihm die feineren Kunstgriffe und Stöße beibringen kann. Hat er noch Lust dazu?" — „Gewiß, gewiß," erwiderte Kreußler mit Eifer. „Ich werde es Ihnen ewig Dank wissen, wenn sie mich in der edlen Kunst unterweisen wollen." „Gut, gut! Dann stell Er sich hieher. So, den rechten Fuß voraus. So faßt Er das Floret, so fällt er aus, so muß er mich pariren. Nun geb' Er acht, parire ermeine Stöße, und geht es nicht, so merk Er' sich genau, wohin ich Ihn getroffen habe."

Mit ungeschickter Hand hatte der Pseudoschulmeister das Floret erfaßt und sich dem Meister gegenübergestellt. Er hörte laut hinter sich lachen, sah, daß sein Gegner nur mit

äußerster Mühe sich eine ernste Miene bewahrte, allein dies Alles störte seine Fassung nicht. Da fiel der Hauptmann aus. Der erste Stoß war gegen seine Brust gerichtet und hätte ihn müssen fast zu Boden werfen, allein mit geschickter Hand parirte er ihn. Der Fechtmeister stutzte und glaubte, der Zufall habe den Schulmeister in Schutz genommen. Er wiederholte denselben Stoß — er wurde ebenso geschickt parirt. Jetzt vermochte der Hauptmann die Sache nicht mehr zu begreifen. Er wurde unruhig, Stoß auf Stoß führte er aus, alle seine Kräfte und Geschicklichkeit nahm er zusammen, mit größter Hitze drang er auf den unscheinbaren Schulmeister ein — vergebens! Kein Stoß glückte, keine Finte gelang, ruhig, unerschütterlich blieb der Geheimnißvolle auf der Mensur stehen, ohne auch nur einen Zoll zurückzuweichen. Mit einenmale ruhte das Floret so fest und sicher in seiner Hand, jeder Stoß glitt daran ab. Keiner der Zuschauer lachte mehr. Diese Wendung hatten sie nicht erwartet, sie staunten, und hätte der Fremde ein nicht gar zu unscheinbares Aussehen gehabt, so würden sie ihn für den Teufel selbst gehalten haben.

Mit heimlicher Freude hatte Kreußler dieses Erstaunen bemerkt. Bisher hatte er nur die Stöße seines Gegners parirt, jetzt fiel auch er aus und Stoß auf Stoß traf die Brust des verwirrten, erschrockenen Hauptmanns. Der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Er hielt zwar noch Stand und versuchte, wenn auch vergeblich, die Stöße des Schulmeisters zu pariren, als dieser aber stets neue und noch feinere Finten anwandte, warf er ihm zuletzt verwirrt, wüthend, beschämt das Floret vor die Füße und verließ den Fechtsaal. Die meisten der anwesenden Offiziere folgten ihm. Kein einziger von ihnen zeigte Lust, mit dem Fremden einen Gang zu wagen.

Kreußler hatte einstweilen erreicht, was er gewünscht hatte. Am folgenden Morgen stellte er sich wieder auf dem Fechtsaal ein, ganz mit seiner bescheidenen schulmeisterlichen Miene, als ob am Tage zuvor nichts vorgefallen wäre. Die Niederlage des Fechtmeisters hatte sich indeß rasch unter allen Offizieren verbreitet und sie waren in großer Anzahl gekommen, den geheimnißvollen Mann zu sehen und für die Niederlage ihres Hauptmanns Genugthuung von ihm zu verlangen. Mit dem Degen wagte es keiner mit ihm aufzunehmen, dafür hatte sich aber ein junger Lieutenant, der für den besten Schläger in der Armee galt, verschworen, ihm mit dem Schläger tüchtig zuzusetzen.

„He!“ wandte er sich an den Schulmeister, „versteht Ihr auch mit dem Schläger umzugehen?“ — Der Gefragte zuckte mit den Achseln. „Ich habe es noch nicht versucht. Wenn es nicht schwieriger ist als mit dem Degen, so —.“ — „Gut,“ unterbrach ihn der Lieutenant. „Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, wir wollen einen Gang mit einander machen. Hier ist der Schläger. So müßt Ihr ihn fassen und so Euch auslegen. So, nun stellt Euch auf die Mensur und seht Euch vor.“

Der Pseudoschulmeister zeigte sich anfangs ebenso unerfahren wie am Tage zuvor. Kaum hatte aber sein Gegner den ersten Schlag gethan, den er mit Leichtigkeit parirte, als sein ganzes Wesen sich zu verwandeln schien. Der Schläger erschien in seiner Hand so leicht, als ob er eine Feder wäre, und hatte er sich auch scheinbar nachläßig ausgelegt, so bot er seinem Gegner doch nicht die geringste Blöße dar. Er verfolgte ganz dasselbe Manoeuvre, wie am Tage zuvor und parirte alle Hiebe des Lieutnants mit meisterhafter Geschicklichkeit und Sicherheit. Erst als dieser immer ungestümer und hitziger auf ihn eindrang, schritt auch er zum Angriff und Schlag auf Schlag, Primen und Sekunden, Terzen und Quarten trafen

nach einander den erschrockenen Lieutenant. Er war nicht im Stande, sie zu pariren, wich von der Mensur zurück und ließ sich endlich in eine Ecke des Fechtsaals drängen.

Unverhohlener Beifall brach jetzt unter den anwesenden Offizieren aus. Der unscheinbare Dorfschulmeister hatte sie zu wirklicher und aufrichtiger Bewunderung gezwungen. Sie umringten ihn und die besten Fechter unter ihnen verlangten, mit ihm eine Lanze zu brechen Er war gern dazu bereit, allein keiner vermochte ihm Stand zu halten, einer nach dem andern wurde von ihm besiegt und sein Arm schien nimmer zu ermüden.

Noch an demselben Tage kam die Kunde, daß ein fremder Dorfschulmeister die besten Fechter und Schläger der ganzen Armee besiegt habe, zu den Ohren des Königs. So erzürnt August der Starke anfangs hierüber auch war, so trug er dennoch Verlangen, den Fremden kennen zu lernen und zu sehen, ob er auch seinem Degen Stand halten werde. Incognito wollte er ihm entgegentreten, um ihn nicht durch seine Würde einzuschüchtern und einen um so vollständigeren Sieg über ihn zu erringen.

Als er am folgenden Morgen, nur von einem Adjutanten begleitet, auf den Fechtsaal trat, war auch der Pseudoschulmeister bereits zugegen, und mit einem verächtlichen Lächeln blickte der König auf dessen unscheinbare Gestalt. Ha, wie war es möglich, daß dieser Mann seinem starken, unbesiegbarem Arme widerstehen könnte! Er mußte büßen für die Schmach, die er seinen Offizieren angethan! — „He, Schulmeister," wandte er sich an ihn, „meine Kameraden haben mir erzählt, daß er gut zu fechten versteht; meine Waffe ist zwar der Säbel, doch bin ich auch mit dem Degen nicht ganz ungeübt. Will er auf Degen einen Gang mit mir machen? He!"

Durch Zufall hatte Kreußler den König am Tage zuvor gesehen. Sofort erkannte er ihn wieder und sein Herz schlug höher und unruhiger, als er sich jetzt dem Manne gegenüber sah, von dem er so vieles hatte gehört, um dessentwillen er hieher gekommen war. Er errieth, daß der König nicht erkannt sein wollte, und indem er auch seine Rolle festhielt, erwiderte er gefaßt und ruhig: „Weßhalb nicht, Herr? Ich bin ja hieher gekommen, um zu lernen. Der Herr Fechtmeister wollte mir die Kunst beibringen." — „Schon gut, schon gut!" unterbrach ihn der König, dem der Spott dieser Worte nicht entging. „Ich hoffe, er soll etwas lernen. Nehm' Er den Degen und leg' Er sich aus."

Ruhig gehorchte der Fremde. Kaum hatte er sich indeß ausgelegt, als der König mit größter Kraft und Gewandtheit ausfiel. Leicht und geschickt wurde dieser Stoß parirt. Der König erröthete unwillig. Stoß auf Stoß führte er auf seinen Gegner, aber keiner traf, jede Finte wurde parirt. Ruhig, fest stand der Fechtmeister da. Sicher ruhte sein Blick auf dem Auge des Königs, der immer heftiger und erbitterter wurde, und durch gewaltige Kraft der Stöße zu erreichen suchte, was ihm durch Geschicklichkeit nicht gelingen wollte. Noch hatte den Fechtmeister kein einziger Stoß getroffen, noch hatte er sich nur darauf beschränkt, zu pariren. Da rief der König, den diese Schonung noch mehr als sein vergebliches Bemühen erbitterte: „Herr, fall Er aus! Ich bin kein Knabe, den Er zu schonen braucht!"

Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, so zuckte das Auge des unscheinbaren Gegners, fest setzte er den Fuß voran, fiel aus und des Königs Degen flog klirrend an die Wand. Die Umstehenden waren fast erschrocken. Der König richtete sich überrascht in die Höhe, noch Niemand hatte den Degen aus seiner starken Hand zu winden vermocht. Seine Lippen preßten sich fest auf einander. Schweigend hob er den Degen wieder auf und stellte

sich auf die Mensur. Sein ganzer Körper erzitterte vor innerer Aufregung, seine Rechte hielt fast krampfhaft den Degen umfaßt. Da fiel der Gegner wieder aus und zum zweitenmale flog sein Degen klirrend an die Wand.

Erschrocken trat der König einen Schritt zurück. Sein Auge glühte. „Er ist entweder der Teufel oder Kreußler aus Jena!“ rief er. — Da zuckte es um das Auge des unscheinbaren Mannes, er senkte die Spitze des Degens, der so fest in seiner Rechten ruhte, und erwiderte ruhig: „Der letztere bin ich, Majestät.“

Einen Augenblick schaute ihn August der Starke noch finster an, dann erhellte sich sein Blick, er trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und rief: „Von Euch besiegt zu sein ist keine Schande. Reicht mir die Hand!“ — Der Fechtmeister zögerte. „Majestät,“ sprach er lächelnd,“ es ist doch ein anderer Händedruck, als auf der Rasenmühle?“ — Der König lachte laut auf: „Ha, ha! Schlagt ein! Vor Eurer Rechten habe ich Respekt! Seid ohne Sorge!“ — Da legte er seine Rechte fest in die Hand des Königs, der sie derb schüttelte.

Wenige Tage darauf kehrte Kreußler vom König reich beschenkt nach Jena zurück. Vergebens hatte ihn August für immer in Dresden zurückzuhalten versucht. Er hatte es abgeschlagen — sein Herz hatte ihn nach der trauten Stadt an der Saale zurückgezogen. — Es war ihm aber ergangen, wie so vielen Herzen nach ihm! Es gibt nur ein Jena! Das zieht — das zieht! —

Der zoologische Garten in München.

Die Ausführung eines solchen zeitgemäßen Unternehmens in der Hauptstadt Bayerns wurde seit Jahren wiederholt in Anregung gebracht und auch versucht, doch scheiterte dieselbe jedesmal an einem hiezu geeigneten Grundstücke; einem strebsamen Bürger Münchens, Herrn Benedikt, war es vorbehalten, einen den Anforderungen eines solchen Instituts in jeder Beziehung entsprechenden Gartengrund von großem Umfange als Eigenthum zu erwerben. Hundert geschäftige Hände waren seit Anfang dieses Frühjahrs beschäftigt, unter Leitung des Hofgärtners Klein von Nymphenburg dieses $10^1/_2$ Tagwerke haltende Terrain in ein Eldorado umzuschaffen, das in der That als solches erscheint, indem dasselbe nichts verkünsteltes oder überladenes bietet, sondern in immer neuer Abwechslung dem Auge die mannigfaltigsten Ruhepunkte bietet. Jedenfalls findet der Besucher im zoologischen Garten, wenn auch noch Manches zu wünschen übrig bleibt, mehr Gelegenheit, die Natur der Thiere kennen zu lernen, als in einer der Schaulust bestimmten Menagerie, und auch kein Museum ist im Stande, selbst bei dem größten Reichthum an Thierformen einen zoologischen Garten zu ersetzen. —

Wir wollen den gegenwärtigen in seiner jetzigen Beschaffenheit — einer näheren Besprechung unterwerfen.

Betritt man vom englischen Garten (vis à vis des chinesischen Thurms) aus diese Räume, so befinden wir uns vor einem kunstvoll angelegten Teiche, belebt mit Schwimm- und Stelzvögeln aller Zonen, dem im Hintergrunde ein Wasserfall einen schönen Rahmen

verleiht. Wir verlassen nach langer Betrachtung diese wundersame Welt und es tritt uns halb versteckt eine künstlich gebaute Schloßruine entgegen, sie trägt das in Stein gehauene Wappen der Grafen von Eulenburg und die hunderte gefiederte Bewohner dieser Burg rechtfertigen diesen Namen. Wir stehen nämlich vor der Eulenburg. Den Weg mit seinen manigfaltigen Abwechslungen verfolgend, gelangen wir zum künftigen Restaurationsgebäude, wo uns wieder neue Schönheiten begegnen; es ist eine Fontaine, umgeben von den mannigfaltigsten Blumenbosquets; im Hintergrunde derselben jagen sich Massen der seltensten brasilianischen Vögel, während eine ebenso große Anzahl der verschiedensten Papageisorten den Vordergrund ziert. Die oberen Localitäten des Restaurationsgebäudes sind schon jetzt sehr geräumig und gewähren einen überraschenden Ueberblick über eine ganze Welt von Vier- und Zweifüßlern. Von den schattigen Restaurations-Anlagen kommen wir zu einem neuen Cyclus von 20 Park-Gruppirungen mit den verschiedensten in- und ausländischen Säugethieren, deren Behälter solid, geschmackvoll und im ländlichen Style gebaut sind. Ihnen folgt eine Wolfs- und Bärengrube, ein Bassin für Fischotter und ein solcher für Seehunde, eine Anzahl verschiedener Behausungen seltener Thiere, von denen bereits eine bedeutende Sammlung vorhanden ist. Das non plus ultra wird jedoch das Affenhaus, in kürzester Zeit seiner Vollendung harrend, nach seinen Umrissen großartig, im maurischen Style von Eisen und Zink gebaut und mit allen Reizen orientalischer Pracht ausgestattet. Auf die Höhe der Anlage kommt das große Thierhaus zu stehen, in welchem der König der Thiere, umgeben von seinen reißenden Gefährten thronen wird. Haben wir diesen Platz verlassen, so gönnen wir uns einige Erholung in den auf das comfortabelste eingerichteten Salons des Hauptgebäudes, die uns wiederholt einen genußvollen Ueberblick über alle Räume des Gartens gewähren. Nebenan besuchen wir noch das ebenso elegant gebaute Fasanen- und Taubenhaus. Ihr Referent hat, um alles dieses nur flüchtig zu besehen, volle $1^1/_2$ Stunden gebraucht und man kann sich daher ein Bild von dem verschaffen, was dieser Garten schon jetzt ist und was er noch werden wird. Hier ist also eine unerschöpfliche Fundgrube für Groß und Klein, für den Naturforscher wie für den Naturfreund geboten, und unsere Schuljugend insbesondere wird hier in einer Stunde mehr lernen, als durch tagelanges Abquälen mit naturgeschichtlichen Memoiren und Vorzeigung buntbemalter Thiere. Der zoologische Garten wird nächste Woche, soweit derselbe fertig, dem allgemeinen Besuche geöffnet und sind die Eintrittspreise (12 kr. und an gewissen Tagen 18 kr.) sehr mäßig gehalten, sowie auch vollständige Sicherheit vor jeder Gefahr vorhanden ist. Wir wünschen Herrn Benedikt, dessen Unternehmen wohl einzig in seiner Art dastehen dürfte (denn der zoologische Garten des Herrn Werner in Stuttgart hält keinen Vergleich hiermit aus) den besten Erfolg und glauben, daß seine Anstalt sich anhaltender Theilnahme zu erfreuen haben wird. Ihr Referent behält sich vor, diesen nur flüchtigen Skizzen ein vollständiges Bild folgen zu lassen.

Was das deutsche Sprüchwort von den Frauen sagt.

Wenn ich es unternehme, einen Extract dessen, was deutsche Sprüchwörter über Frauen enthalten, Ihren Leserinnen mittheilen, so thue ich es mit dem Bewußtsein, daß ich damit gleich oben gegen ein solches Sprüchwort verstoße, welches da heißt:

„Frauen und Jungfrauen soll man loben, sei es wahr oder erlogen.“

Was unsere biderben Altvordern über Frauen und Mädchen sagten und zum Sprüchwort werden ließen, ist zum allergrößten Theile sehr unartig, ja garadezu grob, und ich sollte daran Anstand nehmen, derlei Ansichten dem jetzigen schönen Geschlecht direct unter die Augen zu bringen.

Doch, nein! Die Sprüchlein sind eben Curiosa, wie sie der Mißmuthige, der Superkluge, der Gekränkte erfand; daß von Zufriedenen wenig zu lesen ist, läßt sich wohl begreifen, denn es geht im Hause mit den Frauen wie mit den Speisen; sind sie gut, nun gut, so sagt der Hausherr nichts weiter darüber — sind sie aber nicht gut oder nicht nach seinem Geschmacke, dann spricht der Aerger gleich mürrische Worte des Tadels, und daher kommt es, daß das Sprüchwort über Frauen zumeist eine cholerische Färbung zeigt.

Treten wir also auf gut Glück in das Arsenal, worin die männlichen Malcontenten das Geschütz für ihre Wortgefechte aufbewahrten und besehen wir die feindliche Munition.

Da ist zuerst eine Gruppe von Sprüchlein, welche den Frauen und Mädchen ihre Bestimmung am häuslichen Heerd klar zu machen streben:

„Die erste in der Kirche, die letzte beim Tanz, sind zwei Blumen im Mädchenkranz.

Ein Mädchen muß nach einer Feder über drei Zäune springen.

Ein Mädchen muß nicht so lange müßig gehen als eine Taube ein Korn aufnimmt.

Die Frau muß selber sein die Magd, soll's gehen wie es ihr behagt.

Der Frau Augen kochen wohl, die der Magd nicht.

Die Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfährt.

Eine Frau kann mit dem Fingerhut mehr verschütten, als der Mann mit dem Eimer schöpfen kann.“

Das ist nun gar nicht übel, aber freilich Philister- und Bauernweisheit und für die jetzigen Zeiten nicht mehr brauchbar.

Die jetzt folgenden Sentenzen zeigen ebenfalls von veralteter Beschränktheit und wollen das Weib zu einem Stillleben zwischen vier Mauern erziehen.

„Wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken.

Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt.

Kein Kleid steht einer Frau besser als Schweigen.

Ein kläffend Weib ist selten stumm, ein still Weib liebt man um und um.

Das Weib fragt, der Mann sagt.

Das Weib und der Ofen sind eine Hauszierde.“

Das läßt sich immerhin noch anhören, man kann darüber sprechen — nun aber, geneigte Leserin, nicht weiter, oder umgürte dich mit dem ganzen Stolze deiner Würde, waffne dich mit dem Panzer der Unempfindlichkeit, decke dich mit dem Schilde der stillen Verachtung — wir kommen zu dem groben Kaliber.

Zuerst geht es über die Herrschsucht der Frauen:

„Wenn die Magd Frau wird, jagt sie den Herrn aus dem Hause.

Wo die Frau im Haus regiert, ist der Teufel Hausknecht.

Gehorsam und Geduld wachsen nicht im Weibergarten.

Weiberregiment
Nimmt selten gut End.

Es gibt nur ein böses Weib — aber Jeder meint, er hätt' es.

Es sind nur drei gute Weiber gewesen, die Eine ist aus der Welt geloffen, die zweite ist im Bade ersoffen, die Dritte sucht man noch.

Mit einem bösen Weibe fängt man den Teufel im freien Feld."

Nun kommt allerlei Unartiges über allerlei Unarten, eine Menge weiberhasserischer Aeusserungen und sonstiger boshafter Spöttereien:

„Frauenrath und Rübensaat geräth alle sieben Jahre.

Wenn zwei Frauen zusammenkommen
Wird die dritte in die Hechel genommen.

Drei Frauen, drei Gänse und drei Frösche machen einen Jahrmarkt.

Es soll Keiner ein Weib nehmen, er könne denn drei ernähren.

Weiber sind Anfangs leicht, werden aber immer schwerer.

Ein Weib verschweigt, was sie nicht weiß.

Der Weiber Weinen ist heimlich Lachen.

Fromm Weib, des Lebens Heil
Man findet's aber selten feil.

Hätt' ich nur ernstlich einen Mann,
Was geh'n mich and're Jungfern an.

Mutter, ich muß einen Mann han,
Oder ich zünd' s'Haus an.

Rüben nach Christtag, Aepfel nach Ostern und Mädchen über Dreißig haben den besten Geschmack verloren.

Versagen ist der Weiber Sitte,
Doch wollen sie, daß man sie bitte.

Reiche Weiber — arme Kinder!

N' Wiif, det met'n Koppe will buawn nut,
Dat doot viel Schaan und richtet nicks nut.
(Ein Weib, das mit dem Kopf will obenaus,
Thut viel Schaden und richtet nichts aus.)

Die Weiber führen das Schwert im Mund, darum muß man sie auf die Scheide schlagen."

Mit besonderem Ingrimm richtet sich der Sprüchwörter Zorn gegen die Schönen des schönen Geschlechts, und die Häßlichen werden angepriesen. Es heißt unter Anderem:

„Es ist leichter wider den Satan streiten als wider ein schönes Weib.

Schön Weib, viel Stolz.

„Schöne Weiber und lange Kleider bleiben gerne hangen.

Weiberaugen, Feuerspiegel.

Je schöner Weib, je schlechtere Schüssel.

Jedes Weib will lieber schön als fromm sein.
Häßliche Weiber hüten das Haus wohl.
Ein häßliches Weib ist ein guter Zaun um den Garten.
Weiberschönheit, das Echo im Wald
Und Regenbogen vergehen bald."
(Schluß folgt.)

Zwei neue Gedichte Rückert's. Auf ein von dem Handwerkerverein zu Gumbinnen an Friedrich Rückert bei seinem letzten Geburtstag gerichtetes Telegramm ging am 1. Juni folgende eigenhändige Antwort des edlen Dichters ein:

I.

„Was vom Weitesten kommt, hat weiteste Wege zu laufen,
Am willkommensten auch soll's am geehrtesten sein,
Wie dies von Gumbinnen gekommene Fest-Telegramm mir;
Wie aus heiterer Luft traf der electrische Strahl
Dort vom nördlichen Rande herein in die südliche Mitte,
Zeit verschlingend und Raum, zuckte der zündende Gruß.
Daß dort wackere Deutsche die Gränzhut gegen die Fremden
Halten, ich seh's, wie sie hoch halten den deutschen Gesang."

II.

„Mit Handwerkervereinen vereinete Sängervereine
Stellen das Nützliche dar, dem sich das Schöne gesellt.
Doch Handwerkerverein ist mehr als Sängervereinung:
Nicht mit Gesang, mit der Hand wirkt man gedeihliches Werk:
Nicht mit Gesang, mit der Hand arbeitet man, säet und erntet;
Nicht mit Gesang, mit der Hand werden die Waffen geführt,
Nicht mit Gesang, mit der Hand ist der Zukunft Heil zu begründen.
Dir, Handwerkerverein, biet ich die Hand im Gesang."

Neuseß, bei Coburg, 21. Mai 1863.

Friedrich Rückert.

(Komische Adressen). Aus dem Post-Almanach. Diesen Brief wollen der Herr post Secretär abgeben in der Königsstraße, da wohnt ein Schuster da wohnt ein Tischler im Hause, bei beiden hab ich den Namen vergessen es liegen Bohlen vor der Thür

in Berlin.

A. H. Hern Peter Christ. Mosierender-Weinarbeiter bei Hrn Ferdinand Robin und Compang.
in der Klockenstrase.

A. Mamsell, Mamsell, die Frau Doctern; die eine Witbe ist und beim Wassertreg wohnt, franco, wo der Mann im vorigen Winter am Nervenfieber starb in P.

Post-Arrestant!!1 NB. Dieser Brief soll so lange auf der Post liegen, bis er sich selbst abholt.

Geselle: „Aber, Meister! warum wird denn bei uns immer gerüstet, und 's giebt doch nie einen Krieg?"

Meister: „Gott sei Dank, es hat jetzt noch kein Ausseh'n dazu."

Geselle: „Aber warum giebt ma denn nachher so schreckli viel Geld für's Kriegshandwerk aus und knausert da, wo's koa Guat thuat!"

Meister: „Weil du an Esel bist und Bayern a Großmacht. Deßweg'n soll in Europa koa Schuß fall'n, der uns nicht a Million kostet."

In B. ging ein Brief ein, an eine gewisse Frau von Meerkatz, ohne genauere Bezeichnung des Vornamens, der Straße und Wohnung. Es lebten indessen mehrere Damen dieses Namens im Orte und da keine den Brief angenommen hatte, so schrieb der Briefträger auf die Rückseite desselben: „Es sind mehrere Meerkatzen in B., aber keine will sich zum Erbrechen bequemen."

Ein norddeutsches Blatt sagt, die besten und erfolgreichsten „sechs Punkte" für Rußland wären diese:



Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 31. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. August 1863.

Die Brautfahrt eines Hinterwäldlers.

Joseph Tompkins war ein echter Hinterwäldler, wie solche nur die wilden, unbebauten Territorien im nördlichen Theile des Staats Missouri in früherer Zeit aufzuweisen hatten. Er war groß und musculös und seine Haut schien vom geschicktesten Gerber bearbeitet zu sein. Seine Frau, fast eben so groß wie er, unterschied sich nur in so fern von ihm, daß man ihn, dem Gewichte nach, zwei Mal aus ihr hätte formen können. Sie mochte Recht haben, wenn sie gelegentlich behauptete, daß sie schon seit vielen Jahren mehr als 250 Pfund wiege, und wenn Mr. Tompkins bei guter Laune war, nannte er sie nur sein liebes kleines Weibchen.

„Sie ist eine Million werth“, meinte er, so oft ein Gast ihm etwas Verbindliches über seine Frau sagte und sie als Wirthin belobte. „Und wenn Sie wissen wollen, wie ich das kleine magere Ding da gekapert habe, so will ichs Ihnen erzählen.“

Natürlich wurde er meist dringend um die Erzählung gebeten. Unser würdiger Farmer rückte sich nun auf seinem, mit einem Bärenfelle bedeckten Rohrstuhle zurecht und begann in seiner gemüthlichen Weise:

„Als ich vor vielen Jahren aus dem alten Virginien hieherzog, da war's ein gar wildes Land, gerade wie bald nach Erschaffung der Welt. Heute noch sitzen wir auf derselben Stelle, auf der ich damals schon gesessen habe. Wir gingen so recht in das Dickste hinein; und daß es damals ein dichter, finsterer Wald gewesen, das könnt Ihr heute noch an der ganzen Gegend sehen. Wir waren ihrer Fünf, unser Alter, Gott hab ihn selig, und wir vier Jungen. Ein kräftiges Gespann, das könnt Ihr uns glauben: wir legten uns aber auch ins Zeug. Nicht lange und wir hatten eine Hütte gebaut, die sich sehen lassen konnte.

Die ganze weite Prairie, die vor uns ausgestreckt und jetzt mit zahlreichen Häusern bedeckt ist, war aber damals so wild, wie die Prairien, die heut noch nach den Felsengebirgen hin liegen. Und solche närrische Kerle, wie wir, gab es zu der Zeit nur aller fünf-

zehn bis zwanzig Meilen im Umkreise. Der Sommer verging, der Herbst kam, und die Kälte auch. Da merkten wir, daß es wieder einmal um unsere Verhältnisse schlecht stand. So wurde denn beschlossen, eine volle Woche daran zu wenden, um neuen Vorrath an Wild einzusammeln. Die Winterzeit konnte sonst so schlimm für uns werden, hätten wir nicht auch daran gedacht. Wir forderten also einige junge Bursche aus der Nachbarschaft auf, die sich ungefähr 15 Meilen von uns angebaut hatten; und so machten wir denn einen Trupp von zehn Mann aus und zogen frisch drauf los. Eine so lustige Jagdgesellschaft, wie die unsere war, findet sich so leicht nicht wieder zusammen.

Wir marschirten quer durch die Prairien, nach einem Gehölze zu, in welchem wir eine prächtige Salzlecke wußten. Aber hin kamen wir freilich nicht. Kaum waren wir zwei Meilen in das Gras hineingekommen: Wunder! Was gabs da? Wir sahen in der Ferne die größte Büffelheerde, die je hieher nach der Grasnung gekommen war. Einige von uns hatten in ihrem ganzen Leben überhaupt solche Bestien noch nicht gesehen. Das Herz klapperte uns unter der Jacke, denn nun war die Zeit gekommen, wo wir zeigen sollten, was wir gelernt hatten mit der Büchse in der Hand; denn es ist wahrlich keine Kinderei, auf eine Heerde solcher Bestien loszugehen. Wenn man denen etwas vormachen will, da sprechen sie ein Wort mit. Die Tausende von Büffeln grasten aber ganz gemüthlich fort und rückten dabei immer weiter vorwärts. Wenn wir aber unsere Stückchen Blei bei ihnen anbringen wollten, mußten wir gar vorsichtig sein; die schwarzen Teufel haben eine zu gute Nase. Wir drückten uns deßhalb tief in das Gras, und legten uns von Zeit zu Zeit flach auf den Bauch, um uns nicht zu verrathen.

Aber doch, glaube ich, bekamen sie Wind von uns. Ich sah wenigstens, wie die, welche uns am nächsten waren, ihre ungeschlachten Nasen in die Luft reckten, Wind nahmen und dann in einem ganz ruhigen Trabe weiter marschirten. Sie liefen nicht rasch, legten aber doch in aller Ruhe ein bis zwei Meilen zurück und fraßen dann bescheiden weiter. Wir natürlich ihnen nach; aber was war's? Kamen wir ihnen wieder auf die alte Entfernung nahe, so schnaubten sie und rückten weiter.

So verfolgten wir sie den lieben langen Tag, ohne auch nur einmal abprotzen zu können. In mir kochte es. Ich wurde ganz „fuchswild“, was ich alles auf mein Jagdunglück schob. Es war aber eigentlich auch der Hunger dabei mit im Spiele. Den ganzen Tag nichts gegessen! Da schwur ich, den Bestien zu folgen und keinen Blick heimwärts zu sehen, bevor ich nicht wenigstens eine hätte. Meine Kameraden waren ebenso verbissen und schwuren dasselbe. Dann wurde, es war schon Abend, das Frühstück hervorgesucht; aber wir kauten flottweg, als wir schon wieder hinter den Brummochsen hertrabten.

So gings denn immer fort, es war schon ganz düster geworden. Aber stets dasselbe: je mehr wir vorrückten, desto besser liefen die Anderen.

„Wir haben schönen, hellen Mondschein“, sagte ich; „seht dort guckt er schon hervor. Wenn aber die verwünschten Thiere uns nicht zu Schuß kommen lassen wollen, so sollen sie gewiß auch keine ruhige Stunde in der kommenden Nacht haben, dafür will ich schon sorgen.“

Nun ging es wieder mit neuen Kräften vorwärts und in ungefähr einer halben Stunde hatten wir das Viehzeug so weit eingeholt, daß wir die lange schwarze Linie deutlich genug vor uns hatten. Mochte es nun sein, daß es vollkommene Nacht geworden war,

oder daß jetzt der Wind aus einer andern Richtung und grade auf uns zu blies, das will ich nicht entscheiden; genug die Thiere schienen nicht so einfältig scheu zu sein und machten sichs bequemer. Wenn sie aber anfangen, satt und faul zu werden, stecken sie die Mäuler tiefer ins Gras und suchen sich die jüngsten Hälmchen.

Nun gut; wir krochen immer weiter und weiter, bis wir in ganz bequeme Schußweite gelangten. Da sagte ich den Andern, sie sollten sich schußfertig halten; wir wollten Alle auf einmal feuern. Jeder sollte sich ein anderes Stück wählen und scharf hinhalten, denn zu einem zweiten Schusse würden wir wohl nicht kommen. Der Mond aber schien so klar und hell, daß wir unser Ziel ganz sicher nehmen konnten, wie am Tage.

Jetzt waren wir so weit aus einander gerückt, daß auch Jeder sein Stück für sich allein hatte, als wir auf einmal was ganz Wunderbares sahen. Unser Aller Blicke waren auf eine Stelle gerichtet.

Wie ich schon sagte, dehnte sich die Heerde Büffel in einer endlosen schwarzen Linie vor uns aus. Einige waren recht hübsch nahe, die anderen waren meilenweit von uns fort. Da, mit einem Male, fing ein alter Bulle, der uns mit am nächsten war, tolles Zeug an zu treiben. Er sprang und brüllte, als ob er Leibschmerzen hätte. Er machte Sprünge, gerade wie ich vor einiger Zeit, als mich eine Wespe in den Kopf gestochen hatte. Nun, das war an für sich nicht so entsetzlich; es konnte ihn ja auch etwas gestochen haben. Als er aber gerade auf uns losstürzte, ganz närrisch brüllte und nicht weit von uns stehen blieb und die Erde mit seinen Hörnern in die Luft warf, wie er dann seine vier Beine auseinanderspreizte, als ob er fürchtete umzufallen, und endlich auch taumelte und mit einem schrecklichen lauten Geröchel niederfiel; das war doch etwas gar zu merkwürdiges. Bald kamen noch drei oder vier Büffel auf den gleichen Einfall, führten dasselbe Schauspiel auf und wälzten sich mit denselben Seufzern auf der Erde herum; und doch hatten wir noch keinen einzigen Schuß gethan.

„Heda!“ rief Einer von uns. „Was geht denn da vor sich?

„Es ist gewiß ein Gespenst,“ erwiederte ein Anderer.

„Hast Du denn nicht das Büffelkalb dort gesehen, das ungefähr so groß wie ein Jährling ist und von einem Bullen zum andern hin- und herspringt?“ sagte ein Dritter.

„Das ist ja eben der Teufel, der den Tanz aufführt!“ sagte Der, welcher noch am meisten Muth hatte zu sprechen.

Wir Jungen hatten unsern abergläubischen Anstrich, mehr oder weniger, gerade so gut, wie unsere Alten.

Wie wir nun das Büffelkalb so von einem Bullen zum andern springen sahen, immer aber auf seinen Rückzug dabei bedacht, wurde uns so Angst, daß wir lieber ein paar lange Meilen weiter rückwärts gewesen wären.

„Wir wollen darauf feuern!“ sagte Einer, und sogleich flogen drei oder vier Büchsen in der Richtung nach dem Kalbe in die Höhe.

„Nicht doch!“ rief ich. „Wenn das der Alte selber ist, verpufft Ihr Euer Pulver umsonst. Wir wollen noch eine Weile warten, die Geschichte muß doch endlich ein Ende nehmen.

Nachdem noch einige Büffel denselben Tanz aufgeführt und dann auch ins Gras gebissen hatten, sehen wir, daß das Ungethüm die Heerde langsam verläßt und schnurgerade

auf uns loskommt." „Nieder in das Gras, Jungen!" rief ich. „Muckst nicht, bis das Ding mitten unter uns ist."

So kauerten wir denn nieder, ohne Athem zu holen, und warteten bis das Gespenst an uns herankam. Ich war einer der Vordersten; mir kroch's kalt den Rücken herauf und meine Haare fingen an, sich zu sträuben. Ich sprach ein oder zwei Gebete in mich hinein, denn ich wußte, daß jetzt das Allerschlimmste kommen müßte.

Als ich mich niederduckte, konnte ich das Ungethüm gar nicht sehen. Aber bald sah ich's wieder, wie es mit seinem zottigen Kopfe, auf und niedertauchend und mit den Hörnern wackelnd, immer näher und näher an mich herankam. Es wurde mir immer schlechter zu Muthe, denn jetzt war es mir klar, daß ich es mit einem Prairiespuk zu thun hatte. Wäre ich allein gewesen, da weiß ich, was ich gethan hätte; ich wäre mit Riesenschritten nach der andern Seite zu abgezogen.

Wie es so näher und näher kam, meinte ich jetzt den Schwarzen ganz gut in dem Kalbe zu erkennen. Endlich sprang ich in die Höhe, dicht vor der Bestie, und brüllte lauter, als ein alter Büffel brüllen konnte, und als ich Das gethan, sprangen auch die Anderen in die Höhe und schrieen, so laut sie nur konnten. Jetzt stürzte das Ding vor mir nieder in das Gras, mit einem Schrei, der mir das Blut in Eis verwandelte. Ich dachte, ich müßte in die Erde hineinfahren. Noch einmal schnappte ich nach Luft, meine Augen sahen wie durch grüne und rothe Gläser; zuletzte aber hob ich die Büchse und zielte nach dem Ungethüm. Da sprach eine Frauenstimme zu mir:

„Ihr habt mir einen Todesschreck eingejagt; dafür muß ich Euch ohrfeigen, wie Ihr's verdient."

Und mit diesen Worten tritt ein Frauenzimmer auf mich los, das Büffelfell bleibt hinter ihm auf der Erde liegen, und noch ehe ich eigentlich weiß, wie mir geschieht, singen mir meine Ohren, wie zu Hause unser alter Theekessel jeden Abend singt.

Gerade so bestimmt, als ich vorher an ein Gespenst geglaubt hatte, wußte ich nun auch, daß ich einem handfesten Weibsbilde gegenüberstand. Die anderen Jungen, wie sie nach und nach näher heranrückten, sperrten die Mäuler weit genug auf über das verwandelte Büffelkalb. Sie haben sich, glaube ich, geärgert, daß es kein Gespenst war.

„Na sieh," sagte ich zu dem Frauenzimmer, indem ich es fest anpackte, um sicher zu sein, daß es Fleisch und Bein habe, „wenn du nicht ein Mordmädel bist, so will ich kein Wort mehr mit Dir reden. Jetzt aber, Miß Buffalo, will ich wissen, wo Sie herkommen, und wie sie diesen Höllenstreich ausgeführt haben, dem wir eben zusehen mußten. Daß das Alles überbietet, was ich bis jetzt erlebt habe, das weiß ich zuverlässig. Die Schlangen hier im Grase können zu Euch in die Lehre gehen."

Sie lachte wild auf und sagte mir, ich wäre ein erschreckter Gänserich. Das war aber nicht wahr; denn jetzt war der Schreck aus den Gliedern heraus, und ein Gänserich war ich niemals gewesen. Sie zeigte mit den Fingern nach einem schwarzen Punkte, weit in der Prairie drin, und sagte:

„Dort komme ich her. Ich und meine Mutter leben beisammen. Mein Vater ist todt, mein Bruder aber in die weite Welt gegangen. Ich muß selbst alles Wild herbeischaffen, wenn wir Fleisch haben wollen. Jetzt bin ich schon dran gewöhnt und kenne meine Schliche, wenn's auch bisweilen harte Arbeit kostet. Ich habe schon Nachmittags die Büffel

von weitem anrücken sehen. Da wir nun ziemlich mit dem frischen Fleische aufgeräumt hatten, beschloß ich, bei Nacht auf die Jagd zu gehen, wenn's auch ein gefährlich Stück Arbeit ist. Aber die Leidenschaft wuchs, ein Paar mußte ich wenigstens haben. Im Sommer schon habe ich ein Kalb erlegt und das Fell von ihm so hergerichtet, wie es die Indianer machen. Ich schlich mich langsam unter sie und mit diesem langen schweren Messer stieß ich die Büffel in das richtige Fleckchen. Das hatte mich ein junger prächtiger Indianer gelehrt. Ich habe heut Nacht fünf gestochen, und wollte eben nach Hause gehen, um die Pferde zu holen und die Thiere nach Hause zu schleppen. Die Mutter und ich richten sie dann zu; wir räuchern sie, trocknen sie an der Luft, oder salzen sie an einem nassen Tage ein. Da traf ich auf Euch, ich war zum Tode erschrocken; Ihr habt aber auch wie der Beelzebub selber gebrüllt." —

„Dafür habe ich aber auch geschwollene Ohren, meiner Seel!"

„Und wenn sie doch vier Wochen so blieben, Du Gänserich!" sagte sie.

Also das Ende vom Liede war, daß wir Jungen ihr beistanden, die Büffel nach Hause zu schaffen. Freilich aßen wir noch in derselben Nacht ein Viertelchen vom Jüngsten auf. Aber wir hatten doch von Glück zu sagen. Es gefiel uns in der Hütte. Das Mädel gefiel mir, und so machte sich's denn ganz von selbst, daß ich immer nach ihr hinschaute. Ich konnte sie gut leiden, weil sie wie Feuerschwamm war, und sie schien mir auch nicht gram zu sein. So warteten wir am Ende nur auf einen herumziehenden Prediger. — Der kam auch, und das könnt Ihr mir glauben, eine so prächtige Beute habe ich in meinem ganzen Leben nicht wieder von der Jagd heimgebracht." L. J.

Moderne Gauner.

Ein seltenes Gaunerstück passirte dieser Tage in London. In eine große Uhrenhandlung der City tritt ein Dandy nach neuester, tadelloser Façon, kauft nach kurzer Auswahl eine goldene Uhr für 20 Pfund Sterling und händigt dem erfreuten Verkäufer, ohne am Preise zu mäkeln, eine Hundertpfund-Note ein, damit er sich aus derselben bezahlt mache.

Dieser prüft die Note sorgfältig, findet, daß sie ächt ist, und zahlt 80 Pfund Sterling zurück.

In dem Augenblicke, wo sich der reiche Dandy entfernen will, begegnet er in der Ladenthür einem andern, nicht minder elegant ausstaffirten Gentleman, dem er die gekaufte Uhr zeigt, und welcher zur Freude des Kaufmanns in eifrige Lobeserhebungen über die reizende Ausstattung derselben sich ergeht.

Beide treten in den Laden zurück, und nach kurzem Zureden von Seiten des ersten Dandy's entschließt sich der Neuhinzugekommene, eine gleiche Uhr für denselben Preis zu kaufen. Auch er bezahlt mit einer Hundertpfund-Note (mit kleinerem Gelde scheinen sich die englischen Dandy's gar nicht aufzuhalten), und erhält, nachdem sich der erfahrene Uhrenhändler auch von der Richtigkeit dieses Scheines überzeugt hat, 80 Pfd. Sterl. (circa 540 Thaler) zurück.

In dem Augenblicke aber, wo er Geld und Uhr einstreicht, werden beide Käufer plötz-

lich auffallend unruhig, blicken nach der Straße hinaus, flüstern mit einander, und wollen endlich hastig von dannen eilen. — Da — zum Entsetzen des Londoner Felsings — springt ihnen an der Ladenthür ein Constabler entgegen, packt Beide ohne Umstände am Kragen und führt sie mit einem triumphirenden „Goddam, hab' ich Euch endlich, Ihr Hallunken?!" in den Laden zurück.

Hier theilt er dem glücklichen Profitenten des gemachten guten Geschäftes mit, daß die beiden Gentlemen ein paar der schlauesten Schwindler Londons seien (und das will bekanntlich schon etwas sagen!) und fragt ihn, durch welches glänzende Geschäft ihn dieselben geprellt hätten.

„Die Herren haben zwei goldene Uhren für 40 Pfd. St. bei mir gekauft und richtig bezahlt", sagte der entsetzte Händler, der noch immer seinen Augen nicht traut.

„Aha!" lachte der Constabler, „und haben jeder mit einer Hundertpfund-Note bezahlt, nicht wahr?"

„Ja!" und dem armen Kaufmann schien ein schreckliches Licht aufzugehen.

„Wo sind die Noten, zeigen Sie her."

Die Corpora delicti werden hervorgeholt, der Constabler untersucht sie, erklärt dem niedergeschmetterten Händler, daß sie gefälscht seien, und, überwältigt von der Wucht dieses großen Momentes, gestehen die zerknirschten Verbrecher stumm die Unthat zu.

Unter dem Jubel über seinen glücklichen Fang packt der gestrenge Constabler Uhren, Noten, Geld und Verbrecher in eine Droschke, bescheidet den Besitzer des Lokals für die nächste Stunde auf das Polizeibureau, und fährt im Galopp von dannen. Erst als das letzte Rollen des Cabs verstummt ist, erholt sich der Kaufmann so weit, daß ihm einfallen kann, es wäre doch besser, wenn er die seltsame Expedition begleite, um nach seinem Gute zu sehen.

Athemlos stürzt er der Droschke nach, — sie ist verschwunden; er fragt auf dem Polizeibureau nach, — kein Mensch weiß von der ganzen Geschichte ein Wort; das schlaue Trio ist sammt allem Zubehör verschwunden, und Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Tief gekränkt über die Verderbtheit seiner Zeit, welche sogar auch die heilige Uniform der Polizei zu Gaunerstreichen mißbrauchen läßt, kehrt der Geprellte endlich nach Hause zurück und trägt melancholisch in sein Hauptbuch ein: „160 Pfd. Sterl. und zwei goldene Uhren zu 20 Pfd. Sterl., Geschäftsunkosten."

Was das deutsche Sprüchwort von den Frauen sagt.

(Schluß.)

Und wird denn kein gutes Haar an den armen Frauen gelassen? höre ich fragen. Ja doch — über ihre Häuslichkeit und Frömmigkeit findet sich Einiges vor, das wieder versöhnlich klingt, z. B.:

Ein fromm Weib beherrscht ihren Mann mit Gehorsam.
Fromm Weib hat nur ein Vaterunser.
Ein ungeziert Weib ist die beste Hausfrau.

Es ist der beste Hausrath, der ein fromm Weib hat.
Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh."

Auch sind unsere groben Urväter doch so freundlich, anzurathen, daß man ein Weib nicht schlagen soll. Sie meinen:

„Wer sein Weib schlägt, jagt einen Teufel hinaus und zehn hinein.

Wer da schlägt sein Weib,
Trifft seinen eigenen Leib.

Wer sein Weib schlägt — schlägt mit der rechten Hand seine Linke.
Am Weib schlägt der Mann seine Schande.
Weiber schlagen gibt schlechte Ehre."

Das Maß ist voll! Und haben denn die Frauen, die stillen Dulderinnen, diese Fluth von Spott widerstandslos über sich ergießen lassen? Es scheint fast, und nur hier und da sind Spuren vorhanden, daß auch sie Kugeln gegossen und abgefeuert haben mögen, die denn wohl auch tüchtig einschlugen. Es ist nicht mehr als billig, daß ich das wenige Auffindliche hier anführe:

„Der Mann ist das Haupt, die Frau sein Hut.

Mann ohne Weib
Haupt ohne Leib.

Mann, nimm deine Hau,
Ernähr' deine Frau.

Die Männer beim Schmause,
Die Weiber zu Hause.

Ich bin Herr, sagte der Mann, da saß er unterm Tisch.

Nimmst du einen Mann
Um dein Glück ist's gethan.

Darnach der Mann gerathen
Wird ihm die Wurst gebraten.

Es ist kein Mann so kleine
Er hat der Teufelsadern eine.

De Mann mott wol Alles eten
Aber nit Alles weten.
(Der Mann muß wohl Alles essen,
Aber nicht Alles wissen.)"

Das ist die ganze Ausbeute. Wie es scheint, machten es die Frauen eben früher schon so wie heute. „Reden lassen!" — Durch passiven Widerstand ermüden, dann schweigsames Schmollen — und das Terrain ist gewonnen. Der Mann schreibt zwar ein Siegesbulletin, aber er ist in Wahrheit doch zurückgeschlagen und der „Eine Todte" — ist er selbst.

Große Scene aus einem bekannten Drama, welches leider schon wiederum zeitgemäß ist.

(Aus Dialogen componirter Monolog.)

Sprecher: Otto Freiherr von Geßler-Wildhausen, schweizerischer Ministerpräsident.

Ort der Handlung: Die hohle Gasse der Freiheit.

Zeit: Gute Nacht.

„Sagt, was ihr wollt, ich bin des Königs Diener,
Und muß d'rauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er rief mich nicht in's Kabinet, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm sanft zu thun, — Gehorsam
Erwartet er; der Streit ist, ob der Bürger
Soll Herr sein in dem Lande, ob der König!
Ich hab' die Kammer ja nicht aufgelöst
Des Scherzes wegen, oder um die Stimme
Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst.
Ich gab die Ordonnanz, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, den sie passiren müssen,
Daß sie d'rauf stoßen mit dem Aug' und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.
Ihr meint: das Volk hat doch gewisse Rechte —
Die abzuwägen, ist jetzt keine Zeit!
Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden:
Das Königthum will wachsen; was der Meister
Manteuffel einst begann, will ich vollenden;
Dies Bürgervolk ist uns ein Stein im Weg' —
So oder so — Es muß sich unterwerfen.
Ein allzumilder Leiter war ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt
Doch es soll anders werden, ich gelob' es;
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen.
Ein neu' Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —
(Ein Systemwechsel trifft ihn plötzlich; er purzelt und — fällt)

Der Chevalier de la Luzerne kam einmal zu Malesherbes beim Kanzler Lamoignon als Kurier an. Da er außerordentlich ermüdet war, bat er um die Erlaubniß, sich gleich zu Bette legen zu dürfen. Dies wurde ihm auch gestattet; jedoch rieth man ihm, sich zuvor, seiner Ermattung wegen, das Bett mit vielem Zucker räuchern zu lassen. Er gab deßhalb seinem Bedienten dazu den Befehl. Dieser, der nicht wußte, wie man ein Bett mit Zucker räuchere, und erst kürzlich von seinem Dorfe gekommen war, sann lange über den Befehl nach. Endlich glaubte er, das Rechte errathen zu haben, streute den Zucker über die Betttücher aus und fuhr mit der heißen Pfannne darüber her. Darauf meldete er eiligst seinem Herrn, das Bett sei ganz warm, er möge sich doch gleich hineinlegen. Der Chevalier ließ sich das nicht zweimal sagen und fuhr schnell in das Bett hinein; allein kaum hat er sich eingehüllt, so erhebt er ein fürchterliches Geschrei; sein ganzer Körper war mit flüssigem Zucker bedeckt, und dies verursachte ihm so große Schmerzen, daß er noch am folgenden Tage laut aufschrie und den Einfall seines Bedienten zum Henker wünschte.

Einem neu eingetretenen württembergischen Rekruten war eingeschärft worden, bei Begrüßung hoher Vorgesetzten Front zu machen und die rechte Hand an die Kopfbedeckung, die linke aber an die Hosennaht zu legen. Einstmals nun, als er lustwandelte und behaglich den Duft einer edlen Pfälzerin einsog, begegnete ihm ein General. Der empfangenen Weisung eingedenk, setzt sich unser Mann sogleich in Positur, behielt aber die brennende Cigarre im Munde. Der General rügte diese Verletzung des Anstandes mit der Bemerkung: „Wenn Sie wieder einem Vorgesetzten begegnen, entfernen Sie die Cigarre," worauf der Kriegsjünger entgegnete: „Herr General, i han koi Hand mai."

In B. ging ein Brief ein, an eine gewisse Frau von Meerkatz, ohne genauere Bezeichnung des Vornamens, der Straße und Wohnung. Es lebten indessen mehrere Damen dieses Namens im Orte, und da keine den Brief angenommen hatte, so schrieb der Briefträger auf die Rückseite desselben: „Es sind mehrere Meerkatzen in B., aber keine will sich zum Erbrechen bequemen."

Eine Frau lag schwer krank und verlangte von ihrem Manne das Versprechen, daß er nach ihrem Tode eine ihrer Freundinnen heirathen wolle. „Ach!" sagte der Mann weinend, „stirb du nur erst, das Uebrige wird sich finden."

Einen ehrlichen Pommer traf im Gefechte eine Kugel. „Jürgen", sagte er im Verscheiden zu einem nebenstehenden Landsmanne, — „grüß Vater und Mutter, es geiht in die Ewigkeit."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 32. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. August 1863.

Polens Untergang und seine Kämpfe um Wiedergeburt.

I.

Wenn wir die Polen von Wiederherstellung ihrer nationalen Selbstständigkeit, von dem Glanz und der Größe des alten Polenreichs, von ihrer ruhmvollen Vergangenheit reden hören, so werden wir begierig, diese glorreichen Zeiten näher kennen zu lernen, und schlagen in unseren Geschichtsbüchern nach. Da finden wir dann nun nicht so viel Auskunft darüber, als wir nach dem nationalen Stolz der Polen erwarten sollten. Wir lesen wohl, daß das zu einer russischen Provinz von 2300 Quadratmeilen und nicht ganz 5 Mill. Einwohnern zusammengeschrumpfte Polen einst im 15. und 16. Jahrhundert ein Reich von etwa 13,000 Quadratmeilen und 15 Mill. Einwohnern gewesen sei; daß es einen Schwerpunkt im Osten gebildet habe, um den sich andere slawische Stämme gesammelt und verschiedene Lehensstaaten, theils freiwillig, theils gezwungen angeschlossen haben. Aber nirgends finden wir, daß Polen eine hervorragende einflußreiche Rolle im europäischen Staatensysteme gespielt, daß es durch innere Stärke des nationalen Lebens, durch geordnete Staatsverwaltung, durch geistige Bildung, durch Industrie und Handel, durch Machtentwicklung nach Außen einen besonderen Einfluß geübt habe. Polen kann in allen diesen Beziehungen mit anderen europäischen Kulturvölkern: Deutschen, Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern, keine Vergleichung aushalten. Im Mittelalter stehen die Polen gegen die westeuropäischen Nachbarvölker zurück. Das Lehenswesen, welches die Grundlage des mittelalterlichen Staatslebens bildete, kam in Polen gar nicht so zur Ausprägung, wie in anderen Ländern; es blieb zwar verschont von den hierarchischen und feudalistischen Auswüchsen, aber ebenso wenig kam das Land zu einem städtischen Bürgerthum. Die einfachen ländlichen Verhältnisse eines auf niedriger Stufe stehen gebliebenen Ackerbau's ließen es weder zu einem rechten Ritterthum, noch zu einem Bürgerthum kommen.

Um das Jahr 1000 erscheint ein Polenfürst Boleslaw, der einen großen Theil des östlich von Deutschland gelegenen Slawenlandes, auch Böhmen, Mähren, die Lausiz unter seinem Scepter vereinigte und von Kaiser Otto III. den Königstitel unter deutscher Lehenshoheit erhielt. Dieser Boleslaw theilte aber das Reich unter seine Söhne, von denen der Beherrscher von Krakau eine Art Hoheitsrecht über die andern haben sollte. Dieses hatte aber keinen Bestand; Fürstenthum und Volk wurden durch innere Parteiungen zerrissen. Ein Nachkomme des Königs Boleslaw, Herzog Konrad von Masovien rief den deutschen Ritterorden, der sich seit 1227 die Christianisirung und Germanisirung Preußens zur Aufgabe gemacht gemacht hatte, um Hilfe an, die ihm auch gewährt wurde; aber die Folge davon war, daß Polen seine nördliche Vertheidigungslinie und das Küstenland an der Ostsee verlor, indem der deutsche Ritterorden sich dasselbe unterwarf.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstanden aus den kleinen polnischen Fürstenthümern zwei feste größere Massen, Großpolen an der Warthe, und Kleinpolen an der Weichsel, beide vereinigten sich zu einem Reich, dessen Herrscher Wladislaw zu Krakau 1320 als König gekrönt wurde. Von nun an bestand ein Königreich Polen. Der Sohn dieses Königs, Kasimir der Große, mußte einen großen Theil seines Landes an den immer mehr sich ausbreitenden Deutschritterorden abtreten, gewann aber dafür die Oberhoheit über Rothrußland. Mit ihm starb die bisher über Polen herrschende Dynastie des Piastischen Stammes aus, und sein Nachfolger wurde der Sohn seiner Schwester, König Ludwig von Ungarn, und dadurch wurde nun Polen auf 12 Jahre mit Ungarn vereint, was aber seine nationale Entwickelung eher hemmte als förderte. Ludwigs Erbin für Polen war seine Tochter Hedwig, welche einige Jahre nach ihres Vaters Tode 1382 den noch heidnischen Großfürsten Jagello von Litthauen heirathete, der sich nun taufen ließ. In Folge dieser Heirath wurden die Reiche Polen und Litthauen miteinander vereinigt, aber es dauerte lang, bis diese zwar verwandten, aber durch Sprache, Sitte und Glauben getrennten Stämme einander annahmen. Nur allmälig wurden die noch heidnischen Litthauer Christen.

Der neue Herrscherstamm der Jagellonen war ein kräftiges kriegerisches Geschlecht, und die beiden Reiche entwickelten sich zu einer bedeutenden kriegerischen Macht, die ihre Waffen hauptsächlich gegen die benachbarten Deutschordensritter in Preußen kehrten, um deren Oberherrschaft in den Slawenländern zu bekämpfen. Das polnisch-litthanische Heer erfocht im Jahre 1410 bei Dannenberg einen blutigen Sieg über das Heer der Deutschordensritter, die sich von dieser Niederlage, in der die Blüthe der Ritterschaft umgekommen war, nie mehr recht erholten. Dieser Sieg ungebildeter Barbaren über die Träger der Kultur war von den nachtheiligsten Folgen für diese Gegenden, in weiten Strecken wurde die begonnene Bildung vernichtet und zurückgedrängt. Der Krieg wurde zwar von den Deutschordensrittern mit großer Ausdauer fortgesetzt; vergeblich wandten sie sich an das deutsche Reich um Hilfe, aber von diesem im Stiche gelassen, mußten sie im Thorner Frieden von 1466 die Oberhoheit des Königs von Polen anerkennen und einen Theil ihres Landes, das bereits großentheils germanisirte Westpreußen mit den Städten Marienburg und Elbing ganz an Polen abtreten.

Während dieser Kriege entwickelte sich die zügellose Adelsherrschaft, die Polens Verderben wurde. Der König brauchte Geld und Mannschaft zu den unaufhörlichen Fehden, und dieß nöthigte ihn, die Edelleute zu häufigen Reichstagen zu berufen und gegen Geldverwilligung

ihnen immer weitere Rechte zu gewähren. Aus der Mitte des zahlreichen Adels wurde die Volksvertretung, die sogenannten Landboten, allein gewählt. Neben der Landbotenkammer bestand auch noch ein Senat, der aus sämmtlichen hohen geistlichen und weltlichen Beamten des Reichs, die der König auch wieder nur aus dem Adel wählen durfte, bestand. Der Edelmann allein war vollbrechtigter Staatsbürger, einen Bürgerstand gab es gar nicht, die wenigen Städte waren nie dazu gelangt, durch Bündnisse, die sie unter einander schlossen, oder durch Wohlstand und Reichthum sich in solches Ansehen zu setzen, daß sie Rechte und Freiheiten fordern konnten, sie waren nur von Adeligen und Leibeigenen bewohnt.

Im 16. Jahrhundert fand die kirchliche Reformation, die sich in Preußen eingebürgert hatte, auch in Polen Eingang und große Verbreitung. Aber es kamen nicht sowohl die ächten Anhänger Luthers und Calvins, welche durch Innigkeit des evangelischen Glaubens zu einem neuen religiösen Leben wieder geboren waren, als Apostel der Reformation nach Polen, als vielmehr die extremsten Gegner des Kirchenthums, die stärksten Zweifler, welche vom positiven Glauben wenig mehr übrig ließen, und deßhalb in Wittenberg und Genf nicht mehr geduldet waren; namentlich fanden die Socianer hier eine Zufluchtsstätte und bildeten bald eine begünstigte Gemeine.

Aber nirgends hat die Reformation weniger auf Volksbildung, kirchliches Leben und Verfassung befruchtend eingewirkt, als hier in Polen, wo der Protestantismus mehr als philosophisches, denn als religiöses Bekenntniß auftrat. Bald schlug der protestantische Radikalismus in sein Gegentheil um; obgleich mehr als die Hälfte des Adels von der katholischen Kirche abgefallen war, konnte es geschehen, daß die Jesuiten, als sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Polen kamen, hier die besten Geschäfte machten und bald so großen Anhang fanden, daß die meisten adeligen Bildungsanstalten in ihre Hände fielen und Polen ein Hauptheerd der kirchlichen Reaktion und des jesuitischen Bekehrungseifers wurde.

Der letzte König des jagellonischen Stammes war König Sigismund August, derselbe, der die Reformation so sehr begünstigt hatte. Nach seinem Tode, im Jahre 1582, wurde Polen, dessen Adel schon bisher bei vorkommendem Thronwechsel einen bedeutenden Einfluß auf die Thronfolge, eine Art Wahlrecht ausgeübt hatte, vollends grundsätzlich ein Wahlreich. Der erste Wahlkönig war ein französischer Prinz, Heinrich von Anjou, der Haupturheber der Bartholomäusnacht; ein Halbjahr nach jener Gräuelthat, am 7. April 1573 wählten ihn die Polen zu ihrem König. Es wurden ihm umfassende Wahlbedingungen vorgelegt, die darauf abzielten, die Adelsrechte in weitesten Umfang zu befestigen. Als einen Hauptpunkt der neugesicherten Freiheit sahen die Polen die Bestimmung an, daß nie zu Lebzeiten eines Königs der Nachfolger gewählt werden dürfe. Nicht lange aber hielt es der neugewählte französische Prinz Heinrich in Polen aus; vier Monate nach seiner Krönung reiste er heimlich wie ein Flüchtling nach Frankreich ab.

Nun ging die Wahlparteiung auf's Neue an, die Polen wählten nun einen Ungarn, Stefan Bathory, und nach dessen baldigem Tod einen schwedischen Prinzen, Sigismund III., unter dem Polen und Schweden eine Zeit lang vereinigt waren. Unter seiner 45jährigen Regierung befestigte sich die kirchliche Reaktion, welcher er dadurch gewaltigen Vorschub that, daß er sich gegen die Jesuiten verpflichtet hatte, nur Katholiken Aemter und Würden zu verleihen. Unter ihm litt Polen großen Schaden durch unglückliche Kriege. Die Türken verheerten große Strecken und rissen die Moldau ab, über welche Polen die Lehensober-

hoheit gehabt hatte. Gustav Adolf von Schweden, der den König Sigismund bekriegte, weil er seine Ansprüche auf Schweden, dessen er sich durch seine reformationsfeindliche Politik verlustig gemacht hatte, nicht aufgeben wollte, entriß ihm Liefland, Kurland und einen großen Theil von Preußen. Als Sigismunds Regierung durch seinen Tod im Jahr 1632 endigte, begannen wieder die Wahlparteiungen, deren öftere Wiederholungen die habgierigen Großen nach Kräften ausbeuteten, um die eigenen Rechte zu erweitern, und die königliche Gewalt zu schwächen.

Die auf den Reichstagen vereinigten adeligen Landboten rissen die ganze gesetzgebende Gewalt an sich und machten das Königthum zu einer machtlosen Würde, die grundsätzlich in der Regel an die meistbietenden Ausländer, die sich mit leerem Glanze und den geringsten Attributen des öffentlichen Ansehens begnügen wollten, verhandelt wurde. Auf einen besonders hohen Grad stieg die Verwirrung und die Auflösung staatlicher Autorität in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo es 1652 vorkam, daß ein Landbote durch seine widersprechende Stimme die Beschlüsse aller Uebrigen vernichtete. Noch unbegreiflicher aber ist es, daß dieser Mißbrauch des freien Abstimmungsrechts später unter dem Namen liberum veto als staatsrechtlicher Grundsatz und wichtigstes Recht politischer Freiheit anerkannt wurde. Man nahm nun bei der Unmöglichkeit, auf dem Reichstag bindende Beschlüsse durchzusetzen, die Zuflucht zu außerordentlichen Versammlungen, den sogenannten Konföderationen, bei welchen Stimmenmehrheit entschied, wobei aber Jeder zum Führer sich aufwerfen konnte. Häufig wurde aber dadurch die Unordnung noch ärger, der Staat wurde zum Schauplatz blutiger Parteikämpfe, die dem Auslande willkommenen Anlaß zur Einmischung boten.

An den Rand des Abgrundes wurde Polen durch einen Angriff des schwedischen Königs Karl Gustav gebracht, der 1653 Warschau einnahm und 1656 den König zur Flucht nach Schlesien nöthigte. Die Vermittlung der benachbarten Mächte und der Friede von Oliva 1660 brachte zwar Rettung, aber nun folgte ein unglücklicher Krieg mit Rußland, der neue Verluste brachte und die Uebermacht Rußlands begründete. Schon damals 1662 prophezeite der polnische König Johann Kasimir: wenn es mit den inneren Unruhen und Zwistigkeiten so fortgehe, werden die fremden Mächte Polen unter sich theilen; die Russen werden Litthauen, Brandenburg, Großpolen und Preußen, Oesterreich Krakau und die angrenzenden Landschaften nehmen.

Nur noch einmal trat eine kurze Glanzperiode ein durch die Königswahl des tapferen Kronfeldherrn Johann Sobieski, der das Reich mit Erfolg gegen die Angriffe der Kosaken vertheidigte und seinem kriegerischen Ruhm die Krone aufsetzte durch die Befreiung Wiens von der Belagerung der Türken im September 1683. Aber der Glanz, den Sobieski seinem Vaterlande brachte, war ähnlich einem Licht, das vor dem Erlöschen noch einmal aufflackert, seine späteren Feldzüge entsprachen dem Ruhme seines Namens nicht mehr, und er starb verhaßt, weil er durch unehrenhafte Mittel seine Familie bereichert hatte. Sein Nachfolger wurde 1693 nach langen und heftigen Parteikämpfen der zum Behufe der Bewerbung um die polnische Krone katholisch gewordene Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der durch Verschwendung und schamlose Sittenlosigkeit, die durch ihn an dem Warschauer Hof herrschend wurde, den ohnehin leichtfertigen polnischen Adel vollends verdarb und überdieß das Land in eine Reihe verderblicher Kriege leichtsinnig entwickelte.

Friedrich August's Sohn, August III. wurde 1733 unter dem Schutz russischer Waffen zum König gewählt, und unter seiner schlaffen Regierung bereitete sich der Auflösungsprozeß

vor, der zu den bekannten Theilungen führte. Nach seinem Tod, 1763, wurde ein Günstling der russischen Kaiserin Katharina, Stanislaus August, aus der polnischen Adelsfamilie Poniatowski, zum König gewählt, und nun begann die systematische Unterwühlung des polnischen Reichskörpers.

Die nächste Veranlassung zu den verderblichen Parteikämpfen gaben die Bitten der protestantischen Dissidenten um Wiederherstellung der unter dem sächsischen Regiment entrissenen Religionsfreiheit. Die Politik der benachbarten Mächte, Rußland und Preußen, ging nicht sowohl dahin, den ungerecht verfolgten Dissidenten Schutz zu gewähren, als sie zur Behauptung ihrer Ansprüche zu ermuthigen und aufzustacheln und dadurch die Uneinigkeit in Polen zu erhalten und zu vermehren.

Die oft erörterte Frage, welche von den theilenden Mächten den Gedanken der Theilung zuerst ausgesprochen habe, ist durch neuere Forschungen, besonders durch die Untersuchungen Fr. v. Smitts dahin entschieden worden, daß Friedrich der Große es gewesen, der in einer Note an das Petersburger Kabinet vom 2. März 1771 den ersten Vorschlag zu einer Theilung Polens gemacht, um der drohenden Annexion ganz Polens an Rußland zuvorzukommen, eine günstigere Grenze für Preußen zu bekommen und die germanisirten Theile Polens zu retten. Daß mit dieser Theilung ein schweres Unrecht an dem nationalen Leben Polens verübt wurde, darüber ist man heutzutage allgemein einverstanden: aber man muß, um das Verfahren der europäischen Mächte erklärlich zu finden, bedenken, daß diese Politik auf's Engste mit der Auffassung zusammenhing, die man überhaupt vom Staate hatte, der doch eben nur als zufällige Vereinigung von Einzelnen betrachtet wurde, über dessen Bildung nach Außen und Innen kein höheres Gesetz entschied; der nichts Organisches an sich hatte, der auf keinerlei nationale oder historisch begründete Verhältnisse Rücksicht nahm, sondern den man nach Zweckmäßigkeitsgründen so oder anders zu gestalten suchte. Es war dieselbe Politik, die den territorialen Umgestaltungen Napoleon's und des Wiener Kongresses zu Grunde lag.

Was von preußischem Standpunkt aus zur Rechtfertigung der Theilung gesagt werden kann, faßt Sybel in seiner Geschichte der Revolutionszeit Band I. in folgenden Worten treffend zusammen: „Friedrich nahm Theil daran als an dem einzigen Mittel, einen europäischen Krieg auf deutschen Schlachtfeldern zu verhindern, und Rußland und Oesterreich, welche sonst über türkische Händel unfehlbar sich selbst bekämpft hätten, auf fremde Kosten abzufinden. Was aber die Folgen des Ereignisses für Deutschland betrifft, so bedarf es nur der Erwähnung, daß eine Million Deutscher (in Westpreußen) einer verhaßten Fremdherrschaft entzogen wurden und daß der erste unter den rein deutschen Staaten eine zusammenhängende Ländermasse erhielt. Es kam dazu, daß die Uebelstände, die von Osten her den deutschen Gauen drohten, seit dem Anfang des Jahrhunderts eine wesentlich neue Gestalt angenommen hatten. War früher die Republik Polen durch ihre Uebermacht ein bedenklicher Nachbar gewesen, so war sie es jetzt durch ihre Anarchie. Die inneren Parteiungen ließen auch die umliegenden Staaten nicht zur Ruhe kommen, jede der Faktionen wandte sich an eine auswärtige Macht, immer überwältigender aber setzte sich der russische Einfluß und bald die russische Militärgewalt dort fest, und im ganzen siebenjährigen Krieg war der vorgeblich neutrale Boden der Republik das Hauptquartier, die Verpflegungsstätte und die Operationsbasis der russischen Heere gegen Norddeutschland, Schlesien, Brandenburg, Ostpreußen, alles

deutsche Land also hier zwischen Riemen und Weichsel, dort zwischen Oder und Elbe, war dadurch gleich sehr gefährdet. Es ist klar, was hier die Besetzung der niederen Weichsel für Deutschland bedeutete. Ueberhaupt aber war der ganze Zustand in solcher Weise für Deutschland unzulässig, und eine gründliche Aenderung erschien leider nicht in einer für Polen erfreulichen Weise möglich. Heutigen Tags ist man gewohnt zu beklagen, daß Deutschland nicht Polen durch enges Bündniß gestärkt und Rußland damit eine kriegerische Vormauer entgegengesetzt hat. Wie damals die Verhältnisse lagen, hätte es dazu vor Allem des eigenen Willens der Polen bedurft, deren König jedoch den Russen unbedingt ergeben, und deren Adel gegen Alles, was Deutsch hieß, mit heftigem Haß erfüllt war; es wäre ferner die vereinte Kraft von ganz Deutschland erforderlich gewesen, während in der polnischen, wie in jeder andern Frage österreichische und preußische Anschauung geradezu auseinanderging.“

Aus dem Innern Afrikas.

Wie schon berichtet worden, waren die Kapitäne Speke und Grant am 23. Juni zum erstenmale nach ihrer Heimkehr, im Versammlungssaale der geographischen Gesellschaft in London, der bis in seinen entlegensten Winkel von Neu- und Wißbegierigen dicht besetzt war, erschienen. Kapitän Speke erstattete in seinem und seines Collegen Namen den Bericht über ihre afrikanische Reise.

Die Völkerstämme, welche die Ufer des Nyanza-Sees bewohnen, sind, nach Kapitän Speke's Dafürhalten, sämmtlich Abkömmlinge der alten Abyssinier. Darauf deutet ihr Habitus, und unter ihnen selber lebt die Tradition, daß sie aus dem Norden eingewandert sind. Wahrscheinlich drangen sie als Eroberer, vom Norden kommend, nach ihren jetzigen Wohnsitzen vor und gründeten das große Königreich Kittara, das gegenwärtig in Folge fortwährender innerer Kriege in mehrere kleinere Reiche zersplittert ist. Noch eine andere sonderbare Sage erhält sich unter den Häuptlingen im Lande, daß in alten Zeiten die Einwohner von Kittara halb weiß und schwarz gewesen seien, daß ihr Kopf auf der einen Seite mit glattem, auf der andern mit krausem Haar bewachsen gewesen sei. Heute nimmt das Königreich Unyaro den größten Theil des ehemaligen Königreiches Kittara ein, im fruchtbarsten Theile des Nyanza aber liegt das Königreich Uganda. Seine Bewohner sind der interessanteste aller zentralafrikanischen Stämme, viel kultivirter und besser regiert als die übrigen. Manche ihrer Gebräuche sind äußerst eigenthümlich. Da die Prinzen z. B. ausgedehnte Harems besitzen und sich vieler Kinder erfreuen, läßt jeder neue König bei der Thronbesteigung alle seine Brüder bis auf zwei gemüthlich verbrennen. Diese Beiden bleiben, zum Schutze gegen alle Eventualitäten, bis nach der Krönung bei Hofe; nach derselben wird der Eine in Pensionsstand versetzt und der Andere nach Unyaro in die Verbannung geschickt. Verstöße gegen Sauberkeit im Anzuge werden bei diesem Volke als Todesverbrechen bestraft, es müßte denn der Schuldige reich genug sein, sich durch hohes Lösegeld loskaufen zu können. Strafbar ist ferner Undankbarkeit, und selbst wenn Einer dem Andern für einen empfangenen Liebesdienst zu danken versäumt, wird er dafür gebüßt. Höchst eigenthümlich ist das Hof-

Zeremoniel. Vor dem Könige darf Niemand aufrecht stehen und noch weniger sitzen. In seiner Gegenwart kauert Alles auf dem Boden. Wer ihn ansieht oder eine seiner Frauen berührt, ist dem Tode verfallen. Sie alle glauben an Zauberei und an den bösen Blick, und den König begleitet zu jeder Zeit eine Anzahl Frauen, welche mit todten Eidechsen gekrönt sind und Gefäße mit Planeten-Wein gefüllt in den Händen tragen. Unter den Häuptlingen ist der König von Karaguvé der gebildetste. Kapitän Speke war, bevor er nach Uganda ging, längere Zeit dessen Gast gewesen. In Manieren und wahrer Höflichkeit kann er sich mit dem feinsten Europäer messen und verdankt diesen Kulturzustand einem indischen Kaufmanne, Namens Menssa Mzoure, mit dessen Hilfe er seinen Bruder, der ihn angefeindet hatte, bezwang. Er pflegte gar komische Fragen an unseren Reisenden zu stellen: Weßhalb der Mond der Erde Gesichter schneide? Ob die Engländer, von deren Macht er durch Elfenbeinhändler gehört hatte, wohl im Stande wären, Afrika mit ihrem Schießpulver in die Luft zu sprengen? So wie der König erfuhr, daß Kapitän Speke nach Uganda reisen wolle, schickte er Boten an den dortigen König, um ihm eine freundliche Aufnahme zu sichern. Er selbst gab ihm über Land und Leute alle ihm zu Gebote stehenden Aufschlüsse und machte, gemeinsam mit seinen Frauen, Söhnen und Hofleuten, wiederholt große Jagdpartieen mit ihm. Wenn der Europäer einen Vogel oder ein vierfüßiges Thier erlegte, gab es großen Jubel, allgemeine Beglückwünschung. Nach längerem Aufenthalte am Hofe dieses freundlichen Monarchen — Rumanika ist sein Name — machte sich Kapitän Speke mit großem Gefolge auf den Weg nach Uganda. Von Karaguvé aus hatte er drei bis vier hohe Bergspitzen beobachtet, die seiner Schätzung nach, so wie sie ihm aus großer Entfernung erschienen, kaum weniger denn zehn Tausend Fuß hoch sein konnten. Es sind Kuppen des Mondgebirges. Auf dem Gebiete von Uganda empfingen ihn bewaffnete Abgesandte des Königs, die ihm das Geleite nach dem Hoflager gaben. Wohin sie kamen, suchten die Einwohner das Weite, Hütten und Vorräthe im Stiche lassend. Es herrscht in diesem Landestheile große Fruchtbarkeit, und die Seeufer sind überaus reizend. Bei seiner Ankunft in der Hauptstadt hielt der Kapitän es für geboten, alle seine für den König bestimmten Geschenke in Baumwollstoffe einzuwickeln, weil Sr. Majestät nichts Nacktes oder Unverhülltes vor die Augen kommen darf. Der königliche Palast bestand aus Hunderten von kegelförmigen Hütten, welche einen Hügel krönten. Tausende von Hofleuten und Hofbedienten waren vollauf beschäftigt, machten Musik, fütterten des Königs Hühner oder machten sich anderweitig nützlich. Auf seine erste Botschaft an den König, daß er ihm seine Aufwartung zu machen wünschte, erhielt der Kapitän den barschen Bescheid, daß er sich auf den Boden zu setzen habe, bis der König Zeit finden werde, ihn zu empfangen, worauf er ihm zurücksagen ließ, er sei ein Prinz und als solcher weder an Kauern, noch an Warten gewohnt. Von wegen dieser Kühnheit war der dienstthuende Hofbediente sehr erschrocken. Doch war dieser sowohl wie der König bald zahm gemacht, als Speke, um sich gegen die Sonne zu schützen, seinen Regenschirm aufspannte. Das wurde als Zauberei betrachtet, es wurde ihm sofort ein Stuhl und die Audienz obendrein gewährt. Der König — auch dieser hatte Frauen mit Eidechsen-Kopfputz gegen den bösen Blick um sich — empfing ihn schweigend und starrte ihm eine volle Stunde lang in's Gesicht, worauf er die sonderbare Frage an ihn richtete: Hast du mich gesehen?“ und sich gleich danach in ein tiefer gelegenes Gemach mit ihm zurückzog, woselbst der Prozeß des Anstarrens und dieselbe Frage wiederholt

wurde. Nun ging er mit seinem Gaste in ein drittes Gemach, dieses Mal aber war er gnädiger und geruhte die Büchse seines Gastes zu untersuchen und sich mit ihm zu unterhalten. Auch die ihm angebotenen Geschenke: Pistolen, Revolvers, Uhren u. dgl. nahm er wohlgefällig an, doch währte es lange Zeit, bis er sein Mißtrauen gegen den Fremden überwinden konnte. – Sie schieden schließlich als gute Freunde, und der Kapitän trat seine Reise nach dem Norden an, obschon der König und sein ganzer Hofstaat nicht müde geworden waren, ihm davon abzurathen.

Neue Münchner Schnaderhüpfeln.

1. D'Nöt-Ansässigen san Lumpen
Die dörfen nöt pumpen,
Dafür san ja wir
Denn wir san von hier.

2. Wir brauch'n kan Literater,
Kan rothen Demikraten,
No wen'ger an Advokaten,
Und ka Bildung zum Berathen.

3. Die Fremd'n woll'n stimma,
Dena woll'n mer scho kimma,
S'Vorrecht hab'n wir,
Denn wir san von hier

4. Wir machen Contocurrenten
Und wähl'n Präsidenten,
Und schmeißen's dann 'naus,
Und wär's a der — —

5. Wir san für die Freiheit,
Wir san für die Zunft,
Wir brauchen ka G'scheidtheit
Und a ka Vernunft.

6. Und der Schulze-Delitschi
Der woaß scho an Fitschi,
Doch dös net, was wir
Weil — ma seßhaft san hier.

(Eine Tigerjagd in Tapiau bei Danzig.) Der erste nach dem neuen Reglement von der Gränze aus abgelassene Eisenbahnzug, welcher hier in der Nacht vom 9. zum 10. Juli um 2 Uhr von Königsberg einpassiren sollte, verspätete sich um eine halbe Stunde. Das Hinderniß war einzig in seiner Art und dürfte wohl noch auf keiner Bahn der Welt sich einem Zuge in den Weg gelegt haben. Der Zug sollte gerade von Wehlau abgehen, als die Thüren der Waggons sich wieder öffneten und den Fahrgästen angezeigt wurde, daß der Abgang aufgeschoben werden müsse, da ein Tiger zwischen den Schienen stehe. Ein Tiger? fragte man erstaunt, unter diesen zahmen Himmelsstrichen sind die Wälder doch selbst von Insurgenten rein! Es wurde nach Tapiau um nähere Auskunft telegraphirte und kam die Nachricht zurück, daß die Bestie unweit des Bahnhofs Tapiau auf der Bahn stehe und nicht fortzubekommen sei. Nunmehr wurde eine Locomotive mit dem Maschinisten und einer fremden Person vorsichtig abgelassen. Nach einer halben Stunde endlich wurde telegraphirt: „Bahn frei“, es war gelungen, den gefährlichen Reisenden nach den Bahnhofsanlagen bei Tapiau zu complimentiren. Der Zug ging ab. Als derselbe bei Tapiau hielt, hörte man deutlich die Bestie in dem Bahnhofsgarten brüllen. Ganz Tapiau stand unter Waffen, mit Knütteln, geladenen Gewehren &c. Dazwischen lief ein Mann händeringend mit einer Schlinge umher und bat, ihm sein theures Thier, einen Königstiger, der ihn 3000 Thlr. gekostet, nicht so vor der Nase fortzuschießen. Diese Bitten wären gar nicht nöthig gewesen, denn keiner der tapfern Jäger wagte sich in den Bahnhofsgarten hinein. Ebenso verspürte keiner von den Passagieren Lust zum Aussteigen und zur Einnahme eines Imbisses in der Bahnhofs-Restauration. Schlechtere Geschäfte hat wohl noch nie ein Restaurateur mit einem Bahnzuge gemacht. Der Zug ging ab, das Brüllen des Tigers gab ihm das Geleit. Wie wir hören, ist es seinem Herrn am andern Tage gelungen, ihn einzufangen. — Von wannen aber kam denn der Tiger? hören wir nun den geneigten Leser fragen. — Menageriebesitzer Schulz war mit seiner Sammlung wilder Bestien zum Pferdemarkt nach Wehlau gekommen. Im Bahnhof Tapiau war der Tiger ausgebrochen, was Niemand bemerkt hatte. Erst in Wehlau bei dem Abladen der Käfige ward Schulz seinen Verlust gewahr und veranlaßte nun auch gleich, aus Besorgniß für seinen theueren Entsprungenen, daß der Zug angehalten wurde. Er war auch jener Mann, welcher mit dem Locomotivführer nach Tapiau zurückgefahren war.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Krietsch in Landshut.

Nro. 33. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. August 1863.

Ein Schwurgerichtsspruch in England.

Eine ungeheuere Menschenmenge drängte sich unlängst vor den Zugängen zu der Gerichtshalle von Old-Bailey in London. Die für das Publikum reservirten Plätze waren in einem Augenblick wie im Sturm eingenommen, und ein nicht enden wollendes Gedränge umwogte noch lange nachher die Eingangspforten des Lokals.

Um 12 Uhr erschien der Oberrichter, Lord Lindal, und nahm auf seinem Präsidentenstuhle Platz.

Der Angeklagte wird eingeführt, und seine Gegenwart erregt bei der Zuhörerschaft eine lebhafte Neugier und eine sichtliche Theilnahme. Die beiden Advokaten, welche sich freiwillig zu seiner Vertheidigung erboten haben, drücken ihm freundlich die Hand und sprechen ihm Worte des Trostes und der Ermuthigung zu. Der Angeklagte ist ein Mann von mittlerem Wuchse und schwächlicher Körperbeschaffenheit; seine blauen, sanften Augen blicken niedergeschlagen zur Erde. Seine ganze Person zeigt von einer stillen Trauer und melancholischen Ergebung in sein Schicksal. Seine Stimme ist sanft, seine Manieren zeigen, trotz der Aermlichkeit seiner Kleidung, von einer ausgezeichneten Erziehung.

Oberrichter: Ihr Name, Ihr Alter, Ihre Profession?

Angeklagter: Georges Hammond, einundvierzig Jahre alt und Porträtmaler.

Oberrichter: Sie kennen die schwere Anklage, welche auf Ihnen lastet; dieselbe, daß Sie mit Vorbedacht einen Seiltänzer Namens Georges Baldwin getödtet haben. Erkennen Sie sich dessen für schuldig?

Angeklagter: Das Alles ist wahr; ich habe ihn getödtet. — Es ist ein Unglück, welches ich beklage; allein in meiner Seele und meinem Gewissen halte ich mich dennoch für unschuldig, damit einen Mord begangen zu haben.

Oberrichter: Da Sie die Wahrheit der Thatsache einräumen und sich nur darauf beschränken, Ihre Schuldbarkeit dafür zu bestreiten, so erwarten Sie gefaßt den Spruch der

Jury. Ihre Mitbürger, Ihres Gleichen, werden Sie richten. Gott möge Sie in seinen Schutz nehmen.

Einer der Gerichtsbeisitzer lies't jetzt die Anklageakte vor. Der älteste Advokat, welcher als Staatsanwalt Namens der Grafschaft die Anklage zu unterstützen hat, spricht nur wenige Worte, in welchen er zugibt, daß nie wohl ein Angeklagter so sehr der allgemeinen Theilnahme würdig gewesen sei; allein daß andererseits auch eine Verurtheilung nothwendig sei (bei welcher ja der Gnadenweg an den Souverän noch immer übrig bliebe), um Allen zu beweisen, daß in einer zivilisirten Gesellschaft Niemand befugt sei, sich selbst Recht zu verschaffen.

Oberrichter: Angeklagter, haben Sie hierauf etwas zu Ihrer Vertheidigung zu erwiedern?

Angeklagter: Mylord, meine Rechtfertigung ergibt sich, wie ich glaube, aus der Erzählung der Thatumstände. Es sind folgende. Vor etwa drei Jahren verlor ich eine kleine Tochter, ein Kind von vier Jahren, das einzige Pfand der Erinnerung an meine geliebte Gattin, welche es Gott gefallen hatte, schon früher zu sich zu nehmen. Wie gesagt, ich verlor auch mein Kind, allein ich sah es nicht sterben, wie ich seine Mutter hatte sterben sehen; es verschwand spurlos, es ward mir gestohlen! Es war ein liebes herziges Kind, und außer ihm hatte ich Niemand auf der Welt, von dem ich Liebe erwarten durfte. Meine Herren! was ich gelitten habe, vermag kein Wort zu schildern, und Sie selbst würden auch nicht im Stande sein, meinen Kummer nachzuempfinden. Ich habe an Annoncen, fruchtlosen Wiederfindungsversuchen all das Wenige, was ich noch besaß, geopfert; Meubel, Gemälde, endlich sogar meine Kleider, Alles habe ich darum verkauft. Drei ganzer Jahre lang habe ich zu Fuße die drei vereinigten Königreiche durchwandert, und in allen Städten, allen Marktflecken und Dörfern nach meinem verlornen Kinde gesucht. Sobald ich dabei durch Porträtmalen einiges Geld mir verdient hatte, kehrte ich stets nach London zurück, um immer wieder von Neuem mit meinen Annoncen in den Journalen zu beginnen.

Endlich, am 14. letztverflossenen April, es war an einem Feiertage, ging ich über den Ochsenmarkt von Smithfield. Im Mittelpunkt des Marktes gab eine Seiltänzertruppe ihre Vorstellungen; ein Kind streckte eben die Beine in die Luft, mit dem Kopfe auf der Spitze einer Art Hellebarde stehend. Ein Strahl aus der Seele seiner Mutter muß in diesem Augenblicke in die meinige gedrungen sein, daß ich in diesem Zustand mein Kind zu erkennen vermochte — ja, es war es wirklich, mein armes Kind! Seine Mutter wäre vielleicht darauf zugestürzt, ohne einen Gedanken, als es in seine Arme zu schließen — ich aber — es war als zöge sich in dem Augenblicke ein Schleier mir vor die Augen, der mich nichts Anderes mehr sehen ließ — ich stürzte auf den Führer der Gauklerbande. Ich weiß nicht, wie es geschah, ich, der ich sonst gütig bin bis zur Schwachheit, ich packte den Räuber meines Kindes um die Hüfte, hob ihn empor, dann warf ich ihn zur Erde, dann trat ich — — doch, erlassen Sie mir, meine Herren, das Weitere! — ich weiß es selbst nicht mehr; kurz, der Mensch war todt unter meinen Händen, ehe ich mich dessen versah. Später habe ich bereut, was ich gethan habe. In dem Augenblicke aber bedauere ich, daß ich nur Einen hatte tödten können.

Oberrichter: Das sind keine christlichen Gesinnungen, diese letzten Worte, und in dem Interesse Ihrer Sache hätten Sie besser gethan, dieselben nicht auszusprechen. Wie wollen

Sie, daß Gott und die Geschwornen Ihnen verzeihen, wenn Sie selbst nicht zu verzeihen vermögen?

Angeklagter: Ich weiß nicht, Mylord, wie Ihr Urtheil und das der Geschwornen ausfallen wird; allein Gott hat mir schon verziehen, das fühle ich in meinem Herzen. Sie kennen nicht, und auch ich kannte damals noch nicht die Größe des Uebels, welches jener Unmensch mir angethan hatte. Als theilnehmende Menschen mir nachher mein Kind im Gefängniß zuführten, o! da gewahrte ich mit Entsetzen, daß es nicht mehr rein und engelgleich war wie einst im Vaterhause — nein, es war verderbt an Seele und Leib. — Seine Geberden, seine Sprache waren infam, abscheulich, gleich denjenigen der Menschen, unter welchen es gelebt hatte. Es erkannte mich nicht wieder — und ich erkannte es ebenfalls nicht, erkannte in ihm mein Kind nicht wieder — — Begreifen Sie jetzt meinen Schmerz? Jener Mensch hatte mir die Liebe, die Seele meines Kindes gestohlen, — und ich hatte ihn dafür nur einmal getödtet! — Ich habe nichts weiter zu sagen!

Der Obmann der Geschwornen (zum Oberrichter): Mylord, unser Urtheil ist bereits gesprochen.

Oberrichter: Ich verstehe Sie meine Herren; allein es ist nöthig, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf nehme. Wie groß auch die Theilnahme sei, welche der Angeklagte Ihnen einflößt, so müssen Sie doch auch mein Resumè erst anhören, und sich sodann ordnungsmäßig in das Berathungszimmer zurückziehen.

Nach dem kurzen Resumé des Oberrichters treten die Geschwornen zur Berathung unter sich ab; allein schon nach wenigen Minuten kehren sie in den Gerichtssaal zurück, und geben das einstimmige Verdikt der völligen Freisprechung des Angeklagten.

Man ist genöthigt, Georges Hammond unter Bedeckung von Gerichtsdienern nach seiner Wohnung geleiten zu lassen. Die Frauen wollten ihn im Triumphe davontragen, und eine ungeheure Menschenmenge begleitet ihn unter endlosem Hurrahrufen bis nach Hause.

Das war ein Urtheilsspruch des lebendigen Menschengefühls, eines bessern Richters, als es der todte Buchstabe ist!

Eine gefährliche Situation.

Skizze von Edwald August König.

Es war in den ersten Tagen nach meiner Verlobung, als ich eines Abends spät mich auf den Weg zur Wohnung meiner Braut begab.

Das Haus meiner künftigen Schwiegereltern lag ungefähr eine Stunde von unserem Dorfe entfernt, doch schlug ich die Wanderung nicht an, denn der Weg führte durch einen sehr bevölkerten Landstrich, und wir befanden uns in den ersten, schönen Tagen des Monats Oktober.

Ich hatte schon vor einer Stunde von Hause gehen wollen, war aber durch den Besuch eines Freundes aufgehalten worden und mochte doch auch nicht ganz auf die süße Schäferstunde verzichten, welche in den Armen meiner Braut meiner harrte.

„Nimm den Hund mit! sagte die Mutter, als ich fortging, und das kluge, treue Thier sah mich, mit dem Schweife wedelnd, an, als ob es nur auf meine Erlaubniß warte.

Ich erwiederte lachend, der Hund bewache besser das Haus, ich könne selbst über mich wachen.

Der Vater stand am Fenster und sah in die mondhelle Nacht hinaus.

„Brich jedenfalls rechtzeitig wieder auf", ermahnte er, „das Wetter wird sich in dieser Nacht ändern, und ich befürchte, wir bekommen Regen."

Ich schlug den Schirm aus, den meine Mutter eilfertig hinter dem Schranke hervorholte, steckte den Hausschlüssel in die Tasche und verließ das Haus.

Der Mond blickte so klar und freundlich mich an, als ich zu ihm hinaufschaute, daß ich im Stillen über den Vater, den alten Wetterpropheten, der nun schon so oft in seinen Berechnungen und Prophezeiungen sich geirrt hatte, lächeln mußte. Und doch war es mir nicht so recht freudig zu Muthe, wie sonst wohl, wenn ich diese Wanderung antrat. Die ernste Bitte der Mutter, den Hund mitzunehmen, hatte mich, weßhalb wußte ich selbst nicht, verstimmt, sie klang mir wie eine Ahnung des besorgten Mutterherzens, wie ein Vorgefühl daß ich in dieser Nacht des Hundes zu meinem Schutze bedürfen könne. Fast unwillkürlich blickte ich mich um, weit und breit sah ich keine Seele.

„Pah, Schwachheit!" dachte ich. „Die Mutter wird eben gedacht haben, es sei immer besser, wenn ich an dem Thiere Gesellschaft habe; wäre sie in Wirklichkeit durch irgend eine Ahnung beunruhigt gewesen, hätte sie mir den Hund gewiß nachgeschickt."

So schritt ich denn wacker darauf los und pfiff, um den immer wiederkehrenden Gedanken abzuwehren, ein lustiges Marschliedchen für mich hin.

Meine Braut hatte bereits die Hoffnung verloren, mich heute Abend noch zu sehen; die Mutter wollte eben die Hausthüre schließen und zu Bette gehen, als ich an den Fensterladen pochte.

Es war jetzt schon 10 Uhr, bis elf wollte ich bleiben, und dann den Rückweg antreten. Aber im Gespräch mit meiner Braut und deren Eltern achtete ich nicht sonderlich auf die verschwindenden Minuten und so kam es denn, daß ich, als ich auf die Uhr sah, zu meinem Erstaunen bemerkte, daß Mitternacht bereits verstrichen war.

Meine Braut bat mich, die Nacht dazubleiben, und die Hausfrau vereinte ihre Bitten mit denen ihrer Tochter.

In der Geisterstunde sei es auf dem Friedhofe nicht recht geheuer, meinten sie, ich könne einen Schreck davontragen, an dem ich für mein ganzes Leben genug habe, ich sollte lieber morgen in aller Frühe aufbrechen und werde dann immer noch zeitig genug im Hause meiner Eltern eintreffen.

Der Vater meiner Braut, trotz seiner sechzig Jahre noch immer ein rüstiger, strammer Knabe, der keine Furcht kannte, lachte über die abergläubische Furcht und versetzte, es solle ihm leid thun, wenn sein künftiger Schwiegersohn sich vor ein paar Grabsteine fürchte.

Das gab den Ausschlag, denn offen gestanden, war ich halb und halb schon geneigt, den Bitten nachzugeben; meine Braut mußte jetzt, schon um der Ehre ihres künftigen Gatten willen, selbst wünschen, daß ich ging.

Aber selbst auf die Gefahr hin, den Vater zu erzürnen, baten mich die Frauen, lieber den Umweg von einer Viertelstunde zu machen, als über den Friedhof zu gehen, man thue ja immer besser, der Gefahr vorzubeugen, als sie herauszufordern.

Ich versprach es, war aber keineswegs geneigt, dieses Versprechen zu halten.

Auf halbem Wege zwischen dem Hause meiner Eltern und dem meiner Braut lag ein Dorf, vor diesem, ungefähr einen Büchsenschuß von den ersten Häusern entfernt, der Friedhof, und dicht neben dem letzteren die Kirche.

Der Weg führte über den Gottesacker, schon längst hatte die Gemeinde denselben einfriedigen und einen Weg um ihn herum führen wollen, bis jetzt war es noch immer bei dem Wollen geblieben

Schon oft war dieser Friedhof mit Spukgeschichten in Verbindung gebracht worden; der Barbier aus unserem Dorfe wollte selbst im vergangenen Jahre einmal einen Geist zwischen den Grabsteinen wandeln gesehen haben, auch behauptete der Küster, welcher zugleich das Amt des Todtengräbers versah, schon einigemal in der Kirche Nachts zwischen zwölf und ein Uhr Licht bemerkt zu haben.

Die Beherzten schüttelten über diese Behauptungen die Köpfe, die Furchtsamen glaubten daran, und ich, der ich die Mitte zwischen Beiden hielt, wußte eigentlich selbst nicht, was ich davon halten sollte. Es kamen Augenblicke, in denen ich geneigt war, über die Märchen zu spotten, aber zu andern Zeiten konnte ich auch wieder mit ernster Miene den Furchtsamen, welche die Existenz der Gespenster außer allen Zweifel stellten, beipflichten.

Wollte ich das Dorf umgehen, so mußte ich einen Umweg von mindestens einer Viertelstunde machen und dabei einen Busch durchwandern, der für mich mehr Schrecken hatte, als der Friedhof mit seinen Grabsteinen und Trauerweiden.

„Die Strecke ist nur kurz“, dachte ich, „hundert Schritte, und Du bist hinüber, also spare den Umweg.“

Der Himmel hatte sich inzwischen umwölkt, und dann und wann, wenn der Wind die Wolken zerriß, warf der Mond flüchtig einen Strahl seines bleichen Lichtes auf die Fluren.

In Gedanken über meine Zukunft versunken, hatte ich bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als ich plötzlich eine dunkle Gestalt neben mir auftauchen sah.

„Wohin noch so spät?“ fragte eine rauhe Stimme.

„Nach S.“, erwiederte ich erschreckt, indem ich zu dem Fragenden aufblickte.

Der Mond blickte in diesem Augenblicke ebenfalls auf meinen Begleiter, und dieser Umstand erlaubte mir, die Züge des Fremden meinem Gedächtnisse einzuprägen.

„Keiner von den Unsern“, hörte ich ihn murmeln, „aber gleichviel. — Habt Ihr keine Furcht, um Mitternacht über den Friedhof von D. zu wandern?“ fuhr er nach einer Pause fort. „Man sagt, der alte Wucherer, den sie vor zehn Jahren dort begraben haben, finde keine Ruhe in seinem Sarge und müsse in jeder Nacht in der Dorfkirche ein Paternoster beten.“

Diese Worte waren nicht geeignet, mir Muth einzuflößen, doch wollte ich mir, dem Fremden gegenüber, keine Blöße geben.

„Hätte ich den Muth nicht, würde ich wohl einen Umweg gemacht haben“, entgegnete ich so muthig, wie es mir möglich war.

Wir gingen eine geraume Weise schweigend neben einander her; ich muß gestehen, ich empfand einige Furcht vor meinem Begleiter, sein pockennarbiges Gesicht, die dunkeln Augen unter den buschigen Brauen, die aufgeworfene Stumpfnase, der volle, dichte Bart, das Alles in Verbindung mit seiner rauhen, heiseren Stimme, machte auf mich den Eindruck eines Menschen, der zu Allem, selbst zu einem Verbrechen fähig ist.

„Hütet Euch vor der Kirche“, nahm der Fremde endlich wieder das Wort, „Ihr werdet wohl schon gehört haben, daß sich oft zur Nachtszeit Lichtschimmer in derselben gezeigt haben soll, schlagt ein Kreuz und betet ein Paternoster, wenn Ihr um Mitternacht an ihr vorübergeht, denn drinnen beten die ruhelosen Seelen, die unter dem Rasen den ersehnten Frieden nicht finden können.“

Es frappirte mich, daß mein Begleiter sich so auffallende Mühe gab, meine Furcht zu erregen und schon schwebte mir eine grobe Antwort auf der Zunge, als ich zur Seite blickend, gewahrte, daß der Fremde verschwunden war.

Wohin er gegangen, woher er gekommen, beides war mir gleich räthselhaft, ich hatte weder sein Kommen noch sein Scheiden bemerkt; sollte er am Ende selbst zu der Zahl derer gehören, die dort in der Kirche um Mitternacht für ihr Seelenheil beten mußten?

Durch die zerrissenen Wolken blickte der Mond auf den Friedhof nieder, kaum fünfzig Schritte vor mir sah ich die weißen Kreuze und Kreuzchen schimmern, der Herbstwind raschelte in dem welken Laube, ich muß gestehen, so recht heimlich war mir nicht zu Muthe. Hätte ich jetzt die Wahl gehabt, ich würde den Umweg gemacht haben, aber ich stand nun einmal so nahe vor dem Gottesacker, daß ich die Achtung vor mir selbst verlieren mußte, wollte ich jetzt noch umkehren.

Ich schritt, ohne einem bestimmten Gedanken nachzuhängen, mit dem stumpfen Muthe der Verzweiflung an den Gräbern vorbei, deren Hügel zu beiden Seiten neben mir lagen, nur noch fünf Schritte, und ich hatte den Friedhof im Rücken; da sah ich plötzlich dicht vor mir etwas Weißes schimmern, mir schien es, als stünde eine riesige Gestalt mit einem weißen Todtengewande bekleidet, vor mir und streckte die Arme nach mir aus. Wäre ich bei kaltem ruhigem Blute gewesen, ich würde abgewartet haben, bis der Mond, den gerade jetzt eine Wolke bedeckte, mir zu einer näheren Anschauung dieser Erscheinung geleuchtet hätte; ich verlor aber den letzten Rest meiner Geistesgegenwart und nahm Reißaus. War es Einbildung oder Wirklichkeit, ich glaubte mich verfolgt, deutlich vernahm ich hinter mir Schritte, ich hörte das dürre Laub, welches auf dem Wege lag, rascheln und fühlte, daß der Angstschweiß mir auf die Stirne trat.

Ohne an die Warnung des Fremden zu denken, eilte ich auf die Kirche zu, die Thüre war nur halb angelehnt, fast bewußtlos trat ich ein, flüchtete hinter den Altar und sank hier ohnmächtig auf die kalten Steine nieder.

Als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich lange nicht darauf besinnen, was mit mir vorgefallen war, ich schämte mich jetzt meiner Furcht, umsomehr, als ich mich entsann, daß am Ausgang des Kirchhofs zwei Silberpappeln standen, welche ich höchstwahrscheinlich für das Gespenst angesehen hatte.

Ich wollte jetzt die Kirche wieder verlassen, fand aber zu meiner Bestürzung, daß die Thüre geschlossen war. Was nun? Bis zum Morgen auf den kalten Steinen zu campiren hatte ich keine Lust, und doch blieb mir am Ende nichts Anderes übrig, denn der Küster wohnte im Dorfe und die Fenster, selbst wenn es mir gelungen wäre, sie durch Klettern zu erreichen, ließen sich nicht öffnen. Es war sogar noch die große Frage, ob ich während des nächsten Tages die Freiheit erhalten würde, denn, hatte der Küster kein Geschäft in der Kirche zu verrichten, so blieb die Thüre auch geschlossen.

Ich hätte im Zorne über meine Feigheit, welcher allein ich meine wenig beneidenswerthe Lage verdankte, mir selbst vor den Kopf schlagen mögen, aber dadurch war mir nicht geholfen. Das Klügste, was ich thun konnte, war, daß ich einstweilen in einem Beichtstuhl mein Nachtlager aufschlug und ruhig den andern Morgen abwartete.

Die Beichtstühle befanden sich hinter dem Altare; als ich mich umwandte, um meinen Weg dahin zu nehmen, bemerkte ich in der Mitte des Ganges, welcher zum Altare führte, ein großes viereckiges Loch.

Ich war früher schon einigemal in der Kirche gewesen und entsann mich jetzt, daß ich damals auf dieser Stelle eine eiserne Platte mit lateinischer Inschrift gesehen hatte; wie man derzeit mir sagte, bedeckte sie das Grab des Stifters der Kirche.

Die Furcht, wegen der ich vorhin noch mich gescholten hatte, kehrte zurück, die Einsamkeit und Stille, welche mich umgaben, das bleiche Licht des Mondes, welches durch die bunten Glasscheiben auf die Steinplatten fiel und die schwarzen Umrisse der geöffneten Gruft um so deutlicher hervortreten ließ; die Erinnerung an all' jene Gerüchte, welche über diesen Ort in Umlauf waren, das Alles wirkte so sehr auf mich ein, daß ich mich an eine Säule lehnen mußte, um nicht zum zweitenmale niederzusinken.

Da durchzuckte mich plötzlich der Gedanke, daß Ein Uhr bereits vorbei sein müsse; mit dem Schlage Eins hatte, nach allen schriftlichen und mündlichen Traditionen, jeder Geisterspuk sein Ende. Ich blickte auf meine Uhr, es war bereits ein Viertel nach Eins. Ich athmete erleichtert auf; bei der Gewißheit, daß die Geister jetzt keine Macht mehr über den Sterblichen hatten, erhielten die Dinge um mich eine ganz andere, nüchterne Gestaltung.

In der Vermuthung, die Platte sei nur zum Zwecke einer Ausbesserung fortgenommen worden, näherte ich mich der Gruft und warf einen Blick hinein. Aber entsetzt fuhr ich zurück, entsetzter vielleicht, als ich vor dem vermeintlichen Gespenst davongelaufen war.

In der gemauerten Gruft, welche ungefähr acht Fuß im Quadrat messen mochte, saßen an einem mit wunderlichen Werkzeugen bedeckten Tischchen drei Personen, welche beim Scheine einer kleinen Oellampe so emsig arbeiteten, daß sie mein Kommen nicht bemerkten.

Wer die drei Männer waren und was sie trieben, wußte ich noch nicht, ihr Thun scheute jedenfalls das Tageslicht, vielleicht machte der Zufall mich hier zum Mitwisser eines schweren Verbrechens.

Ich legte mich platt auf den Boden, so, daß mein Kopf zur Hälfte über die Oeffnung ragte, um dieses Verbrechen zu erforschen.

Die Scene hatte sich inzwischen verändert. An dem Tische, auf welchem eine ziemlich schwere eiserne Presse stand, saßen jetzt nur zwei Männer, deutlich erkannte ich in ihnen den Barbier aus unserm Dorfe und den Fremden, welcher vor einer Stunde mich vor dem Geisterspuk in der Kirche gewarnt hatte. Der dritte war der Küster, er saß vor einem kleinen Oefchen, auf welchem ein Schmelztiegel stand, und schürte in den glühenden Kohlen.

Die Arbeit der Männer ward mir bald klar, ich sah, daß der Barbier ein Geldstück aus der Presse nahm und es sodann prüfend betrachtete.

„Falschmünzer!“ war mein erster Gedanke; „wenn sie dich hier fänden!“ mein zweiter.

Wenn ich auch weder dem Barbier, noch dem Küster die Fähigkeit, einen Menschen

kaltblütig zu morden, zutraute, so zweifelte ich doch keineswegs daran, daß der Fremde, dessen pockennarbiges Gesicht schon bei der ersten Begegnung mit ihm einen abstoßenden Eindruck auf mich gemacht hatte, ohne langes Bedenken mir den Dolch, den ich neben ihm auf dem Tische liegen sah, in's Herz stoßen würde.

So zaghaft ich gegenüber dem Gespenste gewesen war, so besonnen und ruhig blieb ich jetzt, ich fühlte, daß von meiner Besonnenheit mein Leben abhing. Ich wagte nicht, ein Glied zu regen, aus Furcht vor meiner Entdeckung. War ich einmal entdeckt, so befand ich mich ganz in der Gewalt dieser Männer, denn an ein Entrinnen durfte ich nicht denken. Ich hielt es für das Beste, leise zurückzukriechen und mich zu verstecken, wo, wußte ich freilich selbst noch nicht.

Eben im Begriff, diesen Vorsatz auszuführen, blickte der Fremde plötzlich von seiner Arbeit auf, eine Bewegung bestürzter Ueberraschung entdeckte ihm meine Gegenwart. Ohne einen Laut zu verlieren, ohne nur eine Miene zu ändern, erhob er sich, ein Satz und er stand neben mir.

Seine Spießgesellen waren jetzt ebenfalls aufmerksam geworden, kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, aber ich sah, daß ich sowohl in dem Barbier, wie in dem Küster mich geirrt hatte, denn in den Blicken Beider las ich mein Todesurtheil.

(Schluß folgt.)

Deutsches Turnerlied.

Bei Leipzig unter Donner der Kanonen
Ist wiederum nach dunkler Grabesnacht,
Getauft vom Schweiß und Blut der Nationen,
Das deutsche Volk vom Todesschlaf erwacht.
:,: Um's Leben rang dort mit Napoleon, :,:
:,: Die auferstandene deutsche Nation! :,:

Die Erde mußte bis zum Grund erzittern
Bei der Geschütze höllischer Musik;
Es mußt' der Garden ehrner Keil zersplittern,
Er prallt an deutscher Heldenbrust zurück.
:,: Zurück wirft Bataillon auf Bataillon :,:
:,: Im Vorwärtsmarsch die deutsche Nation. :,:

Was klagt ihr Geister in den dunklen Lüften,
Daß ihr für uns umsonst gefallen seid?
Wir knieen hier an euren Todesgrüften
Und schwören einen dreimal heil'gen Eid.
:,: Es schwöre mit uns jeder deutsche Sohn :,:
:,: Treu bis zum Tod der deutschen Nation! :,:

Wir wollen hoch die deutsche Fahne tragen
Und fest sie halten mit der Eisenhand;
Es sollen in uns heiß die Herzen schlagen
Für's Vaterland, für's theuere Vaterland.
:,: Der Jubelruf schwell' an zum Donnerton, :,:
:,: Es lebe hoch die deutsche Nation! :,:

Julius Mosen.

Die schönste Festgabe zum Leipziger Turnfeste war obiges Gedicht, welches der unglückliche Dichter, um seinen Turnern noch seinen Dank für die ihm erwiesene Liebe zu hinterlassen, auf seinem Schmerzenlager für das Leipziger Fest dichtete. „Zwei Tage Zeit gebrauchte er dazu, um die Verse zu diktiren," schreibt ein Freund darüber. Das Lied mit zündender Composition von Ferd. Möhring ist in dem für das Fest herausgegebenen Schützen- und Turnerliederbuche von Erk und Schauenburg enthalten und wurde auf dem Feste mit großer Orchesterbegleitung gesungen. Es ist auch mit Klavierbegleitung erschienen und wird bald wie die anderen Lieder Mosen's Eigenthum des Volkes sein. — Um dem kranken Dichter eine Freude zu bereiten, hat der Lahrer Hinkende Bote, dessen Illustrirte Dorfzeitung das Lied zuerst mittheilte, Beiträge zu einem Ehrenbecher für Julius Mosen gesammelt. Es sind bis jetzt 250 Gulden eingegangen und der rühmlichst bekannte Künstler Karl Siebenpfeiffer in Pforzheim hat die Ausführung freudig übernommen.

Ungeheure Erbschaft. Ueber den Nachlaß des Herrn Erzherzogs Maximilian d'Este vernimmt man, daß die Gräfin von Chambord, Kronprätendentin von Frankreich, testamentarisch zur Universalerbin desselben eingesetzt wurde. Die Erbschaft soll nach Abschlag der Legate 75 Millionen Frs. betragen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 34. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. August 1863.

Eine gefährliche Situation.

Skizze von Edwald August König.

(Schluß.)

Der Pockennarbige besaß die Kraft eines Riesen, trotz meinem Sträuben hob er mich schwebend auf und sprang mit mir in die Gruft hinunter.

Als ich mit dem Pockennarbigen in der Gruft war, fragte er mich: „Was führt Dich hieher und seit wann bist Du hier?“ Dann fuhr er in barschem Tone fort: „Fasse Dich kurz, wir haben nicht Zeit, lange mit Dir zu unterhandeln.“

Ich trocknete die nasse Stirne ab, auf welcher der Angstschweiß in hellen Tropfen perlte, und berichtete ihm haarklein die Ereignisse der letztvergangenen Stunde.

Ich bat und beschwor die Falschmünzer, mich in Ruhe heimziehen zu lassen, ich wolle einen heiligen Eid darauf ablegen, daß über meine Zunge kein Wort von dem, was ich gehört und gesehen habe, kommen solle.

Statt der Antwort zog der Pockennarbige den Dolch aus der Scheide und prüfte dessen Spitze auf dem Nagel seines Daumens.

„Bet' ein kurzes Paternoster“, versetzte er so ruhig, daß mir das Blut in den Adern stockte, „ein Viertelstündchen hast Du noch Zeit!“

Der Barbier war, wie es mir schien, mit diesem kurzen Entschluß nicht zufrieden, er machte dem Fremden, wie ich zu bemerken glaubte, Vorwürfe, welche dieser mit einem Achselzucken der Geringschätzung beantwortete; was die Beiden darauf mit einander sprachen, konnte ich nicht verstehen.

Was in meiner Seele vorging, läßt sich schwer beschreiben, tausend Bande fesselten mich an das Leben, und ich sah den Mordstahl schon gezückt, der nach wenigen Minuten diese Bande lösen sollte. Der namenlose Schmerz meiner guten Eltern, die Verzweiflung meiner Braut, wenn ich nicht zurückkehrte, ich mußte unwillkürlich ihrer gedenken, und nicht

einmal die Genugthuung, daß man meine Mörder entdecken und mich an ihnen rächen werde, blieb mir. Einer derselben war Todtengräber, er konnte zur Nachtszeit mich auf dem Kirchhof beerdigen, das Grab mit Rasen bedecken, und ich blieb verschollen. Niemanden konnte es einfallen, meine Leiche auf dem Friedhofe zu suchen.

Noch einmal versuchte ich, durch Bitten und Drohungen der Gefahr zu entgehen; noch einmal gelobte ich bei allen Heiligen, nichts von dem Geheimnisse verrathen zu wollen, wenn man mich augenblicklich den Heimweg antreten lasse; ich redete ihnen in's Gewissen, stellte ihnen vor, daß der Mord nicht verschwiegen bleiben könne, daß man mir nachforschen und meine Leiche finden werde, und daß es über kurz oder lang zur Entdeckung meiner Mörder führen müsse; — umsonst, der Pockennarbige verzog keine Miene.

„Ich habe Dich vor der Kirche gewarnt, und Du bist doch hineingegangen", versetzte er lakonisch, „wer nicht hören will, muß fühlen. Eine Entdeckung fürchten wir nicht, wir werden unsere Maßregeln zu treffen wissen. Wärst Du ein Mann, ein kühner, beherzter Mann, so könnten wir uns vielleicht mit Deinem Schwure begnügen und Dir das Leben schenken, aber Du bist noch ein Kind, ein schwaches, feiges Kind, Dein Schwur kann uns keine Garantie bieten."

Ich hatte mich inzwischen rasch und verstohlen umgeschaut. Hinter mir, dicht an der Mauer, sah ich einen Stuhl, stand ich auf diesem, so konnte ich mit leichter Mühe mich aus der Gruft in das Chor der Kirche schwingen. Mußte ich mein Leben lassen, so wollte ich es doch wenigstens so theuer wie möglich verkaufen: ich war fest entschlossen, den ersten besten Gegenstand zu ergreifen und den Kampf gegen die Drei aufzunehmen.

Den Augenblick, als der Pockennarbige sich umwandte, um den Barbier zurückzuschleudern, welcher ihn bat, noch einen Augenblick zu warten, damit man meinen Vorschlag nochmals überlegen könne, nahm ich wahr. Mit einem Satze war ich auf dem Stuhl, drei Secunden später stand ich schon oben in der Kirche. Ich hatte, als ich mich hinaufschwang, den Stuhl mit dem Fuße umgeworfen, so daß der Pockennarbige mir so rasch nicht folgen konnte: noch ehe dieser von seiner Ueberraschung sich erholte und an meine Verfolgung dachte, befand ich mich schon auf der Treppe, welche zum Glockenstuhl führte.

Die Angst lieh mir Flügel, in weniger denn zwei Minuten hatte ich den ziemlich hohen Thurm erstiegen, es blieb mir eben noch Zeit, das Glockenseil zu fassen und eine neben mir liegende Latte aufzuheben, als ich meine Verfolger schon die Treppe hinaufstürmen hörte.

Jetzt galt es, mein Leben zu vertheidigen; fiel ich dem Pockennarbigen noch einmal in die Hände, so durfte ich darauf rechnen, daß mir nicht einmal zu einem Paternoster mehr Zeit gelassen wurde.

Zum Glück war die Treppe so schmal, daß die Falschmünzer nur einer hinter dem andern sie ersteigen konnten; die Latte, welche ich mit meiner Rechten krampfhaft umklammerte, war schwer und kantig, ein Schlag mit ihr konnte, wenn er den Schädel traf, einen Mann betäuben.

Jetzt riß ich an dem Glockenseil, welches ich in der Linken hielt und weit in die mondhelle Nacht hinaus klang das wilde unheimliche Sturmläuten.

„Tod und Teufel", brüllte der Pockennarbige unten in der Treppe, er wird das Dorf allarmiren, wir sind verloren, wenn wir ihn nicht kalt gemacht haben, ehe die Bauern kommen!"

Jetzt erblickte ich unten zu meinem Füßen seinen Kopf, ich holte aus — der Schlag hatte gut getroffen, der erste meiner Verfolger sank zusammen.

Hatte das seinen Spießgesellen den Muth benommen, oder hielten sie es besser, die kostbaren Minuten zu ihrer Flucht zu benutzen, es blieb still da unten, ich hörte, wie die Kirchenthüre in ihren Angeln knarrte und dann wieder zugeschlagen wurde.

Nichts destoweniger ließ ich weder das Seil, noch die Latte los, erst als ich den Lärm und das Geschrei der herbeigeeilten Bauern unten vor der Kirche vernahm, hielt ich mit dem Sturmläuten inne.

Durch das Schallloch im Thurme rief ich den Untenstehenden zu, daß ein Menschenleben bedroht sei, man solle die Thüre gewaltsam öffnen und mir zu Hülfe kommen.

Die Kraft verließ mich jetzt, die Kniee brachen unter mir, Schwindel ergriff mich, ich hörte nur noch einen dumpfen Schall und sank dann ohnmächtig nieder.

Was nun mit mir geschah, daß man mich auf einer Bahre in's Elternhaus trug, daß man, um die Ursache meines Sturmläutens zu erforschen, die Kirche durchsuchte und bei dieser Gelegenheit die Werkstätte der Falschmünzer entdeckte, daß man ferner den Pockennarbigen todt auf dem Friedhofe fand und drei Tage später auch der beiden Spießgesellen des Falschmünzers sich bemächtigte, das Alles erfuhr ich erst vier Wochen später, als ich aus einem hitzigen Nervenfieber nach überstandener Krisis zur Besinnung erwachte.

Seit jenem Tage war ich von der Gespensterfurcht geheilt, selbst der Gedanke, daß der Geist des Pockennarbigen, welchen meine Hand getödtet hatte, mir erscheinen könne, ängstigte mich nicht mehr.

Mein Haus aber verließ ich seitdem in später Nacht nicht mehr, ohne den Hund oder einen Stock, der mir im Nothfalle als Waffe dienen konnte, mitzunehmen.

Polens Untergang und seine Kämpfe.

II.

Wir können die Geschichte der polnischen Theilungen hier nicht wiederholen. Ueber die erste polnische Theilung und die derselben vorangegangenen Unterhandlungen gibt Kurd v. Schlözer in seiner Schrift „Friedrich der Große und Katharina II.“ Auskunft, mit dem Bestreben, Friedrich den Großen zu vertheidigen und die Gründe darzulegen, welche ihn zur Betheiligung an dem Raube vermocht haben. Die zweite Theilung ist, wie aus Sybel's Darstellung hervorgeht, wider den Wunsch der Kaiserin Katharina, die auch jetzt wieder lieber das Ganze, als einen Theil gehabt hätte, von Preußen durchgesetzt worden, welches sich für den Aufwand, den es für den französischen Krieg, in welchen es von der Kaiserin Katharina gehetzt war, die in Polen freie Hand haben wollte, durch die polnischen Erwerbungen zu entschädigen suchte. Dasselbe Motiv wirkte auch bei der dritten Theilung Polens, welche zunächst aus dem Bedürfniß der Vertheidigung des durch die früheren Annexionen gewonnenen Besitzstandes hervorgegangen war. Dieser dritte Raub nahm vollends den übrig gebliebenen Rest, und das ganze 13,000 Quadratmeilen große Land war so im Verlauf von 22 Jahren an Rußland, Oesterreich, und Preußen übergegangen. Davon hatte

Rußland den größten Theil mit etwa 8500 Quadratmeilen, Preußen 2700 und Oesterreich 2100 bekommen.

Sybel hebt mit großer Schärfe die Mitschuld des polnischen Volkes an dem Untergang seines Staates hervor; er erinnert an die beständigen inneren Uneinigkeiten, an die Selbstsucht, mit welcher der Adel die Macht des Königthums und die zusammenhaltende Staatsgewalt untergrub, an den Mangel von Pflege geistiger Bildung, an die Zerrüttung in Vermögen, Gesundheit und Sitte, die in schaudererregendem Maße um sich gegriffen hatte. Als eine Hauptursache des Mangels an nationaler Kraft bezeichnet er die Leibeigenschaft, welche neun Zehntel der ganzen Bevölkerung ohne Rechtsschutz der Willkür ihrer Herren preis gab und sie sittlichem Verderben überließ. Wenn man diese Verhältnisse erwägt, sagt er, wird man kaum noch von dem Untergang der polnischen Nation durch die Theilungen reden können. Was 1793 zu Grunde ging, war die unmenschliche Herrschaft weniger Edelleute über das polnische Volk; dieses wechselte nur den Herrn und sah ihrer Aenderung mit trägem Gleichmuth zu.

Nach der Kapitulation Warschau's an Suwarow, schließt er mit folgenden Worten: „Es trat ein, was geschehen mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte an sich vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt über Schuldige und Unschuldige, in einer Katastrophe, wie sie die Welt seit der Zerstörung Jerusalems nicht furchtbarer gesehen hatte. Man würde bei einem solchen Bilde den Blick verhüllen und an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst zu Grunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eigenen Sünden außer Stande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen. Was aber diese betrifft, so sollten sie auf der Stelle erfahren, was es sterblichen Menschen bedeutet, sich zu Werkzeugen einer richtenden Vorsehung aufzuwerfen. Sie sahen sich jetzt auf der Höhe des Erfolges, ein Jeder im Besitz weit ausgedehnter Provinzen des geopferten Landes. Aber an der Beute klebte ihnen unlösbar das Gift der eigenen und der fremden Schuld und mit dem Gewinne kam im Augenblicke des Ergreifens auch über sie die Vergeltung. Sie kam aus dem bittern und unlöslichen Zwiespalte, der sie unter einander seit dem Ursprung des Krieges trennte, der im Verlaufe desselben immer tiefer, immer heißer geworden war, und jetzt im plötzlichen Ausbruche die gesammte, seit fünf Jahren Europa belastende Krisis zu unseliger Entscheidung führen sollte.“ Er meint damit die feindselige Spannung der beiden Kaiserreiche gegen Preußen und den dadurch herbeigeführten unseligen Baseler Frieden.

Nach der dritten Theilung Polens verließen die Trümmer der polnischen Armee das Vaterland und nahmen Dienste in der französischen Armee, es bildete sich eine besondere polnische Legion unter dem General Dombrowski, die unter den Fahnen Bonapartes auf den Schlachtfeldern Italiens eine glänzende Tapferkeit entwickelte und sich so Ansprüche auf Dank und Hilfe des neuen Welteroberers und Staatenschöpfers zu erwerben hoffte. Doch Napoleon hatte keinen Sinn für nationale Bestrebungen; er benützte die Polen zwar für seine Zwecke, aber sah sie nur als Kanonenfutter an. Nachdem die polnische Legion ihre Dienste gethan, verschenkte er sie theils an den König von Etrurien, theils schickte er sie nach St. Domingo, wo sie dem gelben Fieber unterliegen mußte. Die Schöpfung des Herzogthums Warschau aus den Preußen im Frieden von Tilsit abgenommenen polnischen

Gebietstheilen und einem Stück von dem österreichischen Westgalizien, war ein Brocken, welchen Napoleon den Polen hinwarf; aber der neue Staat durfte nicht einmal den Namen Polen tragen und wurde an einen der rheinbündischen Vasalen, den König von Sachsen, verschenkt. Nicht einmal auf dem Heereszug nach Rußland konnte sich Napoleon entschließen, durch Gründung eines selbstständigen Staates sich einen Rückhalt und nützlichen Bundesgenossen zu verschaffen.

Nach dem Fall Napoleons tauchte der Gedanke eines Polenreiches noch einmal auf, und Kaiser Alexander I. hatte die großmüthige Anwandlung, aus dem ihm zugefallenen Herzogthum Warschau ein Königreich Polen zu schaffen und demselben eine freisinnige Verfassung zu verleihen. Dieselbe war eine Nachbildung derjenigen, welche sich die Polen im Jahre 1791 selbst gegeben, und in welcher persönliche Freiheit, Antheil an der Gesetzgebung durch eine vom König ernannte Adelskammer, den Senat und eine vom Volk gewählte Kammer, Unabhängigkeit des Richterstandes, Verantwortlichkeit der Minister, Uebertragung der Gerichtsbarkeit für politische Verbrecher an den Senat, Sicherung des Eigenthums, das nur zu nationalen Zwecken in Anspruch genommen werden sollte, Schutz der katholischen Konfession, polnische Beamte und ein besonders polnisches Heer von 30,000 Mann verbürgt waren.

Des Kaisers Bruder, Großfürst Konstantin wurde als Statthalter eingesetzt. Es schien dem Kaiser Alexander ernst zu sein mit Ausführung der polnischen Verfassung, er glaubte nicht an die Warnungen russischer und deutscher Staatsmänner, welche ihn auf die Schwierigkeiten aufmerksam machten, die aus dem Gegensatz einer konstitutionellen Regierung in Polen und einer autokratischen in Rußland erwachsen müßten. In eigener Person eröffnete er im März 1818 den ersten polnischen Reichstag und erklärte in der Thronrede, daß ihm die freien Einrichtungen, die er jetzt in Ausführung bringe, allezeit am Herzen gelegen hätten, und daß er hoffe, sie mit Gottes Hilfe auf alle Lande ausdehnen zu können, die seiner Fürsorge anvertraut wären.

Der Reichstag verlief ohne Anstoß, Regierung und Volksvertretung kamen einander entgegen. Aber bald nachher traten die von Kennern der Verhältnisse vorausgesagten Schwierigkeiten ein; die antikonstitutionellen Gewohnheiten der bei der polnischen Verwaltung betheiligten russischen und polnischen Beamten machten sich geltend, die despotischen Launen des großfürstlichen Statthalters stimmten auch nicht zu bürgerlicher Freiheit; manche Russen intriguirten auch absichtlich gegen die polnische Freiheit. Kaiser Alexander wurde durch andere Einflüsse, durch die politischen Zustände in Frankreich und Deutschland immer reaktionärer gestimmt, und dann muß man gestehen, daß die Polen ihm das verfassungsmäßige Regiment eben auch nicht erleichterten. Der freisinnige und politisch gebildete Bürgerstand, den die Volksvertretung voraussetzte, war eben nicht vorhanden, dagegen waren viele Polen mit unverdauten abstrakten politischen Theorien und Phantasien aus Frankreich und Italien zurückgekehrt, sie hatten dort die geheimen Gesellschaften, das Verschwören und Agitiren kennen gelernt, und dieses auf den empfänglichen Boden Polens verpflanzt.

Die geheimen Gesellschaften glaubte man nun durch geheime Polizei bekämpfen zu müssen, und machte so das Uebel immer ärger. In den zwanziger Jahren war ganz Polen mit einem Netz verschiedener geheimer Gesellschaften, mit zum Theil republikanischen Tendenzen, überdeckt, die sich auch in Rußland verbreiteten, und dort eine radikale Umgestaltung,

Auflösung des Reiches in verschiedene Föderativstaaten, erstrebten. In Rußland kamen diese Verschwörungen bei Gelegenheit des Thronwechsels nach dem Tode Alexanders zum Ausbruch und die gegen die russischen Verschworenen eingeleitete Untersuchung legte auch die Fäden der polnischen Verschwörung blos; es wurden strenge und quälerische Untersuchungen angestellt und die Gefängnisse gefüllt. Der Versuch, die Angeklagten durch ein Kriegsgericht verurtheilen zu lassen, scheiterte an der Macht der öffentlichen Meinung, und Kaiser Nikolaus sah sich genöthigt, den Prozeß vor das verfassungsmäßige Gericht, den Senat, zu bringen. Dieser sprach am 18. Mai 1829 die Verschworenen frei, weil Bestrebungen zur Herstellung der Nationalität nicht strafbar seien.

Dieß gab dem revolutionären Geist neue Ermuthigung; der Haß gegen die Regierung wurde dadurch gesteigert, daß man die freigesprochenen Angeklagten nicht aus der Haft entließ. Das strenge Regiment des Kaisers Nikolaus schien zwar die offene Opposition zum Schweigen gebracht zu haben, aber desto kräftiger wucherten die Verschwörungen, die namentlich in der Armee sich sehr verbreitet hatten.

Indessen kam die französische Julirevolution, und die Polen hofften auf die Hilfe der Franzosen. Es bildete sich nun eine Verschwörung, die auf unmittelbaren Aufstand berechnet war, und im Februar 1831 losschlagen sollte. Der Befehl, die polnische Armee auf den Kriegsfuß zu setzen und das Gerücht eines Krieges gegen Frankreich, beschleunigte den Ausbruch, der am 29. November 1830 stattfand.

Diese Revolution war zwar die Wirkung eines nationalen Instinktes, aber keine That der ganzen Nation, sondern ein Werk der Aristokratie und insbesondere des Heeres. Da der zahlreiche niedere Adel sich dabei betheiligte, so bekam die Sache einen demokratischen Anstrich, aber eine Erhebung des ganzen Volkes war es nicht. Man machte gar keine Versuche, den Bauernstand in das Interesse und in Mitwirkung zu ziehen, von Aufhebung der Leibeigenschaft, Bauernemanzipation, war im ganzen Verlauf des Revolutionskrieges nie die Rede, nie wurde das Volk im weiteren Sinne aufgeboten, und so kam es, daß die Armee bei einer Bevölkerung von mehr als vier Millionen nur etwa 50,000 Mann stark war, nie über 80,000 Mann stieg. Und selbst der kleine Theil der Nation, der die Revolution machte, war in verschiedene Parteien gespalten, die einander hemmten und kreuzten, und schließlich sich mit dem Vorwurfe der nationalen Verrätherei befehdeten. Die eine Partei war die höhere Aristokratie, die nur eine selbstständige nationale Stellung unter Rußland als Ziel im Auge hatte und auf Versöhnung mit dem Kaiser rechnete; die andere die radikale Partei, welche Losreißung von Rußland, politische und soziale Umwälzung, eine polnische Republik wollte. Die letztere Partei hatte wohl sehr rührige agitorische Talente, aber keine Feldherren, und preßte für die Führung des Revolutionskrieges ältere Generale, welche in den napoleonischen Kriegen technisch geschult waren, aber, ohne höheres militärisches Führertalent, einem eigentlichen Volkskrieg abgeneigt waren, bei der numerischen Ueberlegenheit der Russen einen erheblichen Erfolg für unmöglich hielten, nur die Ehre der polnischen Waffen retten wollten und ihre Hoffnung hauptsächlich auf die Diplomatie setzten.

In den einzelnen Schlachten wurden sowohl von der Masse der Kämpfer, als von den Anführern Wunder der Tapferkeit verrichtet, aber es fehlte an einer energischen und überblickenden Leitung des Ganzen: und so kam es, daß der Aufstand völlig niedergeworfen wurde, ohne eines der von den verschiedenen Parteien vorgesetzten Ziele zu erreichen. Die

Polen verloren vollends den Schein von Selbstständigkeit, ihre Verfassung wurde aufgehoben, das Land ganz dem russischen Reiche einverleibt, das nationale Heer aufgelöst und die Verwaltung darauf eingerichtet, das eigene nationale Leben zu ertödten.

Die Diplomatie, auf welche die polnische Aristokratie so große Hoffnungen gesetzt hatte, ließ die polnische Sache völlig im Stich; die Franzosen zeigten zwar große Sympathieen, und öfters wurden die Polen durch falsche Nachrichten, Frankreich werde innerhalb einer bestimmten Frist Hilfe bringen oder interveniren, zu neuen Anstrengungen oder zu Hinausschiebung eines entscheidenden Schlages gegen die Russen vermocht.

Es blieb aber bei den Verheißungen und Gerüchten; Ludwig Philipp, auf Erhaltung des europäischen Friedens bedacht, warb um die Freundschaft des Kaisers Nikolaus, er erkaufte die Anerkennung des Julithrones durch Preisgebung der Polen. Preußen, für seine eigenen polnischen Besitzungen besorgt, nahm unter der Form offizieller Neutralität doch mehr oder weniger Partei gegen Polen, und begünstigte die Zufuhr von Waffen und Lebensmitteln für das russische Heer. Oesterreich schien eine Zeit lang eine freundliche Stellung gegen die polnische Sache einnehmen zu wollen; die Ungarn machten Adressen für die Polen und forderten ihren Kaiser auf, den Polen zu helfen. Metternich soll wirklich geheime Unterhandlungen mit den Polen gepflogen und ihnen die Abtretung Galiziens in Aussicht gestellt haben, wenn sie einen österreichischen Erzherzog zum König des wieder hergestellten Königreichs Polen wählen wollten, und wenn Frankreich und England einen Antrag darauf stellen würden. Aber wenn auch Metternich hin und wieder Anwandlungen zur Opposition gegen Rußland hatte, war es doch nicht seine Art, gegen die in den Kabinetten herrschende politische Strömung etwas durchsetzen zu wollen und einen kühnen Griff zu Gunsten des Nationalitätsprinzips zu wagen.

Bei dem deutschen Volke hatten die Polen die lebhaftesten Sympathieen gefunden; man hatte sogar Bitten an den Bundestag zu Gunsten der polnischen Sache gerichtet, aber natürlich ohne Erfolg. Es war nicht nur das allgemeine Interesse der Deutschen für fremde Angelegenheiten, des Liberalismus für Freiheits- und Nationalitätsbestrebungen, sondern die Ansicht, daß ein freies selbstständiges Polen für Deutschland eine sehr wichtige und nützliche Vormauer gegen das autokratische Rußland und dessen freiheitsfeindliche Einflüsse auf Deutschland wäre. Zunächst fand diese Voraussetzung eine Bestätigung in dem Gang der europäischen Politik; der Fall Polens wurde ein Wendepunkt für den Sieg der Reaktion in Deutschland. Aber es fragt sich sehr, ob ein selbstständiges Polenreich nicht in der Folge eher ein Bundesgenosse und Werkzeug des stammverwandten Rußlands gegen Deutschland werden würde. Eine wahre politische Selbstständigkeit ist von den Polen nicht zu erwarten, und zwischen Deutschland und Rußland gestellt, würden sie sich als slawische Brüder doch eher letzterem zuneigen, als Deutschland, vor dessen überlegener Kultur sie Gefahr für ihre Nationalität fürchten, in dem sie ihren natürlichen Verdränger und Unterdrücker sehen.

Es ist auffallend, daß diese polnische Revolution vom Jahr 1831, die in Deutschland so viel Theilnahme fand, die in ihren Beziehungen und Folgen für Deutschland so viel besprochen wurde, doch keinen deutschen Geschichtschreiber gefunden hat, der sie vom deutschen Gesichtspunkte betrachtete. Die Geschichte des polnischen Aufstandes von Spazier können wir nicht als solche rechnen, sie ist zu parteiisch in polnischem Interesse geschrieben und hat

zu wenig geschichtlichen Werth; die Hauptquelle für den polnischen Revolutionskrieg ist die zwar gründliche, doch ganz von russischem Standpunkte aus geschriebene Geschichte des polnischen Aufstandes von Friedrich v. Smitt (Berlin 1839 bis 1848), einem bewährten Kenner russischer Verhältnisse.

Das dänische Komma.

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Mit Betrübniß nur zu nennen,
Endlich ist es doch gelungen,
Durch ein Komma euch zu trennen;

Denn so heißt's mit dürren Worten!
Keiner hat sich einzumischen!
Schleswig hier und Holstein dorten —
Und ein Komma steht dazwischen

Will denn keine Hand sich rühren,
Dieses Komma auszustreichen
Und hinein zu corrigiren
Wieder ein Verbindungszeichen?

Ach da sind wir schlecht berathen
Und bei'm Komma wird es bleiben —
Alle uns're Diplomaten
Sind zu schwach im deutschen Schreiben.

Glasbrenner.

Briefwechsel zwischen Vater und Sohn

I.

Der Vater an den Sohn.

Sohn! auch ich war Kronprinz, auch ich war liberal. Du aber bist beinahe schon mehr liberal als Kronprinz.

Der Sohn an den Vater.

Vater! Die Neuzeit stellt auch den Kronprinzen gesteigerte Ansprüche. Machen Sie sich daher auf eine systematische Opposition von mir gefaßt und freuen Sie sich meiner wachsenden Popularität, die doch in der Familie bleibt.

II.

Der Vater an den Sohn.

Halt ein, Du hast genug gethan, um dereinst Dein Vermächtniß mit einer gehörigen Portion von Unterthanenliebe anzutreten. Mir selbst bist Du jetzt zu populär.

Der Sohn an den Vater.

Väterchen, lassen Sie mich nur machen. Gegen das, was Sie thun, bin ich noch immer viel zu wenig liberal. Meine Frau ist derselben Ansicht und läßt Sie grüßen.

III.

Der Vater an den Sohn.

Halt ein, Ungerathener, oder ich schick' Dich auf die Festung.

Der Sohn an den Vater.

Schön Dank, aber wenigstens auf drei Monate, das wird meine Popularität nur noch vermehren.

IV.

Der Vater an den Sohn.

Warte Junge, ich will Dir das Freiheitsmartyrthum verleiden. Ich mache es publik, daß Du mit meinem Einverständnisse handelst und sprichst.

Der Sohn an den Vater.

Thun Sie das, und ich publizire unsern Briefwechsel in der „Süddeutschen Zeitung!“

Nach dem Festschießen.

Mathies: „No du, was hat denn der Flintsbacher Toni kriagt?“

Görgl: „„Wanzen em neuen Quartier und Bauchweh auf's Münchener Bier.““

In tiefster Ehrfurcht. „Der ich lebenslänglich in tiefster Ehrfurcht verharre, — oder: der ich in tiefster Ehrfurcht ersterbe Ew. Königlichen Majestät unterthänigster.“ So schließen sich, wie bekannt, die meisten Memoriale.

Ein Bittsteller aber, dem diese Submission noch nicht submiß genug schien, submittirte sich also:

„Der ich in tiefster Ehrfurcht lebenslänglich ersterbe.“

Wann's jetzt nicht Tag wird! Wer möchte noch leugnen, daß es jetzt ernstlich zu tagen beginnt. Zuerst kommt der Fürstentag, dann der Abgeordnetentag, dann der Renntag, dann der katholische Vereinstag, dann der Arbeitertag, dann der Juristentag, dann der israelitische Langetag oder Versöhnungstag. Wann aber kommt der Versöhnungstag, welcher endlich die Fürsten und Völker vereinigt?

Man geht zuweilen nur deshalb vorwärts weil es unmöglich ist, rückwärts zu gehen

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 35. IX. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. August 1863.

Am fünfzigjährigen Todestage Theodor Körner's am 26. August 1863.

Als Deutschland rüttelte an seinen Ketten,
In die es schlug des Korsen freche Hand,
Das ganze Volk, das Vaterland zu retten
In Waffen gegen seinen Dränger stand,
Und heil'ger Rache Trieb sich selbst im Busen
Der Frauen seinen Altar aufgebaut,
Da riß der Dichter aus dem Arm der Musen,
Der Jüngling sich vom Herzen seiner Braut
Und stürzte sich in muthigem Verachten
Des Todes ins Gewühl der blut'gen Schlachten.

Wohl siegreich, als des Vaterlands Befreier
Bei Gadebusch, focht Lützow's schwarze Schaar,
Doch auch der Held des Schwertes und der Leyer,
Er sank zu Boden mit dem fränk'schen Aar,
Er fiel in Mitte seiner treuen Brüder,
Die Muse gab der Freiheit ihren Sohn
Zum Opfer hin, für ihres Ruhmes Lieder
Gab sie den blut'gen Lorbeer ihm zum Lohn,
Und unterm Trauerklang der Flügelhörner
Trug zu den Sternen sie den Namen Körner!

Wir preisen ihn, den Kämpfer und den Dichter,
Um seiner Lieder hohen Freiheitsschwung,
Wir preisen ihn, den zürnend strengen Richter
Den Schöpfer heiliger Begeisterung,
Der Feigheit und des Sklavensinn's Verräther
Der Tugend Ritter, der sie selbst bewahrt,
Als Vorbild für die folgenden Geschlechter,
Den Jüngling ächter altgermanischer Art —
Wir preisen ihn, der durch die That bewährte,
Was er in seiner Lieder Worten lehrte.

Der Zeugen zwei sind in Walhalla's Hallen
Die Helden heut' beim fröhlichen Gelag,
Der gleiche Tag, an dem einst Palm gefallen,
Er war auch Körner's letzter Erdentag;
Der Zeugen zwei für jener Tage Leiden
Und für der Eintracht Macht, die uns geschaart; —
Mit blut'gen Lettern in dem Buch der Zeiten
Sind ihre Namen ewig uns bewahrt.
Soll, deutsches Volk, solch' Leid nicht wiederkehren,
Laß inn'ren Zwist nicht deine Eintracht stören.

Auch Körner war's der dich zur Eintracht mahnte,
Der Jünger deines Schiller's, deutsches Land!
Des Dichters, der die Kraft des Volkes ahnte,
Als noch die Schmach auf seiner Stirne stand.
Laßt uns den Schüler, wie den Meister ehren,
Dem Dichter ist des Sehers Kraft geweiht,
Er sammelt aus der Gegenwart die Lehren
Für schwere Tage einer künft'gen Zeit,
Und auf die Stimme nicht des Dichters achten
Heißt des Propheten mahnend Wort verachten.

Ein halb Jahrhundert ist im Sonnenglanze
Und Wettersturm an uns vorbeigerauscht
Seit Körner mit der Muse Friedenskranze
Das blut'ge Reis der Schlachten einst getauscht;
Noch steht das Ziel, für das er starb, uns ferne,
Noch ringen wir nach dem ersehnten Gut
Und sehen gläubig nach der Hoffnung Sterne
Es zu erreichen ohne Kampf und Blut
Das schöne Ziel, ein Vaterland zu kennen,
Ganz Deutschland als dies Vaterland zu nennen!

O laßt des heut'gen Tages Feierklänge
Begrüßen uns'rer künft'gen Einheit Glück,
Verrauschen wird das laute Festgepränge,
Doch seine Deutung bleibe uns zurück;
Sie heißt: die That allein nur kann uns retten!
Was ist's, das uns von leeren Worten bleibt?
Die That nur brach der fremden Herrschaft Ketten,
Preis Jedem, der die That auf's Banner schreibt!
Doch, Volkes Kraft und Eintracht muß sie stützen,
Soll sie der Geist der wahren Freiheit schützen!

J. Priem.

Polens Untergang und seine Kämpfe.

Polen seit der Revolution von 1831.

III.

Nach Niederwerfung des polnischen Aufstandes wanderten die Polen in großen Schaaren aus, theils um den ihrer wartenden Strafen und Untersuchungen zu entgehen, theils um eben nicht in russischer Knechtschaft leben zu müssen. Alle nahmen die Hoffnung mit, einst unter günstigeren Verhältnissen den heimischen Boden wieder betreten zu können und den Vorsatz, im Ausland für die Wiedergeburt ihrer Nationalität zu arbeiten. Zunächst gingen sie nach Deutschland, wo sie von der in ihren Hoffnungen ebenfalls getäuschten liberalen Partei mit Begeisterung als Freiheitskämpfer und Genossen gemeinsamer Bestrebungen aufgenommen wurden. Die meisten gingen nach Frankreich, wo sehr viele, man gibt ihre Zahl auf 5000 an, nicht nur eine sichere Zufluchtsstätte, sondern auch Geldunterstützung und Anstellung fanden, ein anderer Theil ging nach Belgien, England und Amerika. Die Ausgewanderten sahen es als ihre Pflicht, als ihre Mission an, nach Kräften für die Wiederherstellung ihres Vaterlandes zu wirken und sie organisirten sich zu diesem Zwecke in Vereine und geheime Gesellschaften.

Aber die Parteispaltungen der Heimath und die daraus entspringenden Zwistigkeiten und Verdächtigungen setzten sich auch im Auslande fort und lähmten das Mitgefühl, das die Polen wegen ihrer ausdauernden unermüdeten Vaterlandsliebe gefunden hatten. Die aristokratische Partei hatte Aussöhnung mit Rußland, Herstellung des auf dem Wiener Kongreß geschaffenen Königreichs und der von Alexander verliehenen Verfassung und einen polnischen Vizekönig, den Fürsten Adam Czartoryski, im Auge und rechnete auf die Hilfe der Kabinete. Die demokratische Partei dagegen wollte Wiedervereinigung aller ehemals polnischen Landestheile in den alten vor 1772 bestandenen Grenzen, ein ganz selbstständiges Polenreich, und hoffte nur durch Revolution zu ihrem Ziele kommen zu können. Die Aristokraten warfen den Demokraten vor, daß sie durch ihr stürmisches Treiben, durch ihre gesteigerten Forderungen jede Aussicht auf eine friedliche Lösung der polnischen Sache vernichteten. Die Demokraten machten der Gegenpartei Kälte gegen das Volk, Mangel an Selbstverleugnung und Disziplin zum Vorwurf und klagten sie an, daß sie das Mißlingen der Revolution des Jahres 1831 verschuldet hätten.

Aus der Benennung Aristokraten und Demokraten darf man übrigens nicht schließen, daß die eine Partei aus Adel, die andere aus Bürgerlichen bestände; die ganze polnische Emigration bestand vorherrschend aus Adel, doch gehörten zur aristokratischen Partei die Besitzenden und ehemaligen Würdenträger. Die an Zahl durch feste Organisation und Disziplin stärkere war die demokratische, die etwa 3000 Mitglieder zählte, in Paris ihren Centralausschuß hatte, der die Thätigkeit des Vereins regelte und ein Programm aufstellte. Laut desselben war das Ziel des Vereins eine sociale Revolution mit geistiger und materieller Emanzipation, Aufhebung der Leibeigenschaft, Gleichheit aller Stände, gleiche Berechtigung zu allen Aemtern, gleichem Rechts- und Religionsschutz und Eigenthumsverleihung an die Landbauer ohne Entschädigung des Adels. Vermittelst dieses Programmes und durch den Grundsatz, jede politische Bewegung in Europa zur Wiederaufnahme des Kampfes für die Befreiung Polens zu benützen, wurden die Polen der demokratischen Partei Bundesgenossen und gewerbsmäßige Mitglieder jeder Revolution und es war nicht zu verwundern, wenn sie von Polizeibehörden und Regierungen als zum Voraus Verdächtige behandelt wurden. Ueberall hin suchten sie die Wühlereien auszudehnen, um für die polnische Sache Mitarbeiter zu gewinnen.

Das ehemalige Königreich Polen, von der russischen Polizei auf's strengste bewacht, blieb ihnen unzugänglich, aber in den ehemals polnischen Provinzen Krakau, Galizien und Posen fanden sie Eingang, und es gelang ihnen hier durch Agenten, die sich unter fremden Namen einschlichen, Mitglieder für ihre Vereine zu werben, Schriften zu verbreiten, Gesellschaften zu gründen.

Eine große Rührigkeit zeigten die ausgewanderten Polen in der Presse; in Frankreich und Belgien bestanden viele polnische Zeitschriften und Tagblätter als Organe der verschiedenen Parteien; bei manchen französischen, deutschen und englischen Blättern fanden die Polen Zutritt und hatten regelmäßige Mitarbeiter. Der demokratische Polenbund stellte sich besonders die Aufgabe, die öffentliche Meinung über die Ursachen, welche den Verfall Polens herbeigeführt und die den Polen zugewiesene weltgeschichtliche Mission aufzuklären und demokratische Ideen zu verbreiten. Neben der politischen Tagesliteratur wurde von den Polen auch durch geschichtliche Darstellungen, theoretische Politik, Romane und Dramen für ihre Sache zu wirken gesucht.

Eine Wirkung der fortwährenden Agitation der Polen im Auslande war der Aufstandsversuch vom Jahr 1846, der in Posen und Galizien zum Ausbruch kam. Die Verschworenen in Posen handelten nach einer unter Mieroslawski's Leitung entworfenen Instruktion, die darauf berechnet war, in sämmtlichen polnischen Provinzen gleichzeitig die Erhebung hervorzurufen, was aber mißlang. Die Emigration hatte ihren Einfluß überschätzt, das Revolutionskomité hatte nur einen kleinen Theil der Bevölkerung, fast nur die unreife Jugend zur Verfügung, überdieß wurde gleich im Beginn die Leitung gelähmt durch die Verhaftung Mieroslawski's. Dadurch wurde in Posen der Aufstand im Keime erstickt.

In Galizien und Krakau, das zum Mittelpunkt der Bewegung gemacht werden sollte, schien die Sache Anfangs mehr Erfolg zu haben. Es gelang hier den Verschworenen, eine Zeitlang die Gewalt in ihre Hände zu bekommen, eine Regierung unter der Diktatur des Arztes Tyssowski einzusetzen und die österreichischen Truppen zum Rückzug zu nöthigen. Aber bald bereitete sich eine entgegengesetzte Bewegung vor, die provisorische Regierung

verlor ihre Autorität, es rückten russische und österreichische Truppen ein, die Häupter des Aufstandes mußten fliehen, Tyssowski wurde verhaftet und auf den Königsstein gebracht, und der Aufstand war in kaum 8 Tagen zu Ende.

Noch schlimmer erging es den Verschworenen im österreichischen Galizien. Hier erlag der Aufstand an der feindseligen Stimmung des Bauernstandes gegen den Adel. Nur von letzterem war die revolutionäre Bewegung ausgegangen. Die Bauern aber nahmen keinen Theil an den nationalen Tendenzen ihrer Herren, in denen sie weniger ihre nationalen Führer und Genossen als ihre Unterdrücker und Bedränger sahen, und kehrten den Aufstand, zu welchen sie aufgerufen worden waren, gegen den Adel, gegen den sie arge Gräuel, Metzeleien und Plünderungen verübten. Ob die Bauern aus eigenem Antriebe diese Wendung genommen, oder ob sie durch die Organe der Regierung dazu aufgehetzt worden und eine Gegeninsurrektion planmäßig vorbereitet gewesen sei, wie Manche behaupten wollten, darüber ist man nicht recht in's Klare gekommen; gewiß ist nur, daß das Unternehmen des Adels völlig mißlang und die galizischen Bauern Ablösung ihrer Grundabgaben erlangten.

Aber die Republik Krakau, der einzige Ueberrest eines von Fremdherrschaft freien Polens, wurde dem Kaiserthum Oesterreich einverleibt.

Die Betheiligung der Bewohner der Provinz Posen an dem Aufstand wurde Gegenstand einer umfassenden Untersuchung. Der Prozeß darüber wurde in Berlin öffentlich verhandelt, legte die Pläne und Grundsätze der Polen dar, die polnischen Anwälte bekannten sich mit Wärme zu den nationalen Ansprüchen und Forderungen ihrer Volksgenossen, und die polnische Sache fand in der deutschen Presse viele Theilnahme. Die Bewegung des Jahres 1848 weckte die Hoffnungen Polens auf Wiederherstellung eines selbstständigen Polensreiches auf's neue; die liberalen und demokratischen Parteien in Deutschland leisteten diesen Hoffnungen und Forderungen mächtigen Vorschub. Sie waren bereit, die von Polen bewohnten Landestheile der preußischen Monarchie für das künftige Polenreich freizugeben, und selbst die Regierung traf Anstalten zur Einsetzung einer polnischen Verwaltung des Großherzogsthums Posen. Aber dieß war nicht so leicht, als man geglaubt hatte. Die Polen traten gegen die unter ihnen angesessenen Deutschen, in deren Händen ein großer Theil des Grundbesitzes und des Gewerbes war, und die ihnen größtentheils an Bildung überlegen waren, mit herausfordernder Anmaßung auf, die Deutschen wollten nicht polnisch werden und riefen die Regierung um Schutz für ihre bedrohten nationalen Rechte an; es kam zu blutigem Racenkampf, eine versuchte Demarkationslinie befriedigte keinen Theil, und namentlich die Polen sahen dieselbe als einen Wortbruch und eine Schmälerung der ihnen verheißenen Reorganisation an. Doch wurde diese Demarkationslinie im Februar 1849 von dem Frankfurter Parlamente gutgeheißen, freilich unter dem Widerspruch der Demokraten und Ultramontanen, ein Jahr später aber von Preußen im Einverständniß mit der Kammer wieder aufgegeben.

Die Mehrzahl der Bevölkerung in Posen besteht aus Polen, deren Zahl sich auf 783,000 beläuft, während die Deutschen nur 633,000 stark sind. Man sieht aber auch aus diesem Zahlenverhätniß, daß es sehr unbillig wäre, Posen nur so ohne Weiteres als polnisches Land zu nehmen. Noch günstiger für die Deutschen stellt sich das Verhältniß, wenn wir Bildung, Industrie und Handel in Betracht ziehen. Außer diesen Polen in Posen hat Preußen in Westpreußen 174,000 und in Schlesien noch weitere 660,000, die

aber gegen die Deutschen so sehr die Minderzahl bilden, daß sie keinen Anspruch darauf machen können, Bestandtheile eines Polenreiches zu werden.

Die Polen Oesterreichs sind zwar zahlreicher als die Preußens; ihre Zahl beläuft sich auf 2,126,000, aber sie nehmen als Polen weniger eine abgeschlossene Sonderstellung ein, da sie gegenüber von der großen Masse der übrigen Slaven der österreichischen Monarchie, die sich auf nahe an 18 Millionen belaufen, sehr zurücktreten.

Der bei weitem größte Theil des ehemaligen Polenreichs ist unter russischer Herrschaft; außer dem von dem Wiener Kongreß gebildeten Königreich Polen, besteht ganz Westrußland aus dem in drei polnischen Theilungen erworbenen Land, das 8 polnische Gouvernements: Grodno, Kowno, Minsk, Mohilew, Podolien, Wilna, Witebsk und Volhynien mit 7500 Quadratmeilen und 8,600,000 Einwohner enthält. Dieses große Gebiet müßte also Rußland herausgeben, wenn, wie das polnische Nationalkomite fordert, das Polenreich in seinem alten Umfang vor 1772 wieder hergestellt werden sollte. Eine solche umfassende Abtretung wäre für Rußland unstreitig eine Machtfrage, die es nicht freiwillig zu seinen Ungunsten beantworten lassen kann. Darüber sind in Rußland Regierung und Volk, oder wenn man für letzteres den Adel setzen will, einig, darüber ist sowohl die altrussisch-moskowitische Partei wie die Petersburgerpartei einig, und wenn es sich um diese Frage handelt, werden auch die revolutionären Bestrebungen schweigen, um mit vereinten Kräften für die Erhaltung des Reichsgebietes einzustehen. Und abgesehen von der Größe dieses Gebietsverlustes, wenn auch die Abtretungen auf die von den eigentlichen Polen bewohnten Gebiete beschränkt werden sollten, wäre Polen gerade der Theil des russischen Reiches, das am weitesten nach dem Westen hineinragt, und eine Brücke zu dem übrigen Mitteleuropa bildet. Eine gänzliche Ablösung Polens von seinem Reichskörper würde Rußland nie gestatten, eine Selbstständigkeit, wie sie Kaiser Alexander einst dem Kongreßkönigreich gewährte, etwa noch eine Sekundogenitur wäre das Aeußerste, was Rußland zugestehen könnte. Und ob Polen selbst im Stande sein würde, eine weitere Selbstständigkeit zu behaupten, ist sehr die Frage, es würde sich doch dem übrigen germanischen und romanischen Europa fremd fühlen und sich auf das stammverwandte russische Reich als seinen natürlichen Bundesgenossen angewiesen finden. Der höhere polnische Adel ist gewöhnt, seine Blicke nach Rußland zu richten, ist mit dem russischen Adel durch verwandtschaftliche Beziehungen, durch analoge Standesverhältnisse, durch gemeinsame Interessen und Verluste in Betreff der Leibeigenschaft und Bauernemanzipation, durch den Dienst in der Armee u. A. verbunden.

So würde Polen doch immer ein von Rußland mehr oder weniger abhängiger Staat, ein Bundesgenosse und ein Mittel werden, seinen Einfluß in europäischen Angelegenheiten noch häufiger geltend zu machen, als bisher. Was Rußland nicht beanspruchen könnte, dazu würde Polen einen Vorwand und Rechtstitel haben. Für Preußen und Oesterreich wäre das kleine, rein polnische Gebiet, um dessen Abtretung es sich handeln könnte, nicht der größte Verlust: eine weit größere Gefahr würde in der Entstehung einer neuen Mittelmacht liegen, die als Bundesgenossin von möglichen Feinden, als ein Werkzeug Rußlands oder Frankreichs, für die beiden deutschen Großmächte sehr lästig und sehr verderblich werden könnte. Daß ein konstitutionelles Polen mit Deutschland gegen Rußland stehen würde, wäre sehr unwahrscheinlich; Sprache, Lebensanschauung und Sitte würde immer die entgegengesetzte Anziehungskraft haben. Und wäre nicht bei einem Konflikt zwischen Polen und Deutschland die Treue

der Polen und Slaven unter preußischer und österreichischer Herrschaft sehr in Frage gestellt? Würden sich diese nicht als die im Widerspruch gegen nationales Recht Unterdrückten fühlen und in Polen ihren Befreier sehen? Vergegenwärtigen wir uns diese Mißstände und Schwierigkeiten, so können wir uns weder für ein nationales Polenreich begeistern, noch das Zustandekommen eines solchen auch nur für wahrscheinlich und möglich halten. Die realen Verhältnisse werden sich hier mächtiger erweisen, als nationale Theorieen.

Ein neues Bad für Damen.

Es handelt sich um nichts mehr oder weniger als um ein Naturluftbad neuester Art zu Nutz und Frommen für eingebildete nervenschwache Damen und Alle, die es werden wollen, welches im nächsten Sommer in dem schönsten Theile der Dresdener Haide angelegt werden soll.

Erstaunen Sie, welcher Art die neueste Heilmethode ist und welche Wunder sie bewirken wird!

Es werden mehrere große Gebäude auf einer trockenen Hochebene erbaut, mit reinlichen, ausgetrockneten Zimmern. In jedem derselben befinden sich: ein gutes großes Bett, ein großer Arbeitstisch, ein großer Waschtisch, ein großer Waschschrank, ein kleiner Kleiderschrank und ein ganz kleiner Spiegel.

Morgens fünf Uhr wird mit einer Glocke geläutet dann holt jede Dame aus einem Bassin, welches sich im Hause befindet, das Wasser. In einer halben Stunde muß das Bett, das Haar, der Anzug geordnet sein. Um 5½ Uhr läutet es wieder und sämmtliche Damen gehen in gleichmäßiger Kleidung zum Frühstück. Diese Kleidung besteht je nach dem Wetter aus baumwollenen oder wollenen Kleidern in Blousenform, derbem, festem Schuhwerk, einem runden Hut mit breitem Rande und einem Doppeltuch. Nachdem entweder nun der abwechselnd von einigen Damen gekochte Kaffee, oder Milch, oder Buttermilch mit tüchtigen Butterbemmen von gesundem Roggenbrod verzehrt ist, macht sich die ganze Badegesellschaft gleichzeitig, dem Unternehmer, der eine Fahne in der Hand trägt, folgend, auf den Weg, durchstreift die Wälder, lagert sich auf sonnigen Plätzen ꝛc. Gegen neun Uhr wird ein kräftiges Frühstück, aus Schinken ꝛc., gutem Bier bestehend, eingenommen, nach demselben weiter gegangen, mit Unterbrechung gelagert, und Mittags gibt es im Badehause ein kräftiges warmes Mahl, ohne Confituren und pikante Saucen. Nach Tische wird ein kleines Stündchen geruht, dann eine Tasse Kaffee getrunken, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung und verbringt den Nachmittag mit Turnen, Ringwerfen, Wettlaufen ꝛc. Gegen 7 Uhr wird im gemeinschaftlichen Saale eine einfache Milch- oder Wassersuppe gegessen. Um 7½ Uhr geht jede Dame auf ihr Zimmer, stopt die etwa zerrissenen Kleider oder Strümpfe, und begibt sich Punkt neun Uhr ins Bett. In jedem Zimmer hängen an der Wand Tafeln mit Naturbaderegeln. Hier einige davon:

1) Alles Klatschen ist strenge verboten; denn — — das Klatschen hat sich für Leber und Nieren schädlich bewiesen.

2) Durch die gleichmäßige Tracht wird der Neid nicht angefacht; denn — — der Neid ist die Wurzel alles Uebels.

3) Standesunterschied existirt nicht; denn — — der Stolz macht steifen Rücken und aufgeblasene Lippen.

Nur solche Damen, die sich nicht reinlich halten, Fettflecken als Wappen tragen, oder sich Röcke borgen, gehören an einen separaten Tisch, der sich im Hause in einem kleinen Nebensaale, im Freien aber auf einem Platze mit Brennnesseln bepflanzt, befindet.

Pommaden, Schnürleiber, Schminken, Romane, Frisiren à la Pompadour, Liebeslocken (Herrenfänger) sind strengstens verboten.

Nach zwei Monaten ist die erste Kur beendet und der Körper gekräftigt. Nun geht es auf eine Oekonomie zur Nachkur. Das Doppeltuch wird zur Seite gelegt, es wird gekocht, gebuttert, gewaschen, gemolken, Heu gerecht und selbst der Kuhstall gereinigt, damit der Dunst in voller Fülle die Lungenflügel stärke.

Hat nun jede Dame alle Arbeiten der Oekonomie einzeln durchgemacht und verstanden, so ist die Kur beendet und sie kehrt in ihre Heimath zurück, ohne Stolz-, Putz-, Klatsch- und Gelbsucht: sie wird eine brave Hausfrau und wirket weise im häuslichen Kreise.

Es haben sich bei dem Unternehmer schon hier in Dresden allein mehrere achtbare Männer gemeldet, so geheilte Damen mit offenen Armen heimzuführen und ich bin der Meinung, daß es in jeder Stadt Hunderte dergleichen geben wird!

Ein Künstlerbrief.

Welche Zumuthungen und Anerbietungen an das Comité zur Veranstaltung des bevorstehenden Wiener Volksfestes gestellt werden, zeigt u. a. folgender Brief der an das Comité gelangt ist. Der Brief lautet: „An das löb. Comitee des großen Volksfestes in Wien. Hiermit stelle ich an das löb. Comitee einen Antrag, der gewiß zu den berühmtesten und etwas außerordentlichen zu den Festlichkeiten gehörig. Ich bin gesonnen auf Kosten des löb. Comitee nach dort zu kommen um mich Essen, Trinken und Rauchen zu produciren. Das löb. Comitee kann auf mich Wetten von mindestens 1000 Gulden in den Plakaten ausschreiben, und die Hälfte gebe ich den Armen — da ich mich leider in sehr mißlichen Umständen befinde. Ich gehe in einem Zeitraum von fünf Stunden auf Folgendes ein. 15 Stück Rostbraten, 120 Stück Hühner-Eier, 8 Maß Wein, 1 Laib Brod 5 bis 6 Pfund zu essen, und 50 Stück Londres zu verrauchen — und werde bis heute meins Gleichen nicht gefunden haben, der mich übertreffen könnte. Ein löb. Comitee kann auf mich Jede Wette annehmen, wovon ich natürlich die Hälfte beanspruche. Auch wollen Sie sich zum Herr St.... und Comp. begeben, für den ich hier im Schuldenarreste sitze, er soll sofort an seinen Bankier Herrn G...... hereintelegraphiren mich auf 14 Tage zu sistiren — und ich sofort auf dem Feste erscheinen kann. — Schließlich benöthige ich ein

anständiges Garderobe und bitte mir zu diesem so auch Reisekosten nach dort 75 Gulden per Post zu senden. Ich glaube ein löb. Comitee wird seinen verehrten Herren Gästen damit eine Ueberaschung vorzubereiten, wovon von diesem Wettessen sehr viel gesprochen wird — und die Armen tausende Gulden verdienen werden. Wenn sie sollten Mißtrauen haben so senden Sie Jemanden zu mir herein und ich kann Ihnen Probeessen, damit Ein löb. Comitee die Ueberzeugung hat. In convernirendem Falle bitte mir es pr. Telegramm bekannt zu geben. Achtungsvollster Diener L. P. Meine Adresse: L. P.

(Aus dem Leben Garibaldi's.) Aus dem Leben Garibaldi's während seines Aufenthalts in Südamerika um's Jahr 1848 wird von Gustav Rasch in einer Lebensskizze des Generals folgende charakteristische Begebenheit erzählt, welche ein glänzendes Licht auf den Charakter des edlen, uneigennützigen Helden wirft, der sich von reaktionären und ultramontanen Blättern schon alle Schimpfnamen hat gefallen lassen müssen:

Eines Tages suchte Garibaldi ein Offizier auf, um der schriftlichen Anerkennung, welche der Leitung des Treffens bei Salto bereits gezollt war, eine mündliche Danksagung im Namen des Generals Pacheco dahin zu fügen.

Der Offizier kam Abends in die Straße Partone, wo Garibaldi wohnte. Er trat in die Wohnung desselben, ein kleines, unverschließbares Haus, und tappte im Dunkeln auf dem Hausflur umher, um die Stubenthür zu suchen. Dabei stieß er an einen Stuhl, und fluchte in sich hinein.

„He, Frau!“ rief Garibaldi drinnen, „sagst Du nicht, daß Jemand auf dem Hausflur ist? Mache doch Licht!“ —

„Und womit soll ich Licht machen?“ erwiederte Anita, „weißt Du nicht, daß wir keine zwei Sous im Hause haben, um eine Kerze zu kaufen?“

„Es ist wahr,“ sagte Garibaldi im Tone eines Philosophen, und er stand auf, öffnete die Thüre, und rief:

„Nur hier herein, nur hier herein,“ wie um durch seine Stimme den Fremden zu führen.

Der Offizier trat ein.

Aber die Dunkelheit war so groß, daß er sich nennen mußte, um von Garibaldi erkannt zu werden.

„Herr,“ sagte dieser darauf, „Sie werden entschuldigen, aber, als ich meinen Pact mit der Republik Montevideo schloß, habe ich versäumt, mir eine Ration Kerzen auszubedingen, und Anita hat nicht so viel Geld um eine Kerze zu kaufen. Wir müssen also im Dunkeln bleiben. Glücklicherweise kamen Sie, wie ich vermuthe, nicht, um mich zu sehen, sondern, um mit mir zu plaudern.“

Der Offizier plauderte in der That mit Garibaldi, aber, er sah ihn nicht. Auf dem Heimwege begab er sich zum General Pacheco und erzählte ihm, was ihm begegnet. Dieser nahm sofort 100 Patagonier (500 Franks) und übersandte sie Garibaldi.

Garibaldi wollte seinen Freund Pacheco nicht verletzen, und nahm das Geld an. Aber am nächsten Tage ließ er dasselbe unter die Wittwen und Waisen der bei Salto gefallenen Kämpfer vertheilen.

(Ein Drohbrief vom „Comité der Armuth.“ Dieser Tage wurde dem Fleischhauer Georg Neumaier in Neulerchenfeld bei Wien ein von gewandter Hand geschriebener Drohbrief zugesendet, womit er aufgefordert wurde, längstens binnen acht Tagen in seinem Verkaufslokale die Fleischpreise herabzusetzen und hierdurch der ärmeren Klasse eine Begünstigung zuzuwenden, widrigenfalls sein in Ottakring liegender Meierhof in Brand gesteckt werden würde. Der Brief war unterzeichnet: „Vom Comité der Armuth und der unschuldig Nothleidenden.“ (Herr Neumayer hat denselben dem betreffenden Polizeikommissariate übergeben.)

Mittheilung einer frohen Botschaft zwischen Thieren. Die Tochter eines Gutsbesitzers kehrte nach dreijähriger Abwesenheit auf das väterliche Gut zurück, wo sie spät am Abende ankam und sich sofort zur Ruhe begab. Des andern Morgens kratzte etwas an ihrer Thüre, und als sie das Bett verließ, um nachzusehen, springt ihr Bianko, der wohlbekannte Haushund, mit ausgelassener Freude entgegen; aber kaum hatte sie das treue Thier bewillkommt, als es auch schon wieder in gestrecktem Laufe davon rannte. Nach wenigen Minuten kratzte es wieder; das Fräulein öffnet nochmals die Thüre, und siehe, da steht wieder der alte Bianca, aber an der Spitze aber Hof- und Jagdhunde des Gutes, die nun mit rührender Freude die Zurückgekehrte begrüßten, umringten und mit allen Zeichen lebhafter Anhänglichkeit sie mehrere Stunden überall hin begleiteten.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 36. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. September 1863.

Eine Londoner Barbierstube zu Zeiten der Königin Elisabeth.

Ein Bruchstück.

Der Barbier, in dessen Stube ich den Leser führe, wurde Martin Schaum und bisweilen auch Meister Schaum von Denen genannt, welche ihn etwas in Ehren bringen wollten, und als Burschen hatte er bei sich einen gewissen Heinrich Drauflos, einen kecken Knaben von etwa fünfzehn Jahren. Von Beiden des Nächsten mehr. Nun aber zuerst von der Bude selbst, welche in nicht geringem Rufe stand. An einem vorspringenden Fenster befanden sich mehrere Inschriften, um den Bürgern Kunde zu geben, worin Alles des Meisters Kunst bestand, von denen einige in Reimen waren, da Meister Schaum sich viel auf seine Schulstudien zu Gute that — zum Beispiel:

„Hier wird jeder Bart zurecht gemacht
Bei hellem Tag und finstrer Nacht."

oder:

„Alle Bärte sauber zugestutzt,
Die Zähne radikal geputzt,"

und dicht daneben fand man vielleicht:

„Bluteged und Aderlaß
Fast ohne Geld zu meinem Spaß;
Für ein Spottgeld desgleichen
Weiß ich aller Art Würmer zu scheuchen"

während auf einem andern Flecke dem Leser begegnen würde:

„Bei mir, das ist aller Welt bekannt,
Wird das Haar am besten geschnitten und gebrannt,
Und kahle Stellen sonder Faxen
Laß ich mit dickem Haar bewachsen.

An den Wänden waren mehrere Bretter befestigt, worauf Bündel mit Kräutern lagen, Flaschen mit Salben und dergleichen — (berühmte Kurmittel bei gewissen berühmten Krank-

heiten); auch standen Einmachgläser dort und Flaschen mit verschiedenartig gefärbten Flüssigkeiten und seltsamen Pulvern. Gegen das Täfelwerk waren mehrere Balladen und gedruckte Flugschriften gelegt; über dem Kamin hing eingerahmt ein gewaltiges Skriptum, dessen Titel sehr augenfällig lautete „Verkündigungen," und es stand Folgendes darunter:

„Wer aus der Reihe kommt und kann es nicht abwarten,
Zahlt einen Pfenning mehr und lerne künftig warten.
Und wer den Meister stört, wenn er beschäftigt ist,
Und solchen Streit beginnt, der führt zu lautem Zwist,
Und sich in etwas mischt, was ihn nicht kümmern soll,
Zu seiner Strafe zahlt der hier zwei Pfenning voll.
Und wer da schwört und flucht und Schimpf und Schande spricht,
Kurz schwatzt von solcherlei, was hier sich schicket nicht,
Und von den Liedern, wer ein Blatt ausreißt zum Singen,
Stracks muß aus seiner Tasch' ein Pfenning Strafe springen.
Auch wer mit Nadeln sticht, mit Stöcken wehe thut,
Und was es sonsten sei, in seinem Uebermuth,
Wer kitzelt, ziept und spuckt, mit Kreid' und Kohle malt,
Auch ohne Gnade hier den Pfenning Strafe zahlt.
Wer aber sich vergißt und schmäht die Königin,
Legt, als wie es sich schickt, 'nen vollen Groschen hin;
Und bittet rings umher die Herren um Verzeihung,
Das hält gewiß ihn ab von des Verraths Erneuung.

Eine große schwarze Katze kämmte ihre Haut auf einem dreibeinigen Stuhle, nahe an einem Tische am Kamin, auf welchem mehrere Bürsten, Scheeren, Phiolen, ein Mörser und Keule und Instrumente zum Zähne-Ausziehen lagen, und etwas näher am Lichte, da saß in einem hochbeinigen Lehnstuhl ein äußerst ernst aussehender alter Mann, etwas kleiner Statur mit einigen wenigen grauen Haaren auf seinem Kopfe und einem kleinen spitzen Barte derselben Farbe, welcher auf seiner Nase, die eine der allerlängsten war und in einer schönen feinen Spitze endete, ein Paar entsetzlich große Brillen trug, vermittelst deren er Alles um sich her anschaute. Er war sauber angezogen, und Alles saß an ihm, wie es sich schickte. In einer Hand hielt er eine Lanzette und in der andern ein Kohlblatt. Ein Bursch stand vor ihm, der sehr aufmerksam schien. Er war für sein Alter ein ziemlich kurzer Stöpsel mit einem ehrlichen plumpen Gesicht, und Augen, die aussahen, als hätte er immer einen oder den andern dummen Streich vor. In Wahrheit, es war ein Ausdruck in dem Gesichte, der sich nicht wohl beschreiben läßt, etwa ein wahrer Wageteufel, Bruder Sorgenlos, Hänschen in allen Gassen, oder wie sonst des Burschen Gesicht aussah. Er trug eine Lederjacke und Hosen von demselben Zeuge, zum Theil mit einer leinenen Schürze bedeckt, so schmutzig, als hätte er sich darin auf dem Fußboden umgerollt — was auch vielleicht der Fall war; seine Strümpfe waren gelb und die Schuhe von dickem Leder. Diese Beiden waren Meister Schaum, der Barbier, und sein Lehrling Heinrich Drauflos.

„Mich dünkt, Du verstehst jetzt gut genug, wie man frisirt," bemerkte der Barbier zu seinem Zögling, mit einem ungemein ernsten Gesichte, „denn Du hast ja nun eine ganze Weile den alten Rauhsessel gekämmt und gekräuselt, welches mir in der That ein bewunderungswürdiger Weg scheint, um diesen Theil unserer Wissenschaft zu erlernen; denn wenn Du die Borsten sengst, kann Dich kein Mensch schelten, daß Du seinen Scheitel brennst,

wie auch Aristoteles Anführung beweis't: „Ante illum imperatorem," welches bedeutet: „verwunde nur Keinen und er wird nicht schreien."

„Ich verspreche Euch," erwiderte der Bursch, anscheinend seinen Herrn mit großer Aufmerksamkeit betrachtend, „ich bin ganz gewiß ein so geschickter Lehrling, als nur einer in der Stadt, und was meine Fertigkeit beim Rauhkopf anbelangt, so versuchte ich auch schon Muhme Grisliu's Locken zu kräuseln, die ganz arg darauf war, als Ihr neulich nicht zu Hause wart, und es glückte mir über die Maßen."

„Wohl erinnere ich mich," sprach der alte Mann, indem der Ernst seiner Züge noch zunahm, „als ich neulich die alte Frau frisirte, fand ich ihr halbes Haar zu Asche verbrannt, und als ich sie fragte, was sie denn mit ihrem Kopf angefangen, mußte ich hören, daß Du darüber gewesen — worauf ich nichts sagte — indem ich mich erinnerte, was in Epicurus geschrieben steht: „Nihil reliqui fecit," was übersetzt heißt: Halte Deine Zunge, und Dein Schwatzen wird Dir keinen Schaden thun. — Indessen, wie dem auch sei, so bist Du wenigstens geschickt genug im Scheeren, da Du neulich das Rasirmesser über die Haut des gesottenen Ferkels ziemlich leicht abgezogen hast, und zwar mit einer gewissen eleganten Manier."

„Ja, Meister, das that ich," antwortete rasch der Lehrling; „aber ich habe meine Geschicklichkeit auch noch an andern bewiesen, als an todten Schweinebacken; denn damit Ihr's wißt, als neulich Gevatter Plumpstein eines Morgens, ehe Ihr aufwaret, kam, mit einem Bart, der eine Woche alt war, und ihn los sein wollte und so eilig damit war, daß er auf Euch gar nicht warten mochte, da hab' ich's auf mich genommen und hab' ihn eingeseift und geschoren, daß es eine Pracht war."

„Es ist richtig!" bemerkte der Barbier mit zunehmender Feierlichkeit. „Der Küster beklagte sich auch bei mir mit einem ganz mit Pflastern bedecktem Gesichte, daß Ihr außer dem Stück Haut von der Größe eines Rosenobels, und außerdem, daß Ihr ihm die Haut dreimal geschunden, ihm auch noch zwei Muttermale von nicht gewöhnlicher Größe hinter den Ohren abrasirt hättet, welche daselbst ruhig seit vierzig Jahren gewachsen wären. Nun, es gelang mir mit einigem Aufwand, ihn zur Ruhe zu bringen, indem ich ihm verhieß, sein Antlitz werde dadurch nur um so jünger ausschauen, auch solle er für die Kur keine Kosten zahlen, indem ich dabei dachte an die Worte jenes berühmten Schriftstellers Averrons: „Tenuit hoc propositum," was in unserer Sprache wiedergegeben etwa so lauten würde: Wenn Du Schaden angerichtet, so thue das Deine, es wieder gut zu machen; aber wenn Du es nicht vermagst, so versuche es auch nicht, denn das wird nimmermehr gelingen, was durchaus unmöglich ist."

Der alte Barbier fuhr hierauf sehr ernsthaft fort: „Nun wohl, da ich nunmehr sehe, daß Ihr genugsam Einsicht habt, was das Aeußere in diesen Dingen anlangt, so scheint es mir an der Zeit, daß Ihr auch die edleren Theile unserer vortrefflichen und einträglichen Kunst klein kriegt, wie es der Pöbel nennt. So gebet denn wohl Acht, und ich will es versuchen, Euch in die Kunst und Mysterien des Aderlassens einzuweihen. Seht Ihr hier dieses Kohlblatt?"

„Freilich, Meister! Es steckt mir ja dicht unter der Nase."

„Nun merke Dir die verschiedenen Rücken in dem Blatte hier. Im Galenus steht nun geschrieben: In suam tutelam pervenissent, welches bedeutet: Die Menschen sind

außerordentlich ähnlich einem Kohlblatt. Und die Aehnlichkeit liegt auch heut zu Tage — denn in dem Blatte sind Adern und im Menschen sind auch Adern. Nunmehro bedarf es aber im Aderlasse einiger Geschicklichkeit, denn vielleicht könntet Ihr sie nicht treffen, und demgemäß wird sie nicht bluten. Also nehmt diese Rücken des Blattes für Adern, nachdem Ihr, versteht sich, vor Allem eine Bandage von breiter Leinwand, die Elle zu einem Pfennig, um das Armgelenk gewunden habt, wie Ihr seht," und dabei streifte er den Aermel auf. „Also nun mußt Du die Ader mit dem Daumen der linken Hand fest halten, daß sie nicht entwischt; dann hältst Du in der Rechten die Lanzette zwischen Daumen und Finger, so wie ich jetzt; steckest darauf die Spitze mitten in die Ader, und machst nun eine mäßige Oeffnung, indem Du darauf stichst," worauf der Meister den Rücken des Blattes durchstach, während der Junge mit außerordentlicher Aufmerksamkeit darauf Acht hatte.

„Die Ursache, warum Du zuerst an einem Kohlblatte Dich versuchen sollst, ist nun diese," fuhr der Barbier fort, „daß nämlich, wenn Du einen ersten Versuch am Arme eines lebendigen Menschen machtest, da Du nicht die gehörige Erfahrung besitzest, Du zu tief stechen könntest und kein Blut flösse, welches denselben leicht außer sich bringen könnte; wenn zwar gleich nun auch bei dem Kohlblatte kein Blut fließet, so hast Du doch nicht zu fürchten, daß Du Dich mit demselben überwürfest, wie denn schon Aesculapias sagt: „dulce est pro patria mori," welches bedeutet: Gegenstände, die keinen Mund nicht haben, können auch nicht schimpfen. Nun merke Dir's wie ich's gemacht, und dann versuche Du es selbst."

„Ich steh Euch dafür, das kann ich prächtig!" schrie Heinrich Drauflos auf, indem er die Lanzette nahm und nach dem Vorbild seines Meisters einen tüchtigen Schnitt in das Kohlblatt that.

„Schurke! Du schneidest ja meinen Finger!" schrie Meister Schaum auf, indem er das Blatt fortwarf, und sehr verdrießlich auf seinen Finger blickte, der etwas zu bluten anfing.

„Wahrhaftig, ich wußte nicht, daß Eure Hand so dicht drunter saß," sprach der Junge mit einem sehr betrübten Gesichte, obgleich 1000 gegen 1 zu verwetten war, daß der Thunichtgut es mit Fleiß gethan.

„Die Pestilenz über Dich, ich glaube, Du wirst in Deinem Leben kein Wundarzt; Du bist zu ungeschickt!" sagte der Meister, indem er seine Wunde verband, die glücklicher Weise nicht bedeutend war.

„Ach Meister seht doch nur, ob ich nicht schon ganz erstaunlich geschickt bin!" rief der Lehrling, indem er das Blatt auf seine eigene Hand legte, und mit großer Heftigkeit es mehrmals durchstach.

„Nicht so heftig — nicht so schnell, Junge!" rief der Alte, „die Spitze mehr nach innen, und nun einen ordentlichen Aufsatz! Nur nicht so tief hinein. Du mußt auch nicht thun, als ob Du Salat schneidest! Jemine, das will niemals gehen! Wahrhaftig, wenn Du eines Menschen Arm so bedienst, er würde laut schreien und Ursach dazu haben, denn steht es nicht im Galenus geschrieben: „Rara avis in terres, negroque simillima cygno," welches in unsrer Sprache heißt: sieh Dich vor, daß Du keinen Menschen verwundest, sonst wundere Dich nicht, wenn er von Dir ein Pflaster fordert! — So, das ist besser — nun leg es weg. Vielleicht werde ich Dir morgen noch eine Vorlesung über das Kohlblatt halten; denn wirklich Du darfst das Aderlassen nicht eher versuchen, als bis Du's noch oftmals bei mir versucht hast."

„Nun wirst Du vielleicht nicht vergessen haben," fuhr der Meister fort, „daß wir die Hälfte eines Kalbskopfs zu Mittag hatten?"

„Ne, wahrhaftig Meister, das hab ich nicht vergessen," erwiderte der Junge, mit den Lippen schmeckend. „Ich habe auch die Knochen so rein abgenagt, daß Mies mich seither schrecklich bös drum angesehen hat."

„Gut denn, gehe denn jetzt in die Küche und hole mir die Kinnlade, denn ich bedarf derselbigen."

„Nun, was will er denn damit?" murmelte der Junge für sich, indem er schnell den Auftrag auszuführen ging. „Er hat ja selbst Kinnlade genug. Und sieht er nicht selbst wie ein Kalbskopf aus? Es gibt doch Leute, die nimmermehr zufrieden sind."

Bei seiner Rückkehr fand er Meister Schaum mit einem Instrument zum Zahn-Ausziehen in seiner Hand.

„Jetzo will ich Euch eine Lehrstunde geben in einem andern Zweige unserer Wissenschaft," sagte der Wundarzt, indem er den Knochen in eine Hand nahm und die Zange so handhabte, um dem Andern einen Begriff zu geben, wie man den Zahn fasse: „Wannen Jemand zu Euch kommt mit einem Zahne, der ihm wehe thut, so ist es das Beste, daß Ihr ihn augenblicklich ausreißt; denn erstens wird jenem dadurch von Zahnschmerzen geholfen, und zweitens wirst Du dadurch wenigstens um einen Groschen reicher. Nun aber giebt es zweierlei Arten von Zähnen, wie im Aristoteles steht: „malus puer," ein guter Zahn, und „bonus puer," ein böser Zahn, das heißt, einer, der auf den ersten Ruck ausgeht und einer, woran Ihr ziehen könnt, soviel Ihr wollt, und er bleibt doch drin. Nun nehmt an, dieses sei der Unterkiefer Eines, der zu Euch gekommen, damit Ihr ihn von seiner Pein erlösen sollt — denn es ist besser, Euch zuerst an solcherlei zu versuchen, als sofort an einem lebendigen Maule, welches mich an das Dicium erinnert, das ein gewisser gelehrter Podalicius aussprach; „de gustibus non est disputandibus," welches richtig übersetzt, so heißt: Wenn Du nur den Schwanz eines lebendigen Hundes greifest, so wird er nach Dir beißen; aber einen todten Löwen kannst Du auch beim Ohr zausen, und er wird es mit Manier ertragen. Wenn nun der Zahn ein Backenzahn ist, und in der Unterkiefer sitzt (natürlich zuerst muß der Patient sitzen, und Ihr bittet ihn, ganz ruhig zu sitzen), dann legst Du die Zange in seinen Mund, und hältst das Instrument an der äußeren Seite fest und drückst es mit der andern Hand fest nieder; alsdann drehst Du um, und darauf wird der Zahn ohne Zweifel, wie Du siehst, rausfliegen."

„Das ist schön, das ist prächtig gemacht, Meister!" rief Heinrich Drauflos, welcher der ganzen Operation mit ungeheurer Neugier zugesehen. „Na ich glaube, das kann ich nun auch."

„Nicht zu hastig, Junge. Sieh es mich erst noch zwei- oder dreimal thun, dann nimm das Instrument und versuche es selbst."

Hierauf unternahm der alte Mann den Prozeß noch einigemal ganz auf dieselbe Weise wie das erstemal, und der Lehrling schien darauf eben so Acht zu geben. Alsdann erst gab er ihm die Zange in Handen, und hielt ihm den Kalbskopf hin zum Versuch.

„Denkt Euch nun, Jemand käme zu Euch, dem ein Zahn weh thut; wie würdet Ihr's nun anstellen, wenn Ihr ihm den Zahn ausziehen wolltet?" fragte Meister Schaum im höchsten Ernst.

„So würde ich's machen," antwortete der Andere, indem er sich keck an die Operation machte. „Erst würde ich ihm den Rachen aufreißen, dann die Zange einsetzen und ihm dann solchen Drucker derquer geben."

„O Jemine, Du quetschest mir den Daumen!" schrie der alte Mann, vor Schmerz den Boden stampfend; und nachdem er diesen schnell aus der Zange losgemacht, drehte er sich und wandte sich vor Schmerz, und schüttelte die gequetschte Hand mit solchen Grimassen, daß es ein Wunder war, es anzuschaun. „Welch ein absoluter Hans Ungeschick Du bist! O mein Daum! mein Daum! Das Fleisch ist ja bis auf den Knochen zerquetscht. Kein Meister hatte jemals zu seiner Qual solchen Taps in die Grütze zum Lehrburschen. Ach mein Daum — das thut schrecklich weh!"

„Ich dachte gar nicht, daß er so nahe dran war," sagte der Bursch mit einem so ernsthaften Gesichte als es ihm möglich war, wiewohl ein Blinzeln des Auges verrieth, daß er die Sache recht gut verstand. Dann machte er sich mit allem Eifer, als gelte es etwas, an die Kalbskinnlade: „Seht Ihr, Meister, wie herrlich ich damit umgehen kann!"

„Nein, nun will ich Dir für's Erste keinen Unterricht mehr geben — ich habe genug daran!" rief der Meister, indem er den Hut vom Nagel nahm, und den Stock aus dem Winkel. „Ich gehe zu Mr. Tickletoby, dem Schulmeister. Schicke nach mir, wenn Einer kommt. Ach mein Daum! mein Daum!"

Heinrich Drauflos schnalzte mit der Zunge, als der alte Mann fort war. „Wahrscheinlich willst Du vom alten Tickletoby ein bischen mehr Latein aufschnappen — hol' ihn der Geier, daß er mir so oft die Ruthe gab! Brocken aus den alten Schweinsledern, und sie passen, wie der Apfel auf den Mist, wie Mr. Francis mir sagte; und übersetzen soll er sie, wie man Fleischbrühe macht von Rosinen. Aber mich schürt's nicht. Jux muß es auf der Welt geben, je mehr desto besser!"

Als er nun fand, daß er alle Zähne aus der Kinnlade ausgerißen, warf er sie bei Seite, und gaffte vor sich, als wisse er nicht, was nun anfangen.

„Bei Gog und Magog!" rief er, die Hände reibend. „Wenn jetzt Jemand rein käme mit einem schlimmen Zahne, ich würde mich dran machen, ganz gewiß, denn es scheint mir ein außerordentlicher Spaß. 'S ist Jammer und Schade, daß da kein lebender Kinnbacken zur Hand ist, um so 'nen Ruck ihm zu geben. He da, Mies! Mies! Hast Du keinen schlimmen Zahn? Komm her! Zier Dich nicht!" setzte er hinzu, als er sah, daß die Katze, welche ihm von Alters her nicht viel Gutes zutraute, sich mit einem kläglichen Miau davon machte. Aber bald hatte er sie gepackt und trug sie am Nacken zum dreibeinigen Schemel, auf den er sich niedersetzte, und das arme Thier mit dem Rücken zwischen seine Beine legte. Es lag da ganz ruhig und wagte sich kaum zu bewegen; nur dann und wann gab es durch ein sanftes Miauen zu erkennen, daß es des Burschen Bewegungen wohl beachtete, ein Miauen, so kläglich, daß es jedes Herz bewegt hätte, nur nicht das des Jungen.

(Schluß folgt.)

Ein Irrthum.

Die folgende Anekdote, welche eine authentische Thatsache ist, weßhalb wir die Namen nicht ausschreiben, theilen wir deßhalb mit, weil sich darin deutlich zeigt, wie falsch die Menschen zuweilen den unschuldigsten Schein auffassen und welche wichtige Folgen für das Leben daraus entstehen können.

Man dinirte bei der Frau Herzogin von N. in Ville d'Avray. Die Tafel war auf einer Terrasse angerichtet. Beim Dessert erhob sich eine schwarze Wolke, welche, anstatt vorüber zu ziehen, treulos stehen blieb und sich in einem Platzregen ergoß. Alle Gäste flüchteten sich in die Salons, nur zwei derselben blieben eigensinnig unter den Regenschirmen zurück, die sie erlangt hatten, und zwar ein vierundfünfzigjähriger Herr und eine zwanzig Jahr alte Dame. Der Herr hatte zuerst gesagt: „Ich bleibe!"

Und die junge Dame hatte geantwortet:

„Und ich auch!"

Die Einen lachten, die Andern machten sich über sie lustig. Der Platzregen kam von der Seite; das indische Mousselinekleid des Fräuleins wurde ganz durchnäßt. Was sie einander sagten? Ich weiß es nicht. Der Graf glaubte jedenfalls, daß die junge Dame nur ihm zur Liebe da geblieben sei, und war sehr liebenswürdig. Das Fräulein aß die die noch vorhandenen Erdbeeren, während sie gleichzeitig sich mit ihrem Nachbar unterhielt. Als der Regen vorüber war, kamen die übrigen Gäste wieder zurück und machten den Beiden Complimente über ihre Entschlossenheit. Der Graf blieb träumerisch. Doch ich gehe sofort zur Entwicklung über. Einen Monat später vermählte sich der Graf, der jährlich 80,000 Fr. Renten zu verzehren hat, mit jenem Fräulein, die ihm keine Mitgift zubrachte.

In der Ehe dieses Paares erhoben sich später zuweilen Wolken, die derjenigen ähnlich waren, welche dieses eheliche Band zufällig zu Stande gebracht hatte. Mehr als ein Sturm zerborst über dieser Haushaltung und störte den ehelichen Frieden.

Eines Tages, als der Graf sich gezwungen sah anzuerkennen, daß seine Gemahlin durchaus nicht besonders in ihn verliebt sei, rief er:

„Aber, Madame, ich gefiel Ihnen; Sie haben es bewiesen, als Sie bei jenem Platzregen an der Tafel an meiner Seite blieben, weil ich erklärt hatte, dem Regen Trotz bieten zu wollen."

„Wie, Monsieur, das haben Sie geglaubt?"

„Natürlich, ohne Zweifel! und weil ich von dieser Ihrer Bewegung, die Sie vor einer ganzen Gesellschaft bloßstellen konnte, gerührt war, und mich davon geschmeichelt fühlte, bat ich Sie fast sofort um Ihre Hand. Denn was hätte Sie wohl anders bestimmen können, bei einem solchen Platzregen bei mir zu bleiben?"

„Ich blieb — ich blieb blos deßhalb zurück, um den Rest der Erdbeeren zu essen."

(Aus dem Thierleben.) Wie mächtig der Hang zur Geselligkeit und die Liebe zur Heimath bei den Thieren ausgeprägt ist, kann man jetzt im Hamburger zoologischen Garten sehen. Zum nicht geringen Erstaunen der Besucher umschwärmen, zumal in den Morgen- und Abendstunden, eine Menge von Vögeln die Teiche des Gartens, ohne daran zu denken, von der ihnen verliehenen herrlichen Gabe des Fluges einen unerwünschten Gebrauch zu machen. Diese Vögel, welche sich so ganz in ihrer freiheitlichen Schönheit zeigen können, gewähren ein eben so überraschendes als anziehendes Schauspiel. Der frühe Morgen und der späte Abend ist für die Thiere, wie für den Menschen die angenehmste Zeit, um sich der Lust einer gedeihlichen Bewegung hinzugeben. Leichten Fluges erheben sich die Möven, welche wie Schaumballen auf den Wellen lagen. Mit wenig Flügelschlägen schweben sie empor und gleiten nun, spielend und sich wiegend, durch die Luft. Sobald eine einzige den Anfang gemacht hat, folgen die übrigen nach. Es bildet sich ein beweglicher Schwarm, welcher allmälig höher und höher aufsteigt und weit über die Grenzen des Gartens hinausschweift, bis zur Außenalster und zur Elbe hinüber, oft lange ausbleibt und endlich doch wieder zurückkehrt. Solch schöner Reigen erweckt auch in den Bewohnern des Teiches Flugesgelüste. Die Störche, die schwarzen wie die weißen, nehmen einen Anlauf und steigen mit langsamen Flügelschlägen aufwärts, bis der Luftzug der Höhe ihnen genügend stark erscheint, um mit ausgebreiteten Flügeln ihre Kreise zu ziehen. Ihnen pflegen die Wild-Enten zu folgen. Sie fliegen selten einzeln auf, sondern gewöhnlich in Ketten, erheben sich rasch zu einer ziemlichen Höhe und streichen mit eiligem Fluge in die Ferne. Das gewahrt eine der Scharben. Wie eine Bildsäule hatte sie, nachdem sie sich müde gefischt und satt gefressen, auf einem der für sie und ihres Gleichen angebrachten Baumstamme gesessen, und höchstens mit den Flügeln ab- und zugefächelt. Tölpisch erhebt sie sich, aber ihre Flugfertigkeit scheint sich zu steigern, je höher sie kommt. Einige Male sieht man sie noch über den Teich dahinschweben, dann entschwindet auch sie den Blicken. „Die ist fort auf Nimmerwiedersehen!“ heißt es in der Regel unter den Zuschauern. Der Direktor wird auch recht freundlich aufmerksam gemacht, daß soeben vier wilde Enten und „ein großer schwarzer Vogel mit langem Halse, wie ein Storch, aber mit kurzen Beinen“ davon geflogen seien. „Die kommen alle wieder!“ ist die gelassene Antwort. — Und nach einer halben Stunde kehrt der schwarze Vogel wirklich zurück. Die vier Wildenten sind schon lange vorher eingefallen. Und alle übrigen kommen ebenfalls wieder, die Nilgänse, Brand- und Krickenten, die Störche, Reiher und Möven. Der augenscheinliche Bann, welcher die freifliegenden Vögel zur Rückkehr zwingt, besteht darin, daß die jetzt freiwillig zu ihrem engbeschränkten Aufenthaltsorte Zurückkehrenden sehr jung in den Garten gekommen oder in ihm geboren sind, daß sie dort gefüttert und gepflegt werden, sich in ihnen zusagender Gesellschaft befinden und denken, wie auch so viele Menschen: ‚Ubi bene, ibi patria!“

(Erfindungsgeist.) Originale werden immer seltener, aber sie sind noch nicht ausgestorben. Zum Beweise diene Folgendes: Ein Herr Leuchs, anscheinend in Nürnberg wohnhaft, macht in einer kürzlich dort erschienenen Broschüre über den Bau wohlfeiler Wohnungen zuvörderst die Mittheilung, daß „die Wohnungen der ersten Menschen in Felsenhöhlen und unter dem Dache schützender Bäume aufgeschlagen wurden“, und bringt dann unter Anderem folgenden Vorschlag: Da der Baugrund in den großen Städten zu theuer ist, so errichte man außerhalb derselben Arbeiterdörfer und verbinde Dorf und Stadt durch eine Straße, deren Häuser platte Dächer haben. An dem einen Ende der Straße werden die Häuser unmittelbar neben dem Dorfe sehr hoch gebaut und bis zur Stadt werden sie immer niedriger. Auf den Dächern legt man eine Rutschbahn an, auf welcher die Dorfbewohner Morgens in die Stadt zur Arbeit fahren. Die zweite Häuserreihe ist in der entgegengesetzten Richtung geneigt und auf dieser fahren die Leute Abends nach Hause! Angefügt ist ein Anschlag der Kosten, welche der Betrieb einer solchen Rutschbahn zwischen Nürnberg und Fürth erfordern würde. Derselbe Verfasser hat Schriften herausgegeben über die „Hämorrhoiden“, „die Essigfabrikation“, „die Düngung mit dem unendlich Kleinen“ und die „Aufbewahrung des Fleisches.“

Nürnberger: Weißt Du, Freund Berliner, was zwischen unserer und Eurer Stadt für ein Unterschied ist?

Berliner: Nun, Berlin ist viel größer auch hat es einen Bismarck und Nürnberg nicht

Nürnberger: Ja freilich; aber es besteht noch ein anderer großer Unterschied.

Berliner: So laß hören!

Nürnberger: In Nürnberg hängt man keinen, so lange man ihn nicht hat; in Berlin dagegen hat man schon lange Einen und hängt ihn doch nicht.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 37. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. September 1863.

Eine Londoner Barbierstube zu Zeiten der Königin Elisabeth.

Ein Bruchstück.

(Schluß.)

„Du hast also nicht vergessen, wie ich Dir Deinen Schnauzbart versengte, um ihn modern zu kräuseln,“ sprach der Junge sehr ernsthaft, als er die Zange in die Hand nahm, um sie in den Mund der Katze zu praktiziren. „An Deinem Blicke seh' ich Dir's an, daß Du abscheuliches Zahnweh hast, und vielleicht erzeige ich Dir den trefflichsten Dienst, Dir den Zahn auszuziehen. Und Du sollst nichts dafür bezahlen, da Du nämlich nichts zu bezahlen hast, wofür Dich der Geier holen soll. Sonst solltest Du einen Groschen blechen, wie jeder andere Christ. Und ich will lateinisch mit Dir reden, Mies, und obgleich ich auf der Schule nichts davon profitirte, soll es doch so schönes Latein sein, wie meinem Meister seines, und Du sollst es eben so gut verstehen; darauf kannst Du Dich verlassen. Denn steht es nicht im Aristoteles geschrieben, daß es zweierlei Arten Zähne gibt, wie — „hocus pocus,“ ein guter Zahn, und „presto prestissimus,“ ein schlimmer Zahn. — So öffne nur Deinen Mund, Mieschen, und rasch! — Ne, höre mal, wenn Du nur versuchst zu kratzen, so will ich Dir solchen Schmiß auf Dein Hauptquartier geben, daß Deine neun Leben in Gefahr gerathen. Ich versichere Dich, Mies, es geschieht nur Dir zu Liebe und zu Deinem Besten, darum laß Dein klägliches Miauen: was mich an die Stelle erinnert, die wir über diesen Gegenstand im gelehrten Popolirius finden: „curzibus, purzibus, fidibus,“ welches, richtig übersetzt, also lautet: Derjenige kann nur wenig ertragen, der da aufschreit, bevor er geschlagen ist. — Ha! Du verstehst lateinisch? Ich sehe es am Wedeln Deines Schwanzes. So, nun bitte ich Dich, öffne Deinen Mund mit einmal, bist eine gute liebe Mies, denn ich muß Deiner Kinnlade einen Drucker geben, damit die Sache fertig wird. Was, Du willst nicht? beim heiligen Daus, ich will Dir Deinen Schwanz scheeren, so kahl wie eine Ratte, daß Du vor Scham Dich nicht zeigen sollst können vor Deinem

Herzallerliebsten — denn wie schön sagt Aesculapius: **hic, haec, hoc, curtus istus Ziegenbock,**" was bedeutet, daß eine Katze mit einem geschornen Schwanze gar nicht lieblich anzuschauen ist."

Hier wurde er durch eine alte Frau unterbrochen, welche mit verbundenen Kinnbacken zur Thür eintrat. Augenblicklich ließ er nun die Katze vom Schooße und trat jener mit sehr unschuldiger Miene entgegen.

„Wo ist Meister Schaum?" fragte die Frau mit recht kläglichen Tönen; und mit einem Gesichtsausdruck, der von großem Leiden sprach, setzte sie sich auf einen Stuhl, und wankte nach vorn und hinten, und wimmerte dabei recht vernehmlich.

„Er ist aus, liebe Frau, und möchte wohl lange bleiben, denn er muß eine entsetzlich schlimme Verrenkung in die Richte bringen," erwiederte Heinrich Drauflos mit einem so ernsten Blicke, als der seines Meisters. „Wenn ich Euch aber irgend einen Dienst erweisen kann, so verlaßt Euch darauf, es soll mit dem größten Vergnügen geschehen."

„Ach ich habe den bösesten Zahn, der je eine arme Frau plagte!" sprach sie, sich hin und her wendend und kläglicher jammernd, denn zuvor.

„Im Zahn-Ausziehen liegt meine absonderliche Geschicklichkeit," sagte der Junge; „denn gerade darin, kann ich mich bereits einer Praktik rühmen, die Euch in Erstaunen setzen würde. Ich bin in der That so geschickt darin, daß Meister mir alles Zahnausziehen überläßt, und er sagt geradraus seinen Kunden, in der ganzen Stadt sei kein Lehrling, der es so verstehe. Ja, ich versichere Euch, Ihr könnt es mir glauben, ich bin so weit in der Kunst jetzt, daß ich jeden Zahn in Eurem Kopfe ausziehen wollte, und Ihr solltet es nicht merken; was mich an die Stelle erinnert, die wir über diesen Gegenstand im gelehrten Popolirius finden: **purzibus, lurzibus, fidibus,**" welches, richtig übersetzt, also lautet: wer einen Zahn ohne Schmerzen ausziehen kann, muß von denen sehr verlangt werden, welche von Zahnschmerzen geplagt sind."

„Nu, wenn Ihr schon in Euren Jahren lateinisch könnt, so müßt Ihr ja ein gescheuter Bursch sein," bemerkte das alte Weib. „So sollt Ihr mir denn auch meinen Zahn ausziehen, und hier ist ein Groschen für Euch, wenn Ihr mir versprecht, daß es mir keine Schmerzen macht."

„Ich will ihn Euch ausblasen, und Ihr sollt nicht wissen, daß es geschieht," antwortete der Lehrling, den Groschen einsteckend, und noch mehr darüber erfreut, daß er eine Gelegenheit fand, seine Geschicklichkeit an den Mann zu bringen. „Welcher ist es, gute Dame?" fragte er sie, nachdem er sie im Stuhle Platz nehmen lassen, und vor ihr stehend, die Zange in der Hand, mit der ernsthaftesten Miene ihr in den Mund sah.

„Es ist der vorletzte auf der linken Seite im untern Kinnbacken," erwiederte sie. „Aber schädigt mich nicht, ich bitte Euch."

„Ihr könnt versichert sein, Euch wird nichts geschehen, insofern Ihr nur meinen Anweisungen strenge Folge leistet. So — haltet Euch fest an die Armlehnen, sonst fühlt Ihr doch den Schmerz."

„Ach!" schrie das arme alte Weib, mit einer entsetzlichen Jammerstimme, indem sie die Hände an den Kinnbacken im selben Augenblicke brachte, wo er den Ruck versuchte.

„Da haben wir's nun! rief Heinrich Drauflos, sehr mißvergnügt aussehend. „Sagt ich's Euch nicht, Ihr werdet den Schmerz empfinden, wenn Ihr Euch nicht fest an den

Stuhl hieltet. Denn steht es nicht im Aristotel, daß da zweierlei Zähne sind, wie „sarem soarem,“ das ist ein guter Zahn, und „orinkum organkum,“ ein böser Zahn; und Eurer ist offenbar von der letzteren Sorte.“

„Ach gut, gut! Ich will ja so ruhig sein als ich kann,“ sprach sie, die Hände niederlassend, aber recht kläglich anschauend. „Aber 's war ein fürchterlicher Schmerz, ich bitte Euch recht sehr.“

„Glaubt mir, um alles Geld in der Welt möchte ich auch nicht einem Haar auf Eurem Kopfe weh thun,“ erwiederte der Lehrling mit einem rührenden Ernst, „aber haltet fest — ich kann nichts versprechen, wenn Ihr den Stuhl loslaßt.“

„O!“ schrie die Dame lauter und länger, als das vorige Mal, und faßte seine Hände, als er mit aller Macht zauste und riß.

„O Unverstand!“ rief der Junge, wie in großer Wuth stampfend. „Sah man jemals so was? Ich hätte es so leicht gehabt, wie man den Pfropfen aus einer Flasche Malvoisir zieht, und so schmerzlos, daß es nicht einmal eine Fliege beschädigt hätte, als Ihr den Stuhl losließet — und da kam denn der Schmerz auf der Stelle. Himmel und Hölle! Da möchte ja ein Heiliger fluchen. Denn sehr richtig sagt Aesculapius: „Syrupus, mensa, mensae, amo, amas, typte,“ welches bedeutet: die da los lässet, wenn man ihr sagt, halte fest, verdient, daß es ihr recht weh thut.“

„Wenn's nicht Euer Lateinisch wäre, so zweifelte ich wirklich an Eurer Geschicklichkeit,“ bemerkte sehr traurig die Patientin. „Aber das Lateinisch ist ein wundervoller Trost. Nun sollt Ihr's denn noch mal versuchen; das ist aber auch das letzte Mal; denn wahrhaftig, ich kann die Qual nicht länger aushalten.“

„Haltet denn fest; und jetzt oder nie!“ rief der junge Barbier, als er seine ganze Kraft zu einem verzweiflungsvollen Zuge aufwandte.

„O! o! Mord! — Ach! Herr, Gnade mit meinen Sünden! Mord! Mord! Mord!“ rief das alte Weib, mit aller Anstrengung ihrer Lungen, indem sie sich festzuhalten versuchte; aber jetzt runzelte er die Stirn wild, und drehte das Instrument, als gälte es sein Leben; und trotz der Kämpfe und des Aufschreiens seiner Patientin drehte er so lange, bis der Zahn auf dem Boden lag.

„Hier ist er, Dame!“ rief er erfreut aus, als er ihn fallen sah, „und bei meinem Leben, 's ist ein ordentlicher Kerl.“

Aber die Andere schien zu denken, daß ihr der Kinnbacken ausgerissen sei; denn, die Hände am Gesichte, trippelte und rannte sie in Todesangst um das Zimmer.

„Ach, ich sterbe, meine letzte Stunde ist gekommen; ich muß den Geist aufgeben!“ rief sie, daß es einen Stein erbarmt hätte.

„Nur guten Muthes — Ihr werdet bald genug gesund sein,“ erwiderte er, indem er die Zange abwischte.

„Ach Gott! das war ein gräßliches Reißen — mir war's doch gerade, als ob der Kopf selbst abgerissen würde, und Ihr zögt ihn mit allen Wurzeln aus — aber wo ist der Zahn?“

„Dort, Dame,“ antwortete er, dahin zeigend wo er lag, worauf sie augenblicklich hinstürzte, um ihn aufzunehmen.

„Ach, Du mörderischer Schuft!“ schrie das alte Weib, ihr Gesicht glühend vor Wuth, als sie das ausgezogene Stück ihres Leibes erblickte. Du hast meine einzigen zwei gesunden Zähne ausgebrochen, und den schlimmen drin gelassen.“

„Was, hab' ich zwei ausgerissen!“ rief der Junge, wie hoch erfreut. „Was ich doch für ein Glück im Zähneausziehen habe. Nun muß ich aber noch einen Groschen haben; denn Ihr habt nur für einen Zahn bezahlt.“

„Dir einen Groschen, Du Schandbube!“ rief sie in noch ärgerer Wuth. „Hängen will ich Dich lassen. Und noch dazu zwei solche hübsche Zähne, die ein gutes zwanzig Jahr noch ausgehalten hätten. O! das ist nicht zu ertragen.“

„Ei, Mütterchen, Du wirst dafür viel weniger Zahnschmerzen haben,“ sprach der Lehrling mit trostreicher Stimme. „Ganz gewiß, die werden Dir nie Schmerzen verursachen, denn steht nicht im Aristot—“

„Ach was roth und todt!“ schäumte die andere vor Wuth und schien im Begriff, auf ihn loszustürzen, ich möchte Dir Glied um Glied abreißen, Du schauderhafter junger Bösewicht!“

„Du thätest am Besten ruhig zu sein, und Deines Weges zu gehen,“ entgegnete sehr ernsthaft der Bursch, wiewohl ihn die desperate Wuth der Alten eigentlich ergötzte. „Denn wenn Dein Humor mich zerreißen will, so laß ich die Hunde auf Dich los, die schon manche alte Hexe angepackt haben.“

„Mich eine alte Hexe schelten, Du giftiges Gewürm! Mich, mich eine alte Hexe—“

„Was! leugnest Du's? weiß nicht alle Welt, daß Du letzten Weihnachten mit des Teufels Großmutter auf der Mondsichel tanztest?“

„Ich getanzt mit des Teufels Großmutter — ich!“

„Ich habe mit Einigen gesprochen, die darauf schwören wollen; und überdem sagen sie, Du hättest solche Kapriolen geschnitten, daß es eine Schande war, es mit anzusehen.“

„O die meineidigen Schufte! Aber ich glaube, 's ist nur Deine eigene schändliche Erfindung. Du kommst noch mal an den Galgen; das ist mein Trost.“

„Fort, alte Hexe!“

„Ich erleb's noch, daß Du gehängt wirst, Du unverschämtes Gewürm!“

„Steig' auf Deinen Besenstiel, und reite hinaus zum Kamin; Dein Vetter Beelzebub wartet auf Dich mit einer hübschen Bowle Schwefel und Theriak zum Abendessen.“

„Ich sage Dir, ich bin ein ehrlich Weib, ich habe ordentliche Kinder gehabt, und zwei davon sind Zwillinge,“ kreischte die Alte, ihrer selbst nicht mehr mächtig.

„Ja, ich hörte wohl von Deinen Zwillingen,“ rief der Junge mit immer mehr Lust aufzuschneiden. „Die Hebamme sagt', es ihrer Gevatterin und die Gevatterin den Nachbarn.“

„Und was sagte sie, Du Hund?“ rief die Andere, an allen Gliedern schlotternd. „Ich mache mir nichts aus Dir Lumpen. Es waren zwei so hübsche Zwillinge, als je ein ehrlich Weib hatte.“

„Wunderbar hübsch!“ erwiderte er, denn von solchen, die sie gesehen haben mit ihren eigenen Augen, hörte ich, daß der Eine von ihnen ein dreibeinigter Stuhl war, und der Andere ein Elephant.“

„O Du schreckliches junges Ungeheuer! Du meineidiger Bösewicht!“

„Fort Besenstiel!“

„Du Galgenvogel!“

„Fort Schwefel!“

„Du abscheulicher Wechselbalg! Du —“

„Dem Teufel wird die Suppe kalt, wenn Du noch länger wartest. Verschwinde —“

„Ach! kreischte die wüthende Alte, unfähig ihre Wuth noch durch ein artikulirtes Wort auszulassen, und zitterte nur mit dem Kopfe; dann die dürre Faust gegen Heinrich Drauflos noch einmal drohend erhebend, flog sie aus der Thür.

Der Bursche wollte sich ausschütten vor Lachen: „Wenn das kein Spaß ist, so gibt's keinen auf der Welt! Könnt' ich nun nur einmal zur Ader lassen, dann wär ich ganz zufrieden. J, sieh da Mies — bist noch da? So muß ich Dich dann wieder ankriegen, da kein anderer Kunde da ist. Aber Deine Zähne kümmern mich jetzt nicht, ich muß jetzt sehen, wie es mit Deinen Adern steht.“

Die kleine Bosheit hatte Augenblicks darauf das Kätzchen wieder im Schooße, und, unter reichlicher Anwendung lateinischer Floskeln zu ihrem Troste, eine ihrer Vorderpfoten umwickelt, um sie zur Ader zu lassen. Ohne Zweifel würde er diesen Vorsatz auch ausgeführt haben, denn er hielt die Lanzette in der Hand, und Mies lag so erschreckt, daß sie sich nicht bewegte, als die Thür sich öffnete, und er das Thier augenblicklich fallen ließ, aufsprang, und die Hände mit dem Instrumente auf den Rücken brachte, damit keiner, der eintrat, von seinem Vorsatze etwas wissen sollte, worauf er dann mit der allerunschuldigsten Miene von der Welt dem Kapitain Prahler entgegenging

„Ei Bursch, wo ist Dein Meister?“ rief dieser mit einer Donnerstimme, indem er das fürchterliche Schwert neben sich rasseln ließ, seinen Leib in den großen Stuhl warf, und den Knaben anblickte, als ob er ihn fressen wollte.“

„Gefällt's Jhro Gnaden,“ erwiderte Heinrich Drauflos mit Haltung und Stimme, die einem Richter Ehre gebracht hätte, „er ist zu einem Aldermann gerufen, wenn's Jhro Gnaden gefällt, der von Windcholiken, gefällt's Jhro Gnaden, sehr affizirt wird; aber da er in mich großes Vertrauen setzt, indem er weiß, daß ich in allen Branchen der Wissenschaft und Kunst eines Barbiers wohl routinirt und scientifisch qualifizirt bin, so überläßt er mir, während seiner Absenz mit dem größten Vergnügen, gefällt's Jhro Gnaden seine Geschäfte. Daher wenn's Jhro Gnaden gefällig wäre, irgend eine Probe meiner Kunst von mir zu dependiren, so stände ich Jhro Gnaden jeder Zeit gefällig.“

„Kannst Blut lassen, Bursch?“ fragte der Hauptmann, schon in etwas für den Jungen eingenommen, weil er ihn als Lord titulirte.

„Jch kann Alles lassen, so's Jhre Gnaden gefällt. Ja, ich kann wohl sagen, das Blutlassen ist meine Partikulargeschicklichkeit. Eine so besondere Geschicklichkeit steht mir durch lange Praktik darin zu Gebote, daß mir Aderlassen so viel als Nichts ist — los geht's, es ist geschehen — und der Patient weiß es noch nicht. Ohne Schmeichelei kann ich von mir sagen, daß verschiedene ehrenwerthe Mitglieder des Hauses der Gemeinen von Niemanden anders zur Ader wollen gelassen sein, als von mir, in solcher Achtung stehe ich bei ihnen; welches mich daran erinnert, was der gelehrte Popolirius über diesen Gegenstand anführt: „sanguis draconis granum unum, panis recentis drachmas duas, misce et divide in pilulas centum,“ welches richtig übersetzt heißt: Wer da zur Ader lassen kann so, daß es keinen Vergleich mit eines Andern Kunst aushält, wird sicherlich von allen denen, welche sich zur Ader lassen, für unbezahlbar erachtet werden, wenn's Jhro Gnaden gefällt.“

„Was! kannst Du lateinisch?“ fragte Hauptmann Prahler, eben wie das alte Weib getäuscht. „Gut dann, nimm meinen Arm — aber wohl vorgesehen, daß es in rechter Art geschieht, Bursch — sonst kostet's Dich Deine Ohren.“

„Darin könnt Ihr Euch auf mich verlassen,“ antwortete der Bursch, des Hauptmanns Arm verbindend und durchaus nicht von seinen barschen Drohungen erschreckt; denn er war jetzt so muthig, daß er sich um nichts kümmerte, wo es nur einen Schabernack galt. „Und was das Lateinischreden anlangt, wenn's Ihro Gnaden gefällt, so bin ich vermöge meines Fleißes, mit dem ich mich von der Wiege auf dem Studium desselben unterzog, dermaßen darin routinirt, daß es kaum ein Buch gibt, worin ich, wenn's Ihro Gnaden gefällt, nicht Kapitel und Vers auf der Stelle angäbe.“

Der kleine Schelm hatte inzwischen den Arm des Patienten aufgestreift und verbunden, und gab ihm den Stab eines alten Rauchkopfs in die Hand, um sich darauf zu stützen, worauf er denn nach der Ader suchte; leider aber war der Arm des Kapitains einer der fettesten, und nichts war von einer Ader zu entdecken. Das machte ihn für den ersten Augenblick stutzig. Da er aber durchaus nicht in der Laune war, sich von irgend etwas verblüffen zu lassen, so wußte er auch bald mit einer wichtigen Miene sich in die Umstände zu schicken.

„Jetzo fasset den Rauchkopf fest an und dreht den Kopf um, wenn es Euer Gnaden gefällt,“ sprach der junge Wundarzt, den Daumen seiner linken Hand dicht am Armgelenk festdrückend, und mit der rechten die Lanzette darin bringend. Der Patient that wie ihm geheißen; doch war das Blut schon etwas aus seinen Wangen gewichen. „Ich fordere Euch auf, durchaus nicht hieher zu blicken, und inzwischen werde ich Euch zur Ader gelassen haben, auf so feine Weise, wie Ihr es Euch nicht erinnern könnt.“

Schnell fuhr er nun mit der Lanzette in's Fleisch, und der Hauptmann zuckte zusammen; aber zum Erstaunen des Lehrlings floß kein Blut.

„Ist's vorbei? Mich dünkt, ich fühlte den Stich.“

„Nein, das war nur der Nagel meines Daumens, der etwas scharf ist; und wahrscheinlich fühltet Ihr das, als ich ihn eindrückte um die Ader herauszufühlen. Denn steht nicht im Aristotel, daß es zweierlei Adern gibt „hocus pocus,“ eine gute Ader, und — „presto prestissimus,“ eine böse Ader; die Eure, so's Euer Gnaden gefällt, ist wahrscheinlich von der letzteren Art, denn sie ist nicht leicht zu finden.“

Hierauf machte er einen zweiten Stich, tiefer als den ersten, wobei der Kapitän abermals zusammenfuhr, aber zum höchsten Erstaunen des jungen Wundarztes kam auch jetzt kein Tropfen Blut.

„Gewiß, Du schnittest jetzt,“ fuhr der Patient ernsthaft auf.

„Ueber meinen Nagel, daß der so scharf ist!“ rief der Bursch, noch gar nicht geneigt seinen Vorsatz aufzugeben. „Aber bleibt nur ganz ruhig sitzen, und den Kopf um keinen Preis umgedreht, sonst könnt' Euch, wenn's Euer Gnaden gefällt, was Uebles passiren; denn sagt nicht Aesculapius: „Romulus rimuli rim ram rum cam qui cucatutus,“ welches bedeutet: der da hinblicket, wo er nicht hinblicken soll, sieht wohl etwas, was ihm nicht gefällt.“

Nun machte er einen dritten Stich, tiefer als die beiden vorigen, worüber der Hauptmann heftig aufschrie.

„Bei Gog und Magog!“ rief der boshafte Bursch jetzt ärgerlich aus, indem er die Lanzette fortwarf und die Bandage abnahm. „Du hast nicht mehr Blut in Dir als ein gepöckelter Häring!“

Es wäre vergeblich Hauptmann Prahlers Wuth zu schildern, als er sich umdrehte, seinen zerfetzten Arm erblickte und doch keinen gelungenen Aderlaß fand. Sein buschiger Knebelbart schien sich vor Unwillen und Entrüstung von selbst zu kräuseln, und sein Gesicht, vorhin todtenblaß, wurde glutroth wie ein Puterhahn.

„Tausend Furien!“ schrie er aufspringend. „Hast Du's gewagt, mich so zu schneiden!“

„Wahrhaftig, ich habe bis auf den Knochen geschnitten,“ sprach der Bursch ernsthaft, „so's Euch gefällt, und wenn Du eine Ader von anderm Blute hast, als in einem Kohlblatt steckt, dann verstehe ich nichts von der Wissenschaft.“

„Sklav — das hast Du gethan, und hoffst noch zu leben? Bursch, weißt Du, wer ich bin!“ donnerte der Hauptmann, indem seine Wuth in demselben Maaße wuchs, als die Ruhe des Andern.

„Bist Du vielleicht ein Kupferschmied, denn Dein Gesicht sieht sehr kupfrig aus,“ erwiderte der Bursch, den die wilden Blicke des Patienten durchaus nicht einschüchterten.

„Blut! Jetzt bebe für Deine Ohren, denn Du hast sie die längste Zeit gehabt!“ fuhr der Hauptmann auf, indem er den furchtbaren Stoßdegen zog.

„Was! Du ziehst gegen mich!“ rief der Lehrling nach der Thür rennend, als wäre er um sein Leben besorgt: aber in einer ganz andern Laune hatte er schnell kehrt gemacht, und kam, bewaffnet mit der bunten Flaggenstange, welche vor solchen Läden zu stehen pflegt, zurück. „Nun, Gott schützt das Recht! Nun sieh Dich vor, alte Kupfernase!“

„Schurke! Willst fechten gegen einen Edelmann mit solcher heidnischen Waffe, wie eines Barbiers Stange!“ rief der Hauptmann gewaltig betroffen aus. „Thu's nicht Bursch, oder ich will Dich in Nichts zermalmen.“

„I! wenn Du des Barbiers Waffen nicht liebst, solltest Du auch gegen keinen Barbier vom Leder ziehen,“ entgegnete Heinrich Drauflos, indem er sich kühn an ihn machte. „Sieh' Dich vor, es gilt Deine Rippen.“

Hätte ich doch Homers Feder, um den berühmten Kampf zu schildern, welcher nun zwischen beiden Helden anhub, denn meiner eigenen Kraft wird es nimmermehr gelingen, der Wahrheit nahe zu kommen; indessen muß der Leser schon mit dem Wenigen, was ich vermag, zufrieden sein. Zuvörderst also ist zu melden, wie der furchtbare Hauptmann Prahler vor Wuth schäumend, den Degen hin und her schwenkend, und mit besonderer Geschicklichkeit hier und dorthin springend, den ihm drohenden Streichen zu entschlüpfen suchte. Auf ihn zu drang Heinrich Drauflos, ein wahrer Held unter den Lehrlingen, aber nicht blind und tollkühn, nein jeden Augenblick wie ein Feldherr zu nutzen wissend, und den Gegner mit der Spitze seiner Stange kitzelnd und stoßend. Der Hauptmann zog sich, noch kühn ihm Front bietend, zurück, der Lehrling folgte ihm um die ganze Bude, muthig entschlossen, sei es zu siegen, sei es zu sterben. Der Eine schwang seinen mächtigen Degen um sich in höchst gefährlicher Weise, aber die Stangenspitze des Andern kam seinem Leibe immer empfindlicher und drohender nahe, und mit steigender Angst sah er noch näherer Bekanntschaft entgegen.

„O wenn ich Dir nur einen einzigen Streich versetzen könnte!“ rief der Hauptmann. „Ich wollte Dir, was Du meiner rechten Seite gethan, einträuken.“

„Nu nimm das auf Deine linke, damit die Eine nicht neidisch auf die Andere wird,“ rief der Lehrling, indem er ihm noch einen tüchtigen Stoß auf die angegebene Stelle versetzte.

„Schurke, Du wirst mir meine Rippen zerbrechen!“ donnerte sein Gegner, offenbar in so großer Noth als Wuth.

„Dann bist Du nur ein Esel, daß Du sie nicht fester geschmiedet hast," antwortete der Bursch. „Aber sieh jetzt auf Deine Zehen, schnell!" und die Stange fuhr ihm jetzt geradewegs auf den Fuß, so heftig, daß er vor Schmerz aufschrie, und in einer Art zu hinken anfing, daß man ihn wirklich hätte bedauern müssen, wenn man nicht gezwungen gewesen wäre, über ihn zu lachen.

„Bursch! so soll doch eine ganze Batterie gegen Dich!" rief Hauptmann Prahler, und machte solche verzweiflungsvolle Anstrengungen, die Schläge seines Gegners abzuwehren, daß man ihn in seinen wüthenden Bewegungen für Einen hätte halten sollen, den die Tarantel gestochen.

„Das für Deine Batterie, alte Kupfernase!" erwiderte Heinrich Drauflos, indem er ihm einen Stoß auf seinen Bauch gab, dessen Wirkungen folgende waren: Er flog nämlich mit ganzer Körperlänge über den dreibeinigen Stuhl; seine Füße schwebten in der Luft; sein Hut flog weit bei Seite, sein Degen auf die andere, und sein hinterer Körpertheil kam mit einem dröhnenden Sturz auf dem Boden zu liegen.

„Ergibst Du Dich als Gefangener — ja oder nein!" rief der Bursch, dem gefallenen Kämpfer mit den Geberden eines siegenden Ritters sich nähernd.

„Ach mein Rücken, mein Rücken!" stöhnte der Hauptmann, sich aufzurichten versuchend.

„Bei Gog und Magog! Du sollst nicht aufstehen, bis wir über Dein Lösegeld einig wurden, Sir Kupferschmied," sprach ernsthaft der Lehrling, indem er ihn nochmals mit der Stange niederpickte.

„Willst Du mich morden, Bösewicht? rief Hauptmann Prahler, auf die Waffe seines Gegners blickend, als läge der nahe Tod in ihrer stumpfen Spitze.

„Nein, Dir soll kein Leid geschehen bei der Ehre des Ritterthums, angesehen, daß Du zwei oder drei Dinge, so ich begehre, zugestehst."

„Sprich denn, und laß mich auf."

„Erstens sollst Du anerkennen, daß Du in ehrlichem Gefecht überwunden wardst."

„Zugestanden. Ach mein Rücken!"

„Zweitens sollst Du zahlen als Ranzion einen Schilling in gutem gemünztem Gelde unsrer Herrin, Frau Königin Elisabeth."

„Zugestanden. Ach meine Rippen sind wie Butter!"

„Drittens und letztlich sollst Du fortan und auf immerdar diejenige Waffe, welche Dich bäuchlings ergreifend auf die contraire Seite überwarf, in besonderer Achtung ansehen und verehren, nämlich das Barbier-Wahrzeichen."

„O das erlaß mir," stöhnte der liegende Kapitain in den kläglichsten Tönen. „Ich möchte Dir lieber noch einen Schilling zahlen.

„Was, murren, Sir Kupferschmied!" rief Heinrich Drauflos, und wollte ihm eben noch einen Stoß eben, als die Thür sich öffnete und M. Francis eintrat. „Herzlich froh Dich zu sehen!" rief er schnell, und wandte sich zu ihm um, und schüttelte ihm treuherzig die Hand: „wahrhaftig ich habe Dich schmerzlich vermißt."

„Aber was hast Du vor mit diesem ehrenwerthen Herrn, Heinrich?" fragte der Meister, höchlich verwundert über das, was er sah.

„Was, Du hast Dich unterstanden aufzustehen?" rief der Bursch, als er bemerkte, daß der Hauptmann, sobald er nur den Rücken gekehrt, mit einer Geschicklichkeit, die man ihm nach seinen Verletzungen nicht zutrauen sollen, aufgesprungen war.

„Ich bitte Euch, haltet ihn, lieber Herr!" rief Hauptmann Prahler, indem er eilig nach Schwert und Hut griff. „Er hat mich schändlich behandelt. Meinen Rücken, meine Rippen, meine Zehen — ach Gott, er hat mich fürchterlich mit seiner heidnischen Waffe da gestoßen. Wahrhaftig er ist ein furchtbarer junger Bösewicht, der ausgemachteste Taugenichts."

„Ha! Nennst Du Namen, Kupferhase?" rief der Lehrling, die Stange wie zu erneutem Kampfe erhebend; aber kaum, daß das der Hauptmann wahrgenommen, als er mit einem Blick voll Angst und Schrecken und Riesenschritten nach der Thür, und ohne ein Wort zu sagen, aus dem Hause war.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 38. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. September 1863.

Pariser Briefe.

Durch unsere deutsche Politik geht im Wesentlichen die Ueberzeugung hindurch: die gegenwärtige Unsicherheit des europäischen Gleichgewichts, das fortwährende Zittern und Schwanken aller Grenzpfähle, die permanente Kriegsbedrohung ginge lediglich von IHM aus, von dem einen kleinen, klugen, waghalsigen Mann, der seiner Selbsterhaltung zu Liebe und um das von ihm regierte Volk nicht auf die Schäden im Innern seines Staatskörpers aufmerksam werden zu lassen, sich genöthigt sieht, an allen Enden der bewohnten Erde Händel und Ränke anzuspinnen und der rüstigen Thatkraft seiner Unterthanen alle Hände voll zu geben, auf daß sie nicht daheim nach anderen Dingen greifen. Wäre nur Einmal dieser Eine Mann — so denken Viele in Deutschland — wäre nur dieser Störenfried an der Seine durch Glück oder Unglück bei Seite geschafft, unschädlich gemacht oder gar begraben, dann würde das goldene Zeitalter des gemüthlichen Behagens über den industriellen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts aufgehen, und vor Allem die beiden großen Nachbarvölker der Civilisation, Frankreich und Deutschland, sich die Hände reichen; dann würde die langverhaltene Anerkennung des vollen gegenseitigen Werkes die herrlichsten Früchte tragen. Welche Aussichten! der Gallier, der jüngere heißerblütige Bruder des weiseren aber schweren Germanen, er würde diesem Munterkeit und Raschheit mittheilen und dafür an seiner Gediegenheit und seinem Ernste Theil haben. So aber wider ihren besseren Willen von der Ehrsucht und Eigenliebe seines Potentaten verhetzt, verblendet durch den Eintagsjubel unterdrückter Völkerschaften, trunken gemacht von Ruhm und Ruhmsucht, verwechseln die Civilisationshelden des Empire Freund und Feind; sie suchen den Fluch, der ihnen selber aufgebürdet, möglichst weit zu verbreiten, und winken in drohender Sehnsucht mit ihrem ganzen martialischen Kriegsapparat, mit gezogenen Kanonen und Haubayonetten, mit Turko's und Zuaven nach den schönen deutschen Ländern am Nieder- und Mittelrhein. Und an alle dem ist Niemand schuld als ER, Napoleon, seines Namens der Dritte.

Es gab eine Zeit, wo man noch nichts von einem dritten Napoleon wußte im deutschen Reich, aber um so mehr noch von dem Ersten. Ich erinnere mich, da ich ein kleiner Junge war und noch nicht recht lesen und schreiben konnte, da sprach man noch viel von den Franzosen und man schenkte den Kindern Bilderbücher, worin die Schlachten von Hochkirch und Roßbach, und die von Wagram und Waterloo und Leipzig, und viele andere, und dazu der alte Fritz mit seinen Generalen, der alte Blücher und der Erzherzog Karl abgebildet waren; und man nannte die Nachbarn im Westen den Erz- und Bluts- und Landesfeind, und mit anderen ähnlichen bösen Namen, welche der kosmopolitischen Bildung eines Culturvolks wie die Deutschen nicht würdig waren. Und das währte auch nicht allzulange. Als ich, älter geworden, anfing in der kosmopolitischen Bildung und klassischen Cultur Fortschritte zu machen, da las man in seinen wenigen Mußestunden schon nichts lieber als die verbotenen Schriften von Heinrich Heine und Ludwig Börne. Wenn ich es auch niemals so weit gebracht habe, über den Schimmel des großen Kaisers Thränen der Rührung zu vergießen, so glaubte ich doch ernstlich an den Freundschaftsberuf der beiden großen Culturvölker und an die Möglichkeit gegenseitiger Hochachtung und Hilfeleistung, und den Fortschritt des Verständnisses.

Ich füge hinzu, daß ich für meine Person das französische Volk schätze und hochachte, daß ich es zuweilen bewundere, daß ich als Bruchtheil der Menschheit mich ihm zu Dank verpflichtet fühle, ja daß ich selbst von seiner Kunst und Literatur eine bessere Meinung hege, als die meisten meiner Landsleute. Aber alles das kann mich nicht verblenden, die Lage der Dinge und das gegenseitige Verhältniß der beiden Nachbarvölker freundlicher zu sehen, als sie einmal sind. Es wäre gut und schön, und für beide Theile außerordentlich nützlich, wenn's anders wäre, aber es ist eben nicht an dem.

Nicht Napoleon der Dritte ist es, der sich die Neigungen, Wünsche und Bedürfnisse seines Volkes also zugerichtet hat, wie sie seine Herrschaft begünstigen: sondern Napoleon und sein ganzes System sind der fleischgewordene Ausdruck der Bedürfnisse, Wünsche und Neigungen, welche diesem Volk im Laufe seiner neueren Geschichte zu Theil geworden sind. Diesen Enkeln des Convents und der Schreckensherrschaft ist trotz aller demokratischen Vortheile, welche ihnen in der That und Wahrheit zu eigen geworden sind, der aristokratische Unfug Bedürfniß; sie geben die beste, fruchtbarste Grundlage ab für den aufgeklärten Despotismus, welcher zur Zeit im Sohne der Hortense so meisterlichen Ausdruck gefunden: und der Napoleonismus, der Cäsarismus ist geradezu die Religion der Franzosen.

Vielleicht, daß es einer Umwälzung des Volkes, einer Verschwörung der Käuze des Faubourg St. Germain, ja gar dem von den Berliner militärischen Blättern geahnten Flügelschlage (des preußischen Adlers) gelingt, auf den Neffen des Corsikauers einen Bourbon folgen zu lassen. Sei es: man wird nur den Namen wechseln und vielleicht die Kraft und Fähigkeit: Form und Gehalt der Pyramidenspitze der Centralisation werden dieselben bleiben. Der Erfolg freilich wird nicht derselbe sein; aber diese Frage behandeln wir heute nicht. Auch die Nachfolger aus bourbonischem Geschlecht auf den ersten Napoleon haben trotz ihres lilienreichen Firlefanzes und der Abgötterei des vierten Heinrich mit den Volksneigungen cäsarischer Gattung coquettirt — Neigungen, die auch der erste Napoleon nicht geschaffen, sondern nur ausgebildet und zu jener Furchtbarkeit und Ungeheuerlichkeit zu übertreiben vermocht hat, die die Welt an ihm bewundert und verflucht. Wo Louis Philipp in Schlössern

und Museen noch eine Wand frei fand, ließ er die Schlachten von Valmy und Jemappes hinmalen, an denen er, in der Revolutionsarmee dienend, Antheil gehabt; da ließ er die Belagerung von Antwerpen und die bunten Dinge von Algier verherrlichen, bei denen seine Söhne sich ausgezeichnet. Der afrikanischen Schule verdankt die Armee, welche in der Krim und in Italien gefochten, nicht ihre kleinsten Erfolge; und bekanntlich trug auch die Zeit Philipp's lebhaft laut werdendes Gelüsten nach dem „freien deutschen Rhein". Selbst Charles X. und Louis XVIII., da sie wenig mit Kriegsruhm und blutigen Lorbeern gesegnet waren, sie ließen auf den Wänden ihrer Staatsgemächer doch zum wenigsten ihre Revüen und Wachtparaden verewigen, denn ohne Pulverdampf und Pferdegetrampel, ohne Bayonnettengewühl und Trommelwirbel darf's nun ein für allemal nicht abgehen.

Und wo heut ein Tambour über die Straßen geht, so trommelt er „an den Rhein, an den Rhein"; wo ein Soldat sein Bayonnet putzt oder sein Pferd striegelt, freut er sich auf die nächste Arbeit, und meint wohl zu wissen, wo sie zu finden ist. Als die aus aller Welt zusammengetragenen Batterien vor den Invaliden den Fall Puebla's, die Einnahme Mexiko's verkündigten, da dachten die Kanoniere: Heida, wie die Kugeln fliegen werden über den Rhein! — Es ist eine alte Geschichte: man denkt manches was man nicht sagen darf, man sagt manches was man nicht schreiben darf, man schreibt manches, was man nicht drucken lassen darf. Aber glaube Niemand, daß die Opinion Nationale (die gerügte ist nicht ihre erste, nicht ihre größte Dummheit, die sie über deutsche Fragen losgelegt), daß Monsieur Bonneau aus der Schule geschwatzt. Was dieser seinen Setzern zum Drucken gegeben, das können Sie hier zu Land jeden Augenblick, und so oft und so höflich Sie es nur wollen, hören; das sagen die Arbeiter, die Studenten, die Kaufleute, die Beamten, die Gelehrten, und die Bummler und Börsenmenschen; Sie hören dasselbe, etwas mehr oder weniger rückhaltig oder umschrieben geäußert, in Cabarets und Salons; Sie lesen es in den Carricaturen der Bilderläden; die Kinder lallen es auf den Straßen und die Spatzen pfeifen es auf dem Dach.

Natürlich drückt man sich verschiedenartig aus; aber wer sich die kleine Mühe nimmt um Erläuterung zu fragen, dem ertheilt man die Auskunft in dieser Sache mit einer bei den Franzosen sonst gar nicht so gewohnten Aufrichtigkeit, und wer die Umgangssprache der Pariser an Ort und Stelle erlernt, der weiß gar bald, das la guerre pour la Pologne auf gut Deutsch wie im Elsässer Dialekt durchaus nichts anderes heißt, als die Besitzerwerbung des linken Rheinufers. Die Declamationen der Franzosen um das noch immer nicht verlorene Polen sind so alt, und so alt wie diese sympathischen Aeußerungen ist die Wahrheit, daß Frankreich an wahrer Hilfeleistung den armen Polen bitter wenig erwiesen so oft es sie auch durch gute Worte, Geld und Führer ins Feuer gehetzt hat.

Der Franzose hat eine Menge guter Eigenschaften, darunter gewiß auch das Rechtsbewußtsein sehr ausgebildet ist; aber er hat noch eine andere, manchmal etwas zweifelhafte ehrliche Tugend, die stärker ausgebildet ist denn jede andere — das ist sein Nationalbewußtsein. In Frankreich muß alles, was gelten will, nationalen Charakter haben; selbst die Wissenschaft ist in Frankreich „national," und das Rechtsbewußtsein der Franzosen ist erst recht „national." Ihnen gilt der Besitzumfang des ersten Kaiserreichs als heiliger Rechtsboden ihrer Territorialansprüche, und die Verträge von 1815 dünken ihnen das himmelschreiendste Unrecht, das man ihnen jemals vor Göttern und Menschen hat anthun können.

Luxemburg voran, und die preußische Rheinprovinz und Westfahlen gleich dazu und Rheinbayern und die anderen sofort hinterdrein! Das alles war ja ihr Eigen vor aller Welt Augen; und sie gebährden sich angesichts dieser Verluste mit einer Indignation, als ob sie diese Provinzen vom lieben Herrgott eigenhändig geschenkt bekommen und dann ein Taschenspieler sie ihnen unversehens gestohlen hätte.

In der That charakteristisch ist die zuweilen auch unbewußt handthierende Hinterlist, das spielende Escamotiren der Begriffe in Gespräch und Schrift, das dem Franzosen zur Natur geworden, und ihm die gerade Ehrlichkeit germanischer Race als querköpfige Versimpelung lächerlich erscheinen läßt. Man hört zuweilen Leute sich in eine Siedhitze von Aufopferungswuth für die ringenden Polen hineinreden oder schreiben, daß man fast gerührt werden möchte; betont man aber, daß diese Aufopferung an Kraft und Geld und Muth und Blut zu Gunsten der polnischen Nationalität, nicht bloß um Gottes und der Freiheit willen geschehen werde, so wird einem sofort die Entschädigung durch die Rheingrenze als selbstverständlich, naturnothwendig, und was weiß ich noch genannt. Frankreich hat nun einmal den kostspieligen Beruf, dem Nationalitätsprincip zur Geltung zu verhelfen: das ist die von der Humanität ihm übertragene culturgeschichtliche Mission, und von den Malern der zukünftigen französischen Schulen wird dieser Beruf in allerhand allegorischen Deckengemälden oft genug versinnbildlicht werden. Niemandem fällt es bei solchen Declamationen ein, daß es eine Nation von nahezu fünfzig Millionen gibt, eine große Nation, die an Muth und Fleiß, an Blut und Gut und Genialität für die Civilisation des Menschengeschlechts mehr verausgabt hat als ihre sämmtlichen Nachbarn rund herum. Dieser Nation gegenüber wird sofort das Princip der Nationalitätenfrage mit einem anderen vertauscht, mit dem der natürlichen Grenzen. Sonderbare Theoretiker!

Der deutsche Leser wird sagen: Sie möchten wohl gern, allein ihre gebildete Einsicht, die Kenntniß deutscher Kraft und des erwachten Volksgeistes, die Achtung vor einem Volke wie das deutsche, wird sie von ihrem Gelüste zurückhalten.

Lieber Leser, was zuvörderst Bildung, Erziehung, Einsicht u. dergl. anlangt, so ist das eben wiederum vom „nationalen" Gesichtspunkte zu betrachten. Es wäre hier gute Gelegenheit, ein Kapitelchen von der „nationalen Wissenschaft" einzuschieben, aber wir versparen uns das auf ein ander mal; für heute genüge etliches aphoristische Detail, um daraus ungefähr zu erkennen, wie viel Einfluß „die Bildung" auf die Abschwächung der militärischen Passionen und Gelüste dieser Bevölkerung hat. Nur nebenher sei bemerkt, daß alle Erziehungsanstalten, die etwa unseren polytechnischen Schulen und Gymnasien entsprechen möchten, soldatisch eingerichtet und uniformirt sind, ähnlich wie in Rußland. Daß für eine solche Schule die Entschließung des Unterrichtsministers, ob grüne oder blaue Streifen an den Hosen zu tragen seien, von größerer Wichtigkeit sein muß, als jeder Deutsche anzuerkennen geneigt war, das sieht man auf den ersten Blick. Was alles in diesen Schulen gelehrt wird und was nicht, ist eine weitschichtige Frage; ebenso, wie weit die Versorger der öffentlichen Meinung ihre Schulbildung übertrieben haben. Thatsache ist, daß vor etwa einem Vierteljahr gelegentlich einer von Frankreich unternommenen Ausrüstung etlicher Polen, in den größten Zeitungen von Paris Berichte zu lesen waren, wie sich die Betreffenden mit ihrem Schiffe der „Seeküste von Polen" näherten. Es scheint, daß das Publikum diese „Seeküste von Polen" auf seinen Landkarten nicht

gesucht, oder aber sie gefunden hat, denn die Journale sahen sich nicht bemüßigt diesen geographischen Machtspruch zu widerrufen.

Neben mir im selben Gasthof wohnte eine Zeitlang ein junger Mann von guter Familie, untadelhaft französischem Ursprung und sorgfältig nationaler Bildung. Er hat die Diplome eines bachelier des lettres, eines bachelier des scienses, eines docteur en medicine aufzuweisen; er singt seinen Béranger, er declamirt zuweilen Victor Hugo und blast jeden Abend vor dem Schlafengehen das „uhe farò senza Furidice?“ (es war durch die Viardot im vorigen Winter populär geworden) dreimal hinter einander auf einem funkelnagelneuen cornet à piston. Seinen Stubennachbarn aus dem Osten hielt er für einen unwissenden Barbaren, weil ich ihm einmal zu bestreiten versucht, daß man in Rheinpreußen, ferner in Rheinbayern französisch und nicht deutsch spräche. Daß in diesen Provinzen wenigstens die gebildete Gesellschaft die besitzende Classe, Künstler und Beamte französisch sprächen, ist eine Ueberzeugung, welche hier zu Land so weit verbreitet ist, wie der Glaube an eine „Seeküste von Polen“; daß vollends sämmtliche Bewohner gut französisch gesinnt, moralisch bereits seit langem Unterthanen des Kaisers seien, und daß es sich lediglich darum handele, zu den längst eroberten Seelen auch noch Grund und Boden zu erobern, ist ein Glaubensartikel.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem polnischen Insurgentenlager.

Ein Pole der sich dem Corps des Geistlichen Mazkiewicz in Litthauen anschloß, schreibt aus seinem Lager einem polnischen Blatt: Nach langem Suchen und Forschen führte man mich endlich zu einem Mann der mich ins Lager abliefern sollte. Ich trat in eine kleine Hütte, in der außer einigen Möbeln aus ordinärem Holz nichts als ein großes Kreuz und ein lebensgroßes Bild des Heilands sich befand. Der Hausherr, der sich bei meinem Eintritt erhoben hatte, verriegelte schweigend die Thür und blickte mich lange mit durchdringenden Blicken an. Es war dieß ein noch junger Mann, nichtsdestoweniger war seine Stirne bereits stark gerunzelt, und auf seinen Wangen brannte die Röthe fieberhafter Erregung. Nach einer Weile frug er: „Wer bist du, Bürger?“ Ich nannte meinen Namen. „Nicht darnach frug ich,“ antwortete er lächelnd; „ich meine, wer bist du?“ Ich nannte das Schlagwort das man mich gelehrt hatte, und erzählte ihm in Kürze meine Theilnahme am Aufstand seit jener schaurigen Nacht vom 22. Januar.... „Deine Vergangenheit ist rein,“ erwiederte er; aber weißt du auch was dich erwartet? Der Tod von des Russen Hand wenn du Stand hältst, die Kugel deines Führers, wenn du zurückweichst.“ „Ich weiß alles und bin auf alles gefaßt.“ „Bist du verheirathet? Melde deiner Familie sie möge dich bei Zeiten beweinen; aus unsern Reihen erhält man keinen Urlaub als höchstens zum Grabe. Hast du dich mit Gott und Menschen versöhnt? Denn ich will dich nicht täuschen, du gehst in den Tod. Sag es frei heraus ob du bereit bist den Tod fürs Vaterland in jedem

Augenblick zu sterben. Wo nicht, will ich dir die Rückkehr über den Niemen erleichtern; dort im Königreich ist eure Lage minder gefährdet.“ „Mein Entschluß ist unabänderlich; der hat längst das Gefühl der Furcht überwunden der sich mit unbewaffneten Händen und zitternd vor Kälte den feindlichen Kanonen entgegen zu werfen wagte.“ „Du zürnst, Bürger, aber mit Unrecht. Niemand hat damals mehr als ich euren Heldenmuth bewundert, niemand aber auch mehr gelitten, als er sah wie dieselben, die erst wehrlos den Russen sich entgegen warfen, bald darauf bewaffnet nach Galizien flohen. Furchtbar, aber wahr Eure Aufopferungsfähigkeit ist groß, aber nicht minder euer Mangel an Ausdauer. Ihr habt rasch vergessen, daß ihr einen furchtbaren Kampf begonnen, einen Kampf in dem eine ganze Generation ins Grab sinken muß um die Sünden unserer Vergangenheit zu sühnen und die Zukunft unsers Volks zu retten. Ich frage dich daher nochmals: bist du zu kämpfen bereit, trotz der Ueberzeugung, daß du verloren bist? Wird nicht ein schwacher Moment über dich kommen wo die Erinnerung an deine Heimath, an deine Lieben deine Energie brechen wird? Bedenke, der Moment ist entscheidend.“ In seinem Antlitz, während er so sprach, drückte sich die stille Resignation eines Martyrers aus. Ich erbebte unwillkürlich; vor meine Blicke traten die Bilder meiner Kindheit, die theuren Gestalten meiner Familie und meiner Freunde, mein heimatliches Haus und meine süßen Zukunftsträume; aber plötzlich glaubte ich einen furchtbaren Wehelaut zu hören; die Seufzer der Sterbenden, die Wehklagen der Hinterbliebenen, die Thränen der Gefesselten, das Blut meines Volkes, alles dieß umnebelte meine Sinne, mein Herz drohte zu bersten, mit einem stillen Gebet nahm ich Abschied von Allem was meinem Herzen lieb und theuer gewesen, und mich fassend sagte ich mit ruhigem Ton: „Wohlan, ich bin bereit.“ „Ich glaube dir,“ antwortete der Hausherr, indem er mir die Hand reichte. Ich leistete den Eid aufs Crucifix, und wir verließen das Haus. Dunkle Nacht umgab uns; nur mein Führer kannte seinen Weg. Durch unwegsame Pfade führte er mich Stunden lang, und es dämmerte bereits als wir vor dem Wald standen in dem das Corps lagerte. Kurz darauf hörten wir ein eigenthümliches Pfeifen im Walde, das mein Führer erwiederte. Auf dieses schlüpften mehrere jugendliche Gestalten durch das Dickicht. Es waren die Vorposten des Corps. Alle trugen kurze graue Röcke, eine Confederatka auf dem Kopf, ein Gewehr in der Hand, eine Axt im Gürtel, außerdem noch einen grobleinenen Sack und ein Jägerhorn. Nach einem kurzen Gespräch mit meinem Führer gaben sie ein Signal, worauf eine Tiralleurkette aus dem Walde hervorkam. Dieser folgten geschlossene Jägerreihen, etwa 300 Mann stark, und 100 Sensenmänner. Einige Kisten Kugeln und Pulver bildeten das ganze Gepäck. Haufenweise ließen sie sich vor dem Walde nieder, zündeten die Feuer an, und stellten die Kessel an dieselben. Es war augenscheinlich, daß sie sich zu rasten anschickten, all dieß aber in einer Stille als ob es ein Lager von Stummen wäre. Der letzte der den Wald verließ war der Geistliche Mazkiewicz, der Führer des Corps, von einigen jungen Offizieren, sein n Stab, umgeben. Ein entschlossenes Gesicht, scharf ausgeprägte Züge, dichte Brauen, ein langer dunkler Bart, die gefurchte Stirn, bilden ein düsteres Ensemble voller Kraft und Energie. „Kannst du schießen und gehorchen“ frug er mich, nachdem mein Begleiter mich ihm vorgestellt hatte. „Ja wohl.“ „Kannst du beten?“ „Die Mutter hat es mich gelehrt.“ „Kannst du sterben?“ „Versucht hab' ich es freilich nicht, aber ich hoffe es.“ „Ganz recht.“ Bürger, rief er einem Offizier zu, führe den neuen Ankömmling zur sechsten Abtheilung

dort ist eine Flinte, deren Inhaber neulich das Zeitliche segnete; er mag sie erben.“ Ich begab mich zu meinen Cameraden, theils Bürger, theils Bauern, und stellte mich meinem Vorgesetzten vor, der durch seine martialische Gestalt mir auffiel. Eben ließ ich mir vom Lagerleben erzählen, von der Umsicht unseres Führers, der nur die Nächte benützt und bei Tage rastet, als ein Signal uns zusammenrief. Es war zum Gebet. Es war ein rührender Anblick diese kampfgestählten Männer zu sehen, wie sie im Angesichte der eben in voller Pracht aufgehenden Sonne niederknieten und die Häupter entblößten. Mazkiewicz, die Fahne in der Hand, stimmte selbst das Gebet an. Nichts unterbrach die Stille. Rings um uns erstreckte sich die Wildniß, über uns schwebte Gott und unsere Zukunft.

Die Junker im Korn.

Der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, welcher auch ein Herzog von Jülich und Berg war und vor 150 Jahren am Niederrheine Hof hielt, hatte die löbliche Gewohnheit, sich unerkannt in allerlei Verkleidung unter dem Volke zu bewegen, um mit eigenen Augen Alles zu sehen und zu prüfen. So war er auch einmal als kurfürstlicher Jäger verkleidet zur Sommerzeit, kurz vor der Ernte, durch's Feld gegangen und hatte einen Bauer angetroffen, mit dem er sich nach seiner Weise in ein Gespräch einließ. Der Jäger ließ den Bauer von seinem Taback stopfen, und als die Pfeifen dampften, da brachte ein Wort das andere, und so sagte der Kurfürst: daß es eine Pracht sei im Felde und die Ernte werde wohl recht reich ausfallen. Da machte der Bauer aber ein bedenklich Gesicht und sagte: „Ja, bester Jägersmann, das Feld läßt sich gut an, die Halme stehen dicht und lang und es könnte wohl recht viel auf die Tenne geben, wenn nur nicht zu viele „Junker“ unter den Aehren wären.“ — „Ei,“ entgegnete der Jäger, „Junker auch unter den Aehren? wie soll ich das verstehen?“ — „Schaut,“ sagte der Bauer, „wie da diese und diese Aehren sich neigen, die Halme sich senken. Das thut die Schwere der Körner. Diese Aehren werden was Rechtes auf den Speicher liefern. Die aber und jene, die so kerzengerade in die Höhe stehen und die Köpfe so hoch gegen den Himmel aufstrecken, sind leer, und wenn man nur ihres Gleichen auf die Tenne brächte, so würde man leeres Stroh dreschen. Die vollen Aehren, die sich demüthig neigen, sind wir, die Bauern, die den Sack füllen müssen zum Landeswohl, und die leeren Aehren, die so hoch und vornehm stehen, sind die Junker, die Nichts beitragen zur Ernährung und doch über die andern, die mehr leisten, herrschen wollen. Drum heißen wir Bauern die leeren Aehren, die ihre leeren Köpfe so hoch tragen, nicht anders als Junker. Je mehr Junker, desto schlechter das Feld.“

D'rob lachte der Kurfürst herzlich und freute sich über das treffliche Witzwort des Bauern. Den Junkern aber hat er's auf dem Landtage, und sonst bei jeder Gelegenheit zu kosten gegeben und seinen Spaß daran gehabt, wenn sie grämliche Gesichter dazu schnitten.

Das Witzwort des Bauern besteht heute noch, und im Jülicherland und im Bergischen nennen sie die Kornähren, die, weil sie leer sind, den Kopf so hoch tragen und Nichts

einbringen, bis auf den heutigen Tag „die Junker." Höher am Rheine aber heißt man dieselben „Kavaliere," und im Cleve'schen sind sie „Gecken" genannt. Es kommt Alles auf Eins heraus.

Solche Geschichtchen aus alter Zeit sind recht geeignet, daran zu ermessen, einer wie viel helleren Zeit wir angehören, die den einzig richtigen Grundsatz verwirklicht, oder mit allen Kräften wo es noch noth thut zu verwirklichen strebt: daß jeder Staatsbürger nach seinen Kräften die Lasten des Gemeinwesens tragen hilft und gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle Stände gelten!

Diplomatische Mühsal.

Morgens, wann die Sonn' aufgeht
Und der Hahn in Frankreich kräht,
Schreiben wir Depeschen.

Und den lieben langen Tag,
Was auch rings passiren mag,
Schreiben wir Depeschen.

Wenn der Däne sich armirt
Und ganz Schleswig annectirt,
Schreiben wir Depeschen.

Wenn der Russe schwebt in Noth,
Und den Polen trifft der Tod,
Schreiben wir Depeschen.

Wenn es lodert um uns her,
Und man ruft nach Feuerwehr,
Schreiben wir Depeschen.

Wenn der Gegner listig ist,
Dann — mit noch viel größ'rer List
Schreiben wir Depeschen.

Wenn der Freund sich falsch erweist,
Und uns die Geduld dann reißt,
Schreiben wir Depeschen.

Wenn sich ändern Staat und Zeit,
Und das Volk nach Thaten schreit,
Schreiben wir Depeschen!

Im „grünen Baum" zu Coburg.

Als Herr v. Bismarck lobesam
Zum „grünen Baum" nach Coburg kam,
Da trat zu ihm der Gastwirth dar,
Der früher etwas andres war.

Und Bismarck sprach: Bedient man hier
Auch standesmäßig, nach Gebühr,
Wie sich's für solchen hohen Gast,
Für den Minister Bismarck paßt?

Der Wirth macht eine Referenz:
Ganz zu Befehl! o Excellenz,
Ich weiß, das muß der Neid gesteh'n,
Mit solchen Herren umzugeh'n. —
Ich wußt es, wie man sie bedient,
Bevor mein „grüner Baum" gegrünt,
Dieweil ich ja, — 's sind schier zwei Jahr' —
Beim Kurfürst Kammerdiener war.

Eine komische Scene trug sich vor wenigen Tagen in den Pariser elyseischen Feldern zu. Ein Gläubiger hatte einen ihm theuren aber längst aus den Augen entschwundenen Schuldner entdeckt und folgte ihm unter lauten Anklagen und mit dem deutlich formulirten Versprechen nach, ihn, bis er ihn festnehmen lassen könne, nicht mehr zu verlassen. Das Publikum lachte, und der geängstigte Schuldner suchte, wiewohl vergeblich, sich des gefährlichen Begleiters zu entledigen. Da ertheilte ein allzu gefälliger Zuschauer dem Gläubiger den Rath, er möge mit seinem Schuldner Streit anfangen und sich in Gemeinschaft mit ihm arretiren lassen. Auf diese Weise könne er ihm nicht entgehen, und er habe Zeit, ihn kraft eines bereits erlassenen Urtheils in das Schuldgefängniß abführen zu lassen. Gesagt, gethan, allein ein tückisches Geschick wollte, daß eben, als die Diener der Gerechtigkeit anlangten, der Schuldner, unterstützt von der Sympathie des Publikums, entschlüpfte; der Gläubiger aber und der Rathgeber, der seine Theorie praktisch zu verwirklichen gesucht und sich an der Balgerei betheiligt hatte, mußten unter unsterblichem Hohngelächter aller Zeugen dieses drolligen Auftritts, den Weg nach dem Gefängniß antreten.

Ein junger Arzt saß vor Kurzem zu N. an dem Bette eines kranken 30jährigen Fräuleins, hörte geduldig ihre Klagen an und erwiederte darauf: „Ihr Unwohlsein ist weniger eine Krankheit als ein unbehaglicher Zustand. Heirathen Sie, so werden alle ihre Uebel erschwinden." Nach einigem Besinnen antwortete die Patientin: „Ja, ja, Sie haben Recht, lieber Herr Doktor! Wissen Sie was? Heirathen Sie mich." - „Mein Fräulein", entgegnete der junge Doktor, „wir Aerzte verschreiben die Arzneien, aber wir nehmen sie nicht selbst.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Krietsch in Landshut.

Nro. 39. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. September 1863.

Pariser Briefe.

(Fortsetzung)

Will der Franzose zu seiner Bildung und Erholung in ein Museum, in eine historische Sammlung gehen, so ist auch hier überall dafür gesorgt, seine militärische Begeisterung nirgends ganz einschlafen zu lassen. Selbst das berühmte Hotel de Cluny, das historische Museum der Hauptstadt Frankreichs, reicht in die neueste Zeit. Die Sammlung an sich ist in der That merkwürdig, wenn sie auch weniger durch ihre Reichhaltigkeit als durch ihre Buntheit und noch mehr durch das Durcheinander ihrer Aufstellung Verwunderung einflößt, in welcher das Werthvollste neben dem Unbedeutendsten, und alle Zeiten und Länder sich ungeschieden vertragen müssen. Diese Sammlung, wie noch die eine und andere, hat den Anschein, als warte sie auf den ordnenden Sinn eines deutschen Gelehrten, der für bescheidenen Lohn aus Liebe zur Sache den Franzosen Wissen und Zeit opfern werde, ihr „historisches Museum" in Ordnung zu bringen. Aber das thut nichts; der französische Besucher findet bald, was er am liebsten sucht. Da ist ein Altar aus Rußland, eine mehrfelderige grobe Schilderei, mit rundausgeschnittenen Blechplatten besteckt, welche die Gesichter der Heiligen freilassen: man sagt, solche und ähnliche fänden sich in jedem Bauernhaus gewisser Landschaften; je nun, eben diese Schilderei aber hat die soundsovielte Compagnie des soundsovielten Regiments mitgebracht aus dem Krimfeldzuge. Und drunten im Garten zwischen zwei Gipsköpfen der heiligen Maria und des Nährvaters, neben zwei antiken Säulencapitälern und etlichen Fratzenmasken aus der Zopfzeit prangt das eiserne Kreuz der Kirche Sankt Wladimir von Sebastopol.

Und wie hier, so trifft sich's überall: vollends gar in denjenigen Sammlungen, welche ausdrücklich oder insbesondere zur Verherrlichung des französischen Kriegsruhms aufgestapelt sind. Die umfangreichste und bedeutendste derselben ist die historische Bildergallerie zu Versailles, **„à toutes les gloires de la France"** gestiftet und in gleichem Sinn ver-

vollständigt bis auf die neuesten Tage. Zehn Stunden reichen nicht hin, um die überfüllten Säle auch nur flüchtig mit offenen Augen zu durchwandern. Selbstverständlich fängt hier die französische Geschichte mit Chlodwig oder noch früher an; die Hausmeister der Merovinger, die Carolinger sind französische Helden, die Unterwerfung Wittekinds ist der Sieg eines französischen Kaisers über deutsche Völker. Das darf Niemand wundern; aber was jeden Nichtfranzosen wundert, das ist die Art und Weise, wie denn „toutes les gloires de la France“ hier ihren reichhaltigen Ausdruck der Verewigung finden. Toutes le gloires! Sonderbar: Menschenwürde, Menschenrecht sind so ziemlich vor der Thüre geblieben, aber wo ein Gemetzel, ein Todtschlag, ein Unrecht zu verherrlichen war, das wurde nicht vergessen. Blut, Rauch, Trümmer und Dampf vom Anfang bis zum Ende; das nämliche Vergewaltigen zu Wasser und zu Land immer wieder, wenn auch unter anderen Trachten und Geräthen, bald von Meisterpinseln versinnlicht, bald handwerksmäßig auf die Leinwand geklext. Nicht nur, daß man manche Begebenheit als „Sieg“ verewigt wiederfindet, welche unsere bescheidenere Bildung gerade als Gegentheil oder als ein unbedeutendes, erfolgloses Ereigniß zu wissen vermeinte — man sieht hier auch solche Fakta, welche eine ehrgeizige Nation als klägliche Erinnerungen verhüllen sollte, schamloser Weise der Bewunderung sich aufdrängen. So z. B. wie die französische Armee auf ihrem Zuge über das Feld von Roßbach die Gedächtnißsäule des preußischen Sieges umwirft; oder wie Napoleon den Degen des großen Fritz von dessen Sarge wegnimmt, und Ebenbürtiges. Warum hat man doch vergessen, auch den „großartigen“ Moment in einem Bilde zu fesseln, in welchem die Invaliden vor dem Einzuge der Alliirten in Paris denselben Degen desselben alten Fritz zerbrechen und vernichten? — Vielleicht holt einmal ein deutscher Maler dies Versäumniß nach. —

Man verfällt nach etlichen Stunden solchen Galleriebesuchs in einen eigenthümlichen Zustand; man fühlt, daß man in dieser anschaulichen Geschichtslektion brutaler geworden, als man vordem gewesen. Man glaubt eine Zeitlang in der That, die Weltgeschichte werde auf der Fleischbank gemacht; man sieht nichts mehr als Blut und rothe Hosen, man glaubt Pulver zu riechen, das Getrommel und das Gestöhne und den schütternden Marschtritt der Bataillone in den Ohren zu vernehmen. Als ich nach meinem ersten fünfstündigen Besuch aus dem Versailler Schloß kam, schien mir alles Ernstes Leben und Streben nicht viel mehr werth zu sein als ein Liter Rothwein, und hätte sich das Menschengewühl, in dem ich einher ging, auf einen plötzlichen Ruf in zwei Parteien getheilt, welche unbarmherzig auf einander losgetrommelt und gewüthet und gemordet hätten, so lange sie die Arme regen konnten, ich hätte in der augenblicklichen historischen Stimmung, in der ich mich befand, solches weder auffallend, noch unangemessen, noch beklagenswerth gefunden. Wie weit sind wir im rohen Deutschland noch von solch civilisatorisch-missionärer Bildung entfernt!

Das wirksamste, bedeutendste Mittel, die Stimmung eines Volkes zu bearbeiten, aufzuregen, wachzuhalten und zu steigern, ist nächst der Presse gewiß die Schaubühne; und dies ist noch in weit stärkerem Maße als irgendwo anders hier in Frankreich der Fall, wo man für das Theater mehr Neigung und Theilnahme, Fleiß und Begabung vorfindet, als für irgend eine andere Kunst. Schon in der natürlichen Anlage des französischen Volkes liegt außerordentlich viel Geschick und Neigung zum Komödienspielen, und diese natürliche Anlage wird durch eine ausgebildete Technik, durch eine sorgfältige Kunsttradition

unterstützt, welche es selbst untergeordneten Kräften, sowohl Darstellern als Bühnendichtern, möglich macht besseres zu leisten, als sie unter andern Verhältnissen und lediglich auf ihr innerliches Vermögen angewiesen zu bieten im Stande wären. Schon die Sprache bringt dem Dialog und der Declamation eine günstige Fülle der Abwechselungen im Tonfall und Vortrag entgegen; und man gibt sich alle redliche Mühe, diesen natürlichen Schatz durch sorgfältiges Studium und raffinirte Mittel zu steigern. Die Künste der Bühne werden in Frankreich mit einer Gründlichkeit und Weihe betrieben, wie wenig andere Dinge. Es hängt dies unzweifelhaft mit der Art und Weise des Volkscharakters zusammen, welcher alles was er thut und treibt mit Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg unternimmt. Der Causalzusammenhang zwischen Leistung und Beifall ist dem Franzosen keineswegs gleichgiltig; er will wirken, aber er will auch seine Wirkung genießen; er hat bei allem was er anfängt die entschiedene Absicht zu gefallen, während es in Deutschland nicht selten ist, daß ein Mann lediglich um der guten Sache willen etwas unternimmt, mit Aufopferung aller persönlichen Eitelkeit und Vortheile bis an sein Lebensende betreibt, und dann stirbt und anderen die Früchte seines Schaffens zu genießen überläßt. Welche Thätigkeit aber hängt so nahe, so unmittelbar mit ihrem Erfolge, mit einem augenblicklichen lauten, zuweilen übertriebenen Beifall zusammen wie die der Schaubühne, und besonders in Frankreich! Hier zu Lande geht alle Welt in's Theater, nicht nur die feine Gesellschaft und die wohlhabenderen Classen, auch der Arbeiter, der gemeine Mann; und man hat Häuser, wo des Abends mehrere Ränge übereinander von Blousen und Kitteln angefüllt sind — wahrlich nicht die übelste Gesellschaft in Frankreich. Mit exemplarischer Aufmerksamkeit, mit ununterbrochener Theilnahme folgt das Publikum einer jeden Vorstellung, und wie weiß man auf diese Theilnahme zu Gunsten der nationalen Eitelkeit und der politischen Stimmung zu speculiren!

Einige Beispiele erläutern dies am besten.

Ich fange bei dem bedeutendsten Institut, beim großen Théâtre Français, bei den Comédiens ordinaires de l'Empereur an. Es versteht sich von selbst, daß eine Schaubühne von classischer Bedeutung, welche ihre von vielen Vorrechten begünstigte Stellung mit den priesterlichen Tugenden des Eifers, des Selbstbewußtseins, der Eifersucht betreibt, daß eine solche Bühne von den kleinlicheren Machinationen und Manifestationen volksthümlicher Großmannssucht und civilisatorischer Händelgier sich möglichst frei zu stellen sucht. Auf ihren geweihten Brettern werden ernste Schlachten geschlagen; Emile Augier's „Fils de Giboyer“ hat der verbündeten klerikalen und legitimistischen Partei mit seinen mehr als hundert Vorstellungen peinlichere Niederlagen bereitet vor versammeltem Volke, als irgend Maßregelungen von oben herab hätten wagen dürfen. Allein auch an direkten Schmeicheleien des Nationalstolzes und der völkerbefreienden Mission fehlt es nie bei gelegener Zeit, und man weiß sie alsdann mit Würde in Scene zu setzen. So veranstaltete man am 23. Juli eine ausgesuchte Vorstellung: ein Lustspiel von Racine, eine Tragödie von Corneille, eine Komödie von Moliere — Herz was begehrst du mehr? — und zwischen all der classischen Herrlichkeit wurde ein Poem neuesten Datums, gekrönt am selbigen Tage vom Preise der Akademie, zum Besten gegeben: „Frankreich im fernsten Orient“. Hemi de Bornier ist der Name des Verfassers. In glatten, wohlgereimten Versen wird ein Schlagwort um's andere ins Parterre geworfen, und mit Applaus und Beifallsgemurmel aufgefangen. Frankreich wird darin als der Krieger der Idee, als der Missionär der Freiheit,

und wiederholte Male als christlich und so gut wie das Christenthum selbst gepriesen. Der Poet zeigt das Volk von China, wie es müde und gleichgiltig am Blauen Fluß einschläft: da doch alles nur Schein hienieden, was hat die That noch für Werth? Laßt uns lieber ruhen, träumen und schlafen! Und nun im Gegensatz dazu das Volk der ewigen Aktion, das thatensüchtige, nimmer rastende, die Welt überwandernde Volk der Franzosen, das den kopfschüttelnden Chinesen Krieg, Christenthum und Civilisation zu bringen sich nicht länger entbrechen kann.

Wir steigen um eine Stufe tiefer in der Region der Bretter, die die Welt bedeuten, und finden im Augenblick kaum Ein Theater, wo komische Opern, Lustspiele, Volksstücke, Possen, Rührdramen aufgeführt werden, in welchem nicht ein Engländer oder eine Engländerin den Stoff zum Lachen abgeben müßte. Der Engländer ist nämlich noch in ganz anderem Grade der Gegenstand der französischen Selbstüberschätzung, als der Deutsche. Dem Deutschen will der Franzose nur so viel als möglich wegnehmen, und er glaubt, sein bescheidenes Verlangen auch ausführen zu können, ohne auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen; den Engländer aber haßt er, und die Meinung des Volkes bürdet alle Preissteigerung und jegliches Uebelbefinden in Handel und Wandel dem verfluchten Treiben des habsüchtigen Albions auf. Zwar ist den Engländern im Augenblick nichts wegzunehmen, aber ein Krieg mit ihnen, und wär's auch nur um den alten tiefwurzelnden Haß der Eifersucht zu sättigen, nur um vor der Welt zu erweisen, wer der stärkere von beiden (so eine Landung etwa wie sie der erste Napoleon einst auf den Werften der Nordküsten gerüstet und Nelson durch den Sieg bei Trafalgar vereitelt hat), das wäre — zwar das hinrissigste, aber nichts destoweniger das populärste Unternehmen, welches im dermaligen Frankreich gedacht werden kann. Da man aber vor der Hand trotz des guten Willens an der Ausführbarkeit gerechte Zweifel hegen muß, so führt man derweilen einen kleinen Krieg gegen diejenigen schätzenswerthen Bruchtheile des seemächtigen Inselvolkes, welche sich auf den französischen Theil des Continents gewagt haben. Im Verkehr werden die Engländer auf's Unbarmherzigste und Unverschämteste geprellt und geschunden, und um sich nicht zu irren, nimmt der Franzose in Handel und Wandel ganz einfach jeden, der ihm ein Fremder däucht, auch für einen Anglais. Das ist sicherer und fällt ihm bei der geringen Neigung zu gründlicher Untersuchung, welche dem französischen Charakter zu eigen geworden, nicht schwer. In allen Schaufenstern der Bilderhändler hängen kleine und große Carricaturen von englischem Civil und Militär; und insbesondere sind gegenwärtig die Darstellungen solcher Situationen beliebt, in welchen ein Engländer von einer Pariser Lorette geplagt oder betrogen wird. Es fällt dabei Niemandem ein, daß der Vertreter des verhaßten Volkes in diesem Conflikt immer noch eine weit ehrenwerthere Person ist, als der der eigenen; es kann dies keinem Franzosen einfallen, denn die ärgste Sünde hier zu Lande heißt: sich lächerlich machen. Der Engländer ist denn auch zur Zeit die stehende Hanswurstfigur auf den Pariser Theatern und hat als solche auch schon auf dem Théâtre Français seinen Eingang gefunden. Zuweilen geht es mit lächerlicher Gutmüthigkeit ab, aber selten; meistens wird der Nationalcharakter der Albionssöhne auf's unglimpflichste angegriffen, und die Stücke sind nicht rar, in welchen einem pharisäisch an die Brust schlagenden Publikum eine ganze englische Gesellschaft, ein Drama, das jenseits des Canals spielt, aufgetischt wird. Alsdann ist eine der Hauptfiguren ein französischer Offizier oder Emigrant, der sich zufällig oder im

Auftrag unter den Beefsteakfressern oder Sportleuten herumtreibt; und es versteht sich, daß er die Intrigue leitet, dem Genie (welches allemal als merkwürdigerweise dem französischen Volk entgangen behandelt wird), oder der leidenden Armuth, oder der mißhandelten Tugend zum Recht verhilft, bei jeder Gelegenheit von der Präponderanz der Heimat declamirt, oder doch zum mindesten mit Muth, Edelsinn, Witz und Lebensart in einer Weise bevorzugt erscheint, welche die ihn umgebenden Leutchen als Theilhaber einer weit untergeordneten Gattung von Menschen erscheinen läßt.

Alles das und Aehnliches ist aber eitel Kleinigkeit gegen einen Theaterabend, an welchem die Herzen des Publikums in ihren soldatischen Sympathien mit imperialem Kriegsruhm und der nothwendigen völkerzertretenden Culturmission gekitzelt und geschmeichelt werden. In dieser Beziehung leistet man hier wirklich Außerordentliches; man scheut kein Mittel und keine Kosten, und wahrlich weder Kosten noch Mittel sind verschwendet. Ein Beispiel, allerdings eins der merkwürdigsten, genügt.

Es war um die Mitte des Frühlings, als ich mich durch das Zureden Befreundeter endlich bewegen ließ, ein Stück zu sehen, welches ich weiß nicht die wie viel hundertste Vorstellung erlebte. Der Name des Drama's „M a r e n g o" war nicht darnach angethan, meine Neugier zu reizen, denn die Expectorationen französischer Selbstüberschätzung waren mir, weil noch ungewohnt, noch weit widerwärtiger, als sie mir jetzt sind. Aber alle meine Erwartungen wurden um vieles übertroffen.

Das Theater, in welchem „Marengo" gegeben wurde, ist erst im vorigen Jahre unter Dach gekommen: „Théâtre Impérial du Chatelet", nach dem Platz, auf welchem es steht, genannt; es ist sehr groß, geräumig, reich ausgestattet und eigens für Spektakel- und Ausstattungsstücke gebaut und eingerichtet, und wird von Volk aus allen Classen, besonders aber von Ouvriers besucht. Ein solcher Mann im Blankittel stieg neben mir die Treppe hinauf; da ich keine Blouse trug und er ziemlich angetrunken war, sagte er etwas übellaunig zu mir, ich stiege wohl schwerlich so hoch wie er. „Warum gehen Sie überhaupt ins Theater?" fuhr er fort, „Sie können sich ja allerhand andere Vergnügungen bereiten. Aber für unser einen ist das Theater das allerbeste. Wo wollen Sie, daß ich bleiben soll? Daheim? Pfui! meine Frau hat einen Liebhaber, einen ganz verschmitzten, unverschämten, abscheulichen Liebhaber — haha, issen Sie, das kommt hier in Paris zuweilen vor; was will man dagegen einwenden? Jeder unterhält sich auf seine eigene Faust. Meine Frau und ihr Liebhaber, ich selbst und wir allesammt. Und Sie werden auch etwas absonderlich Schönes sehen heut Abend, verlassen Sie sich darauf."

(Schluß folg.)

Gräuelsceenen im amerikanischen Kriege.

Von allen Gräueln, welche die Rebellion der Sklavenhalter hervorgerufen hat, ist die Bartholomäusnacht vom 21—22. August zu L a w r e n c e in Kansas (ein Hauptbollwerk der Freistaatenpartei), das Entsetzlichste. Hier muß man wirklich und wahrhaftig bis zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, der Hugenottenkriege in Frankreich oder der Schand-

thaten der Henkersknechte Ludwig XIV. in der Pfalz zurückgehen, um Vergleichungen zu finden. Der berüchtigte Guerillahäuptling Quantrell ist es, durch welchen die Gräuelthat verübt worden ist. Mitten in der Nacht, während die Bewohner der Stadt Lawrence, nichts Böses ahnend, in ihren Betten liegen, erscheint Quantrell mit seiner Banditenhorde, besetzt alle Aus änge der Stadt und giebt dann seinen Hyänen das Signal zu allgemeinem Würgen, Plündern, Sengen und Brennen. Das Haar sträubt sich bei der Erzählung der Auftritte, die nun erfolgen. Wie wilde, nach Menschenblut lechzende Thiere, so hausen die Quantrell'schen Bestien in Lawrence. Mit indianermäßigem Mordgeheul die schlummernden Einwohner weckend, dringen sie in die Häuser, in die Schlafkammern und metzeln alle Männer nieder, die ihnen vorkommen. Die Weiber und Kinder drängen sich um ihre Gatten und Väter, klammern sich an sie, flehen auf ihren Knien die Mordhunde um Schonung an — umsonst. Mit teuflischer Kaltblütigkeit wird den Unglücklichen das Pistol auf die Brust oder vor die Stirn gesetzt, und ihren Angehörigen wird der blutige Leichnam gelassen. Von Widerstand ist keine Rede. In ihren Nachtkleidern suchen die Bürger zu entfliehen; — wie gehetztes Wild rennen sie durch die Straßen und werden niedergeschossen. Ihre zuckenden Körper werden in Brunnen und Zisternen geworfen. Zwölf Flüchtlinge werden in ein einzeln stehendes Haus gehetzt, dort niedergeschossen, das Haus in Brand gesteckt und sammt den Todten oder auch nur Verwundeten, die sich darin befinden, in einen Aschenhaufen verwandelt. Eine Schaar wehrloser Flüchtlinge steht am Ufer des Flusses zusammengedrängt, ungewiß, ob sie den Tod durch Mörderblei oder im Wasser wählen soll. Die Scheusale gewahren sie: Salve auf Salve wird unter die Unglücklichen abgefeuert, bis die meisten todt oder verwundet zusammenbrechen. Fünfundzwanzig Neger-Rekruten werden aufgefangen und augenblicklich massakrirt. Zu dem Morden gesellt sich der Raub und die Plünderung. Alle Gegenstände von Werth werden geraubt, selbst den Frauen ihre Ringe und Ohrringe abgerissen; — was zu schwer ist, um mitgenommen zu werden, zertrümmert und schließlich das Haus in Brand gesteckt. Der größte Theil der Stadt wird auf diese Weise eingeäschert, und die Brandstellen werden zu Grabstätten für die in ihren Häusern Ermordeten. Nur so weit die Namen der Ermordeten konstatirt sind, erreicht ihre Zahl beinahe 200. Unter den Opfern befinden sich die besten und angesehensten Bürger der Stadt. Wenn man bedenkt, daß die Stadt überhaupt nur 3000 Einwohner hatte, und daß der größte Theil der waffenfähigen Männer unter der Bundesflagge im Felde steht, so wird es kaum zu viel gesagt sein, wenn man annimmt, daß zwei Drittel der erwachsenen Männer, die sich in der Stadt befanden, von den blutigen Scheusalen Quantrell's ermordet worden sind. Unter den wenigen Geretteten ist der Bundessenator Jim Lane, der in der Schreckensnacht auf einem schnellen Pferde durch die Schildwachen der Mörderbande sprengte, sofort einige 20 Mann aus der Umgegend zusammenschaarte und der Bande nachsetzte, die beim Tagesgrauen mit ihrer Beute die Blutstätte verlassen hatte, um nach Missouri zurückzukehren. Ueber alle Maßen entsetzlich war das Bild, welches die aufgehende Sonne beleuchtete. Der größte Theil der Stadt war ein Haufen rauchender Ruinen; — die wenigen stehen gebliebenen Häuser angefüllt mit den schwer Verwundeten und Sterbenden; Weiber und Kinder in ihren Nachtkleidern an den Brandstätten umherirrend, um die verkohlten Ueberreste ihrer Ernährer zu suchen. Die Zerstörung an Eigenthumswerth wird auf zwei Millionen veranschlagt. Diese zwei Millionen, die in einer einzigen Nacht ver-

nichtet wurden, repräsentirten fast die ganze Frucht eines achtjährigen rastlosen Erwerblebens. Man kann sagen, daß die Stadt in dieser einen Nacht ausgelöscht worden ist, und daß sie von Neuem gegründet werden muß. Es ist eine fürchterliche Rache, welche das Missouri-Grenzbanditenthum an der Stadt genommen hat, welche während des dreijährigen Kampfes um die Freiheit von Kansas, den Mittelpunkt der Freistaatenpartei, bildete, und deren Wachsthum ein Symbol für den Erfolg der Freiheit in dem neuen Staate geworden war.

Das griechische Feuer am Charsamstag in der Grabkirche zu Jerusalem.

Die Ceremonie des griechischen Feuers ist ein Volksfest nach Callot'scher Manier. Schon beim griechischen Hochamte in der Nacht vom Charfreitag auf Samstag beginnt das Singen und Springen, Tanzen und Händeklatschen; 36 Stunden richtet sich der Pöbel auf dem Kirchenpflaster förmlich häuslich ein, Alles ißt, Alles trinkt und lacht durch einander, bewirft sich mit Olivenkernen und Orangenschaalen, macht Capriolen und schwingt sich von Schulter zu Schulter. Einige binden sich mit Stricken an den Säulen des heiligen Grabes fest, um den Platz zu behaupten. Es herrscht eine Erwartung wie ehedem in der Arena oder im Hippodrom. Man schreit: „Anfangen! die Lichter!" Um 2 Uhr am Vorabend der griechischen Ostern öffnen sich die Sakristeipforten, die hohen Würdenträger erscheinen unter einer Wolke von Rauch, worauf sie hineingehen, ein Paar Diakone, der eine mit unter dem Rauchmantel verborgenem Rauchfaß, der andere mit einem Korbe, schreiten hinter den 6 Infulirten ins heilige Grab. Jetzt tritt eine lautlose Stille ein; die Menschenmasse steht in Erwartung wie versteinert. Da, Nachmittags gegen 3 Uhr erscheint regelmäßig das heilige Feuer, wie ein zum Protestantismus übergetretener Pope angab, indem der Bischof seine mit einer phosphorartigen Substanz bestrichenen Hände reibt. Plötzlich bricht die stark nach Phosphor riechende Flamme bei zwei Fuß hoch aus der Grabesöffnung hervor wie ein Theaterblitz, und nun geht der Tumult los. Die türkische Soldateska, deren Gewehre auf dem Kirchenpflaster dröhnen, schlagen darauf und darein, es ist ein Drängen, Treten, Quetschen, Lichtanzünden und Auslöschen, ein höllischer Lärm, als ob Satyren ihren Aufzug vollführten. Die erste Flamme gilt für besonders rein und geweiht, und es ist begreiflich, daß, um sie zu erhaschen, die ärgsten Auftritte entstehen. Unfruchtbare hoffen Kindersegen, indem sie sich in der Nacht des griechischen Feuers zusammenfinden, und Frauen entblößen sich offen vor dem erscheinenden Himmelslicht. Selbst die Galerie der heiligen Grabkapelle ist mit Leuten vollgepfropft, die an Stricken Lichter heraufziehen. Endlich beginnt eine Prozession, dann nach einer halben Stunde ertönt der Befehl, die Kirche zu räumen, weil sie für das Osterfest von all dem Unrath gereinigt werden muß, und die Sache ist bis zum nächsten Jahr wieder abgemacht.

Also geht jährlich unter Cymbel- und Paukenschlag und tollen Sprüngen ein so

heidnischer Lärm und Mummenschanz vor, daß man meint, es möchte Feuer vom Himmel fallen, um die heillose Rotte zu verzehren, ja 1834 fanden im Gedränge und Tumult bei verschlossenen Pforten innerhalb der heiligen Grabkirche an 300 Personen ihren Tod. Der vorige Pascha äußerte, indem er neben dem europäischen Gesandtschaftspersonal auf den Gaerien der Grabrotunda dem Skandal zusah, zu seiner Umgebung: Cette me fait l'effet du Robert le diable représenté au grand opéra de Paris. Zwar glaubt kein Priester ernstlich daran, vielmehr predigte 1834 der armenische Bischof gegen die Annahme, als steige das Licht aus der Höhe herab. Aber das Volk läßt es sich nicht nehmen, und die orientalische Geistlichkeit darf es nicht wagen, durch Predigt und offenes Auftreten mit Stahl und Feuerstein oder Rauchpfanne und Kerzen die Illusion zu zerstören, um nicht vor der ungebildeten Menge ihr ganzes Ansehen einzubüßen.

Den Statistikern.

Die ihr zusammen kamt aus allen Landen,
Um zu berechnen Alles was vorhanden, —

Ihr, die ihr Alles meßt und wägt und zählet,
Was uns zu viel ist, wißt, und was uns fehlet. —

Die ihr Zerstreutes ordnet in das Ganze,
Ihr denen Rede steht Mensch, Thier und Pflanze. —

So Manches gern erführ' ich vor den Wahlen,
Was durch die Berechnung sich ergibt in Zahlen.

Sagt mir, ich bitt' euch, falls ihr es im Stande:
Wie viel der Esel gibt es wohl im Lande?

Auch hätt' ich gern darüber sichre Kunde:
Wie groß ist ungefähr die Zahl der Hunde?

Dann würd' ich ferner hören mit Vergnügen,
Wie hoch die Zucht der Schweine ist gestiegen.

Sagt ferner mir, ihr jedes Zweifels Hasser:
Wie lang' im Durchschnitt geht ein Krug zum Wasser?

Auch wär' ich gar zu gern im Klaren darüber:
Wann läuft ein Maß im Allgemeinen über?

Zuletzt müßt ihr mir auch noch dieses sagen:
Wie viel kann höchstens wohl ein Deutscher tragen?

Nüße und Menschen.

Die Steinnuß, wo man den Kern aus der dicken Schale herausgraben muß, gleicht dem ungebildeten Menschen, — die dünnschalige dem Gebildeten, die auch vom besseren Geschmack ist, und die Polternuß (Pferdenuß) mit unverhältnißmäßig klein n Kernen — vielen Vornehmen. Wir sind so große Nußknacker — als die Einhörnchen und Mäuse auch, und zuletzt knackt uns alle ein Nußknacker ohne Erbarmen. Die grünen in Zucker eingemachten Nüße sind Frauenzimmer, die Haselnüße — Kinder. Die Nux comica ist nicht deutsch, wie die Muscaten- und Maldivischen-Nüße, die man einst mit 100 Rupinen bezahlte — und taube Nüße? sind gar Nichts, man ärgert sich wenn man sie aufknackt — doch gibt es auch Leute genug, die taube Nüße für voll nehmen und dümmer sind als Eichhörnchen. Die süßeste aller Nüße ist di Pistache, gleich einer Geliebten, aber sie erhitzet, und wirket wie zu viel Zucker, selbst wenn sie als glace aux pistaches genossen wird. Es wäre zu viel verlangt, in Deutschland auch noch Pistacien haben zu wollen oder gar die erste und geschmackvollste aller Früchte, die wie Crême d' orange schmecken soll — den tropischen Mangustan! Die Affen Indiens vertheidigen sich von den Cocus-Palmen herab mit Cocus-Nüßen und so manche Mädchen — mit Wallnußen — in muthwilligen Nußärndten. Jean Paul, der frische Wallnüße mit Mädchen wo man erst die grüne, dann die steinere und zuletzt die Spinnrabenhaut zu schälen habe, ehe man zum Kern komme — Frauen aber mit älteren Nüßen, die man nur aufzumachen brauche verglich — möchte sich doch ein wenig geirrt haben.

P . . . . n

Gekrönte und ungekrönte Wühler.

Alles wühlt in Deutschlands Gauen,
Hoch und Nieder, Volk und Fürst.
Deutschland, hast du auch Vertrauen
Daß Du unterwühlt nicht wirst.
Schützen, Turner, Sänger wühlen
Und es wühlt die Clerisei,
Fürsten auf den Zahn sich fühlen
Preußen nur ist nicht dabei.
Aber Preußen wühlt seitab — —
Wühlt es sich — sein eigen Grab?

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 40. IX. Jahrg.

Die
Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. Oktober 1863.

Pariser Briefe.

(Schluß.)

Im Theater war bereits großes Getrampel, denn die landesübliche Un eduld konnte den Beginn des Spektakels nicht erwarten. Er begann denn auch bald. Das Stück ist ein ganz absonderliches Ragout von haarsträubenden Bühneneffekten, so daß ein Zuschauer germanischer Nation sich das eine um's andere Mal fragen muß: was wird denn nun noch kommen? Die Franzosen sind auch in ihren besseren und besten Dramen nicht sehr zimpferlich und verlegen im Motiviren, wo sie aber gar für „Volk“ und „Vaterland“ dichten, werden die Motive gewaltsam wie Kriegsgefangene eingebracht. Im ersten Akt liegt der jugendliche Liebhaber noch hinter der Scene in den ersten Windeln; im zweiten Akt ist er schon Lieutenant, und gelegentlich des Ueberganges über den Sankt Bernhard wird er von einer Schneelawine vor unseren Augen in einen Abgrund geschleudert, woraus ihn aber sein anonymer Vater, der zufällig des Weges daherkommt, an Seilen gebunden, halb erfroren, wieder herauszieht und zum Leben zurückbringt — woraus das Publikum mit Genuß erkennt, was ein Soldat der großen Nation für ein zähes Leben hat. Im weiteren Verlauf des Schauspiels bringt der Held eine Menge Oesterreicher um; dann will er seinen Lebensretter und Erzeuger (von dieser letzteren Eigenschaft hat er aus Anstandsrücksichten für die Familie seines Pseudovaters keine Ahnung) vom Kriegsgerichte wegen subordinationswidrigen Betragens zu Pulver und Blei verurtheilen lassen; endlich kommt alles in Ordnung, der Junge und der Alte stürmen noch etliche Batterien, erbeuten etliche Fahnen, der Alte stirbt daran und der Junge bleibt am Leben. Das ist ungefähr der Faden der Geschichte, welche in fünf Akten ausgebreitet und mit ernsten und komischen Episoden aller Art verbrämt ist — aber alles das ist Nebensache; der eigentliche wahre Held des Stückes ist ein ganz anderes Wesen, das ist die civilisatorische Mission, das „unabweisbare Bedürfniß nach Ruhm“, die Völkerbefreiungs-, die Nationalitätenzurechtverhelfungswuth, der erste Consul, das cäsarisirte Frankreich, die Armee.

Diesen Helden ins grellste Licht zu setzen, wird alles Erdenkliche aufgeboten: Thränen der Rührung und höherer Blödsinn, Weiber und Pferde, Pulverdampf in Fülle und historisches Costüm von allen Farben. Am drolligsten nehmen sich in letzterer Hinsicht die Schauspielerin und der Schauspieler aus, welche den Napoleon Bonaparte geben. (Die Schauspielerin? fragt der Leser. Jawohl, denn im ersten Akt erscheint der nachmalige Kaiser noch als ein kleiner Junge, der sich mit anderen Figurantinnen und Choristinnen in einer Erziehungsanstalt befindet.) Diese beiden Akteure haben nämlich die Verpflichtung, sich fortwährend, den ganzen Abend lang, in den authentischen Stellungen zu bewegen, welche von Gros, Horace Vernet und den anderen Malern „des Consulats und des Kaiserreichs" verewigt worden sind. Das eine Bein straff angezogen, das andere ins Knie gebeugt, die rechte Hand in die Weste gesteckt, die linke an der Scheide des Türkensäbels, oder beide Arme über der Brust gekreuzt u. s. w. Gewandung und Waffen lassen natürlich nichts zu wünschen übrig, und der Lärm und das Geschrei, Musik und Kanonade und Kleingewehrfeuer noch viel weniger. In diesem Stücke kommen, abgesehen von kleineren Exercitien und Scharmützeln, zwei Revüen, der Uebergang der französischen Armee über die Alpen und zwei Schlachten an die Reihe. Wir Deutsche sind gewohnt, wenn ein Gefecht über die Scene geht, während, vor und nach diesem uns ungehörig dünkenden Zwischenfall zu lachen; und es wird auch lächerlich und ärmlich genug in Scene gesetzt. Hier ist das anders; dem Publikum ist der Skandal Herzenssache, und die Theaterkasse und die Regie strengen sich dabei nach Kräften an. Pferde, Maulthiere, Soldaten und andere Comparsen sind auch bei uns nichts seltenes, wenn der Zweck die Mittel heiligt und die Bretter die Last vertragen können; aber daß man Batterien hinter dem überflüssig gewordenen Souffleurkasten aufpflanzt und sie gegen die aus dem in dichten Dampf gehüllten Hintergrund anstürmenden Feinde zu wiederholten Malen abbrennt, ohne daß im Hause die Scheiben springen, das haben Sie, lieber Leser, wohl noch nicht oft gesehen.

Das Publikum spielt aus Leibeskräften mit. Oeffnet sich die Scene und ist das Theater mit österreichischen Uniformen bedeckt, so herrscht Todtenstille in allen Zuschauerräumen. Die Franzosen stürmen an, die Bewegung nimmt in allen Rängen zu. Die Oesterreicher von 1790 haben natürlicher Weise auf der Pariser Volksbühne keine bessere Rolle zu spielen, als die von 1859 im Feuilleton des Siècle*). Sie haben nur zu schiessen, davonzulaufen und sich gefangen aufführen zu lassen; d. h. lediglich als wirksame Gegensätze zu der „unwiderstehlichen Tapferkeit" der Soldaten „des Konsulats und des Kaiserreichs" sich in Scene setzen zu lassen. Dabei lärmt und tobt das liebe Publikum, daß selbst der Kanonendonner davor den Kürzeren zieht, und bricht nach erfolgtem Komödiensieg in endlosen Jubel aus.

Ich grämte mich bei diesem Anblick tief in's Herz hinein; aber ich mußte mir doch auch sagen, daß ein Franzose ganz andere Wirkungen empfinden müsse, daß zu viel

*) Dieses ehrenwerthe Blatt brachte vor etlichen Wochen eine Reihe von Artikeln, Erinnerungen aus dem letzten italienischen Feldzuge, eine Folge von schmutzigen Anekdoten und albernen Renommirgeschichten, welche den Stempel der Lüge frech in Mitte der Stirne trugen. Man kann dies erbärmliche Machwerk nicht treffender charakterisiren als durch die Wiedergabe der Einen Versicherung: Giulay sei einer der geschicktesten und umsichtigsten Generale gewesen, die je ein Heer befehligt, und sein einziges Unglück nur, „daß es eben deutsche Truppen gewesen, die er kommandirte."

Patriotismus immer mehr werth sei als zu wenig, und während die Blousenmänner klatschten und die Statisten ihre Pferde tummelten und ihre Kanonaden abfeuerten, mußte ich mich fragen: warum machen wir daheim unserm deutschen Volke nicht auch solche Freude? Es ist gar nicht so ohne Ziel und Zweck, dem Volke zuweilen den sauer erkämpften Ruhm, den Jubel seiner Größe zu zeigen. Wir haben doch auch Volkstheater in Wien und Berlin und anderweit; wir haben auch große Siege zu verherrlichen, und Gelegenheiten und Gründe genug, die Nation an streitbare Tugend und Kriegsglück zu gemahnen; wie dankbar wäre das Publikum jeder deutschen Hauptstadt für ein Stück, in welchem man z. B. die Erstürmung des Montmartre als wirksamen Schluß gäbe, im Vordergrunde Blücher und York und die Aussicht auf die eroberte Hauptstadt des gestürzten Welterschütterers in der Tiefe? warum haben wir kein solches oder ähnliches Stück für das deutsche Volk?

Ich wandte meine Augen unwillig von der dampfüberzogenen Bühne, auf der hinter Blitz und Krachen wenig anderes mehr als „Gloire" und „Victoire!" zu vernehmen war. Der Zuschauerraum des Théâtre du Chatelet ist von einer Decke bläulichen und gemalten Glases überdacht, hinter welcher der Kronleuchter, ohne ein Auge auf den Galerien durch seinen Glanz zu kränken, aus dem Verborgenen sein Licht ausgehen läßt. Unter dieser schimmernden Glasdecke kreiste zappelnden Flügelschlages ein armer kleiner Vogel, der weiß Gott wie in das Haus gekommen war und nun von dem höllischen Kriegslärm ängstlich durch alle Winkel gejagt keinen Ausweg finden konnte und rathlos schien wie meine Frage. Auf einmal sah ich den Vogel nicht mehr, er mußte denn sich sein Loch gefunden haben, und als der Vorhang fiel, wußt' ich auch, warum solch ein Stück bei uns daheim nicht gang und gäbe sein könne.

Da saß der erste Konsul auf bäumendem Roß, die Generale hielten um ihn herum, die Trommeln wirbelten, die Musikbanden spielten drein, die siegestrunkenen Soldaten reckten ihre Hände aus, schwenkten ihre Hüte auf den Gewehren, und alles Volk, trunken von Begeisterung, jubelte mit ihnen. Da nahm der Schauspieler, welcher den ersten Konsul darstellte, seinen Hut ab und rief mit lauter Stimme „Vive la France!" und die Begeisterung steigerte sich zu tobender Wuth. — Was sollten wir daheim rufen bei ähnlicher Gelegenheit: „Es lebe Deutschland!"? Das wäre ein Anachronismus. Wir müßten rufen: „Es lebe Reuß-Greiz-Lobenstein!" oder aber „Es lebe Habsburg!" oder „Es lebe Hohenzollern!" je nach Ort und Zeit, und das hat eben doch bei allem schuldigem Respekt die rechte Wirkung nicht. Und warum alsdann so viel Lärm — und so wenig Wirkung?

— Als ich über die Treppe kam, fand ich den trunkenen Ouvrier wieder, der in die Kriegskomödie gegangen, weil er sich um sein schlechtes Hauswesen nicht kümmern wollte. Er hielt mit der Linken seinen schwankenden Körper am Treppengeländer; mit der Rechten warf er seine Mütze über den Kopf und schrie dazu „Gloire!" und „Victoire!", bis er ganz und gar heiser wurde und ihm ein Folgender, dem er im Wege stand, einen der hier zu Land gebräuchlichen Fußtritte gab.

An diese Vorstellung „Marengo" und an diesen geprellten, kriegsruhm- und branntweindurstigen Hausvater muß ich oftmals denken. Ich denke auch daran, wenn ich die Zeitungen lese, ich dachte auch recht daran, als ich die Maueranschläge las und verglich, mit welchen sich die verschiedenen Wahlcandidaten für den gesetzgebenden Körper den Stimmberechtigten der einzelnen Pariser Quartiers anempfahlen. In den Plakaten der Opposi-

tionsmänner war viel von unnützem Blutvergeuden die Rede und von der Nothwendigkeit die Kräfte des Landes nach Innen zu kehren, die Steuern zu regeln, die Gemeindeverhältnisse neu zu gestalten, den Schulbesuch für die Armen unentgeldlich und für Jedermanns Kind zur Pflicht zu machen. Aber ich habe kein Plakat gelesen, in dem nicht zu Gunsten eines ungenannten Krieges im Interesse des wahren und nothwendigen Gedeihens Frankreichs ein Wort der günstigen Güte geredet und so dem „Bedürfnisse nach Ruhm und Territorialerweiterung" des französischen Volkes Rechnung getragen war.

Dieser nützliche, immer ehrenwerthe, von Alt und Jung und Rechts und Links gebilligte Krieg ist der Krieg um die „natürliche Grenze" am Rhein.

Und dieser Krieg wird so lange populär in Frankreich sein, als der Schelm einen Finger hält und damit ein Recht zu haben glaubt, die ganze Hand zu verlangen; so lange bis das deutsche Volk mit der Kraft auch den Willen fühlen darf, wieder zu nehmen, was man ihm einst verschachert, bis es das französische Besitzrecht nach eben dem Rechte des von ihm gepredigten Nationalitätsprincips entschieden und auf seine wahren und natürlichen Grenzen zurückgeführt hat: hinter die Vogesen.

Der verehrte Leser in Deutschland hält mich vielleicht in diesem Augenblick für einen Thoren oder von der hier zu Land herrschenden Großmachtssucht angesteckt. Aber ich meine, diese Frage ist nicht romantischer und anscheinend schwieriger, als manch eine andere, die zur Zeit in der Heimat unter den Grundsätzen wahrer Patrioten oben ansteht.

Entweder lebt das deutsche Volk noch, oder es ist unter den Akten des Frankfurter Bundestags erstickt und erdrosselt worden. Ist es todt, dann handelt es sich nur noch um eine Leichenfeier; lebt es aber noch, dann wird es allen denen, die in In- und Ausland es als todt behandeln und beerben zu dürfen meinen, schreckenerregende Beweise von seiner Lebendigkeit geben. Ich meines Theils glaube, daß es noch lebt, und in diesem Glauben führe ich die Feder.

Lassen Sie mich noch mit wenigen Worten den letzten Grund widerlegen, welchen der Leser gegen die Wahrscheinlichkeit eines Aggressivkriegs um die Rheinlande geltend gemacht: die Meinung, daß die Franzosen von der Achtung, die sie unserm Volke schulden, werden zurückgehalten werden. Lieber Leser! der Deutsche gilt dem Franzosen als dumm und tölpelhaft, und die stehenden Ausdrücke des Volks für die Nachbarn im Westen sind: „tête de choucroûte" und „téte carrée". Aber „Krautkopf" und „Querkopf" haben keineswegs die halbkomische Bedeutung wie bei uns: man kann Schimpfwörter und Spitznamen selten wörtlich übersetzen. „Tête carrée" bezeichnet dem Franzosen die möglichste Größe verstocktester Bornirtheit, und „tête allemande" wird gerne und häufig für jenen Ausdruck gebraucht. Achtende Anerkennung des deutschen Wesens ist in Frankreich, selbst unter den Männern der Wissenschaft, nicht sehr vorlaut. Seit der Kaiser vollends der deutschen Wissenschaft bei der bekannten Gelegenheit der Karte von Gallien den Vorzug und der französischen ein öffentliches Dementi gegeben, wird sich solche Achtung noch weniger vordrängen. Der Kaiser genirt sich zuweilen auffallend wenig und hat seinen Unterthanen schon mehrfache deutliche Beweise seiner souveränen Geringschätzung gegeben. Wir wollen dieselben weder bestätigen noch billigen. Aber wahr ist, daß die Franzosen eigensüchtig, ehrgierig und vor allem eitel sind, wie kein anderes Volk. Ein bischen Ruhm und Vortheil sind ihnen mehr werth als Billigkeit und Gerechtigkeit, auch mehr werth als die Freiheit.

Sie lieben die Centralisation, obschon die Centralisation nichts anderes ist als der Despotismus; Selbstüberschätzung ist ihnen Bedürfniß und Genuß, und so schmähen sie wie ungezogene Kinder mit groben Namen das ernste, ringende Volk der denkenden Menschen.

Erbauliche Folgen des Lotteriespiels.

Eine Schwurgerichts-Verhandlung.

In Zweibrücken ward nach zweitägiger Verhandlung am 3. September Gottschal Strauß, Makler in Kirchheim, wegen eines großartigen Betruges, in Gemeinschaft mit Isaak Metzger von Gauersheim und Daniel Baum von Alzey, verübt an zwei Bewohnern von Marnheim und Bubenheim, zu einer Gefängnißstrafe von drei Jahren verurtheilt. Metzger ist flüchtig gegangen und Baum bereits von den hessischen Gerichten zu einer Gefängnißstrafe von vier Jahren verurtheilt worden. Aus der Verhandlung hat sich ergeben, daß der Angeklagte Strauß von dem Obercollekteur in Frankfurt zwei Achtel Loose der Frankfurter Stadtlotterie bezogen und solche an Wittner in Marnheim und Setzer in Bubenheim durch Vermittelung des Metzger abgesetzt hat. — Am 11. Oktober 1862 kam das betreffende Loos Nr. 2723 mit einem Gesammt-Gewinnst von 115,000 fl. heraus. Strauß erhielt hiervon sofort Nachricht auf telegraphischem Wege, setzte ungesäumt den genannten Metzger und seinen Schwager Baum in Alzey in Kenntniß und es begannen nunmehr die Operationen, um den Gewinnern die Loose oder doch einen großen Theil des Gewinnstes abzuschwindeln.

Metzger begab sich zuerst zu Jakob Wittner in Marnheim, dem Besitzer des einen Achtel-Looses, und veranlaßte denselben, ihm das Loos auszuhändigen, indem er fälschlich angab, dasselbe sei nur mit dem Einsatz herausgekommen, und ihm diesen Einsatz zurückbezahlte. Er nachdem Metzger das Loos in seine Brieftasche gesteckt hatte, schöpfte Wittner Verdacht und verlangte sein Loos zurück, indem er ihm förmlich erklärte, daß er glaube, von ihm betrogen worden zu sein.

Auf die energische Zurückforderung hin gestand Metzger endlich den Gewinn ein, erklärte aber zugleich, daß Wittner ihm 3000 fl. von dem Gewinn zusagen müsse, sonst würde er das Loos zerreißen.

Nach einigem Weigern stellte ihm Wittner, in der Furcht zuletzt seinen ganzen Gewinnst zu verlieren, einen Schuldschein über 3000 fl. aus, worauf Metzger ihm das Loos zurückgab mit der Erklärung, daß Strauß bereits nach Frankfurt sei, um das Geld zu erheben, und am Abend kommen werde, um ihm seinen Gewinn auszuzahlen. Es war dies am Morgen des 13. Oktober und Metzger hatte hierbei nur von einem Gewinn von 100,000 fl. gesprochen.

Unmittelbar nach Empfang des Telegrammes war Strauß mit seinem Schwager Baum von Alzey nach Kaiserslautern geeilt, woselbst sie einen Creditbrief auf das Haus Ladenburg in Mannheim bei einem ihnen befreundeten Rentner erwirkt hatten; sofort eilten

sie von Kaiserslautern nach Mannheim, erhoben dortselbst die 25,000 fl. und reisten mit denselben über Worms nach Marnheim.

Schon unterwegs in dem Dorfe Harxheim wurden sie von Metzger erwartet, welcher sich auch sofort zu ihnen in die Chaise setzte. Gegen 9 Uhr kamen sie in Marnheim an; Strauß blieb in der Chaise vor dem Dorfe sitzen und stellte dort den Baum als den Oberkollekteur Höchberg von Frankfurt vor. Dieser ergriff auch sofort das Wort, gratulirte zu dem Gewinn von 100,000 fl. und erklärte, er sei extra von Frankfurt nach Marnheim gereist, um ihnen die freudige Nachricht und das Geld selbst zu überbringen. Zugleich brachte Metzger das Geld in einigen Säcken herbei und der angebliche Oberkollekteur fing an, das Geld auf den Tisch zu zählen.

Wittner aber hatte sich während des Tages wegen seines Gewinnstes umgesehen und in dem „Frankfurter Journal“ gelesen, daß sein Loos 115,000 fl. gewonnen hatte, und auf diese seine Bemerkung erwiederte Baum: die 15,000 fl. gehörten der Direktion. Wittner aber verlangte seinen ganzen Gewinn mit 12,650 fl., indem er bemerkte, er wisse den Weg nach Frankfurt selbst, worauf Metzger erwiederte, „schwätz doch kein Blech, der Herr Oberkollekteur ist einer der ersten Männer, Du wirst doch nicht glauben, daß der Dich betrügen will, Du hast keinen größeren Gewinnst in Anspruch zu nehmen.“

Schließlich wurden ihm 9650 fl. ausbezahlt, und zwar von Baum, ohne daß von dem durch Metzger Morgens dem Wittner abgepreßten Schuldschein von 3000 fl. im Zimmer die Sprache war, so daß hieraus hervorgeht, daß vorher zwischen Metzger und Baum über diesen Schuldschein gesprochen und ausgemacht gewesen ist, diesen Betrag sofort von dem Gewinnst in Abzug zu bringen, wie denn auch der Umstand, daß Metzger schon Morgens dem Wittner von seiner Ankunft mit Strauß und mit dem Gelde des Abends Kenntniß gegeben und seine Gesellschafter in Harxheim erwartet hatte, keinen Zweifel darüber läßt, daß zwischen Strauß, Metzger und Baum der Feldzug gegen die Inhaber des Gewinnlooses verabredet gewesen ist.

Nach Entfernung des Metzger und Baum zählte Wittner die von Baum auf den Tisch gelegten 9650 fl. nach und überzeugte sich, daß eine Summe von 457 fl. in Kölner Bankscheinen fehlte. Wittner hatte dem angeblichen Oberkollekteur 20 fl. für seine Reise von Frankfurt gegeben.

Von Marnheim fuhren die drei Alliirten nach Bubenheim zur Wittwe Setzer, der Inhaberin des zweiten Achtel-Looses; es war bereits 11 Uhr, als sie dort ankamen, und die Bewohner des Hauses lagen in tiefem Schlaf. Metzger klopfte sie heraus und rief ihnen die Nachricht zu: „ihr Loos habe 100,000 fl. gewonnen.“ Darauf ist die Chaise in den Hof gefahren, das Geld in den oberen Stock gebracht und dort von Metzger und Baum dasselbe Manöver wie beim Wittner aufgeführt worden. Metzger verlangte zuerst 3000 fl. Trinkgeld, zuletzt begnügte er sich mit 200. Der angebliche Oberkollekteur sagte der Wittwe Setzer, sie hätte 10,000 fl. zu beanspruchen; ein unterdessen herbeigerufener Verwandter der Wittwe Setzer aber hatte von demselben die Ziehungsliste verlangt und sich daraus überzeugt, daß auf das Achtel-Loos der Wittwe Setzer 12,650 fl. gefallen waren, und auf dessen bezügliche Reklamationen erwiderten nunmehr Metzger und Baum: „nach Abzug der Kosten betrage der Gewinn des Achtel-Slooses nur 10,000 fl. — seitdem nämlich das bayrische Lotto aufgehoben worden, seien mehrere Tausend Nummern mehr in die

Frankfurter Lotterie gekommen und es würden zwanzig Procent vom großen Loose abgezogen." Nach vielem Hin- und Herreden nahm die Wittwe Setzer die 10,000 fl. an, nachdem Baum einen Schein geschrieben hatte, worin er für den etwaigen Mehrbetrag des Gewinnstes garantirte. Diesen Schein unterschrieb Baum mit dem Namen Karl Hirschberg.

Der Angeklagte Strauß hatte sich während dieser Verhandlung in einem Zimmer des untern Stockes aufgehalten, woselbst auch ein Theil des Geldes lag. Dem Sohne und dem Bruder der Wittwe Setzer, welche in dieses Zimmer kamen und mit Indignation über die Verhandlung im oberen Stocke sprachen, bemerkte Strauß: „da sie das Geld im Hause hätten, sollen sie so gut als möglich abmachen."

Nach einigen Tagen verfügte sich der Sohn Setzer nach Frankfurt, um den Ober-Kollekteur Karl Hirschberg, wie er sich auf dem Garantieschein unterzeichnet hatte, aufzusuchen. Er vernahm dort, daß ein solcher nicht existire, er hörte auch, daß der angebliche Oberkollekteur der Makler Baum von Alzey gewesen, worauf er sich zu einem dortigen Advokaten begab, welcher dem Baum auch sofort schrieb: „daß, wenn Karl Hirschberg die Sache mit der Wittwe Setzer nicht ohne Verzug ordne, so werde sofort gegen ihn eingeschritten werden. Es wurde auch mit der ungesäumten Anzeige bei der Staatsbehörde gedroht.

Dieß war nicht ohne Wirkung. Schon am folgenden Tag hielten die drei Alliirten eine nächtliche Zusammenkunft bei dem Handelsmann Jakobi in Kindenheim und veranlaßten diesen, als Parlamentär sich zu der Wittwe Setzer zu begeben und einen Vergleich n Bezug auf die noch fehlenden 2650 fl. abzuschließen. Am anderen Morgen fand auch der Vergleich statt um die Summe von 2500 fl. Das Geld hierzu war in der Nacht vorher aus dem Hause des Strauß in Kirchheim in geheimer Weise herbeigeschleppt worden und die drei Betheiligten blieben in Klein-Bockenheim über Nacht, bis der Vergleich abgeschlossen und der von Baum mit dem Namen Karl Hirschberg unterzeichnete Schein wieder in seinen Händen war.

Auch Wittner war sowohl wegen der ihm abgepreßten 3000 fl., als auch wegen der ihm entwendeten 457 fl. beschwerend aufgetreten. Metzger suchte ihn zu einem Vergleich zu überreden, indem er dem Wittner, welcher seines Geschäfts ein Metzger ist, sagte: „Du weißt doch, eine halbe Wurst ist besser, als ein leerer Darm", wogegen aber Wittner erwiederte: „ein Vergleich ist mir schon recht, aber ich will dem Thier doch zuerst in den Bauch sehen."

Nach verschiedenen Präliminarien und nachdem ein Advokat in Alzey angerufen, dann mit der Anzeige bei der kgl. Staatsbehörde gedroht und ein Unterhändler hin- und hergeschickt war, wurde ein Vergleich dahin geschlossen, daß Wittner auf die verschwundenen 457 fl. verzichte und statt der 3000 fl. 2200 fl. erhalten sollte, nämlich 1400 fl. baar und 800 fl. in einem Wechsel auf Baum. Später zeigte sich aber, daß der Wechsel nur auf 700 fl. lautete. Auch während der Vergleichsverhandlungen mit Wittner waren Strauß, Baum und Metzger stets unterwegs und in Gesellschaft. Strauß war auch Derjenige, welcher am meisten darauf bedacht war, die Sache möglichst auszubeuten, er sprach sich nur für eine Vergleichssumme von 1500 fl. für die Wittwe Setzer aus, während Baum den Vergleich um jeden Preis abgeschlossen wissen wollte, in der Voraussicht, daß Gefahr auf dem Verzuge sei.

Die Sache war im Hessischen ruchbar und zur Anzeige gekommen und Baum wurde daselbst zu einer vierjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Daraufhin ging Metzger flüchtig und Strauß erklärte nach seiner Verhaftung, er habe bloß aus Freundschaft für Metzger gehandelt; was Metzger und Baum miteinander zum Nachtheil der Loosinhaber getrieben, daß sei ihm unbekannt, er habe auch keine Lotterie-Geschäfte mit Höchberg gemacht, Metzger habe die Loose direkt von demselben bezogen und an ihn sei auch ein Telegramm nicht gekommen. Im Allgemeinen blieb auch dieß seine Vertheidigung vor den Geschworenen; nur konnte er der Erklärung des Ober-Kollekteurs Höchberg in Frankfurt gegenüber nicht ferner in Abrede stellen, daß nicht Metzger, sondern er, der Angeklagte Strauß, die zwei Achtel-Loose von Höchberg bezogen hat. Ebenso konnte er nicht leugnen, daß er bereits am 19. Oktober den Gesammt-Gewinnst mit 25,300 fl. bei Höchberg in Frankfurt am Main einkassirt und die bei Ladenburg contrahirte Schuld getilgt hat.

Bei dem Zusammenhalt aller dieser zu der Belastung des Strauß führenden Beweismomente konnte für Niemand zweifelhaft sein, daß Strauß in Gemeinschaft mit Baum und Metzger die oben geschilderte Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und freudigen Ueberraschung der Loosbesitzer vorgenommen hat.

Strauß wurde von den Geschworenen der Theilnahme an der Erpressung des Schuldscheines von 3000 fl. zum Nachtheil des Wittner für nichtschuldig, dagegen des Betrugsversuches zum Nachtheil desselben um mehr als 1000 fl., dann der Theilnahme an dem Betruge zum Nachtheil der Wittwe Setzer um 2650 fl. für schuldig erklärt.

Hoffentlich wird diese Verhandlung dazu beitragen, die Lotteriespieler für die Zukunft vor derartigen und ähnlichen Betrügereien möglichst sicher zu stellen.

Nordamerika.

Die Blätter entwerfen merkwürdige Schilderungen von der Gewalt und Tragweite der Parrott-Kanonen welche bei der Belagerung Charlestons verwendet werden. Die Kanone, aus welcher die mit sogenanntem griechischen Feuer gefüllten Hohlgeschosse auf die Stadt geschleudert wurden, ist ein solches von Parrott geliefertes Geschütz, welches unter einem Winkel von 45° eine 200 Pfund schwere Kugel 7 (engl.) Meilen weit schleudern kann (?), und in der That flog die erste Kugel wegen allzugroßer Elevation des Rohres über Charleston hinaus ohne Schaden anzurichten. Demnächst, so meldet ein Bostoner Journal, werden 30 solcher Geschütze ihr Feuer gegen die Rebellenstadt eröffnen, Präsident Lincoln habe es so angeordnet. Außerdem seien Shrapnells nach Morris Island geschickt worden, deren jede 500 bis 1000 Kugeln in sich schließt. Die größte der bisher von Parrott gelieferten Kanonen schieße 300Pfünder und wiege 270 Centner. Sie durchbohre aber auch, bei einer Pulverladung von 40 Pfund, neunzöllige Platten aus Schmiedeeisen sammt deren 3 Zoll starker Fütterung aus Eichenholz, oder auch einen 26 Fuß dicken Erdwall. Und doch stehe Parrott noch lange nicht am Ziel seiner artilleristischen Wünsche. Gegenwärtig sei er beschäftigt einen 500Pfünder herzustellen, und wenn dieser gelingt, denke er daran eine Kanone zu liefern, mit der sich 2000pfündige Kugeln abfeuern ließen (!). Bis jetzt habe er der Armee und Flotte schon 2500 Geschütze geliefert, und zwar wohlfeiler als sie irgend ein Regierungsetablissement herstellen könnte.

Vom deutschen Künstlerfest. Ein Bericht der Nat.-Ztg. über das Künstlerfest in Weimar enthält folgende interessante Stelle: „Auch dieses Fest leistete in Ueberschwänglichkeit das Möglichste. Am Schlusse aber, als die Frau Großherzogin sich erhob, erbat sich Professor Dietz aus Karlsruhe die Gnade, im Namen der Kunstgenossenschaft ihr die Hände küssen zu dürfen, und fiel vor ihr auf die Kniee. „Ich bin kein Ritter, aber die Dankbarkeit adelt mich" sagte er. — Sollte man diese Rarität nicht sofort zum bleibenden Andenken und abschreckenden Beispiel in Spiritus setzen?!

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 41. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Oktober 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

1. Der Mann mit dem blauen Hut.

Paris ist diejenige Stadt auf der Welt, in der man am häufigsten verwundert stehen bleibt und sich umsieht. So wendeten sich auch an einem Aprilmorgen des Jahres 1858 die Fußgänger auf dem Quai des Augustins lächelnd um, indem ihre Augen einer Persönlichkeit folgten, die äußerst bizarr gekleidet war. Sie trug einen blauen Rock wie der, in welchen die Tradition Göthe und Benjamin Constant eingeknöpft hat; aber das Feierliche dieser diplomatischen Livree war durch eine geheimnißvolle schwarze Weste und desgleichen Kravatte gedämpft, die zugleich jede Spur von Wäsche unterdrückten. Dieser Mann war groß und breitschulterig, seine Physiognomie offen wie ein Jahrmarkt. Auf seinen Zügen las man Intelligenz, aber eine beunruhigende Intelligenz. In seinen Augen lag zuviel Thätigkeit, seine Nasenflügel bebten, seine Lippen wogten, mit einem Worte, bei diesem Menschen war Alles ins Bizarre getrieben: seine Haare waren zu stark, sein Backenbart zu dicht, und aus seiner ganzen Person sprach eine Uebertreibung großer Manieren; die größte Originalität an diesem Koloß war jedoch ein königsblauer Plüschhut. Diese ungewöhnliche Kopfbedeckung reichte allein hin, um die Neugierde und das Lächeln der Vorübergehenden zu erregen, von denen die einen ihn für ein Mitglied des Friedenskongresses, die andern für einen Trödler hielten. Diese letzteren waren ohne Zweifel der Wahrheit näher gekommen, denn der Mann mit dem blauen Hute, der die Bücher, Bilderbogen und ausgestopften Thiere, von welchen dieses Quartier von Paris vollgepfropft ist, keines Blicks gewürdigt hatte, blieb plötzlich vor einem Schild stehen, worauf es hieß: Depot von Kölnisch Wasser mit Rabatt.

O, o, murmelte er, da ist etwas für mich.

Dieser Schild war über dem Magazin eines Antiquars aufgehängt, der so den Verschleiß von Parfüm und schönen Wissenschaften vereinigte; das Lokal war finster, stau-

big, aber ziemlich geräumig. Im Hintergrund war eine Wendeltreppe, deren obere Abtheilung in zwei ebenfalls mit Büchern angefüllte Stockwerke hinauf ging, während die untere in einen ebenso verproviantirten Keller hinabstieg. Der Mann mit dem blauen Hut untersuchte diese Einrichtungen, während es schien, als ob er einige ehrwürdige Folianten hinter den Scheiben lorgnettire, deren Schnitt so roth wie Roastbeef war. Im Augenblicke war nur ein junges Mädchen im Laden, die hinter einem Schreibtische voll Büchern saß. Sie nähte, aber mit augenscheinlicher Zerstreutheit, und fortwährend schaute sie durch die offene Thüre auf den Quai. Ohne sich etwas auf Scharfsinn einbilden zu dürfen, mußte man annehmen, daß sie nach dem Vorübergehen irgend einer erwarteten Person spähte.

Diese Vermuthung wurde durch das häufige Schauen nach einer großen silbernen Wanduhr ihr gegenüber unterstützt.

Nach fünf Minuten Ueberlegung trat der Mann mit dem blauen Hut, in der festen Ueberzeugung, daß das junge Mädchen wirklich allein war, in den Laden. Bei seinem Anblick machte das junge Mädchen, ohne Zweifel in ihrer Erwartung getäuscht, eine Bewegung des Aergers; ohne aufzustehen schritt sie zur herkömmlichen Phrase: Sie wünschen, mein Herr?

Madame, sagte er nach einem Gruße, der aussah wie eine Quadrillenverbeugung, Sie haben hier eine Niederlage von Kölnischem Wasser?

Jawohl, mein Herr.

Ich wünsche eine ziemliche Quantität; haben Sie welches in Fäßchen?

Bis jetzt hatte das junge Mädchen, dessen Augen sich fortwährend auf den Quai fixirten, nur mechanisch mit ihm gesprochen; bei dieser so unvorhergesehenen Frage aber hob sie die Augen auf und antwortete, weil sie es mit einem Scherz zu thun zu haben glaubte, trocken: Nein, mein Herr.

Das ist mir unangenehm.

Unser Kölnisches Wasser ist in Fläschchen oder in Rollen zu 75 Centimen.

Ich brauche aber diese Flüssigkeit in bedeutender Quantität, mein Fräulein.

Der Mann brachte seine Phrasen so kaltblütig vor, daß das junge Mädchen an den Ernst der Sache glauben mußte. Ueber sein excentrisches Kostüm hielt sie sich nicht auf, denn sie war gewohnt, täglich Gelehrte im sonderbarsten Aufzug und Bücherliebhaber im größten Schmutz in ihrem Laden zu sehen. Auf seine wiederholte Frage antwortete sie also diesmal höflich: Ich zweifle nicht, daß es uns möglich sein wird, jedem Auftrag zu genügen, aber ich müßte vorher mit meinem Vater sprechen, der soeben ausgegangen ist. Ich erwarte seine Rückkehr erst in einer Stunde.

Ah, sehr gut. Ich werde also heute nur einige Pröbchen mitnehmen.

Wie sie wünschen.

Geben Sie mir gefälligst ein Kistchen.

An welche Adresse soll ich es schicken?

Sie brauchen sich nicht zu bemühen, ich habe meinen Lakai da. Auf ein Zeichen des Mannes mit dem blauen Hut trat ein kleiner Bursche ein. Trotz der Bezeichnung Lakai glich er zum Verwechseln einem bescheidenen Kommissionär.

Die Tochter des Antiquars übergab ihm ein Kistchen von weißem Holz, das sie aus einer Schublade hervorgezogen hatte.

Gehen Sie jetzt! sagte der sonderbare Käufer zu dem Kommissionär, Sie wissen, wo Sie auf mich zu warten haben.

Ja, mein Herr, Sie haben es mir vorhin gesagt, in —

Gut, gut, gehen Sie.

Während der Lakai hinausging, wendete sich der Fremde wieder mit ungemeiner Grazie gegen den Zahltisch: Sie haben wohl die Güte, mir eine quittirte Rechnung einzuhändigen? Das junge Mädchen ergriff die Feder.

Verkauft an Herrn — —? fragte sie.

An das Haus Pomard, Isakoff und Komp. von Konstantinopel. Ich bin nur dessen Repräsentant in Paris.

Hier, mein Herr.

Wollen Sie mir herausgeben? sagte er, aus einem ledernen Portefeuille einen öligen Fetzen hervorziehend, welcher von unentzifferbaren Charakteren und Chiffern bedeckt war.

Ich kenne dieses Papier nicht, antwortete sie naiv.

Billet von der Bank von Konstantinopel.

Das wird Ihnen nur ein Wechsler nehmen.

Sie glauben? sagte er mit vortrefflich überraschter Stimme. Wollen Sie mich dann zum Wechsler begleiten, Mademoiselle; denn der Zufall will, daß ich außer dieser Banknote nicht einen einzigen Louis mehr bei mir habe.

Ich kann mich unmöglich entfernen.

Oder vielmehr -- warten Sie, ich will meinen Bedienten zurückrufen, denn ich weiß wirklich nicht, was Sie mit Recht von mir denken würden.

Er stürzte bereits nach der Thüre.

Nein, mein Herr, rufen Sie ihn nicht, sagte sie.

Aber —

Nein, übrigens ist er auch schon zu weit.

Sie haben Recht; aber wie soll ich die Sache arrangiren, Sie sehen mich in Verzweiflung.

Gut, lassen Sie —

Meine Adresse da, unterbrach er sie plötzlich.

Die Verkäuferin, welche bereits Unruhe erfaßte, hätte vielleicht eine andere Schlichtung der Sache verlangt, wenn nicht ihre Aufmerksamkeit durch die Ankunft eines jungen Mannes abgelenkt und gefesselt worden wäre. Aus dem halben Ausruf, den sie sich entwischen ließ und aus der Röthe, welche ihr Gesicht bedeckte, war leicht zu erkennen, daß dieß der Erwartete war. Der Mann mit dem blauen Hut benützte diese Gelegenheit.

Rue du Musée, Numéro 12, sagte er, sich über den Zahltisch neigend.

Das junge Mädchen beeilte sich, es aufzuschreiben.

Gut, mein Herr. Mein Vater wird sich Ihnen morgen Vormittag vorstellen.

Sehr wohl. Meine Bureaux sind von 10—4 Uhr geöffnet. Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mademoiselle, für das Zeichen von Zutrauen, mit dem Sie mich beehren.

Er ließ seinen blauen Hut einen Halbkreis beschreiben und ging hinaus, indem er

den jungen Mann und das Mädchen in denselben Gruß einschloß. Dieses, obwohl seine Unvorsichtigkeit bereuend, beeilte sich, alle unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, um sich nur mit ihrem neuen Besuch zu beschäftigen.

Der Eingetretene setzte sich ganz ruhig in eine Ecke des Ladens. Still ließ er seinen Blick über ein Büchergestell gleiten und erreichte damit ein Buch, welches er geneigt schien, durch und durch lesen zu wollen. Er war augenscheinlich einer jener Liebhaber, jener glühenden Bibliophilen, welche in den Antiquariatsläden tägliche Stammgäste sind. Er mochte ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt sein; sein Gesicht war ausdrucksvoll, seine Geberden sanft, aber die Freuden der Jugend leuchteten nicht auf seiner Stirn. Sprach er jemals mit dem Ladenbesitzer, so betraf es nur äußerst seltene Handschriften, niemals ein Wort über seine Persönlichkeit, niemals ein Detail über seinen Stand, über sein Vermögen oder seine Heimath.

Jorry — dies ist der Name des Antiquars, bei welchem wir den Leser eingeführt haben — hatte ihm früher eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bänden verkauft; seit einiger Zeit aber hatten die Einkäufe des jungen Mannes abgenommen, und dann plötzlich ganz aufgehört. Trotzdem hatte er nicht aufgehört, Herrn Jorry zu besuchen; er brachte dort viel Zeit mit Durchblättern seiner Lieblingsschriftsteller zu, wobei er gleichgiltig gegen die ganze Welt, Alles vergessend und sich von Allem vergessen glaubend, Niemanden bemerkte und sich von Niemanden bemerkt glaubte. Es war für den Antiquar nicht schwer, unter diesem Gebahren den finanziellen Ruin zu wittern; aber er behielt seine Bemerkungen für sich und fuhr fort, seinen alten Kunden freundlich zu empfangen, was er ebenso aus Erkenntlichkeit für seine früheren Einkäufe, als aus gewandter, heimlicher Berechnung that. Jorry, der beiläufig gesagt eine der vollkommensten Personifikationen des Geizes war, veröffentlichte nicht selten Kataloge, deren Redaktion die Vermittelung eines wirklichen Gelehrten nothwendig machte. Für diesen Fall hatte er den jungen Mann in der Hand und war sicher von ihm alle gewünschten Aufklärungen zu erhalten.

Durch das Bewußtsein seiner geleisteten Dienste ermuthigt, hatte der junge Mensch sich daran gewöhnt, sich dort einzufinden, wie ein Kommis des Hauses, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends.

Dieses dauerte bereits mehrere Monate, als die Tochter des Antiquars in dieser Beharrlichkeit etwas Anderes zu sehen glaubte, als die Liebe zur Lektüre.

Hortense war jung und hatte noch nie geliebt; ihre Schönheit, obwohl etwas ohne Anmuth, (ihre Mutter, welche zu früh starb, konnte ihre Erziehung nicht überwachen) war unbestritten. In den wenig anmuthenden Umgebungen, in welchen zu leben sie der Wille ihres Vaters zwang, fühlte sie sich zu diesem melancholischen Leser, dem jüngsten unter allen denen, welche den Laden besuchten, heimlich hingezogen. Uebrigens schien er über die Anforderungen der Höflichkeit hinaus sich nicht um die Anwesenheit des jungen Mädchens zu bekümmern; sie schloß daraus auf seine Zaghaftigkeit. Außerdem erröthete er auch leicht, und sie schrieb einer übertriebenen Empfindsamkeit zu, was weiter nichts war, als die stumme Empörung einer schlecht beherrschten Eigenliebe. Von dem Antiquar und seiner Tochter war er nur unter dem NamenRéné gekannt.

Eines Abends aber fand Hortense ein Briefkouvert, dessen er sich bedient hatte, um seine Feder auszuwischen. Sie erfuhr daraus, daß er Réné de Verdières hieß, und

in der cour d'Aligre wohne. Das Geheimniß oder vielmehr die Diskretion, in die sich der junge Mann hüllte, war ohne Zweifel eine der Ursachen der Liebe, welche er Hortense einflößte. Unglücklicher Weise sah sie aber bald, daß die entstehende Neigung durch die Projekte ihres Vaters durchkreuzt wurde. Die Umstände waren folgende: Die Erlaubniß zu lesen, welche der Antiquar nur Réné zu Liebe gegeben hatte, drohte sich auf mehrere Bücherliebhaber auszudehnen. Unter diesen war der unternehmendste ein sehr aufgeweckter alter Mann, der es bereits wagte, sich eine oder zwei Stunden aufzuhalten. Wegen seiner ausgezeichnet sauber gehaltenen Kleidung nannte man ihn nur den Doktor Quatre-Epingles *); er unterhielt sich sehr oft mit Réné, den er sehr zu lieben schien. Unter irgend einem Vorwande nahm der Doktor Quatre-Epingles neben dem jungen Manne Platz; ein dritter Stammgast betrug sich gerade so, und nach und nach verwandelte sich die gewerbliche Höhle in ein Gratislesekabinet. Von Tag zu Tag wurden die Sitzungen daselbst länger, manchmal dauerten sie bis in die Nacht. Ein solcher Zustand der Dinge war nicht mehr länger zu ertragen. Jorry beschloß der Sache ein Ende zu machen. Zuerst versuchte er es mit kalten Begrüßungen; man beachtete sie nicht. Er ließ einzelne Stühle verschwinden und substituirte dafür zerbrochene; man hielt sich aufrecht. Er behauptete, die am vorigen Tag geliehenen Werke heute verkauft zu haben, man behalf sich mit anderen. Sein Zorn wuchs heimlich immer mehr.

Trotz der Lust, die er oft hatte, zu den Herren zu sagen: Packen Sie sich! war sein Sinn doch nur dem Nutzen zugewendet. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, seine Interessen mit den Rücksichten ins Gleichgewicht zu bringen, die er einigen seiner Kunden schuldig war.

Er sprach sich darüber gegen seine Tochter, an demselben Abend, an welchem unsere Geschichte beginnt, aus.

An diesem Tage kehrte er von einer in Folge eines Todesfalles abgehaltenen Versteigerung zurück. Nicht wenig ärgerte ihn der Anblick von einem Dutzend Leser, die sich in seinem Laden installirt hatten, und an deren Spitze, wie selbstverständlich, Réné de Verdières und der Doktor Quatre-Epingles thronten.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Bonaparte und Clotilde.

In den „Plaudereien aus der Schweiz", die Moritz Hartmann in einem deutsch-amerikanischen Blatt veröffentlicht hat, lesen wir folgenden Beitrag zur Geschichte Napoleons. „Lisette ist meine alte Dienerin, von der ich mir in Mußestunden gern etwas erzählen lasse. Sie kann viel erzählen, denn sie hat ein Schicksal: sie war die Jugendfreundin Louis Napoleons. Man sieht, daß das Schicksal der beiden Freunde weit auseinander gegangen: der Freund sitzt auf dem Throne Frankreichs und erhält Europa in fortwährender Aufregung, die Freundin dient einem armen deutschen Schriftsteller. Sie ist in der

*) tiré à quatre épingles nennt man im Französischen einen sehr elegant gekleideten Mann; wie im Deutschen: er ist, wie aus dem Schächtelchen.

Gegend von Arenenberg geboren und ungefähr gleichen Alters mit Louis Napoleon; die ungezwungene Jugendfreundschaft verwandelte sich später in Respekt und Zurückhaltung, als Lisette Kammerjungfer einer jungen deutschen Dame wurde, der Louis Napoleon den Hof machte. Damit beginnt der Roman oder vielmehr die große Episode ihres Lebens. Was Lisette über des jungen Prinzen Wesen und Charakter erzählt, trifft vollkommen damit zusammen, was alle, die ihn damals in Arenenberg kannten, von seiner Liebenswürdigkeit, seiner Güte, seinen einnehmenden Manieren berichten, und was mich an die Stelle aus Fiesko's Geschichte, welche Stahr in seinem neuesten Buche mittheilt, erinnert. Ein Zeitgenosse des genuesischen Staatsstreiches sagt von diesem: „Und obgleich er grausam, habsüchtig und übermüthig war, so besaß er doch eine ganz besondere Gabe der Natur, die ihn gütig, liebenswürdig und heiter, umgänglich gegen Jedermann erscheinen ließ, so daß keines Menschen Seele hätte ahnen können, daß in der Brust dieses so zu sagen unter Frauen aufgewachsenen jungen Menschen ein so grausamer Gedanke, wie man sehen wird, habe Platz finden können." So ungefähr wie Capelloni über Fiesko, spricht Lisette über den neunzehnjährigen Louis Napoleon auch, nur daß sie hinzufügt, es habe schon damals gescheidte Leute gegeben, die voraus sagten, er werde einst in der Welt „großes Unheil anrichten." Das erste Unheil sah Lisette selbst mit an. Sie diente als Kammerjungfer bei einer jungen Deutschen, die wir Clotilde nennen wollen, aus Schwaben stammte und in naher Nachbarschaft von Arenenberg ein Schloß bewohnte. Fräulein Clotilde war „gut und schön wie ein Engel." Der Prinz kam oft zum Besuche herüber, zu Esel oder auch zu Pferd, oft von der Mutter Königin begleitet. Er war liebenswürdig, sehr liebenswürdig, er saß so gut zu Pferde; er war ein Prinz, ein Verbannter, und er kam in Begleitung einer Königin Mutter, die ebenfalls sehr liebenswürdig war. Genug für eine deutsche Phantasie und ein schwäbisches Herz. Aber Niemand ahnte die Liebe Clotildens, Niemand als Lisette, mit der sie manchmal von der Liebe im Allgemeinen sprach, und die sie einmal plötzlich fragte, ob sie ihr einen Brief an den Prinzen bestellen und sie nicht verrathen wolle. Clotilde schlief mit ihrer Dienerin allein im Schlosse, und diese hörte sie oft die Nacht hindurch seufzen und weinen; mehrere Male fand sie dieselbe auf dem Boden im Gebete liegend. Aber der Prinz, der so oft kam, war während dieser Zeit sehr liebenswürdig, doch ruhig, sehr ruhig und kein Mensch hätte ihm ansehen können, ob er mit den Schmerzen Clotildens irgend welches Mitleid fühle, ob er überhaupt etwas davon wisse. Man hätte glauben können, daß er nichts merkte, denn in derselben Zeit war er gegen mehrere Fräulein und Mädchen in Schlössern und Hütten der Umgegend und gegen mehrere Bürgerstöchter von Constanz eben so liebenswürdig, wie gegen Clotilde. Das war traurig, sehr traurig. Und eines Abends spät, als Lisette aus dem Wirthschaftsgebäude in das Schloß ging, um ihre Herrin ins Bett zu bringen, fand sie das große Schloß beleuchtet, und vor dem Schlosse, im tiefsten Schnee, denn es war im Winter, lief mit nackten Füßen und im leichtesten Gewande Clotilde wie eine arme Ophelia umher und hatte sich selbst auch beleuchtet, indem sie an einem Bande um den Nacken befestigt eine Laterne trug. „Aber, um Gott, mein Fräulein, was thun Sie?" — „Still, Lisette, weißt Du nicht, daß der Prinz kommen soll? Ich muß ihn würdig empfangen." Es war wohl die spontanste Illumination, die jemals für Louis angezündet worden. Wir möchten wissen, ob er manchmal, wenn er so durch die von Polizeikommissären anbefohlenen Illuminationen hin-

fährt, an jene erste, ihm zu Ehren angesteckte, denkt? Wir glauben nicht. Hat dieser Prinz auch eine Ophelia, so ist er doch kein Hamlet, der sich mit unnützen Gedanken, Vergangenheiten, Grübeleien und Skrupeln plagt. — Ophelia wurde in einem Pelz von einem Stallknecht ins Bett gebracht, in dem sie nun Monate lang verharrte und immer und immer an den Prinzen Briefe schrieb, die Niemand verstand. Der Frühling kam und heilte sie, — aber der Prinz kam nicht wieder. Schweigend, melancholisch durchstreifte sie die Gegend an der Seite der Mutter oder Lisettens. Die Gegend von Arenenberg ist keine Gebirgsgegend, aber Abgründe gibt es überall, wo der Mensch solche finden will. Auch dort gibt es einen tiefen Abgrund, in den sich ein Wasserfall stürzt. Dort hin lenkte Clotilde eines Tages die Schritte ihrer Mutter und am Rande angekommen, stürzte sie sich in den Abgrund und Wasserfall. Keiner von Beiden war gütig genug, um sie zu tödten. Aus Tiefe und Strudel zog man sie lebend hervor. Man verließ mit ihr die unheilbringende Nachbarschaft und kehrte nach Deutschland zurück, wo sie in einem Irrenhause endete.

Zur deutschen Einigkeit.

(Authentische Aussprüche von acht Repräsentanten deutscher Staaten auf desshalbige Anfrage.)

Wiener. Dös war schon recht mit dem aanigen Deitschland, aber Oestreicher woll'n mer bleibn. An Kaiser müssen mer hob'n z'Wien in der Hofburg ganz allaans für uns, sonst ist's gfehlt. Ob's aber nacher den andern recht ist, dös waaß i net, denn die Tiroler sind's kuriose Leut, g'schweig die Böhmen und die Morlacken und die Walischen, von den Ungrischen goar net z'reden.

Berliner. Man los dafür mit de deutsche Eenheit! Aber wenn jeder mang reden will, denn is allens futsch. Wat koof ich mir for det janze Jebäude deutscher Zukunft, wenn wir die andern nich jlücklich machen? Det Jeschäfte überlassen Se uns nur janz alleene. Preußen muß die Jeschicke Deutschlands in die Hand nehmen; die andern Stemme sinn' in der Cultur dajejen vill zu weit zurück. So lang diesejenigte Ansicht nich Jemeenjut wird, is det janze Treiben purer Schwindel. Daruf können Se Jift nehmen!

Münchener. An aanigs Deitschland! gwiß! aber an stoarkes lustigs Bayern dazua! Sunst is die ganze G'schicht' nix, Glab'ns vielleicht, ma mögeten preißisch werd'n? Do loss'n's mi aus, sunst wer i fuchti. Boarisch woll'n ma san un a Ruh' hab'n! —

Hannoveraner. Was und wie man auch besließen sein möge, die Geschichte weist dem Welfenhause einen bevorzugten Platz in Deutschland an.

Stuttgarter. Die andre Däitsche hänt kei' Nationalgefühl so wie wir Schwaba; denn die andre sind blos Staate und Völkerschafte, aber wir Schwaba sind eine Natiaun. Wir Schwaba hatte zur Zeit des däitsche Reiks den Vortritt in alle Schlachte, also müsset wir auch an der Spitze der Beweekung schtau, sonscht ischt's e vergeblicks Bemühe um die däitsche Einheit.

Dresdener. Herr Jäses, ja, mein Kutester; un heern Se mal un sehn Se mal, ja! Die deitsche Eenheit; ja warum denn des niche? Unn Dräsen als den Mittel-

punkt von Deitschland unn die Boombliethe als Nationalfest; das werd sich anderscht gar niche dhun lassen, heern Se mal, mein Kutester, jah! —

Hessen-Kasseler. Ich bin au lengst for die Einheit Deutschlands, bei Gott ja; awwer das nehmen Se mer emal nicht iwwel: weere's denn nicht innzurichten, daß der deutsche Kaiser de den Sommer immer auf de Wilhelmsheehe druffe ze logeeren kehme unn mer de Artollerie, de Husaren unn de Garde—de—coors beheelen? Es is so kein Läben unn kein Verdienste dehier.

Carlsruher. Bischt's ebber net g'wese', badisch's Ländle, das die größschte Männer g'habt hat für die Freiheit und die Einheit, wo sunscht überall noch die wüschtste Tyrannei auf die Throne g'seßen ischt? Kämpfsch'st nit heute noch an der Spitze von alle deitsche Staate für die Volksrechte? Wir gebe den Ausschlag! Wir wolle eine erbliche Republik mit dem verschtorbene Großherzog an der Spitze.

Robert Prutz hat für die 50jährige Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1863 folgendes Lied gedichtet:

(Nach beliebiger Melodie, z. B. „Herr straf mich nicht in deinem Zorn" oder einer anderen bekannten Melodie geistlicher Färbung.)

Der uns'rer Feinde List und Spott
Einst ließ zu Schanden werden,
Noch lebt der alte treue Gott
Des Himmels und der Erden;
So sei ihm heut und allezeit
Des Herzens erster Dank geweiht
Mit Worten und Geberden.

Er ist ein eifrig starker Herr,
Der Ketten kann zerschlagen,
Der Freiheit Sonne lenket er
Und läßt sie prächtig tagen;
O brich, du Freiheitssonnenschein,
Auch über unser Volk herein
Und ende seine Klagen!

Gedenkt der Todten unterm Moos,
Der ruhmgekrönten Ahnen!
Kühn war ihr Sinn, ihr Muth war groß,
Sie flogen stolze Bahnen.
Noch aber klagt der Abendwind,
Daß sie umsonst gestorben sind —
O sühnet ihre Manen!

Der Eifersucht, der Zwietracht Graus,
Den Neid, den fahlen blassen,
Werft aus den Herzen frisch hinaus,
Das Grollen und das Hassen!
Ein einig Volk in Süd und Nord,
Ein Volk von Brüdern hier und dort,
Gebt Acht, so muß es passen!

So laßt zum Schwure uns die Hand,
Die Herzen uns erheben:
Es gilt das ganze deutsche Land
Im Sterben wie im Leben!
Daß es, durch Einheit stark und frei,
Die Herrscherin der Erde sei,
Herr Gott, das wollst du geben!

Vorlaute Frager. In den Sperrsitzen eines Theaters fragte ein Herr seinen Nachbar: „Wer ist denn da oben in der Loge das junge Affengesicht?" „Das ist meine Schwester." „Ach, die meine ich nicht, die andere neben ihr im grünen Kleide?" „Das ist meine Frau."

„Was ist denn das für ein Maulaffe, der uns bedient?" fragte ein sehr arroganter Herr mit eben so arrogantem Tone den Gastwirth. — „Verzeihung, Herr Geheimerath, das ist mein ältester Sohn!" —

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 42. *IX. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Oktober 1863.

Das Befreiungs-Denkmal bei Kelheim.

Von dem durch seine historischen Forschungen bekannten Lehrer Stoll in Kelheim ist so eben eine mit großem Fleiße wie Sachkenntniß bearbeitete Geschichte und Beschreibung des Befreiungs-Denkmals bei Kelheim erschienen, aus der wir über den geschichtlichen Theil jenes herrlichen Prachtbaues nachstehenden Auszug geben:

Noch war der Bau der Walhalla nicht zur Hälfte hergestellt und schon trug sich König Ludwigs nie rastender Geist wieder mit dem Vorhaben zur Erbauung eines noch größeren Denkmales, das mit der Vollendung des ersteren sogleich in Angriff genommen werden sollte.

Es war im Jahre 1836, als der erhabene Monarch auf seiner Reise nach Griechenland am Bord der Medea den edlen Gedanken gefaßt, der einzig deutschen That, da ganz Deutschland als ein Volk aufgestanden, ein würdiges Monument zu setzen. Der königl. Oberbaurath v. Gärtner, der den König nach Hellas begleitete, erhielt im Jahr 1837 den allerhöchsten Auftrag, einen passenden Platz für das Denkmal im Lande aufzusuchen. Derselbe hatte den Michaelsberg bei Kelheim, in dessen Nähe Steinbrüche und Wasserstraßen sind, dem königlichen Bauherrn vorgeschlagen. Am 6. August des nämlichen Jahres kam König Ludwig in allerhöchst eigener Person hieher, um den Bau des Ludwigs-Donau-Main-Kanals und zugleich die Baustelle für besagtes Denkmal in Augenschein zu nehmen. Der Bauplatz auf dem Michaelsberge entsprach Sr. Majestät vollkommen und nachdem die Grundablösung rasch durchgeführt, begann im Monate Juni 1842 der Bau der Straße auf den Michaelsberg, bei dem gegen 800 Menschen 4 Monate lang Beschäftigung hatten. Der feierliche Akt der Grundsteinlegung hatte am Tage nach der Eröffnung der Walhalla, nämlich am 19. Oktober 1842 statt. Unmittelbar darauf begannen die Arbeiten. Zu den Granitstufen, die den Unterbau bilden, wurden sehr kolossale Stücke von 600 Kubikfuß als Ecksteine verwendet. Die erste Gerüstabtheilung, welche hergestellt war, hatte 34′ 6″ Höhe

und waren dazu 1700 Baumstämme zu 15" im mittleren Durchmesser nothwendig. Zum Aufziehen der Quadern, Balken rc. benutzte man 3 große Krahnen von Gußeisen und 6 Maschinen von Holz mit 10fachen metallenen Flaschenzügen. Das nöthige Wasser erhielt man mittelst gußeiserner, zum Theil auch bleierner Röhren durch einen Testen vom Wasserthurm an der Altmühl. Nicht lange versah Herr v. Gärtner die oberste Baustelle. Er starb schon im Mai 1847. Herr v. Klenze, dessen Nachfolger, entwarf nach allerhöchstem Auftrage für das Monument statt des ursprünglichen Planes im byzantinischen Style einen solchen für den griechischen, der sofort auch zur Ausführung kam. Es waren die Granitstufen bereits bis auf ein oberes 18tel hergestellt, als der Bau durch die bewegte Zeit des Jahres 1848 eine Unterbrechung erlitt, ja ganz aufgegeben zu sein schien; erst am 8. August 1849 wurde er wieder aufgenommen. Die Backsteine (Haussteine waren zu kostspielig) wurden in den nahen Ziegelhütten bei Affenking gebrannt und dürften für den ganzen Bau circa 2½ Millionen à Tausend 24—33 fl. in Verbrauch gekommen sein. An zum Unterbau und sonst erforderlichen Haussteinen wurden im Ganzen circa 1 Million Kubikfuß verwendet. Die 18 Kolossalfiguren, sämmtlich nach Halbigs Modell wurden von dem Bildhauer Johann Graf aus Kalkstein von den hiesigen Brüchen verfertigt. An den Siegesgöttinnen, die sich in 8 Gruppen theilen, hatten 7 Künstler (Schwanthaler, Lossow, Brucker, Professor Widmann, Leeb, Scheffsky und Graf) gearbeitet. Dieselben sind sämmtlich aus weißem Carrara-Marmor und es kam eine dieser Figuren sammt Stein und Arbeitslohn auf circa 6000 fl. zu stehen. Die Modelle zu diesen herrlichen Genien sind des verewigten Schwanthalers Werk.

Die sonstigen Bildhauer-Arbeiten, als: Kapitäler, Arabesken, sowie auch Kandelaber besorgte Anselm Sickinger, Bildhauer aus München. Das äußere Gerüste des Baues, welches in 6 Abtheilungen bis zu einer Höhe von 166′ 5" emporgestiegen war, hat mit dem innern Gerüste circa 10,000 Baumstämme erfordert, der Dachstuhl kostete 47,000 fl., das Kupferdach, welches 33,506 Pfund Kupfer erforderte, kam auf 36,856 fl. Außerdem waren zu den Rinnen und Gesimsen noch 11,400 Pfund dieses Metalls nothwendig. Bis zum letzten Juli 1863 war auch der Marmorfußboden des Saales hergestellt. Die Gesammtkosten für den Bau des Befreiungs-Denkmals betragen circa 3 Mill. Gulden.

So stand denn nun der Prachttempel nach Umfluß einer Zeit von 21 Jahren im Monate August d. J. in herrlicher Vollendung da*). Zweimal hatte König Ludwig seit der Grundsteinlegung den Fortschritt des Baues in Besichtigung genommen, nämlich am 19. Mai 1856 und 16. Mai 1860, wo aber die Pracht desselben nach Innen und Außen noch durch Gerüste bedeckt war. Den königlichen Bauherrn erwartet sonach am heutigen Tage der höchste Genuß seiner großen Schöpfung in unverhüllter Herrlichkeit. —

*) Lange Jahre ging's beim Bau des Befreiungsdenkmals ohne erheblichen Unfall ab; erst in den letzten 5 Jahren haben 2 Zimmerleute und ein Knabe durch einen Sturz von der Höhe des Gerüstes ihren Tod gefunden. —

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Hortense, sagte er, nachdem Alles fort war, es ist Zeit, unsern Laden gegen diese fortschreitenden Invasionen zu vertheidigen. Seit man meine Bücher liest, kauft man sie nicht mehr. Von nun an werden Leser fünfzig Centimes bezahlen.

Ich sehe nicht ein, entgegnete Hortense beunruhigt, inwieferne dieser Plan den Laden leer machen soll.

O, ich habe Alles vorgesehen. Ich bestimme für diese neue Spekulation einen Theil unserer Wohnung, in die das Licht von der Straße Git-le-Cour fällt; ein neuer Verschlag, das ist Alles, was ich brauche. Du begreifst, daß ich nicht länger das Opfer der Zudringlichkeit meiner Kunden bleiben will.

Fünfzig Centimes — das ist viel zu theuer.

Zu theuer! Um Exemplare durchzublättern, die man nur bei mir findet, um Aldusausgaben aufzuschlagen, um in seinen Händen Einbände von Derome zu haben! Du findest das zu theuer, Du! fünfzig Centimes!

Aber wer sie nicht hat, die fünfzig Centimes?

Die haben nichts weiter zu thun, als keinen Fuß daherein zu setzen. Besonders gegen diese habe ich die neue Maßregel geschaffen.

Sie sind streng, Vater.

Du, Du bist zu nachsichtig. Ich beobachte Dich seit einiger Zeit und bemerke mit Bekümmerniß, daß Deine Sorglosigkeit in Geschäftssachen jeden Tag zunimmt. Ich spreche nicht gerade von Büchern, weil trotz aller meiner Mühe ich Dir keinen Geschmack dafür habe beibringen können. Aber das Kölnische Wasser! Du antwortest kaum, wenn ich davon spreche.

Es ist wahr, ich habe keine geschäftliche Ader. Deshalb habe ich aber nur desto mehr Erkenntlichkeit für Sie, mein Vater, die Sie verstanden haben, sich zu bereichern.

Mich bereichern? schrie der bestürzte Antiquar. Ich, ich bin reich?

Ich habe es mir gedacht, sagte Hortense lächelnd.

Glaubst Du, daß man viel dabei gewinnt, wenn man eine Masse Werke kauft, die man nicht anbringt? Ich habe zu leben, das ist alles.

Uebrigens haben Sie ja das Haus im Faubourg Poissonière.

Gut, gut, ich besitze dieses Haus! Aber bedenke den Concierge, den ich unterhalten muß.

Und das Landgut, von dem ich den Ankaufskontrakt zu 80,000 Fr. gesehen habe?

Die achtzigtausend Franks sind zum Fenster hinausgeworfen; wer weiß, ob der Pächter mich bezahlen wird.

Sie behandeln mich zu sehr als Kind, lieber Vater! sagte Hortense. Ich kenne Ihr Vermögen.

Mein Vermögen, wiederholte Jorry aufhüpfend, welches Wort gebrauchst Du, großer Gott!

Das Einzige, welches den Begriff eines Besitzes von zweimalhunderttausend Franks richtig ausdrückt.

Aber Hortense, Du stöberst ja überall herum, Du suchst in meinen Schubläden.

Vater, ich bin jetzt in jener Epoche des Lebens, wo die Zukunft vor Allem bedingt wird: ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, vielleicht denken Sie nicht hinlänglich daran. In jedem Fall können Sie mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich einen Blick auf mein Geschick habe werfen wollen. Da ich nun in der Arithmetik etwas bewandert bin —

Das ist wahr, ich habe Dich darin unterrichtet.

Und ich bin von der Richtigkeit der Ziffer, die ich genannt, überzeugt.

Zweimalhunderttausend Franks! Du bist toll, armes Kind! Ich habe nicht den dritten, nicht den vierten Theil.

Mein Glück ist sicherlich der Gegenstand Ihrer ersten Sorge.

Dein Glück, wie ich es verstehe, ja.

Gut! Ich bin nicht geboren, um fortwährend zu verkaufen —

Der Antiquar riß bei diesen Worten die Augen übermäßig auf.

Glauben Sie nicht, daß es Stolz ist, der mir diese Worte eingibt, ich erröthe nicht über unsern Stand.

Nein, aber Du möchtest Herzogin sein!

Eine leichte Röthe überzog den bräunlichen Teint des jungen Mädchens.

Herzogin! Sie übertreiben wie immer, Vater

Also, wenn es Dir nachgeht, muß ich die Geschäfte aufgeben.

Seit der Februarrevolution verdienen wir so wenig.

Das ist richtig, aber mit dem Wenigen können wir doch leben.

Wir würden in Passy oder in Auteil wohnen, in einem jener hübschen Häuschen mit Garten, das wir uns kaufen. Sie brauchten nicht mehr alle Tage in Ihren Saal Sylvestre*) zu gehen, bei den Kommissionären herumzulaufen und Ihre Auslage auf dem Quai draußen zu überwachen. Sie könnten sich mit Ihrem Garten beschäftigen, könnten mit der Zeit Munizipalrath werden.

Und Du?

Ich? sagte Hortense, die Wirkung ihrer Worte auf die Physiognomie des Antiquars erspähend, ei, ich könnte vielleicht eine entsprechende Partie finden.

Jorry fixirte seine Tochter.

Deine entsprechende Partie hat sie Moneten?

Sie hätte wenigstens Talente?

Talente?

Und vielleicht auch einen Namen.

Ah, einen Namen? sagte der Buchhändler kichernd.

Ich will sagen einen Titel.

Verstehe, wie Herr René de Verdières zum Beispiel.

Das junge Mädchen schwieg, sie war errathen.

---

*) Ein Auktionslokal für Bücher in der Rue des Bons Enfans.

Geh, sagte Jorry nach einem Augenblick des Stillschweigens, dessen Peinlichkeit er zu verlängern suchte, Du bist krank, ganz gewiß. Außerdem würdest Du mir nicht so vorschwatzen. Du mußt Dich an den Doktor Quatre Epingles wenden, ich kann da nichts mehr machen. Wer, beim Kukuk, hätte Dich für so romantisch gehalten, mein Kind? Du sprichst gegen das Geschäft, welches Deinen Vater ernährt hat, und Dich bis heute unterhält. Das ist nicht nur unbesonnen, das ist undankbar. Adieu. Ich gehe jetzt zum Maurer Bertholet, der morgen kommen soll, daß er mir unverzüglich mein Lesekabinet herstellt. Aber Jedermann wird bezahlen, hörst Du, Jeder! Vor Allem die, welche Titel und Talente haben.

Nach diesen Worten ging der Antiquar hinaus und stampfte mit seinem Stock lebhaft auf den Fußboden, was bei ihm schon eine große Erregtheit andeutete — denn damit nutzte er ja das Ende seines Stockes ab.

---

2 Eine anständige Familie.

Nichts hindert uns, den Repräsentanten des Hauses Pomard, Isakoff u. Komp. von Konstantinopel, den Mann mit dem blauen Hut, den wir am Anfang unserer Geschichte angeführt haben, zu verfolgen. Nachdem er Jorry's Laden verlassen hatte, lenkte er seine langen Schritte nach einem der Einlaßthore des Louvre, wo ihn der Kommissionär mit den fünfzig Flacons kölnisch Wasser erwartete. Sie gingen nun mit einander bis zur rue du Museé, mitten durch die Demolitionen auf dem place du Caroussel hindurch. Dort wurde der Kommissionär verabschiedet und der Repräsentant des Hauses Pomard, Isakoff u. Komp. betrat stolz, das Kistchen unter dem Arm, ein Haus von ziemlich verdächtigem Aussehen. Er stieg bis zur letzten Treppe hinauf. An einer kleinen Thüre klopfte er auf besondere Weise, worauf eine noch junge Frau öffnete.

Endlich bist Du da! rief sie. Was hast Du da?

Rathe! sagte er, sich seiner Last entledigend.

Laß mich nicht zu lange warten, Magloire, laß sehen, was es ist

Fünfzig Flacons ausgezeichnetes kölnisches Wasser.

So viel kölnisches Wasser?

Mit diesem Liqueur, der jetzt der feinen Welt nicht mehr genügt, fange ich an, mein parfum des Almées zu fabriziren. Meine Retorten sind fertig; die Kräuter dazu habe ich selbst im Rondell von Batignolles gesammelt. Morgen, beim ersten Licht des Tages ist meine Erfindung vollendet.

Endlich! murmelte die Frau.

Wozu dieser Seufzer, Colomba? Hängt Dir der Himmel nicht voll Kaschmirs und Seidenzeug?

Nein, Magloire, sagte sie traurig.

Wahrscheinlich hat sich Dein Gemüth wieder durch den Anblick einer Spinne am frühen Morgen herabstimmen lassen?

Ich habe keine Spinne gesehen. Ich habe heute Morgen nichts, als unsere Gläubiger gesehen.

Wie? sagte er zerstreut.

Die Gemüsehändlerin, den Weinwirth, den Bäcker —

Sonderbare Zudringlichkeit! murrte er, mit den Fingern durch seine dichten Haare fahrend.

Und wenn Du wüßtest, wie sie mich gequält haben, um Geld zu bekommen! Sie haben mir sogar mit dem Friedensrichter gedroht.

Ah, das ist Beleidigung. Aber Du wirst auch nicht mit ihnen haben reden können, glaube ich.

Was hätte ich ihnen sagen sollen?

Tausenderlei! Gläubiger lieben die Konversation sehr.

Ich habe geweint, das war Alles.

Geweint, nicht übel das. Ich erkenne an dieser List die ausgesuchte Ueberlegenheit Deines weiblichen Takts.

Aber ich habe ja im Ernst geweint, Magloire.

Das war nicht der Mühe werth. Wenigstens hast Du ihnen hoffentlich gar keine Aussicht gegeben?

Was meinst Du?

Wenn man von solchen Leuten nicht mehr den geringsten Kredit zu erwarten hat, so muß man sich vor ihnen so arm, so beklagenswerth stellen, daß sie davon laufen und nicht mehr wiederkommen, aus Furcht, Almosen geben zu müssen.

Ich hatte nicht den Muth dazu, sagte Colomba.

Ich wette, Du hast vergessen, von unsern Kindern zu sprechen.

Welche Kinder?

Wie, welche Kinder? Mutter ohne Gefühl! so drückst Du Dich aus? Welche Kinder? Unsere kleinen Kinder, zum Kukuk! Die beiden Zwillings-Engel, die dort im Nebenzimmer liegen.

(Wir müssen hier eine Erläuterung einfügen: Magloire von Plougastel [so hieß der Mann] betrachtete die Rührung nur als ein Mittel der Einwirkung auf Gläubiger. Er hatte sich zwei große Puppen von Goldschlägerhäutchen machen lassen, die er bald aufblies bald wieder, je nach Bedarf, zusammenfallen ließ. Diese Kinder nannte er Gibuskinder.)

Colomba zuckte leise die Achseln.

Du hast Unrecht, nahm Magloire wieder das Wort, nichts macht mehr Effekt als diese Phrase: „Ach, mein Herr! wenn Sie sie sehen würden die beiden, wie sie ihre Aermchen nach mir ausstrecken!" damit jagt man die Gläubiger wie mit einem Wedel die Mucken.

Colomba war aber nicht so starkgeistig wie Magloire, denn sie wendete sich auf die Seite, um eine Thräne zu trocknen. Das arme Geschöpf! Sie war schön gewesen, aber Leiden und Elend hatten sie noch vor den Dreißigern geknickt. Der Riese Magloire betete sie ohne Zweifel nach dem Gesetz der Gegensätze an.

Colomba, sagte er zärtlich, betrübe mich nicht mehr.

Ich kann nichts dafür, antwortete sie.

Verfluchte Gläubiger! ihr werdet so lange machen, bis wir euch verlassen, euch und eure verdammte Straße.

Aber wohin werden wir gehen?

Es giebt so viele Häuser, die noch Inwohner brauchen.

Nirgends wird man uns ohne Möbel aufnehmen.

Ein einfacher Blick in die Stube wird die letzten Worte sogleich rechtfertigen. Es waren nur vier Wände, von denen die Fetzen einer gelblichen, verschimmelten Tapete herabhingen. Einige aufgehängte Pfeifen und zwei oder drei kleine Statuetten von Gyps auf dem Kamin, die ihre Nacktheit zu betrauern schienen, repräsentirten die Kunst in diesem Loch. Man suchte nach Möbeln. Durch emsiges Suchen entdeckte man zwei auf dem Boden ausgebreitete Bärenfelle.. Es waren die Betten des Grafen von Plougastel und seiner Frau. Des Grafen von Plougastel sagen wir: er war in der That ein Graf. Er war sogar reich gewesen; aber sein Reichthum hatte nur einige Jahre gedauert. Vergnügungen, Unternehmungen, Reisen verschlangen Alles. Von dem Tage, wo er zum erstenmale mit leeren Händen dastand bis zu dem Augenblick, wo wir ihn in der rue de musée sehen, war sein Leben nichts als ein Gewebe von Auskunftsmitteln und Abenteuern. In Rußland, wo er sich einige Zeit lang, wie einige behaupten, als Schauspieler, nach andern als Fechtlehrer aufhielt, hatte sich der Graf von Plougastel entschlossen, ein Unglück an das seinige zu fesseln. Er hatte Colomba, die Tochter eines angeblich reichen Bojaren, geheirathet; eine andere Version gab ihr einen bescheidenen holländischen Schneider zum Vater. Herr und Frau von Plougastel hatten aus Rußland nichts mitgebracht als ihre beiden Bärenfelle, die ihnen als Bett dienten. Um mit einem solchen Mobiliar eine Wohnung zu finden, mußte Magloire alle Schliche des alten und neuen Repertoires der Comédie Française erschöpfen. Seine Packwägen waren fortwährend unterwegs, seine Kreditbriefe auf das Haus Rothschild mußten heute oder morgen ankommen. Dank diesen Vorspiegelungen, die um so eher reussirten, je plumper sie waren, war das arme Ehepaar endlich dahin gekommen, sich achtzehn Monate lang in Paris so ziemlich unter Obdach zu bringen.

Der Graf von Plougastel wendete an Zinstagen verschiedene Prozeduren an, um die Mildherzigkeit der Hauseigenthümer rege zu machen. Wenn seine Reisebeschreibungen nicht genügten, brachte er seine Zwillinge, ihre kindlichen Liebkosungen, die rührenden Sorgen der Mutter in's Spiel. Blieb der Hauseigenthümer ungerührt und streckte er noch immer die Hand hin, stieg Magloire in seine Mansarde zurück, zog aus einem geheimnißvollen Winkel eine Fahne, welche er entrollte und triumphirend vor das Fenster hing. Auf dieser Fahne konnten die Vorübergehenden in riesigen rothen Buchstaben, die er selbst in der Stille seines Stübchens gemalt hatte, jene seit 1848 berühmt gewordene Inschrift lesen: „Ehre dem braven Hausbesitzer, der den Zins nachgelassen hat!“ Endlich kam der Tag, wo der Zorn des Proprietairs ernstlich auf den Grafen und die Gräfin von Plougastel herabdonnerte. Es war zu der Zeit, wo man Paris fast auf allen Seiten zu demoliren begann und in den Miethzinsen überall eine fühlbare Steigerung eintrat.

Da irrten sie einige Tage, auf allen Seiten abgewiesen, herum, und die Bärenfelle waren ihnen für die zwei oder drei Nächte, die sie im Freien zubringen mußten, von größtem Nutzen. Zu jener Zeit unterhielten die Journale das Publikum von der angeblichen Flucht zweier Zöglinge der Menagerie des Jardin des Plantes, welche man unter den Bäumen der äußeren Boulevards bemerkt haben wollte. Die Verwaltungsbeamten beeilten sich, am nächsten Tag diese Evasion zu widerlegen, trotz der Versicherungen einer großen Anzahl von Zeugen. Mehrere Zuschriften erschienen, aber, was auch gesagt oder geschrieben wurde, die Neuigkeit blieb immer ein Räthsel — nur für Herrn und Frau von Plougastel vielleicht

nicht. Endlich gelang es Magloire nach vielen Anstrengungen über einen Concierge in der **rue de Musée**, früher **rue Froid-manteau** zu triumphiren. Dort zog er als Eroberer ein, mit dem Entschlusse, bis an's Ende aller Zeiten dortselbst zu verweilen. Er hatte die Rechnung ohne den Ausbau des Louvre gemacht. Ein Verhängniß folgte ihm. Es wollte, daß ein **décret d'alignement** ihn alsbald in seiner muthigen Installirung störte. Man kündigte ihm — Demolition halber — die Wohnung. Bei dieser Nachricht, die man ihm von einem Huissier unterschrieben, zustellen mußte, lächelte er bitter; aber er ließ vor Colomba, die davon schmerzlich berührt worden wäre, kein Wort verlauten. Ebenso verheimlichte er vor ihr Alles, was sie in ihrer Schwäche hätte beunruhigen können. Um ihr die Augen über ihre gemeinsamen Entbehrungen zu schließen, unterhielt er sie von Zeit zu Zeit mit einer imaginären Forderung von dreißigtausend Franks, die, wie er sagte, von einem gesetzlichen Antheil an einer Erbschaft herrührte, welche seine lange Abwesenheit von Frankreich ihn verhindert hatte, einzukassiren. Ein Neffe von ihm, Namens René de Verdières sollte diese Summe zu seiner Disposition haben, aber unglücklicherweise hatte er die Spur dieses jungen Mannes, den er für unermeßlich reich erklärte, verloren. Colomba aber zweifelte von Tag zu Tag mehr an der Existenz dieses Neffen. (Fortsetzung folgt.)

Sequestrirt!

ist das Lieblingswort Murawieff's in Litthauen. Bereits sind 396 Personen ihre Güter weggenommen worden, 1[?]0 Personen „wegen Aufruhrs mit bewaffneter Hand", 22 wegen Theilnahme am Aufstande, 37 wegen Verdachts, den Aufstand begünstigt zu haben, 17 weil ein Sohn der Familie zu den Insurgenten gegangen ist, 10 weil sie ohne Erlaubniß ihr Haus verlassen, 9 weil die Regierung nicht weiß, was aus ihnen geworden, 12 weil sie den Bauern Manifeste vorgelesen, 3 weil sie Effekten von Insurgenten (z. B. einen Schnürrock) aufbewahrt haben, 1 weil der Hauslehrer zu den Insurgenten gegangen, 1 Frau weil sie Weißzeug für die Insurgenten genäht, 1 Vater, weil er seinem Sohne, als er zu den Insurgenten gehen wollte, seinen Segen ertheilte. Dem reichen Gutsbesitzer A. Zelecki wurden die Güter genommen, „weil er Böses im Schilde führte und verdächtig ist" u. s. w.

Ein kluges Bäuerlein.

Unlängst beglückte der Besitzer einer Menagerie ein Landstädtchen in Holstein. Um Aufsehen zu erregen und Zulauf zu erhalten, bot er durch öffentlichen Anschlag Demjenigen 100 blanke Thaler, welcher „in den Käfig des Löwen hineingehen würde." Die Vorstellung war fast zu Ende und es hatte sich Keiner gefunden, der Lust zu haben schien, von obigem Anschlag Notiz zu nehmen. Aber als schon die Bude geschlossen werden soll, siehe, da schreitet ein Bäuerlein herfür und sagt zu dem Löwenbändiger: „Min lewe Mann, ick will mi de hundert Dahler verdeenen!" Allgemeines Entsetzen, wer hätte Hinrich Hinrichsen solche Courage zugetraut. Der Löwenbezwinger lächelt spöttisch: „So Sie wollen in den Käfig des Löwen hinein?" — „Jawoll, Herr," sagt phlegmatisch Hinrich und beschaut seine Thranstiefel schmunzelnd. — „Nun, dann kommen Sie!" — Hinrich wird vom athemlos lauschenden Volk schier mit den Augen verschlungen, an den Käfig geführt, in dem der grimmige Leu furchtbar brüllt, als sei er über Hinrichs Impertinenz selbst höchst empört. „So, nun werde ich die Klappe öffnen," sagt der Thierbändiger, „und dann gehen Sie hinein." — „Ja," erwiderte der biedere Landmann und grinst fidel das Publikum an, „ick gah woll rin, aber erst mutt dat Beest rut. Se hefft bloß schreben: „Wer in den Käfig geht, bekommt hundert Thaler!" — Homerisches Gelächter ringsum. Der sehr verdutzte Thierbändiger meinte, daran habe er nicht gedacht, aber Hinrich war ein „swiinpolitischer" Mann und that's nicht unter 5 Flaschen Rothspoon, die der „Gebieter der Wüste" bezahlen mußte und dafür auch mittrinken durfte, was immer noch gnädig genug war. Er hat sich seitdem vorgenommen, seine Plakate ebenso sorgfältig zu stylisiren, wie ein Diplomat seine Noten, denn durch Schaden werden sogar Löwenbändiger klug.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 43. ***IX. Jahrg.***

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. Oktober 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Magloire, sagte sie, die Zukunft erschreckt mich.

Die Zukunft, gerade die sollte Dich beruhigen. Meine letzte Erfindung, die schwierigste von allen, muß uns jährlich 127,000 Fr. eintragen. Meine Berechnung ist genau. Das Parfüm des Almés ist berufen, eine Revolution in den Oelen und Cosmetiques des Pariser Handels hervorzurufen. Warum läßt Du den Muth in dem Augenblicke sinken, wo wir das Ziel erreichen? Frage die Geschichte: alle Erfinder und Entdecker wurden im Anfange verkannt und sogar mißhandelt. Daß ich ähnliche Noth ausstehen muß, ist natürlich. Die Prüfung zuerst, die Prüfung vor dem Triumph, damit Leiden die Stirne veredeln, auf die eine Krone wartet! Fasse Muth, Colomba, der Tag des Sieges ist nahe. Bald wirst Du in der Ferne die Fanfaren des Frohlockens vernehmen. — Wo ist der Erfinder des Parfüm des Almés? schreien hunderttausend donnerlaute Stimmen. — Hier — man belade ihn mit Gold, wie einen Elephanten! Man beladet mich und ich komme und schütte Alles zu Deinen Füßen aus.

Chimären! schöne Chimären!

Ungläubiges Weib, wollte ich Deinen Reden das Ohr leihen, Du würdest in mir den Kern aller Energie zerstören. Ich wiederhole es, die Stunde des Sieges ist nahe. Sie hätte bereits geschlagen, wenn ich Gelder oder auch nur persönliche Beziehungen besäße. Unglücklicherweise ist meine Familie gänzlich ausgestorben; der einzige noch übrige Verwandte, René de Verbières, ist nicht zu finden. Der Adreßkalender von fünfundzwanzigtausend Namen verschweigt den seinigen. Hat dieser junge Mensch sich meinen gerechten Ansprüchen durch eine ehrlose Flucht entziehen wollen, oder sucht er mich im Norden mit löblicher Hingebung? Alles ist möglich. Ah, wenn ich ihm begegnete, ich würde ihm eine starke Partie meines Parfüm des Almés verkaufen.

Dein Parfüm des Almés riecht sehr nach kölnischem Wasser, murmelte Colomba.

Irrthum! Das kölnische Wasser riecht nach Parfüm des Almés.

Gleichviel, Magloire, das ist das Glück nicht, das Du mir versprochen hast.

Bist Du überspannt! Wie! sind wir nicht glücklich?

Glücklich wie zwei Vögel im Schnee!

Der Graf von Plougastel küßte Colomba auf die Stirne, und sagte mit feierlicher Stimme: Ich gehe in mein Arbeitskabinet. Laß Niemand zu mir herein; ich glaube in der Straße Emissäre der ersten Parfümeriehäuser von Paris gesehen zu haben. Man will mir mein Geheimniß entreißen, es soll ihnen nicht gelingen. Ich werde den Spähern zu entgehen und allein die Früchte meiner Entdeckung zu genießen wissen. Colomba, Du stehst reich auf.

---

3. Zwei Pariserinnen.

Die erste Person, welche sich am nächsten Morgen in Jorry's Laden zeigte, war der Maurer Bertholet. Er erkundigte sich über die Arbeit, die er für den Buchhändler ausführen sollte. Bertholet war von seiner Tochter Claire begleitet, einer jungen graziösen Erscheinung, blond wie eine Aehre, frisch wie ein Sommermorgen, ganz voll Glanz und Lächeln. Clara und Hortense waren Jugendfreundinnen; sie umarmten sich vor Freude.

Exakt wie die Bank von Frankreich! sagte Jorry zum Maurer, ihm die Hand hinhaltend.

Wenn es sich um Arbeit handelt, antwortete dieser, muß mein Kopf mir meine Uhr sein.

Brav, gut gesprochen — das ist ökonomisch gehandelt. Sie sind also zufrieden, das Geschäft geht gut, nicht wahr?

Eben nicht übermäßig.

Desto schlimmer, sagte der Buchhändler, der bereits daran dachte, ihm weniger zu geben.

Wenn ich mich ärgere, so ist es nicht wegen des Staubes, der mir in den Hals kommt. Seit acht Tagen bin ich auf Warte. Bei mir ist es nicht, wie bei Ihnen, Vater Jorry.

Wie, nicht wie bei mir? Was wollen Sie damit sagen?

Nun, Ihr Schäfchen ist im Trocknen.

Bertholet war der Typus des Pariser Arbeiters; ein wenig blasse Figur, mißtrauisches Auge, geistreicher, kleiner Mund. Er trug jene weiße Blouse, die seit einigen Jahren zur Uniform geworden ist. Man hielt ihn für älter, als fünfzig, und doch hatte er kaum fünfundvierzig, aber man wird so schnell alt bei diesem Handwerk des Steinhinundherbewegens! Bertholet war ein Mann von skrupulöser Ehrlichkeit, deßhalb setzte er auch einigen Stolz darein, seine Armuth überall zur Schau zu tragen. Er war ein ausgezeichneter Familienvater gewesen; jetzt, nach fünfzehn Jahren glücklicher Ehe Wittwer, übertrug er alle Liebe auf seine Tochter Claire, das lebendige Bild ihrer Mutter. Mitten im Carré Saint-Martin geboren, war er niemals über St. Cloud, La Rapée und Montrouge hinausgekommen, und so eine der gelungensten Verkörperungen des Mannes aus dem Volke, mit allen seinen guten und schlimmen Eigenschaften, aller seiner Naivetät und Abgefeimtheit. Seit langer Zeit stand er mit Jorry in Verbindung.

Kommen Sie hierher, sagte der Buchhändler, Sie sollen mein Projekt sogleich begreifen.

Er zog den Maurer in den Hintergrund seines Ladens, während die beiden Mädchen, die sich am Zahltische niedergelassen hatten, eine Konversation begannen.

Hm! sagte Bertholet, nachdem er sein Maß genommen hatte, die Sache wird nicht so einfach sein, wie Sie glauben.

Ach, gehen Sie!

Sie müssen schon einige von den kleinen Goldfüchsen loslassen, welche Sie so festhalten, Vater Jorry.

Sie thun mir in Mark und Bein weh, Bertholet. Ich habe alles nothwendige Material auf einer Versteigerung gekauft, wozu soll das Geld-Hinauswerfen nützen, wenn es nicht absolut nothwendig ist?

Material so viel Sie wollen, das hindert nicht, daß Sie noch ein wenig Gluth unterlegen müssen.

Welcher Eigensinn!

Und wo ist es, das Material? sagte Bertholet.

Oben, oben auf meinem Speicher. Kommen Sie mit mir.

Kommen Sie!

Der Antiquar holte einen Schlüssel herab, während Bertholet, sich nach seiner Tochter umkehrend, sagte: Ich steige auf Jorry's Speicher, ich werde vielleicht lange Zeit dort oben bleiben, gehe allein in Deinen Laden zurück.

Er küßte die Stirne, die ihm Claire darbot.

Adieu, liebes Kind.

Kommen Sie endlich? sagte der Buchhändler barsch.

Ich komme schon, mein Verehrter, ich komme schon. Muß man einem Kinde nicht sein gehöriges Theil Zärtlichkeit zukommen lassen? Jetzt bin ich bereit, zeigen Sie mir den Weg nach Ihrem Belvedere.

Als die beiden jungen Mädchen allein waren, drückten Sie sich mit verdoppelter Freundlichkeit die Hände.

Plaudern wir jetzt!

Wie viel Uhr ist es? fragte Claire.

Acht Uhr. — Aber warum.

Weil ich keine Zeit mehr habe.

Das ist ein Unglück, sagte Hortense, ich hatte Dir so viel anzuvertrauen.

Und ich auch! sagte Claire.

Ich glaube unsere Uhr ist um eine Viertelstunde voraus.

Bist Du gewiß? Bah, übrigens man wird im Laden auch auf mich warten können.

Setze Dich doch da neben mich. Claire, ich verlange von Dir eine Aufklärung.

Sprich.

Es ist Dein Handwerk, den ganzen Tag lang in schönen Stoffen herumzuwühlen, sage mir doch, wie viel grauer Seidenzeug kostet.

Grauer Seidenzeug? fragte Claire verwundert.

Ja.

Das kommt darauf an, es gibt solchen zu allen möglichen Preisen.

Oh, ich meine mittlere Qualität. Stelle Dir vor, meine Liebe, ich habe noch nie ein Seidenkleid getragen.

Die Bitterkeit, welche Hortense in diese Worte legte, verrieth ein ganzes Leben voll Melancholie, eine ganze unterdrückte Jugend.

Nie? sagte Claire, Du wirst nicht gewollt haben, denn Dein Vater —

Mein Vater glaubt, daß das Glück in Entbehrungen besteht, und bis jetzt hat er es versucht, mich davon zu überzeugen.

Bis jetzt? sagte Claire schlau; das will sagen?

Das will sagen, antwortete Hortense lächelnd, daß ich jetzt ein seidenes Kleid will.

Nimm Dich in Obacht, Du wirst eine Koquette werden.

Mache Dich nicht lustig über mich. Hinter diesen stets staubigen Fenstern, in diesem mit hundertjährigen Büchern angepfropften Läden, habe ich, was ich gerne gestehen will, das Verlangen nach Toilette nie empfunden. Für wen hätte ich mich denn geputzt? Für meinen Vater, den ein Zollbreit Spitzen ärgert, den das kleinste Bändchen in Zorn bringt? Ich bin also geblieben, als was Du mich immer gekannt hast, ein Aschenbrödel, aber ein Aschenbrödel ohne Stiefmutter, immer zu Hause, immer schwarz gekleidet, als wenn ich Trauer um meine Jugend trüge.

Um sechzig Franken bekommst Du ein sehr schönes seidenes Kleid.

Das ist sehr theuer, aber immerhin —

Erlaube mir nur, Dir einen Rath zu geben, sagte Claire.

Nun?

Nimm keine graue Seide. Wir stehen jetzt am Beginn der schönen Jahreszeit, nimm lieber Rosaseidenzeug oder schottische Seide.

Das schreit zu sehr.

Ist aber auch viel munterer. Erstlich muß man nicht nur zur Hälfte Koquette sein. Entweder eins oder das andere: Willst Du oder willst Du nicht gefallen?

Du hast recht; es ist schon wieder das Gefühl der Erniedrigung, das mich packt. Du siehst, meine größte Verwegenheit war vom schwarzen zum grauen überzugehen. Zanke mich nur tüchtig ab, lehre mich, Geschmack zu haben; daran hat es mir immer ein wenig gefehlt, wie Du weißt, während Du selbst in unserem Institute Deinesgleichen nicht hattest, um ein Häubchen mit einem Nichts, einem Band, einem Gaze umzugestalten und zu verschönern.

Du willst mir jetzt schmeicheln, sagte Claire.

Nein, aber ich will, daß Du mir Unterricht gibst.

Das wird nicht lange dauern und nicht schwer sein. Dazu braucht man nur guten Willen.

O, den habe ich, sagte Hortense.

Ich merke es.

Claire — sagte die Tochter des Antiquars, ein wenig verwirrt.

Gut, versuche es mich zu schelten, weil ich Dein Geheimniß durchschaue.

Mein Geheimniß?

Du liebst oder stehst auf dem Punkt, zu lieben, sagte Claire mit einer kleinen Pedantenmiene.

Hortense erröthete und beeilte sich zu antworten: Wen sollte ich hier lieben?

O gewiß ist Dein Held aus keinem von den dicken Ritterromanen, die ich da oben sehe, herausgestiegen. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dich in eine Fiktion verliebt hast.

Nein, sagte Hortense, sich zu einem Lächeln ermuthigend.

Es wird auch keine von den alten Persönlichkeiten ohne Haare sein, denen die Entdeckung eines schimmeligen Buches Kongestionen von Wonnegefühl bereitet, und die sich einbilden, daß das Paradies nur eine ungeheure Bibliothek ist.

Welche Idee!

Ist er jung!

Gewiß, antwortete Hortense.

Du liebst ihn, wirklich?

Ja.

In der Regel haben Frauen die Gewohnheit, derlei Geständnisse mit mehr Variationen zu umgeben. Aber dieses mit fester Stimme ausgesprochene, mit seinen zwei Buchstaben in Relief aus dem Herzen getretene Ja beurkundete den bestimmten Charakter Hortense Jorry's.

Und er? fragte Clara.

Er hat sich noch nicht erklärt.

Das ist wie bei mir! rief unvorsichtig die junge Arbeiterin.

Was willst Du sagen?

Nichts.

Hortense betrachtete sie. Sie waren in diesem Augenblicke alle beide roth wie Frühkirschen.

Claire, wir haben uns Vertraulichkeit um Vertraulichkeit versprochen. Jetzt ist es an Dir, Dein Wort zu halten. Vor Allem, wie heißt er?

Ich weiß es nicht, murmelte Claire.

Bah, er hat sich nicht genannt?

Nein; übrigens habe ich kaum mit ihm gesprochen.

Wo hast Du ihn kennen gelernt?

Ganz nahe hiebei, auf dem Pont des Arts.

Erzähle, sagte Hortense.

Die Sache ist ganz einfach; vor zwei Monaten ging ich allein in meinen Laden, als mir, da ich eben über die Brücke ging, mein Nadelbüchschen aus der Tasche fiel und alle meine Nadeln sich auf dem Boden zerstreuten. Ein junger Mann blieb stehen und half mir, sie zusammen zu suchen. Er richtete hierauf noch einige freundliche Worte an mich, die ich nicht hörte, und entfernte sich.

Ist das Alles? fragte Hortense.

Ah, seither begegne ich ihm alle Tage, sagte Claire. Er schaut mich scharf an, grüßt mich und geht vorüber. Armer junger Mensch!

Diese Worte wurden von Claire mit einem schmerzlichen Seufzer gesprochen.

Warum traktirst Du ihn als „armen jungen Menschen?"

Weil ich unter seinen eleganten Manieren die entsetzlichen Spuren der Armuth entdeckt habe.

So? sagte die Tochter des Antiquars mit der Betonung des höchsten Interesses. Seine Kleider sind reinlich, aber abgetragen. Auf der Straße wagt er Niemanden anzusehen, als mich, und auch diese Blicke sind so furchtsam und niedergedrückt, daß sie mich betrüben.

Seltsam! sagte Hortense ganz leise, als ob sie mit sich selbst spräche. Der, den ich liebe, ist auch arm. Auch er ist schüchtern und das Bewußtsein seiner Armuth hat ihn bis heute abgehalten, sich zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Japanesische Athleten.

Einer Schilderung der Vergnügungen der Ostasiaten, welche R. Lindau in der „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht, entnehmen wir nachstehenden Bericht über einen Ringkampf in Japan. — Der Circus der Ringer, wohin wir uns begaben, war trotz seiner Geräumigkeit mit Menschen überfüllt; aber man hatte uns gute Plätze aufbewahrt, die uns den bequemen Anblick des Schauspiels gewährten. In der Mitte befand sich eine kreisförmige Estrade, die vielleicht zwei Fuß über den Erdboden erhaben war, und einen Durchmesser von ungefähr zwanzig Fuß zählen mußte. Ueber den Bretterboden war ein Lager Stroh gebreitet und darauf eine dicke Schicht Sand gestreut, um die Kraft des Falles zu brechen und dem Falle überhaupt das Gefahrvolle zu benehmen. Die Oberfläche des Ringplatzes war etwas konkav. Was die Ringer selbst anbetrifft, so habe ich in meinem Leben nicht so schwere, dicke, kolossale Gesellen gesehen. Es waren wahrhafte Ungethüme, sechs Fuß hoch. Der Schmächtigste wog 200 Pfund, der Hauptringer, wie man mit Stolz aussagte, nicht weniger denn 340 Pfund! Die Wahl von solchen Leuten zu Ringern muß seltsam erscheinen, aber sie erklärt sich durch die Art und Weise des japanesischen Ringens. Die Arena behaupten und den Gegner herauswerfen, das ist der Gegenstand des japanesischen Ringkampfes. Bei einem solchen Zwecke ist eine mächtige Corpulenz ein bedeutender Bundesgenosse, und deshalb werden diese Leute aus den schwersten Menschen, die man auffinden kann, rekrutirt. Diejenigen, die wir jetzt sehen sollten, waren fast ganz nackt. Sie trugen nur eine schmale grünseidene Schärpe um die Hüften. Am Boden kauernd, mit glanzlosen, blöden Augen, boten sie einen sonderbaren, aber nichts weniger als angenehmen Anblick dar. Als wir uns im Circus niedersetzten, war ein Ringkampf gerade beendet. Ein Offizier trat auf die Estrade und verkündete dem Publikum die Namen der beiden Athleten, die erscheinen sollten; darauf verlas er eine Reihe von Eigennamen und Zahlen; es war die Angabe der bei dem nächsten Kampfe engagirten Wetten, die, dem japanesischen Brauche gemäß, dem Festordner mitgetheilt, und, um das Feuer und den Eifer der Ringer anzuregen, jedesmal laut vorgelesen werden. Nach beendigter Lektüre trat der Offizier abseits, um die Mitte der Arena frei zu lassen. Zwei Ringer traten vor, begrüßten das Publikum, indem sie die Arme über den Kopf erhoben und schickten sich zum Kampfe an.

Die Vorbereitungen währten einige Zeit lang; die Menge, die daran gewöhnt zu sein schien, beklagte sich auch nicht darüber, aber die Fremden verloren die Geduld und ihr Ruf: **hàïakko** (beeilt Euch!) wurden zur großen Belustigung der Japanesen, die herzlich darüber lachten, mehrfach wiederholt. Die Ringer begannen damit, auf die Arena einige Reiskörner und Wassertropfen fallen zu lassen, um den Gott der Gladiatoren günstig für ihr Beginnen zu stimmen, befeuchteten Schultern, Arme und Beine, rieben ihre Hände mit Sand, vollführten einige groteske Bewegungen, die wahrscheinlich darauf abgesehen waren, die Glieder geschmeidig zu machen, und stellten sich endlich in der Mitte der Arena einander gegenüber, in der Stellung von Menschen, die sich mit aller Gewalt Bahn brechen wollen. Auf der Spitze ihrer breiten Füße niedergehockt, die Ellbogen fest an den Körper gedrückt, mit gestrecktem Halse, den Brustkasten etwas vorgebeugt, sahen sie gleichzeitig grotesk und schrecklich aus. Auf ein vom Festordner gegebenes Signal stießen sie einen rauhen Schrei aus und warfen sich aufeinander. Der Zusammenstoß mußte furchtbar sein; der Wiederhall ertönte im ganzen Circus und das Fleisch der Ringer bedeckte sich an der Stelle, wo sie sich berührt hatten, augenblicklich mit einer blutigen Röthe. Aber der Stoß war mit so großer Geschicklichkeit berechnet worden, daß die Wirkung sozusagen neutralisirt wurde. Die beiden Menschen waren auf sich selbst zurückgeprallt, wie zwei inerte Massen von gleicher Schwere, die mit gleicher Geschwindigkeit aneinander getrieben wären. Dasselbe wurde mehrfach wiederholt, ohne daß der Zweck, dem Einen oder dem Andern die Alleinherrschaft zuzugestehen, erreicht worden wäre. Nach mehreren derartigen fruchtlosen Versuchen verzichteten sie darauf, und unter den stürmischen Beifallsbezeugungen der Masse, die allen Phasen des Kampfes mit einer fieberhaften Aufregung folgte, faßten sie sich Mann an Mann. Es war ein wahrhaft ergreifendes Schauspiel, der Anblick dieser beiden nackten Kolosse, in zermalmender Umarmung fest vereint, Brust gegen Brust, Schulter gegen Schulter, die Arme umschlungen, die Beine gespreizt, das ungeheure Gewicht, das auf ihnen lastete, tragend. Die Glieder spannen sich straff an, die Muskeln springen mächtig hervor. Noch ist keiner von der Stelle gewichen. Siehe da, plötzlich packt der Eine seinen Gegner am Gürtel, mit einer Hand hebt er ihn von der Erde hoch, hält ihn mehrere Sekunden schwebend in die Luft und schleudert dann mit aller Gewalt diese Masse aus der Arena, in die Reihen der übrigen Ringer, die, wie das Publikum selbst, mit ängstlicher Neugier alle Wechselfälle des Kampfes verfolgt haben.

Keuchend, taumelnd, in Schweiß gebadet, schreitet der Sieger in die Mitte der Arena vor, grüßt mit erhobenen Armen und zieht sich unter endlosem, schallendem Beifallssturme zurück.

Die japanesischen Athleten (Soumos genannt) bilden eine besondere Kaste. Sie genießen eines gewissen Ansehens. Die Bürger sind stolz darauf, in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden und laden sie ein, bei ihnen zu rauchen und zu schmausen; selbst die Adligen verschmähen ihren Umgang nicht. Es gibt verschiedene Ringergesellschaften. Der Hauptkämpfer, der Champion einer jeden, ist gleichzeitig auch ihr Chef; er besitzt, wie die Helden des englischen ring, einen Ehrengürtel, der ihm gewöhnlich von dem Herrn seines Geburtslandes geschenkt ist und mit dem er sich bei dem Beginn und bei dem Ende einer jeden Festlichkeit schmückt. Das Ringen als Profession ist nicht gewerbefrei. Ein jeder Ringer muß einer bestimmten Gesellschaft angehören und sich mit dem ihm gezahlten Lohne be-

gnügen. Der Chef bezahlt sich von den Einkünften nach eigenem Ermessen. Indessen ist er doch nicht absoluter Herr seiner Truppe; er steht gleichfalls unter der Botmäßigkeit des Ringerkönigs, der der großen Ringergesellschaft zu Yeddo oder Kioto präsidirt, und zahlt diesem seinen jährlichen Tribut. Die Chefs der Ringergesellschaften haben Offiziersrang und tragen, wie der japanesische Adel, zwei Degen. Sie reisen mit ihren Gesellschaften stets im Lande umher und verweilen in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen auf eine von der Obrigkeit bestimmte Zeit. Sie scharren viel Geld zusammen, denn die Japanesen sind leidenschaftliche Verehrer ihrer gymnastischen Uebungen.

Eine putzige Scene gab es dieser Tage in London durch den Wuthausbruch eines geborenen Sachsenhäusers bei Frankfurt. Sein Sohn, ein dreizehnjähriger Knabe, war von den Nachbarn angeklagt, ein Strolch zu sein, der nichts thäte als fluchen, schwören, die Nachbarskinder prügeln, die Fenster einwerfen und das Obst von den Bäumen werfen. Nachdem alle diese Anklagepunkte in gelungenem Englisch hervorgebracht und beschworen waren, ergriff der sichtlich gerührte Vater mit Würde — eine Sodaflasche, die er im Sack hatte, that einen kräftigen Schluck, worauf er wie folgt anhub: „Mister Schquire! — so haaßen sie doch! — Der Bub do is mei anzig Kind, mein Aagappel. Daß er dumme Straach macht, deß duhe alle Bube, das hawwe Sie ach gedahn, wie Se klan waren; aber daß der Bub fluche duht, deß duht mein Herze weh. Vun sein Badder lernt er so was nitt. Erlawe Se mer, deß ich dem Schinnos emol die Levite lese“ (Zum Sohne gewandt): „Du himmelheiligkreuzzugsgewitterstickflusgranatelement Schinnos, wo haste dann das Fluche gelernt? Haste das von deim Badder gelernt, haste du kreuzmillion neunundneunzigmol verdoppelte Dickkopp dein brave Badder schon emol fluche höre. Wenn das noch emol passirt, so müsse dich neunundneunzig Gewitterkeil in Grund und Erdsbotten verschlage, daß dir die Sachsebäuser Brück überzwerch im Leib steckt, du Bohnestangeelement! So, Herr Schquire! deß war e Predigt so kaun se ka Pastor halte; die werd was batte und Sie hawwe gesehe, daß der Bub so was von mir nit gelernt hat.“ Der Richter ließ den arg verdonnerten Jungen laufen, der zitternd und zagend seinem Vater folgte.

Aus den Papieren eines lachenden Philosophen.

Es wundert mich, daß der deutsche Lichtenberg nicht tiefer in den Reichthum unserer Sprache drang, wo Schlag und Schläge wahre Schlagwörter sind, die der Franzose nicht einmal recht aussprechen (er sagt slac), noch weniger vertragen lernt. Der Deutsche schlägt den Feind und ein plötzlicher Tod ist ihm ein Schlag. Im Rathe hat er Anschläge, Vorschläge und die Kammer verlangt Ueberschläge. Der Gelehrte schlägt seine Bücher auf, hat er etwas vergessen, schlägt er nach, der Listige ist verschlagen, gutgerathene Kinder sind eingeschlagen — mißrathene aus der Art geschlagen und gewisse Geschlechter von gutem Schlag. Die Gleichgiltigkeit spricht: „Es verschlägt mir nichts“ und der Traurige ist niedergeschlagen. Der Same schägt Wurzeln, die Bäume schlagen aus, die Arzenei schlägt an, der Blitz schlägt ein, das Bier schlägt um, Feuer, Korn und Gras schlagen in die Höhe, das Wasser über den Kopf und Wind und Wellen in Schiff und Segeln, die Tinte schlägt durch, der Frost in die Glieder und wir sind krank den ganzen geschlagenen Tag. Wen das Gewissen schlägt, der schlägt in sich und den Blick zur Erde. Die Uhr schlägt, der Puls, das Herz, warum nicht auch Hand und Fuß, wie Stock und Hammer? Schlag auf Schlag! Der Maler hat Schlagschatten, der Weber und Weinhändler Einschläge, der Schmied Hammerschlag, die Münzer Schlag durchweg, wie die Musiker und Forstmänner. — Die meisten Handwerker schlagen, wie Jehova die Juden und die Soldaten - Armeen. Die Hintertheile der Thiere sind Schlägel, und wenn wir dumme Streiche machen, so schlägeln wir. Wir haben Taubenschläge und Handschläge, Schlagbäume wie Schlagregen, Hagel- und Donnerschlag. Wir schlagen Klavier, Orgel, Cither ꝛc., wie Pferd und Esel schlägt und beschlagen wird. Wir schlagen uns durch, ab und zu, nehmen in Beschlag, heilen durch Um- und Ueberschläge und schlagen am Ende Alles aus dem Sinne. Der Hund schlägt an, Finken und Nachtigallen schlagen und die Dichter und Aesthetiker haben ihre Schlagworte. Wie undeutsch denken Diejenigen, die Schlag und Schläge verbannen wollen aus Lehr-, Wehr- und Nährstand, die so tief schon in deutscher Sprache gegründet sind. — Auch jetzt solls gehen Schlag auf Schlag mit der Exekution nach Dänemark — aber da werden noch vorerst Anschläge, Vorschläge und Einschläge gemacht ehe wir Deutsche ans Werk gehen, und zuletzt heißt es: man hat einen Schlag ins Wasser gemacht, das heißt, es zerrann wieder die ganze Sache.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 44. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. November 1863.

Das Befreiungs-Denkmal bei Kelheim.

Wir haben in der vorhergehenden Nummer der Plauderstube aus dem Werke des Lehrers Stoll in Kelheim des geschichtlichen Theiles jenes einzigen Monumentes deutscher Heldengröße Erwähnung gethan, durch welches ein Ludwig durch seinen hohen deutschen Sinn Thuiskos Söhne auf die eindringlichste Weise zur Einigkeit mahnt. Wir wollen heute eine kurze Detailbeschreibung jenes herrlichen Baues unseren Lesern bringen. Treten wir näher diesem Heiligthum, um staunen zu lernen, was die Begeisterung eines wahrhaft deutschen Fürsten zur Hebung und Kräftigung des Nationalbewußtseins Großartiges zu erfinden und zu schaffen weiß.

Aeußere Façade.

Das Monument bildet einen 204' hohen Rundbau, der auf einer dreistufigen Terrasse ruht, von der die erste 24' hoch im größten Durchmesser 236', die zweite 44 Stufen hoch und 30' breit auf die Höhe der Terrasse zum Broncethor des Haupteinganges führen, über dem wir mit großer römischer Schrift die Worte lesen:

Den teutschen Befreiungskämpfern
König Ludwig
MDCCCLXIII.

Die beiden Flügel des großen Thores wiegen 100 Centner. Das Schwert und der Eichenkranz in der Mitte der Casetten deuten den deutschen Heldenmuth an. Die Rotunde, deren Durchmesser 170' beträgt, umgeben 18 Strebepfeiler, je mit einer Kolossalstatue gekrönt. Diese 18 Figuren sinnbilden die deutschen Volksstämme, deren Namen an den von ihnen mit beiden Händen auf der Brust vorgehaltenen Tafeln auf dunkelrothem Grunde gezeigt werden. Sie stehen in folgender Ordnung links vom Eingange beginnend: „Oesterreicher, Bayern, Tyroler, Böhmen, Franken, Schwaben, Rheinländer, Thüringer, Hessen, Westphalen, Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Mähren, Hannoveraner und Preußen.“ Jedem der Pfeiler gegenüber steht am äußeren Rande der

Terrasse ein Kandelaber in weißem Kelheimer Kalkstein nach wundervoller Zeichnung ausgeführt. Ueber den Kolossalfiguren läuft eine aus 54 Säulen bestehende Gallerie, und auf dem Hauptgesimse über dieser eine Balustrade um den Bau. Hinter dieser erhebt sich die Brustwehr oder Tambourmauer mit Gesims, worauf 18 in die Luft ragende Kriegstrophäen als herkulische Wächter über Deutschlands Gauen postirt sind.

Das Innere der Halle.

Mit wundersamen Gefühl treten wir mit gespannter Erwartung in das Innere des Nationaltempels. Die riesigen Verhältnisse, der Farbenglanz, die Spiegelglätte und Reinheit der Formen in allen Gebilden vom Fußboden bis zur majestätischen Kuppel, die blendend weißen Genien, dies Alles ergreift mit Allgewalt die Seele, und wenn es auch nicht in Schriftzügen auf den Boden eingegraben stünde: „Seid einig ihr Teutschen, dann seid ihr auch stark, ein unüberwindlich Volk, so würden es uns die 34 Siegesgöttinnen sagen, was der königliche Gründer des Wunderbaues gewollt. Nahen wir dem Centrum des spiegelglatten, vielfarbigen Marmorbodens. Hier lesen wir, in Sienamarmor gelegt, die beherzigenswerthen Worte, welche der königliche Bauherr bei der Grundsteinlegung zu diesem Prachtbau gesprochen: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt.“ Verfolgen wir dann die Theile der Wände von dem prächtigen Fußboden aufwärts. Auf den Stylobats stehen die 12′ hohen Viktorien, 34 an der Zahl, mit den Piedestälen zu den Inschriftschildern, die die Namen der Gefechte und Schlachten tragen, durch welche Deutschland befreit wurde. Ein mit Solenhofer Steinen gepflasterter Gang hinter den Viktorien führt durch die Arkadenpfeiler an den Halbnischen vorbei, vor welchen je eine Gruppe der Siegesgöttinnen aufgestellt ist. Die Nischen mit rothmarmorirtem Hintergrund haben im Gewölbe 15 verzierte Casetten. Der Sockel ringsum ist von wunderschönem Staußacher und Weltenburger Marmor, gelbbrauner Farbe. Die polirten Arkadenpfeiler aus Haunzenberger Granit, 18 an der Zahl, haben mit Schaft und Capitälern eine Höhe von 28′. Die Capitäler sind aus blau geflammtem Carrara-Marmor und mit herrlichen Arabesken verziert. Oberhalb den Capitälern erblicken wir 18 Sequentbögen, verkleidet mit geflammtem Carrara-Marmor und verzierten Gesimsen. Im Raume über den Sequentbögen bis zur zweiten Stylobat befindet sich wieder eine Verkleidung von gelbem Siena-Marmor, worin die 18 Inschrifttafeln von weißem Carrara-Marmor angebracht sind, auf denen die Namen der berühmten (18) Feldherren glänzen, die den deutschen Befreiungskampf mitgemacht. Unter dem Gesimse der zweiten Stylobat bilden 18 großartige Consolen von Schlanders den Uebergang des Baues aus den 18 Hohlecken in die vollkommene Rotunde. Die sich hier anschließende zweite Stylobat besteht aus 5 Lagen geflammtem Carrara-Marmor mit verschieden gezierten Gesimsen. Auf dieser Stylobat steht die Gallerie mit 72 doppelreihig aufgestellten Granitsäulen aus dem Fichtelgebirge. Oberhalb den Capitälern läuft eine Füllung hin, worin die Namen der im Befreiungskriege zurückeroberten Festungen angebracht sind. Oberhalb dem Hauptgesims folgt die Attika mit 36 Pilastern und 36 Feldern aus künstlichem Marmor mit 72 Füllungen und verzierten Gesimsen. Die Kuppel schmückt eine Casettirung von 250 Casetten. Den Abschluß der Casettirung bildet ein 5′ breiter Kreis mit 2 verzierten Gesimsen, in deren Mitte der große Eichenkranz das Symbol der deutschen Einheit und die Krone der prachtvollen Kuppel schwebt. Durch die Oeffnung des Eichenkranzes sendet eine

26′ weite und 20′ hohe Glaslaterne einen Strom magischen Lichtes herab, das die Herrlichkeit des Saales wie im Zauberglanze erscheinen läßt. Noch ein paar Stiegen hinauf, und es öffnet sich uns, indem wir auf der äußeren Gallerie, auf der Balustrade, oder — wenn uns der Schwindel nicht packt — gar innerhalb des Tambourgesimses an den Trophäen den Bau umkreisen, eine wundervolle Aussicht in Gottes freie Natur auf ein Territorium, das ebenso reich an pittoresken Scenen, als an historischen Erinnerungen ist.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Gleichviel, sagte Claire; Dein Schicksal ist dem meinigen vorzuziehen. Du bist reich, Hortense, oder wirst es wenigstens einmal sein. Du kannst hoffen. Aber welche Zukunft hat meine Liebe? Ich bin nur eine Arbeiterin, er ist ohne Zweifel noch weniger als ein Arbeiter. Arm alle Beide, was können wir anstreben? Du siehst, daß Du trotz Deiner Klagen noch glücklicher bist, als ich.

Hortense schüttelte ungläubig den Kopf.

Aber halt, rief Claire; ich habe Dich am Anfange Deiner Beichte unterbrochen. Ich habe Dir Alles gesagt, jetzt ist die Reihe an Dir. Zuerst, sein Name.

Gut also, er heißt —

Hortense hielt plötzlich inne; Jemand trat in den Laden.

Es war Réné de Verdières.

Die beiden jungen Mädchen erbebten zu gleicher Zeit, ohne daß die eine die Verwirrung der andern gewahr wurde.

Réné sah nur auf Hortense; er war blässer als gewöhnlich, seine Haltung unentschiedener.

Ist Herr Jorry nicht zu Hause, mein Fräulein? fragte er mit schwacher Stimme.

Nein, Herr Réné.

Bei dem Namen Réné klang in der Brust Claire's ein Echo wieder.

Wollen Sie mit ihm sprechen? fuhr Hortense fort; er ist oben, ich kann ihn benachrichtigen.

O, das ist unnöthig, Mademoiselle; meine Absicht war nur, jene schöne Ausgabe von Petrarca mir von ihm zu erbitten, die er mir schon mehrmals zu konsultiren erlaubte.

Seinen Venetianer Petrarca, nicht wahr?

Ja, mein Fräulein, den von 1546.

Das trifft sich unangenehm; mein Vater hat ihn, ich weiß nicht warum, in seinen eigenen Glaskasten eingesperrt, aber ich will den Schlüssel bei ihm holen.

Ich bin vielleicht unbescheiden, mein Fräulein? warf er ein.

Nein, nein, Herr Réné, nein! beeilte sich Hortense zu antworten. Mein Vater sagte mir noch gestern, wie sehr es ihm Vergnügen mache, Ihnen seine kostbarsten Bücher

anzuvertrauen. Ich bitte Sie nur um einen Augenblick Geduld, denn ich muß ihn in den Mansarden aufsuchen.

Der Wunsch, Réné zu gefallen, überwog im Geiste Hortense's jede andere Rücksicht, und sie sah keine Gefahr darin, ihn einige Augenblicke mit Claire allein zu lassen. Wie sie verschwunden war, wurde der junge Mensch nach seiner Gewohnheit wieder schweigsam und wühlte auf den Gestellen herum, ohne auf die junge Arbeiterin Rücksicht zu nehmen. Diese mußte mit Affektation husten, damit er sich ihr zuwendete.

Ah, Sie hier, Mademoiselle! rief er erstaunt.

Claire lächelte erröthend. Sie erkennen mich also endlich, mein Herr? sagte sie.

O, Mademoiselle, entschuldigen Sie meine Zerstreuung; ich hatte Sie nicht gesehen und dann erwartete ich so wenig —

Mich zu treffen? Wir sind doch am Wege nach dem Pont des Arts.

Ah, Sie erinnern sich?

Woran? sagte sie mit erkünstelter Naivetät.

An den Tag, an welchem ich das Glück hatte, Ihnen eine sehr geringe Gefälligkeit erweisen zu können.

Ja, mein Herr, ich erinnere mich an diesen Tag — und an die andern.

Wäre es möglich! sagte Réné freudig.

Aber alsbald wurde sein Gesicht wieder düster. Er hatte soeben seinen Blick auf seinen verzweifelten Anzug geworfen. Nur in den öffentlichen Bibliotheken, unter dem kläglichen Haufen von Professoren ohne Schüler, von ewigen Supplikanten und halb Verrückten, die dem Stein der Weisen oder dem griechischen Feuer nachlaufen, hätte man ein solches Spinnenkleid finden können. An den Schultern haftete der Rock wie ein Heftpflaster auf dem Fleisch, immerhin noch anständig, trotz seiner umfassenden Dintenkleckse und seiner Knöpfe, von denen nur die Hülse übrig geblieben war, ein grausamer Rock, weder grau, noch blau, noch schwarz. Es war der Rock einer letzten Audienz, der die Unverschämtheit der Lakaien herausfordert; der feuchte, kalte Rock, über den auf der Straße Niemand lacht, der Rock, der längst allen Ausbesserungen Lebewohl gesagt hat. Es war der Rock vor dem Selbstmord. Réné hatte gekämpft, so lange er es vermochte. Endlich aber ward der Mensch vom Rock überwunden, er trug ihn jetzt, wie man eine Schandtafel trägt, mit gesenkter Stirn, das Auge zur Erde geschlagen. An demselben Tage hatten sich, um das Schrecknis auf's Aeußerste zu treiben, entsetzliche Störungen im Rocke gezeigt; die Aermel gaben, nachdem sie das Terrain bis zum letzten Augenblick vertheidigt hatten, nach, die Explosion erfolgte. Die übrigen Kleidungsstücke waren in ähnlichem Zustande wie der Rock.

Alles dies hatte Réné von Verdières mit einem Blick übersehen, als seine Konversation mit Claire einen verliebten Ton anzuschlagen begann. Dieses hatte seine aufkeimende Freude zertreten und das Wort auf seinen Lippen erstarren machen. Plötzlich schüttelte er den Kopf und sagte sich, daß er träume oder daß er närrisch sei. Liebe, für ihn? War das möglich? Er griff wieder zu seinem Buche, vertiefte sich in seine Lektüre und in seinen Schmerz. Dieser Blick und die darauf folgende Bewegung entgingen Claire, welche ihren entsetzlichen Sinn begriff, nicht. Fünf Minuten verflossen in gänzlichem Stillschweigen, und dieses schien sich noch in's Unendliche verlängern zu wollen, als das junge

Mädchen, welches Réné nicht aus den Augen ließ, ihn plötzlich erblassen und mit der Hand nach der Brust zucken sah.

Mein Gott! Was fehlt Ihnen, mein Herr? schrie sie, aufstehend.

Nichts, mein Fräulein, antwortete er mit erstickter Stimme, es ist nichts, ich versichere Sie.

Ich glaubte an eine Ohnmacht —

Eine Ohnmacht, ja —

Er begleitete diese Worte mit einem sonderbaren Lächeln.

Sie sollten etwas zu sich nehmen, sagte sie freimüthig.

Eine Röthe, rasch auffliegend wie ein Blitz, ersetzte auf seinen Zügen die gewöhnliche Leichenblässe. Er nahm das junge Mädchen scharf ins Auge. Die Frage, welche sie an ihn gerichtet hatte, konnte auch unter den vorhandenen Umständen als eine entsetzliche Ironie gelten. Réné de Verdières hatte seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen. Durch Entbehrungen zu Entbehrungen, durch Auskunftsmittel zu Auskunftsmitteln war er bei dieser äußersten Periode, der letzten, angekommen. Langsam war er dabei angelangt, und mit offenen Augen, wie ein Mensch, der eine Treppe, eine Stiege nach der andern hinabsteigt. Nachdem er den vorhergehenden Tag in der Erwartung irgend eines Zufalles zugebracht, war er in der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen, eingeschlafen; aber das Leben ist ein kräftiger Spottvogel. Réné schleppte sich am Morgen zu dem Buchhändler Jorry; ein Plan hatte sein Gehirn durchzogen, ein Projekt, welches ihn tröstete, wie ein Strahl jener Sonne, die bald auf immer für ihn erlöschen sollte. Er wollte sich einen letzten Genuß verschaffen. Ein Sybarite des Gedankens, der immer den Büchern seine höchsten Wonnen verdankte, wünschte er in ihrer Mitte zu sterben und seine Seele, so zu sagen, in dem Hymnus eines angebeteten Dichters auszuhauchen. Deshalb hatte er Petrarca's Werke verlangt. Es sollte sein Malvasier-Faß sein; da er sich nicht mit Rosen krönen konnte, umgab er sich mit lächelnden Gesängen und Stanzen, leicht wie ein Nymphenchor: — ihr sanftes Geräusch, sagte er zu sich selbst, wird auf meinen Lippen das Geheimniß des Todeskampfes ersticken, und Dank dieser dichterischen Magie wird mein letzter Seufzer eine letzte Wonne sein. Wir haben gesehen, wie sein Vorhaben durch die unerwartete Anwesenheit Claire's, jenes jungen Mädchens, das er seit zwei Monaten heimlich liebte, und das ihm in dieser verhängnißvollen und entscheidenden Stunde, wie der Engel der Reue erschien, durchkreuzt wurde. Deßhalb versuchte er es, ihr Bild zu verscheuchen, wie man eine zu theure und zugleich zu schmerzliche Vision verjagt. Claire war abermals bestürzt, zugleich bestürzt und entsetzt. In dem stieren Blick des jungen Menschen hatte sie die Wahrheit, die ganze Wahrheit durchschaut. Nun ergriff es sie wie ein Schwindel und sie war genöthigt, sich an den Zahltisch anzuklammern. Es überkam sie jenes mit Schrecken untermischte Gefühl der Verwirrung, welches fast immer durch die Entdeckung eines großen Unglücks, einer großen Beschämung erzeugt wird. Zwei Thränen rannen aus ihren schönen Augen. Réné sah sie nicht. Einen Moment der Schwäche überwindend, las er heroisch weiter. Sein stets blasses Gesicht trug jetzt eine erkünstelte Miene der Sorglosigkeit und Ruhe zur Schau, das ihm schlecht stand. Schon aber summte es in seinen Ohren, seine Augen verschleierten sich trotz seiner Willenskraft und seine Hände zitterten. Er täuschte sich nicht über diese Symptome. Er glich in diesem Augenblicke einem zum Tode Verurtheilten, der lange Zeit hin-

durch seine Begnadigung erwartet oder auf den Zufall gerechnet hat. Der verhängnißvolle Tag erscheint; der Verurtheilte, den man zur Hinrichtung führt, wirft lange Blicke um sich; er sieht die Freunde nicht, die ihm die Befreiung versprochen hatten. Er seufzt und setzt seinen Weg fort. Während man ihm die Augen verbindet, sucht er noch Zeit zu gewinnen. Alles umsonst. Er kniet nieder und betet, ein Wunder allein kann ihn retten, aber auf dieses Wunder hofft er nicht mehr. Er sagt dem Leben Abschied — sein Kopf wird auf den Block gelegt. Da kommt seine Begnadigung!

Réné's Begnadigung kam unter analogen Umständen und in einem ebenso verzweifelten Augenblick. Sobald die junge Arbeiterin die ganze Ausdehnung seines Elends errathen hatte, hatte sie nur mehr einen Gedanken: ihm gegen seinen Willen zu Hilfe zu kommen, ihn zu unterstützen ohne ihn zu beleidigen. Das war schwierig. Sie besaß nur ein Fünffrankstück, das Ergebniß des Sparens von einem ganzen Monat; aber wie war daran zu denken, es ihm anzubieten? Wie konnte sie hoffen, ihm einen solchen Nothheller darbringen zu dürfen? Inmitten dieser Reflexionen fielen ihre Augen auf den Hut Rénés. Wir haben die Kleider Réné's beschrieben, wir verzichten darauf, den Hut zu beschreiben. Er lag auf einem mit Fleiß im finstersten Winkel des Ladens ausgesuchten Stuhle. Claire näherte sich demselben auf die natürlichste Weise von der Welt, indem sie sich das Ansehen gab, etwas zu suchen. Ein Sacktuch lag, wie um ihr Projekt zu begünstigen, im Hut. Sie dachte, das Sacktuch würde das Geräusch des hineinfallenden Geldstücks, das sie in der Hand hielt, dämpfen. Aber — auf dem Punkte, ihre großherzige Handlung auszuführen, wurde sie von Beängstigung ergriffen und das ihrer Hand entschlüpfte Fünffrankstück fiel neben das Sacktuch und klapperte auf dem Boden des Hutes. Das Verhängniß wollte, daß Réné im selben Augenblick die Augen aufschlug. Er fuhr zurück, wie wenn er einen Peitschenhieb in's Gesicht erhalten hätte.

Mademoiselle! Mademoiselle! Was thun Sie da? dieser Hut ist mein.

Claire verstummte und dachte an Flucht.

Sie verstehen mich nicht, nahm er wieder das Wort; Sie antworten mir nicht!

Mein Herr, stammelte sie, verzeihen Sie mir, ich bitte Sie — ich wußte nicht — ich — es war nicht bös gemeint. —

Er sah, wie ein Thränenstrom das Gesicht dieses Kindes überfluthete. Réné war im tiefsten Herzen gerührt. Er faßte Claire an der Hand und sagte mit bewegter Stimme: Wissen Sie, was Sie gethan haben? Sie haben mir ein Almosen gereicht. Sie haben mich wie einen Bettler behandelt.

Nein, sagte sie, wie einen Freund, einen Bruder.

Sprechen Sie die Wahrheit? sagte er mit jenem Zögern und jener Ungläubigkeit, welche den Unglücklichen eigen sind.

Warum sollte ich lügen? antwortete Claire, ich bin dem Zuge meines Herzens gefolgt, Sie müssen nur meine Ungeschicklichkeit anklagen.

Armuth macht mißtrauisch, sagte Réné; ein Uebermaß von Zartgefühl läßt Sie ohne Zweifel das Interesse, das Sie an mir nehmen, übertreiben.

Sind Sie denn so wirklich ganz und gar ein Fremder für mich?

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich nur ein solcher wäre. Es gibt Menschen, von denen man Alles eher erwarten will, als Mitleiden.

Schließt denn das Mitleiden jedes andere Gefühl aus? sagte Claire leise.

René betrachtete sie einige Zeit stillschweigend.

Spielen Sie nicht mit mir, sagte er endlich. In dem Augenblick, wo Alles vor meinen Augen zu verschwinden beginnt, lassen Sie in diesem Augenblick keine Täuschung aufleuchten, welche meinen Todeskampf noch schrecklicher macht. Wir wollen nichts gehört, nichts gesehen haben. Noch ist es Zeit, nehmen Sie Ihr Geschenk zurück.

Ich werde nichts zurücknehmen. Ich will, daß Sie leben.

Hüten Sie sich! sagte René; das ist eine schwerere Verbindlichkeit, als Sie denken; sie kann für Sie verhängnißvoll werden. Ich kann nicht nur zur Hälfte dankbar sein; wer mir einen Winkel seines Herzens anbietet, dem gebe ich mein ganzes Leben. Die Worte Achtung, Hingebung, Neigung, diese Worte, welche für die übrigen Menschen eine getrennte Bedeutung haben, verschmelzen bei mir in das einzige Wort: Liebe.

Ach, mein Herr! rief Claire erröthend.

Sie sehen, meine Art zu danken erschreckt Sie bereits. O, ich gehöre nicht zu denen, die man ungestraft verpflichtet, setzte er, sich zu einem Lächeln zwingend, hinzu. Glauben Sie mir, gehen Sie nicht weiter in Ihrer Mildthätigkeit, mein Fräulein. Halten Sie mich nicht am Rande des Abgrunds zurück. Sie wissen nicht, wer ich bin, ich würde Ihrer glänzenden Jugend nur Unglück bringen. Ich bin ohne Stütze, ohne Zukunft, ohne Muth. Mein träumerisches Wesen ist nur die Verkleidung meiner Faulheit; meine Kenntnisse, wenn ich mich eines so anmaßenden Wortes bedienen darf, gehören nicht unter diejenigen, welche leicht zu verwenden sind. Welchem Zweige der Thätigkeit soll ich mich anschließen? es mangelt mir der feste Wille, ein Handwerk zu ergreifen. Wenn ich mich nur für irgend etwas, für eine Idee, für eine Entdeckung begeistern könnte. Aber Nichts! Nichts! mein Geist tönt hohl, wo immer ich an ihn poche. Ich liebe die Bücher ihrer selbst wegen, als wenn ich ein fürstlicher Liebhaber wäre. Mein Portrait kann ich in zwei Worte zusammenfassen: unbekannt und unnütz. Wollen Sie noch immer, daß ich lebe?

Ja, sagte Claire, ihm die Hand reichend.

Ein auf der Treppe entstehendes Geräusch kündete die Rückkehr Hortense Jorry's an. Claire zog ihre Hand rasch aus der des jungen Mannes zurück und stürzte, zu aufgeregt, um die vorhergegangene Unterhaltung mit ihrer Freundin wieder aufnehmen zu können, auf die Straße.

---

4. Das verhängnißvolle Buch.

Die Augen fest auf die Thür geheftet, durch welche die junge Arbeiterin verschwunden war, stand René unbeweglich da und fragte sich, ob das, was er seit einigen Augenblicken gesehen und gehört, nicht der Anfang einer Hallucination, die Folge eines 48stündigen Fastens war. Hortense trat herein.

Ich habe Sie lange warten lassen, sagte sie, aber mein Vater stack so tief unter dem Gerümpel da oben, daß ich tausend Mühen hatte, ihn herauszufinden.

Sie sagte nicht die Wahrheit. Jorry, durch ihre dienstfertige Eile mißtrauisch geworden, hatte Schwierigkeiten gemacht, ihr den Schlüssel des Glaskastens auszuhändigen.

Auf ihre Bitten hatte er sich jedoch dazu entschlossen, nachdem sie ihm zu wiederholten Malen versichert, daß es sich um einen ernstlichen Kauf handle.

Wie viel Mühe ich Ihnen mache, Mademoiselle! sagte Réné, noch kaum aus seinem verstörten Wesen zurückgekommen.

Sprechen wir nicht mehr davon, Herr Réné; ich wünschte, ich könnte Ihnen noch mehr Gefälligkeiten erweisen. — Aber ich sehe ja Claire nicht, sagte sie, sich unterbrechend.

Claire?

Ja, das junge Mädchen, das bei mir war, wie Sie hereinkamen.

Ah, sie heißt Claire! wiederholte er laut.

Haben Sie sie hinausgehen sehen? fragte Hortense überrascht.

Ich glaube ja — ja — ja.

Hortense's Stirn umwölkte sich. Ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe schlich sich in ihr Gemüth. Sie versuchte es zu verscheuchen, indem sie das beschleunigte Weggehen Claire's der vorgerückten Stunde und dem Zwange ihres Arbeitslokals zuschrieb. Uebrigens ließ diese Anwesenheit sie mit Réné allein und Hortense suchte die Gelegenheit eines solchen tête-à-tête. Sie war sogar entschlossen, an diesem Tage von Seite des jungen Menschen ein entscheidendes Geständniß zu provoziren.

(Fortsetzung folgt.)

Festgesang
zur Eröffnung der Befreiungshalle bei Kelheim am 18. Oktober
von August Becker.

Nach der Melodie des Walhallaliedes.

Brausend, wie ein Hochgewitter, schalle heut' des Sieges Dank.
Wo vor deutscher Kraft in Splitter einst des Fremden Herrschaft sank.
Ewig diesen Tag zu feiern hob sich an dem Donaustrom
Prächtig in dem Gau der Bayern deutschen Ruhmes hoher Dom.

Sieg für Sieg aus Schildesrahmen glänzt die große Heldenzeit,
Hier bei diesen hohen Namen denkt daran, was uns befreit!
Einig zu dem Bau der Halle Stamm für Stamm im Bild sich reiht —
Deutschland hat ja Raum für Alle — ihm sei jede Kraft geweiht!

Denkt, was einst wie Gottes Blitze in die Feinde niederfuhr.
Bei dem Donner der Geschütze schwört der Eintracht heiligen Schwur!
Knüpfen wir beim Lob der Ahnen selbst der Eintracht festes Band,
Bleibt der Sieg bei deinen Fahnen, großes deutsches Vaterland!

Jugendfrisch wirst du erstarken in der alten Heldenkraft!
Und an unsern fernsten Marken flaggt dein Banner stolz vom Schaft.
Greift ein Feind mit kecken Händen seine Ehre frevelnd an —
Reißt die Waffen von den Wänden! Deutsche Jugend stürm' heran!

Und vor wildem Schlachtengrauen, Büchsenknall und Schwerterschlag,
Sei verstummt in Deutschlands Gauen Redespiel und Festgelag.
Erst errungen, was im Westen, was im Norden es verlor:
Dann in heil'gen Siegesfesten jubeln wir zu Gott empor!

Ja, der Pulvernacht entsteigen wird ein Tag voll Siegesglanz,
Der das Vaterland wird zeigen mächtig, unversehrt und ganz.
Weltbeleuchtend, sonnenscheinig lohre der Begeist'rung Brand, —
Deutschlands Völker jubeln einig: „Heil dir großes Vaterland!"

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 45. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. November 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir haben nicht nothwendig zu sagen, wie weit Réné davon entfernt war, die Belagerung die jetzt gegen ihn organisirt wurde, zuahnen. Er wärt gerne fortgegangen, aber das war unmöglich, nachdem er aus den Händen Hortense's den verlangten Petrarca erhalten hatte. Seit einigen Minuten las er also, oder stellte sich als ob er lese, denn seine Gedanken waren tausend Meilen von dem Bande weg, als er von der Tochter des Antiquars unterbrochen wurde.

Monsieur Réné?

Mademoiselle?

O, ich störe Sie ohne Zweifel!

Sie stören mich durchaus nicht, ich wollte soeben meine Lektüre beendigen.

War jener Petrarca, dessen Verse Sie so sehr bewundern, nicht in eine gewisse Laura verliebt?

Laura de Sades; ja, mein Fräulein.

Ich bemerke Etwas, Monsieur Réné; fast alle großen Dichter waren groß in der Liebe.

Das ist wahr, es gibt wenige Meisterwerke, denen nicht irgend eine große Leidenschaft zu Grunde liegt.

Ah, sagte sie mit schelmischen Lächeln, wenn Sie also berühmt werden wollen, Monsieur Réné, so bleibt Ihnen nichts übrig, als sich zu verlieben.

Ich bin kein Dichter, Modemoiselle, antwortete er.

Es war um die Kombinationen Hortense's geschehen; ein Wort hatte sie umgestoßen. Réné setzte, einem tief innern Gedanken folgend, wie verbessernd hinzu:

Nichts desto weniger glaube ich, daß von allen Gefühlen es die Liebe ist, die am meisten die Energie erzeugt.

In den Augen Hortense's konnte dieser Satz als Einleitung in eine Erklärung gelten. Sie faßte wieder Hoffnung, als die Thüre des Ladens plötzlich aufging, und der Doctor Quatre-Epingles hereintrat.

Mademoiselle, ich habe die Ehre Sie zu begrüßen; guten Morgen, mein junger gelehrter Freund.

Hortense hatte Mühe, ihren Verdruß zu verbergen. Réné tauschte mit dem Doktor einen herzlichen Händedruck. Sein Charakter, wie sein Wissen standen bei ihm in gleich hohem Ansehen. Obgleich mehr als sechzig Jahre alt, trug der Doctor Quantre-Epingles oder vielmehr der Doctor Anselme (man kannte ihn unter diesen beiden Namen) sein Alter kräftig, wie alle Leute, welche mehr mit dem Geiste als mit dem Körper leben. Seine Physiognomie zeugte von großer Sanftmuth mit wahrhaftem Adel. Sein Anzug, der ihm seinen Namen verschafft hatte, bestand unabänderlich aus einem schwarzen Ueberrock, schwarzen Beinkleide und einer weißen Kravate. Diese weiße Kravate, den runden Hut und die silberbeschnallten Schuhe hatte er aus den Moden seiner Jugend übrig behalten. Klein, mit lachenden Lippen, einer leichten Haltung, feinen Fingern, wußte er zugleich Lächeln, Sympathie und Respekt hervorzurufen.

Reich war er auch nicht und um seine Bibliothek allmählig zu vermehren, mußte er oft an den nothwendigsten Dingen sich absparen. Um seinen Geschmack mit seinen pekuniären Hilfsmitteln in Einklang zu bringen, hatte er es frühzeitig verstanden, sich in die Schranken einer „Spezialität“ zu bannen. Die Spezialität ist die Zuflucht der Bücherfreunde, deren Mittel beschränkt sind. Nur Regierungen und Generalsteuereinnehmer können alle schönen Bücher ohne Unterschied kaufen.

Es gibt Spezialisten der Wissenschaft, die unerhörtesten und pedantischsten, solche, die wie Abbot fünfhundert fünfunddreißig verschiedene Spinnenwebenspezies aus Georgien in Amerika gezeichnet und kolorirt haben. Es gibt Spezialisten des Romans, des Ritterromans des Romans der unterirdischen Gewölbe, der Liebesromane.

Herr von Solienne, der die Spezialität des Theaters hatte, war so weit gediehen, nur Stücke zu sammeln, die nie gespielt oder gedruckt worden waren. Ein anderer Buchnarr suchte nach einem gewissen Wurm in den Büchern, der nur in Einbänden von einem gewissen Leder vorkommt.

Dr. Quatre-Epingles hatte eine Spezialität, die ebenso elegant und sanfter Natur war, als es sein ganzes Wesen voraussetzen ließ. Er sammelte Poesien.

Hortense hatte einen schiefen Blick auf den Dr. Quatre-Epingles geworfen, der nicht wußte, wie sehr er, nach Durchkreuzung ihrer Pläne, auch noch ihre Meinungen verletzte. Sie zögerte nicht, sich zu rächen. Der Dr. Quatre-Epingles lorgnirte seit einigen Wochen eine Ausgabe der Mélanges poétiques der Gräfin Fanny de Beauharnais.

Endlich hatte er die nöthigen Fonds zu diesem Ankaufe beisammen, weßhalb er auch heute in so trefflichem Humor war.

Ei, sagte er mit jener anscheinenden Unbekümmertheit, von der sich kein Kaufmann mehr fangen läßt, da ist ein Werk, zu dem ich fast Lust hätte.

Sie sind nicht der Einzige, antwortete sie etwas barsch, ein prachtvolles Exemplar auf holländisches Papier, und welcher Einband!

O, der Einband hat nichts Bemerkenswerthes, es steht ja nicht einmal der Name des Buchbinders darauf.

Was liegt daran? Dieses Buch finden Sie in ganz Paris nicht.

Sie glauben? sagte der Doctor voller Angst.

Eine Unterstützung suchend, wendete er sich an Réné:

Monsieur Réné, mir scheint, Fräulein Jorry täuscht sich?

Jetzt nahm Réné das Buch in die Hand.

Sie befinden sich sicherlich im Irrthum, mein Fräulein. Die Mélanges der Gräfin von Beauharnais kommen in einer Versteigerung vor, die am 28. des nächsten Monats stattfindet. Uebrigens ist Ihr Exemplar, so schön es sonst sein mag, etwas mangelhaft, denn es fehlen darin zwei Kupfer von Marillier, die gewöhnlich in ausgesuchten Exemplaren vorkommen. Wie dem auch sein mag, Ihr Exemplar hat jedoch seinen Werth.

Hortense biß sich auf die Lippen. Wenn Jorry gehört hätte, wie Réné von Verdiéres derartig vor einem Käufer sprach, so wäre dieser sein Besuch mit größter Wahrscheinlichkeit sein letzter gewesen. Der Doctor gerieth über die Tiefe dieses Wissens in Extase.

Warum petitioniren Sie nicht um eine Stelle als Bibliothekar? fragte er.

Ich habe darum nachgesucht, man hat es nicht für gut gefunden, mir zu antworten.

Dann hätte Sie vom Neuen anklopfen sollen. Die jungen Leut von heute zu Tag haben einen Stolz, denn ich nur schwer begreife. Es ist doch keine Erniedrigung, wenn man zu wiederholten Malen die Anwendung seiner Kräfte für die Gesellschaft verlangt. Ausdauer ist nicht gleichbedeutend mit Intrigue.

Sie haben Recht, Doctor, ich habe aber auch weder Stolz noch Widerwillen, ich bin höchstens der Apathie schuldig. Ich weiß es und bin entschlossen, mir muthig irgend welche Hilfsquellen zu eröffnen. Bis jetzt habe ich, ich will es gestehen, zu sehr den Zufall in der Linie meiner Berechnungen hervortreten lassen. Der Zufall bietet sich jedoch nur denen an, die von seinem Namen nichts wissen. Unter anderen Luftspiegelungen, auf deren Wirklichkeit hin ich lange Zeit im Schlaf zubrachte, hatte man mit mir oft von einem Onkel mütterlicher Seite gesprochen, der schon in frühen Jahren nach Rußland ging. Dieser Onkel hatte, wie die Legende sagte, sich im Dienste des Czaren bedeutend bereichert. Ich habe dahin geschrieben, ich habe mich an den Gesandten gewendet, umsonst! Niemand konnte mir Nachrichten über den Grafen von Plougastel geben. Er war von Seite meiner Mutter mit mir verwandt. Vielleicht beerbe ich ihn einmal, aber ich kann nicht immer warten, ich habe es zu sehr gethan. Es ist Zeit, daß ich endlich mit meinem beschaulichen Leben breche und mir ein Ziel vorsetze. Um anzufangen, ziehe ich morgen den schwarzen Rock an.

Den schwarzen Rock! fragte Hortense, auf's Aeußerste bestürzt, wollen Sie in's Seminar eintreten?

Nein, mein Fräulein, antwortete Réné lächelnd; aber in den Justizpalast, ich bin Jurist.

Sie sind Jurist! sagte sie mit einem Tone der Befriedigung, das ist ein vortrefflicher und ehrenvoller Stand.

Der einem Mann von Talent fast immer zur Wohlhabenheit verhilft, fügte der Doktor Quatre-Epingles bei.

Doktor, sagte René, den Kopf schüttelnd, Sie sind heute Morgen Optimist, um mich zu ermuntern. Ich danke Ihnen, aber ich täusche mich nicht. Ich weiß, daß um zu reussiren, ein Advokat stets zahlreiche Konzessionen machen muß und daß von allen Vorsichtsmaßregeln, wenn er in die Umfriedung der Gerechtigkeit tritt, es die erste, die unumgänglichste ist, einen Dämpfer auf die Stimme des Gewissens zu setzen. Ich weiß das. Aber ich bin entschlossen; ich bin ein Kind meiner Zeit und werde meine Gedanken den allgemein angenommenen Prinzipien anzuschmiegen wissen. Ich bin müde, wenn nicht beschämt, von meinen Gefühlen übertölpelt worden zu sein. Die Beredsamkeit ist eine Waare, eine Waffe, ein Vorwand, gut! ich werde Beredtsamkeit zu allen Preisen und für Jedermann haben, und über Alles, was man von mir will. Ich werde es machen, wie die andern, weil man es so machen muß, um zu etwas zu gelangen. Das ist nicht schwer, aber gut und ehrenvoll, wie Mademoiselle soeben gesagt hat. O, ich werde ein guter Advokat, Sie werden sehen.

Lieber Freund, entgegnete der Doctor, mißtrauen Sie dem Geiste des Spottes und der Bitterkeit, der mir unglücklicher Weise der Geist Ihrer Generation zu sein scheint. Ich nehme das Glaubensbekenntniß, das Sie soeben entwickelt haben, als Satyre an. Aber glauben Sie mir, sehen Sie sich die Korruption nicht zu genau an, sie zieht an. Treiben Sie keinen Scherz mit dem Gewissen. Niemals, hören Sie! Eine erste Transaktion, so leicht sie sein mag, zieht unvermeidlich eine zweite nach. In der moralischen Weltordnung herrscht ein verhängnißvolles Gesetz der Progression, ich habe es oft bemerken können. Aus allen meinen traurigen Wechselfällen, denn auch ich habe deren gehabt, habe ich viele Beobachtungen gesammelt; die wichtigste, wenn auch nicht die neueste ist die: das Gute erzeugt Gutes, aber noch sicherer bringt das Böse Böses hervor. Die Gewohnheit der Schlechtigkeit ist diejenige, welche man sich am leichtesten und am unmerklichsten aneignet. Eine Schwäche, eine einfache Schwäche wird die Quelle eines Fehlers, dieser wird ein Laster, aus diesem Laster wird vielleicht ein Verbrechen. Und das ganz logisch, da ist ein Fluß, weil dort ein Wassernetz ist. Entschuldigen Sie mich, lieber René, ich moralisire, wie alle Greise und ich übertreibe wie alle Moralisten.

Nein, Doktor; Ihre Worte sind die der Würde und der Erfahrung.

Gut, im Namen dieser Erfahrung: wenn Sie, um zu reussiren es machen müssen, wie die andern, so bleiben Sie lieber tausendmal auf dem Wege zurück. Werden Sie ein Thor, ein gutmüthiger Tölpel, ein Märtyrer. Aber bewahren Sie immer die Achtung vor sich selbst. Solche Rathschläge sind vielleicht altmodisch und naiv, aber sie werden ewig groß bleiben. Wie veraltet auch seine Sprache sein mag, der Mensch, welcher an die Ehrlichkeit appellirt ist gewiß, niemals lächerlich zu sein.

Ich danke Ihnen, Doctor, ich werde mich an die Lektion erinnern.

Eine Lektion ist das rechte Wort nicht, eine Konsultation war es höchstens.

Hortense hatte diese Diskussion mit dem lebhaftesten Interresse mit angehört. Als aber der Doctor Quantre-Epingles zu Ende war, konnte sie dem Wunsche nicht widerstehen, ihm einige Epigramme zuzuwerfen.

Das sind sehr schöne Maximen, sagte sie; ohne Zweifel haben Sie nach denselben gelebt, Doctor?

Ich habe es wenigstens versucht.

Ich glaube indessen gehört zu haben, daß man am Hofe Ludwigs XVIII. weniger rigoros war.

Am Hofe Ludwigs XVIII.?

Man hat mir gesagt, Sie seien Page des Königs gewesen; vielleicht hat man mich getäuscht.

Das Lächeln des Doctors verschwand für einen Augenblick.

Nein, Mademoiselle, man hat Sie nicht getäuscht· Ich war in der That Page. In der Verbannung geboren, fast fortwährend unter den Augen des Königs, war es ganz natürlich, daß ich seinen Geschicken folgte. Mein Vater war auf dem Schaffot gestorben, seine Güter waren konfiszirt und zertrümmert worden. Seine Majestät haben geruht, sich in der Stunde Seiner Rückkehr nach Frankreich an mich zu erinnern, indem Sie mich Höchst-ihrer Person zutheilten.

Damals hießen Sie wohl nicht kurzweg Doctor Anselme —

Der Doctor glaubte die Konversation auf einen andern Gegenstand lenken zu müssen.

Was kostet dieses Werk, mein Fräulein? fragte er, auf die Mélanges de poésies der Gräfin Fanny de Beauharnais zurückkommend.

Hortense war in ihrer Neugierde empfindlich gestört; die Gelegenheit, ihrem Aerger freien Lauf zu lassen, war günstig.

Dieses Werk, sagte Hortense ist trotz der Fehler und Lücken, welche Herr Réné angegeben hat, ein sehr seltenes.

Nehmen wir an, es sei selten, sagte der Doctor, einen Seufzer ausstoßen.

Folglich ist es theuer

Was kostet es?

Es wird Sie auf fünfunddreißig Franks zu stehen kommen.

Geben sie keinen Rabatt?

Ich habe gestern dreißig Franks dafür ausgeschlagen, antwortete das grausame junge Mädchen.

Der Gedanke, daß ein Anderer um dieses Werk, den Gegenstand seiner Gelüste gefeilscht hatte, entschied den Doctor Quatre-Epingles. Er berechnete, daß, wenn er sich vierzig Tage lang seinen Kaffe versagte, er es dahin bringen würde, das durch die ungeheure Auslage erzeugte Defizit zu decken.

Gut, mein Fräulein! sagte er, hier sind fünfunddreißig Franks; diese Ziffer überschreitet meine Voraussicht bei weitem, aber es ist einmal eine Laune, der zu widerstehen ich nicht die Kraft habe.

Hortense antwortete nicht. Ihre kleine Rache verschaffte ihr einen unerwarteten Gewinn von wenigstens zwanzig Franks.

Jetzt, sagte der Doctor, will ich meine Acquisition unter den schönen Bäumen der Tuilerien genießen; die Verse sind gemacht, um in Gesellschaft von Vögeln und Kindern gelesen zu werden. Ich habe die Ehre mich gehorsamst zu empfehlen, mein Fräulein! Auf Wiedersehn mein junger Freund!

Réné war seit einigen Minuten vollauf damit beschäftigt, ein Brett des Gestells zu besichtigen, worauf ein Zettelchen geklebt war: Bücher zu fünfzehn Centimes.

Rasch drehte er sich um und sagte mit auffallender Betonung: Ich komme sogleich, Doctor, ich komme sogleich.

Er hatte ein altes Buch in der Hand, ein Buch, dessen Einband anfing in Fetzen zu gehen. Réné steckte dieses Buch in seine Rocktasche und sagte zu Hortense, indem er ihr das Fünffrankenstück von dem uns bekannten Ursprung hinlegte: Ich habe mir ein Buch zu fünfzehn Centimes genommen.

Seine Stimme zitterte bei diesen Worten, es klang, als ob er etwas Böses zu vollbringen im Begriffe stände.

Gut, Herr Réné, sagte die Tochter des Buchhändlers, während sie ihm herausgab, ohne seine Verwirrung zu bemerken.

Réné ging mit dem Doctor Quatre-Epingles hinaus.

* * *

Einige Minuten später kamen Jorry und Bertholet schreiend und streitend die Treppe herab.

Wie, sagte der Antiquar, Sie wollen den Haufen fast noch neuer Balken nicht als Bezahlung annehmen?

Soll ich ihre Balken vielleicht dem Bäcker geben? entgegnete der Maurer, sie sind zu nichts gut, als mir die Füße zu wärmen. Wenn ich arbeite, will ich in Silber bezahlt sein; wo nicht —

Aber, Unglückseliger, Sie haben keine Arbeit, Sie haben es mir soeben selbst gesagt. Seit einem Monat schleppen Sie sich so fort. Nehmen Sie was kommt; das ist besser als nichts.

Ich danke Ihnen.

So sind sie alle, diese Handwerksleute! Man gehe auf allen vieren, um ihnen Beschäftigung zu verschaffen; wenn sie keine Goldbaaren vor sich sehen, ziehen sie es vor mit verschränkten Armen dazustehen.

Was die verschränkten Arme betrifft, Herr Jorry, so beruhigen Sie sich. Dazu habe ich weder den Willen noch das Recht. So eben wird der Carrouselplatz und das ganze Quartier de Louvre demolirt, ich werde mich bei diesen Arbeiten beschäftigen.

Gehen Sie, Bertholet, seien Sie vernünftig; ich habe Ihnen das Drittel baar und das Uebrige in Waaren vorgeschlagen.

Ich will ein letztes Zugeständniß gewähren; rechnen wir den Haufen Balken zu hundert Franks und bestimmen wir, daß ihnen die gleiche Summe baar ausbezahlt wird. Wie?

Adieu, sagte der Maurer nach der Thüre greifend.

Sie gehen fort?

Ich will ihre Balken zu keinem Preis.

Sie werden sich besinnen, sagte Jorry, ich bestehe in ihrem eigenen Interesse darauf.

Ich lasse mich auf dem Bureau der Demolitionen einschreiben.

Mit dem Menschen nimmt's ein schlimmes Ende! brummte Jorry, dem Maurer nachsehend; er ist zäh wie eine Eisenstange. Sich in seinem Alter auf die Dachzinnen hinaus wagen, unter einstürzenden Mauern herumgehen — statt meinen Anbau zu besorgen — es wird ein schimmes Ende nehmen, ich will es gesagt haben.

Dieses mißlungene Geschäft lag dem Antiquar schwer auf dem Herzen. Er mußte seine schlimme Laune an etwas auslassen. Die kostbare Ausgabe des Petrarca, die er auf einen Tische liegen sah, lieferte ihm dazu einen ausgezeichneten Anlaß.

Warum liegt das Buch so da herum, wie ein Pappendeckel?. schrie er, es an seinen Platz legend.

Ich habe es Jemanden gezeigt, antwortete Hortense ruhig, wir haben uns über den Preis nicht verständigen können.

Im Augenblicke, wo ich es einsperren wollte, kam der Doctor herein und fing an, um zwei Bände der Mélanges von Madame de Beauharnais zu handeln.

Er handelt immer, aber er kauft nie.

Diesmal hat er gekauft.

Und du hast das Geschäft abgeschlossen? Ich wette, du hast auf meine Marke nicht Obacht gegeben? fragte Jorry voll Angst.

Ich bitte um Entschuldigung, Vater. Ich habe ihre Chiffre zweimal angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Moritz Lehmann als polnischer Insurgent und Spion.

In Riga, wo Moriz Lehmann gegenwärtig weilt, um das daselbst neuerbaute Theater zu dekoriren, beschloß das Theater-Comité, gleich nach der Eröffnung des Theaters auch Schiller's „Wallensteins-Lager" aufzuführen, und beauftragte Lehmann, zu dieser Vorstellung eine neue, brillante Dekoration zu malen, und das ganze Arrangement des Lagers und der Gruppen zu übernehmen. Einige Werste von Riga befindet sich nun gerade ein großes russisches Lager von 40,000 Mann der verschiedensten Waffengattungen, und ein russisches Lager mit Kosaken, Tscherkessen, Baschkiren, Tartaren &c. &c. ist gewiß interessant. Was ist natürlicher, als daß Lehmann, um seinen erhaltenen Auftrag auszuführen, augenblicklich beschloß ,nach dem russischen Lager zu fahren. Gedacht — gethan! Lehman setzte sich gemüthlich in eine Kibitke und fuhr in's Lager. Dort angekommen, promenirte er auch gleich mit ursächsischer Gemüthlichkeit durch das Lager, als ob er in Parendorf wäre, und wunderte sich nur, daß ihm nicht alle russischen Offiziere „Servus" zuriefen. Hie und da blieb Lehmann stehen und machte sich Aufzeichnungen und Bemerkungen in sein Taschenbuch. Die russischen Lager-Gendarmen beobachteten den merkwürdigen kleinen Mann mit dem Feldherrnblick schon längere Zeit mit Argusaugen; als sich nun Lehmann, da er endlich den gesuchten malerischen Punkt gefunden, sorglos hinsetzte und eine Skizze zu entwerfen begann, ward es den Rußen doch zu arg, die bewaffnete Macht umringte ihn und machte den arglosen Lehmann zum Gefangenen. Alle Betheuerungen und Versicherungen: „Aberst, ach Herr Jeses, ich bin ja der Lehmann, kennen Sie mich den niche?" &c. halfen nichts, es hieß: „Spion! Rebeller! Insurgentenhund!" und fort ging's zum Lagerkommissär. Der hörte nicht auf Lehmann's Lamentationen, sondern hielt

ihn ohne Verhör für einen polnischen Emissär, der nun nach Riga gekommen sei, um die russischen Streitkräfte, die sich in Litthauen gegen Polen sammeln, zu verrathen. Der Commissär schickte nun Lehmann zum Kreisrichter. Dieser hatte zufällig Lehmann in Riga gesehen und wollte ihn agnosziren, aber die russischen Kriegsknechte gingen darauf nicht ein und Lehmann wurde nun in's Hauptquartier zum kommandirenden General transportirt. Dort mußte er, da der General gerade zu einer Kirmeß in der Nähe gefahren war, zwölf Stunden schärfstens bewacht, als politischer Verbrecher sitzen und alle Plagen eines solchen Gefangenen in russischen Händen erdulden. Als endlich der General nach Hause kam, und man ihm den Fall alsogleich meldete, wurde Lehmann endlich erkannt und er augenblicklich freigelassen. Man kann sich aber die Situation des armen Lehmann während des Transportes und seiner zwölfstündigen Haft, mit der Aussicht auf Erschießen, womit die Russen fortwährend drohten, lebhaft vorstellen. Es hätte gerade noch gefehlt, daß die Rußen Moriz Lehman als polnischen Insurgenten erschossen hätten.

(Eheliche Zwietracht.)

Die Frau: „Da hast du wieder was Schönes gekauft! Du wählst auch immer das Schlechteste!"

Der Herr: „Ja wohl, mein Schatz! mit dir habe ich angefangen."

Ein Bauer, der bei dem gestrengen Herr Amtmann zu oft um eine Resolution bat und dafür eine Ohrfeige erhielt, sagte: „So resolviren Sie? da brauchen Sie ja keinen Schreiber!" Der Amtmann drehte sich um, lachte und auf der Stelle erfolgte die gewünschte Resolution.

Ein Bauer zankte mit seinem unter einem Baume liegenden Gärtner und sagte: „fauler Schlingel, du bist nicht werth, daß dich die Sonne anscheint!" worauf der Letztere erwiederte: „darum lege ich mich auch in den Schatten."

In einer Predigt kamen die Textesworte vor: „Alles was Gott machte, ist gut! als die Predigt beendigt war, stellte sich dem Prediger ein Buckligter unter der Kirchenthüre vor und sagte zu ihm: „Betrachten Sie mich," worauf der Prediger erwiederte: „Freund! für einen Buckligen ist er recht gut gemacht!"

Einem Schuster riß der erzürnte Stadtschulze die Atzel vom Kopfe. „das hätten Sie mir vor 15 Jahren nicht thun dürfen" rief Ersterer. Was? Unverschämter! warum nicht?" keuchte der Schulze. Worauf der Schuster lakonisch antwortete: „damals trug ich noch meine eigenen Haare."

Ein Bettler, der ein Stückchen Brod, welches so dünn geschnitten war, wie ein Stück Schinken, ertappen wollte, als selbes von dem Winde weggeführt wurde, rief aus: „Gott vergelts, wenn ich's kriege."

Ein Bauer hatte ein Schwein schlachten lassen und ließ durch seine Tochter der Frau Amtmännin eine sogenannte Metzelsuppe überbringen: „Ei! ei! das ist ja doch gar zu viel,„ sprach die Amtmännin, worauf das Bauernmädchen versetzte: „Ja, der Vater meinte auch, die Mutter aber sagte Nein, man weiß nicht, wie man den Schelm noch brauchen kann." —

„Warum läßt du die armen Soldaten so prügeln?" fragte ein Knabe seinen Vater, der Oberst war. „Weil sie es nicht recht machen." „Hast du auch schon Prügel bekommen?" — „Offiziere, mein Sohn, bekommen keine Prügel." — „Machen die Alles recht?" Der Oberst retirirte vor dem Knaben.

„Bringen Sie mir doch zu meinen Wein auch Wasser," sagte ein Gast zur Kellnerin, und jene antwortete: „Ist nicht nöthig, das Wasser ist schon darunter".

Durch ein Nadelöhr
Ein Schiffsseil durchzuzwingen,
Ist wahrlich nicht so schwer,
Als eine Frau zum Schweigen nur zu bringen.

Der lachende Philosoph.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 46. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. November 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Du hast also gesehen, daß mich das Werk acht Franks gekostet hat. Und du hast es verkauft zu —?

Fünfunddreißig Franks.

Fünfunddreißig Franks! wiederholte Jorry, dessen Züge sich verklärten; Du hast es zu fünfunddreißig Franks verkauft! Komm, Hortense, meine Tochter! komm an mein Herz!

Es ist das erste Mal, daß Sie mich mit so viel Zärtlichkeit umarmen.

Es ist aber auch das erste Mal, daß Du etwas so gut verkaufst.

Erhabenes Wort, das er mit der ganzen Naivität seiner Geldleidenschaft aussprach.

Das ist nicht Alles, fügte Hortense hinzu.

Was noch?

Herr René hat auch einen Band gekauft.

Ist das möglich? Das ist der Tag der Wunder! rief der Buchhändler.

Ein Band zu fünfzehn Centimes.

Machts nichts, das sind immerhin drei Sous. Was war es für ein Buch?

Er hat es mich nicht sehen lassen.

Desto schlimmer! Merke wohl, was ich Dir sage, meine Tochter. Man muß ein Buch immer ansehen, ehe man es verkauft. Ich ermangle dessen nie, ich. Es kann vielleicht irrthümlich auf dieses oder jenes Gestell gekommen sein; man kann bei näherer Besichtigung vielleicht eine unerwartete Besonderheit darin entdecken. Es gibt tausend Mittel, ein Buch höflich aus den Händen eines Käufers wieder zurückzunehmen, man thut, als ob man es abstauben wollte, man öffnet es, man klopft darauf. Präge Dir diese Lehre tief in Dein Gemüth Hortense. Wer weiß, was in einem Buch stecken kann!

5. Ein Vermögen.

Es ist jetzt an der Zeit zu sagen, was das für ein Buch war, welches Réné de Verdiéres um fünfzehn Centimes gekauft hatte. Es ist auch an der Zeit, zu sagen, was Réné de Verdiéres selbst war.

Er war ein Edelmann von einem Geschlechte aus der Provinz; er hatte frühzeitig seinen Vater verloren. Seine Mutter, eine Plougastel aus der Provinz Léon in der Bretagne, hatte ihm zu ihren Lebzeiten nur eine Erziehung im großen Style und bei ihrem Tode eine Menge von Prozessen mitgetheilt. Réné, anstatt sich mit der Abwicklung dieser Streitsachen zu befassen, hieb den Knoten mitten durch, und verlor dadurch die Gesammtheit seiner Hoffnungen. Zu sehr dem Müssiggange der Reichen ergeben, um ein einfacher, tüchtiger Jurist zu werden, war seine Existenz einige Jahre lang wie die eines Waldbären, der den ganzen Winter über von dem Fett lebt, das er sich während der schönen Jahreszeit gesammelt hat. Er verkaufte nach und nach seine Meubels, seine winzigen Besitzungen, seine Juwelen und seine Kleider. In dieser kritischen Periode gerade im Augenblick, wo es sich für ihn um Sein oder Nichtsein handelt, lernen wir ihn kennen. Réné war intelligent, aber schwach. Seine Seele hatte sich nicht im Feuer thörichter Leidenschaften verhärtet. Er gehörte jener Art von Philosophen an, welche die Ereignisse auf sich zugehen lassen. Die Bücher hatten ihn nicht hinlänglich gepanzert für die Kämpfe des Lebens. Ohne Familie, ohne Freunde, verweichlicht durch die leichten Genüsse der Künste und Wissenschaften, wie er war, war es leicht vorauszusehen, daß ein Drama, das sich plötzlich über ihm entwickeln sollte, ihn ohne Energie zögernd und ganz und gar überrascht finden würde.

Dieses Drama entwickelte sich und sollte sich bald auf seinem Kopf entladen. In dieser Stunde war es erst ein schwarzer, aber sichtbarer Punkt, den wir von Minute zu Minute sich vergrößern sehen.

Wir sehen Réné an der Ecke der Place de l'Ecole sich von dem Doctor Quatre-Epingles verabschieden; er nimmt die Richtung nach einer jener bescheidenen zahlreichen Restaurationen, welche die stolze Aushöhlung der Rue Rivoli zurückgedrängt, aber nicht gänzlich unterdrückt hat.

Réné blieb nicht lange bei Tisch, er beeilte sich nach Hause zu kommen, um das bei Jorry gekaufte Buch mit Muße ansehen zu können. Réné bewohnte im sechsten Stock eine Höhle, die mit klösterlichem Ernst meublirt war, sie kostete ihm jährlich achtzig Franks. Er hatte den vortrefflichen Gedanken gehabt, vier Termine vorauszubezahlen. Dies geschah an einem Tage, an dem er sich einer prachtvollen Venetianer-Uhr entledigt hatte, die mit einer Kunst, wie eine Kathedrale in der Normandie, gearbeitet war. Dank dieser glücklichen Inspiration hatte er wenigstens eine sichere Wohnung.

Sobald er auf seinem einzigen Stuhl Platz genommen hatte, öffnete er das Buch zu drei Sous.

Es war eine der ersten und seltensten Ausgaben der Nachfolge Christi, in französische Verse übersetzt von Pierre Corneille. Eine gewiße Anzahl von Randbemerkungen, die Réné augenblicklich als von der Hand des Dichters herrührend erkannt hatte, verdoppelten, ja verdreifachten den Werth dieses Exemplars. Bei einer Versteigerung hätte es ohne Zweifel die Ziffer von fünfhundert Franks überstiegen.

Als Réné es in dem Durcheinander der Bücher zu herabgesetzten Preisen bemerkt hatte, war natürlich der Gedanke eines Irrthums seinem Verstande und seinem Gewissen zuerst nahe getreten. Je länger seine Betrachtung währte, um so mehr versuchte er diese beiden Stimmen zu unterdrücken. Wir haben das Resultat dieses Kampfes gesehen; wir haben gesehen, wie Réné von Verdières bemüht war, seinen Kauf vor den Augen Hortense's zu verstecken und durch welches Manövre er Besitzer dieses bibliographischen Schatzes wurde. Die Sophismen, mit denen er sich zu übertäuben gesucht hatte, vermochten es nicht, ihm die zweideutige und schmähliche Seite seiner Handlung zu verstecken. Alle diese Raisonnements fielen vor diesem: Warum habe ich der Tochter des Antiquars das gekaufte Buch nicht gezeigt? Weil ich in der Vermuthung eines Irrthums bei einem so wohlfeilen Kaufe, die Entdeckung dieses Irrthums fürchtete. Ein Kasuist hätte nicht nothwendig, zweimal hinzusehen, um mein Benehmen auf das Ernstlichste zu tadeln. Zu gleicher Zeit kamen ihm die Worte des Doctor Quatre-Epingles wieder in's Gedächtniß: „Eine einfache Schwäche wird die Quelle eines Fehlers, der ein Laster werden wird; aus diesem Laster kann ein Verbrechen entstehen.“ Réné besaß zu viel Geradheit des Urtheils, um sich nicht als schuldig zu bekennen. Nichtsdestoweniger verjagte er auf einen Augenblick seine Gewissensbisse und gab sich ganz den Wonnen seines neuen Besitzes hin. Er hatte bemerkt, daß die Seite des Schmutztitels an den Einband angepappt war. Dieser Fehler, der ohne Zweifel der Ungeschicklichkeit des Buchbinders zuzuschreiben war, überraschte ihn. Mit der größten Vorsicht suchte er diese Seite loszumachen, was ihm, Dank seiner Gewohnheit mit Büchern umzugehen, und der Kenntniß der dabei nöthigen Sorgfalt gelang. Ein Papier löste sich zwischen Einband und Schmutztitel heraus und fiel auf den Boden. Réné hob das Papier auf und entfaltete es, es war mit vergilbten Schriftzügen bedeckt, die dem vorigen Jahrhundert anzugehören schienen. Ohne zu viel Anstrengung, aber nicht ohne lebhafte Unruhe, entzifferte Réné Folgendes:

„Meine lieben Söhne! Da ich von einem Augenblick zum andern verhaftet und eingekerkert werden kann, verberge ich diese Schrift an dem bekannten Ort. Ist sie mein Testament? Ach, Alles läßt mich es fürchten. Man wird ohne Mitleid sein in der Durchführung jenes Gesetzes, das man soeben gegen die Emigranten erlassen hat, und unter dessen Streichen zu fallen das Verhängniß mich zwingen wird. Ich wohne seit einer Woche in einem Hause der rue Froidmanteau, wo einige gute Leute in mir nichts weiter sehen wollen, als einen einfachen Koch unter den Namen Morin. Seit meiner verhängnißvollen Rückkehr nach Frankreich ist es die zwölfte Wohnung, die ich inne habe. Solche Vorsichtsmaßregeln sind für die jetzige Zeit unumgänglich und gebe es der Himmel, daß sie Euch einen Vater zu erhalten vermögen! Dank den Bemühungen und der Treue unsers thätigen Verwalters Lantoine sind meine Besitzungen rechtzeitig veräußert worden. Aber Ihr werdet die Opfer begreifen, die ich bringen mußte, um Geld zu bekommen. Aus den Zeitungen, die Ihr in London erhaltet, könnt Ihr sehen, welches unerbittliche Repressaliensystem sich über das ganze Königreich ausdehnt; besonders das heimliche Angeben ist an der Tagesordnung. Unter solchen Umständen ist es unmöglich, Euch den Ertrag des Verkaufs zukommen zu lassen. Lantoine wird dazu einen günstigeren Moment abwarten. Morgen wird jenes Buch mit andern durch seine Hände gehen; Bücher erregen kein Mißtrauen. Dieses unscheinbare, nicht mit Wappen versehene Exemplar der Nachfolge, das nur für

einige jetzt weit zerstreute Liebhaber Werth hat, wird den Haussuchungen entgehen. Euer Vermögen, meine lieben Söhne, ist auf sechsmalhunderttausend Franks reduzirt; das ist Alles, was wir, Lantoine und ich, aus dem revolutionären Sturm haben retten können. Diese Summe zu finden, müßt Ihr, wenn bessere Tage über Frankreich scheinen, Euch nach dem Hause Nr. 2 in der rue Froidmanteau erkundigen und dort den sechsten Stock beziehen. Dort stellt ihr Euch zwischen die beiden Kreuzstöcke und brecht die Ziegel in der Höhe des Knies heraus. Alles befindet sich in einem Kästchen von Eichenholz. Ich habe drei Tage oder vielmehr drei Nächte auf diese Kerkerarbeit verwendet. Seit einigen Stunden ist alles vollendet und dennoch beeile ich mich. Meine Seele kann sich düsterer Vorgefühle nicht erwehren. Obwohl ich nur Abends ausgehe, mit hereingedrücktem Hut und tief in einen Mantel gewickelt, glaube ich doch, gestern verfolgt worden zu sein. Ein Verräther, ein Spion, den wir vor sechs Monaten aus dem Regiment Esterhazy gejagt haben, hat mich erkannt, als ich durch die rue Beaujolais ging. Ich habe einen großen Umweg gemacht, um nach Hause zu kommen; sollte er meine Spur verloren haben? Ich beendige diese Mittheilung und bringe sie an ihren Platz; dann wird ein Theil meiner Besorgnisse, derjenige, welcher Euch betrifft, schwinden. Theure Kinder, bewahrt das Andenken Eures Vaters; bleibt immer den Grundsätzen treu, denen er sein Leben opfert. Die Blutstropfen, welche von einem politischen Schaffot fallen, haben noch nie ein Wappen besudelt. Henri, wache über Deinen jungen Bruder; lehre ihm, den König zu lieben. Gott wird das Uebrige thun! Lebt wohl! Euer Vater segnet Euch!

Der Herzog von Fontenay."

Unten befand sich der Datum 1793.

René fing wieder die Lektüre dieses Briefes an, den er zuerst, um seinen allgemeinen Sinn zu erfahren, rasch durchgelesen hatte. Hierauf schaute er um sich, als ob er gefürchtet hätte, nicht allein zu sein. Während dieser zweiten Lesung, die er mit Geduld vornahm, senkte sich ein Heer glühender, verwirrter Gedanken auf seine Brust. Las er einen Roman oder eine Geschichte?

Die sechsmalhunderttausend Franks, die ihm Schwindel verursachten, waren sie gefunden worden, oder waren sie noch in der Mauer, in die sie der Herzog von Fontenay niedergelegt hatte? Mehrere Vermuthungen stiegen zu gleicher Zeit in seinem Geiste auf. Vielleicht war der Herzog nicht auf dem Schaffot gestorben; vielleicht hatte er seine Söhne wieder gefunden oder war von ihnen wieder gefunden worden. Dann wurde das Verschwinden des Exemplars von Corneille ein unbedeutender Umstand, weil das Geheimniß, welches es enthielt, bis zu diesem Augenblick noch nicht entziffert worden war. Aber auf der andern Seite konnten die Befürchtungen des Herzogs sich verwirklicht haben. Vielleicht war er verhaftet und hingerichtet worden, bevor er Lantoine das Buch übergeben konnte. In diesem Falle nahm die Sache ein anderes Aussehen an: in der rue Froidmanteau existirt wirklich ein Schatz. Das Schlachtopfer hatte sein Geheimniß auf das Schaffot mitgenommen, auf die Vorsehung vertrauend, daß sie das kostbare Buch in die Hände seiner Söhne würde gelangen lassen. Seitdem hatte die rue Froidmanteau ihren Namen verändert, sie war die rue du Musée geworden. Ohne Zweifel war auch die Nummer verändert worden. Und dann wer weiß, ob der Zufall irgend einem Inwohner nicht alles enthüllt hatte. Alle Tage wird ein Haus reparirt, die Mauern sondirt. Noch lange nach

der Schreckenszeit war es Mode, in Fauteuils herumzuwühlen, die Rahmen von Gemälden herabzunehmen, die Platten von Kaminen zu lösen, die Fußböden aufzureißen, um die von den Emigranten versteckten Reichthümer zu entdecken. Rénó wußte es wohl; es war ihm auch bekannt, daß die Nachforschungen zur Zeit der Rückkehr der Bourbonen, oft mit Erfolg, aber diesmal von den Adelichen selbst, erneuert wurden. War es möglich, daß jener sechste Stock in der rue de Musée den Beargwöhnungen und folglich den Nachforschungen entgangen war?

Ja, sagte René de Verdirières, von dem Wunsche, dieses Vermögen zu besitzen, hingerissen.

Vor allem war es unumgänglich nothwendig, sich über das Urtheil und die Exekution des Herrn von Fontenay zu vergewissern. Das war leicht. Die öffentlichen Bibliotheken waren noch nicht geschlossen; er eilte nach der des Hôtel de Ville, und verlangte dort die Sammlung der Bulletins Criminels von Clement. Man brachte sie ihm. Er schlug schleunigst das Inhaltsverzeichniß dieses umfaßenden und kläglichen Repertoriums auf; der Prozeß des Herrn von Fontenay war unter dem Datum des 24. April 1793 darin verzeichnet. Die Verhandlung hatte nur eine einzige Sitzung in Anspruch genommen, indem es der Angeklagte ablehnte, sich zu vertheidigen oder einen Entlastungszeugen zu bezeichnen. Réné verschlang die Entscheidung des Tribunals.

Ihr Text lautete wie folgt: „Nach der Erklärung der Jury, lautend: 1) daß es feststeht, daß Louis Jacques Laurent Joseph Fontenay, früher Adelicher, im Laufe des Juli 1792 aus dem franz. Gebiete ausgewandert ist; 2) daß es feststeht, daß besagter Fontenay gegen Ende des vergangenen Dezember nach Frankreich zurückgekehrt ist, und zwar unter Angabe falschen Namens und Standes; 3) daß es feststeht, daß besagter Fontenay durch sein Gebahren und seine Reden die Wiederherstellung des Königsthums in Frankreich provocirt hat: urtheilt das Tribunal, nach den Folgerungen des öffentlichen Anklägers zu Recht erkennend, gemäß dem Gesetze vom 28. März l. J. und verordnet, daß das Vermögen des Verurtheilten in Beschlag genommen und zu Gunsten der Republick konfiszirt wird, er selbst auf der place de la Revolutione hingerichtet werde und das Urtheil gedruckt, veröffentlicht und überall, wo es Noth thut, angeschlagen werden soll, bis zu einer Zahl von 1200 Exemplaren ꝛc “

Das Bulletin fügte hiezu, daß die Hinrichtung denselben Tag gegen 5 Uhr Abend stattgefunden hatte. Von dieser Seite aus waren also alle Zweifel Réné's gelöst. Der Zufall klärte ihm vollends die letzten Seitenpartien dieses Dramas auf. Ehe er Clements Buch schloß, blätterte er noch einige Minuten lang darin herum, und seine Blicke fielen auf den Namen Lantoine. Drei oder vier Tage nach dem Tode seines Herrn war der Verwalter vor das Revolutionstribunal geschleppt und wie dieser verurtheilt worden, seinen Kopf auf das Schaffot zu tragen. Dieselbe Denuntiation hatte ohne Zweifel Beide erreicht; Alles ließ vermuthen, daß sie vor der letzten Stunde nicht mehr mit einander hatten verkehren können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Türkey.

Reiseseizzen von Ludwig Wittmann.

Die Aja-Sophia.

(Fortsetzung.)

Zum Drittenmale erschien der Engel als Eunuche im glänzenden Gewande, als das Gebäude bis auf die Kuppel vollendet, zu dieser aber das erforderliche Gold nicht vorhanden war. Er führte die Maulthiere des Schatzes in ein unterirdisches Gewölbe und belud sie mit 80 Zentnern Goldes, welche sie dem Kaiser brachten, der in dieser unvermutheten Goldkaravane sofort die Hand des Himmels erkannte. So hatte also ein Engel Namen, Plan, und Gold zum Bau dieses Weltwunders des Mittelalters hergegeben. Der Kaiser förderte den Bau jeden Tag durch sein persönliches Erscheinen, indem er sich seinen Mittagsschlaf versagte und an die Fleißigsten reiche Gaben vertheilte. Er kam da in einfaches Linnen gekleidet, den Kopf mit einem Tuch umwunden, in der Hand einen Stab. Der Mörtel wurde mit Gerstenwasser angemacht, und die Steine der Grundmauern durch eine beinartige, ebenfalls mit Gerstenwasser angefeuchtete Masse verkittet. —

Als die Mauern sich zwei Ellen über den Grund erhoben hatten, waren bereits 452 Ztn. Goldes ausgegeben. Die Ziegel zu dem Gewölbe, der Kuppel welch ersterer durch ihre Kleinheit und Leichtigkeit alle Welt erstaunen ließen, wurden zu Rhodus*) aus besonders leichtem Thon verfertigt; sie waren so leicht, daß zwölf derselben nicht mehr als ein gewöhnlicher Mauerziegel wogen. Diese kreideweißen Ziegel trugen die Inschrift: „Gott hat sie gegründet, und sie wird nicht erschüttert werden. Gott wird ihr beistehen im Morgenroth.“ Als der Bau der Kuppel begann, wurden je zwölf Ziegel gelegt, und nach jeder Lage von zwölfen mauerte man Reliquien ein, während die Priester Hymnen und Bittgesänge für die Dauerhaftigkeit des Baues und den Bestand der Kirche anstimmten. Als die muschelförmige Nische auf der Ostseite der Kirche, in welche der Altar zu stehen kam, gebaut wurde, und der Kaiser und seine Baumeister verschiedener Meinung über die Zahl der Fenster waren, durch die das Licht auf den Altar fallen sollte, erschien dem Kaiser wiederum der Engel, diesmal aber in Kaiserpurpur und rothen Schuhen, und belehrte ihn, daß auf den Altar durch drei Fenster Licht fallen sollte, zu Ehren des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Altar sollte noch kostbarer als Gold sein, und so wurde derselbe aus allerhand kostbaren Stoffen, aus Gold und Silber mit zerstoßenen Perlen und Edelsteinen zusammengeschmolzen und die Vertiefung in demselben, welche das Meer hieß, dann noch mit den reichsten Steinen besetzt. Ueber den Altar erhob sich thurmartig das Tabernakel oder Ciborium auf dem eine goldene Kuppel, geschmückt mit goldenen Lilien, ruhte,

---

*) Näheres hierüber in den Werken „Dschihanoma,“ J. Welschau, das große gealogische Werk „Hadschi Chalfa's“ Asiens Erdbeschreibung umfassend, fortgesetzt von Behram aus Damaskus, gedruckt zu Constantinopel i. J. d. H. 1145 (1732 Hr:) ein Folioband von 700 Seiten mit 40 Karten; ferner in Joseph Hammers Werk „Geschichte des Ottomanischen Reiches“ Band 8 Seite 560 und Band 4 Seite 93–102. —

zwischen denen sich ein 75 Pfund schweres, mit Edelsteinen besetztes Kreuz erhob. Die 7 Sessel der Priester sammt dem Throne des Patriarchen, welche den Altar im Halbkreise von hintenher umgaben, waren von vergoldetem Silber. Der Altar stand auf erhöhtem Boden und war den Augen der Menge durch eine mit vergoldeten Heiligenbildern bedeckte Holzwand (Ikonos-Stasis) entzogen, durch welche drei Thüren führten. An der Ikonos-Stasis befanden sich zwölf vergoldete Säulen. Vor derselben stand das Evangeliumpult mit dem goldenen Dach, auf dem sich ein 100 Pfund schweres, mit Karfunkeln und Perlen besetztes Goldkreuz erhob. Ein anderes Kreuz, von Silber und stark vergoldet stand in der Kammer, in der man die heiligen Gefäße verwahrte. Letzteres war genau so groß, als das, an welchem der Erlöser gestorben, und that Wunder, indem es Kranke heilte und Teufel austrieb. Die für die zwölf großen Feste des Jahres bestimmten Gefäße als Kannen, Kelche, Schüsseln und Andere waren aus dem reinsten Gold, und den mit Perlen und Edelsteinen durchwirkten Kelchdecken hatte man nicht weniger als 42,000. Es gab ferner 24 große Evangelienbücher, deren jedes mit seinen Goldbeschlägen 2 Zentner wog. Die Rebstöcke darstellenden Candelaber für den Hochaltar, die Kanzel, die Emporkirche für die Frauen und die Vorhalle wogen zusammen 6000 Zentner und waren vom reinsten Golde. Außerdem gab es in der Kirche noch zwei goldene Hängleuchter mit Sculpturen geziert, jeder 111 Pfd. schwer, und sieben goldene Kreuze, von denen jedes einen Zentner wog. Die Thürme waren theils von Elfenbein, theils von Bernstein, theils von Cedernholz, das Hauptthor silbern und vergoldet, und drei derselben waren sogar mit Brettern fournirt, welche von der Arche Noah's herstammten! Die Einfassung des Taufbeckens in der Kirche war die des berühmten Jakobsbrunnens bei Sichem und die vier Trompeten welche über demselben von Engeln geblasen wurden, waren dieselben, von deren Schall die Mauern Jericho's zusammengestürzt! Der Boden war mit vielfarbigem Marmor gepflastert, dessen Wellenlinien wogende Fluthen nachahmten. Im Vorhof, dem jetzigen Harem, stand ein großes Wasserbecken aus Jaspis, in dem sich die Andächtigen vor dem Eintritt in das Heiligthum die Füsse waschen mußten. Die Priester hatten ihren besonderen Waschort innerhalb der Kirche, rechts von der Emporkirche der Frauen, wo zwölf Muscheln das Regenwasser auffingen, zwölf Löwen, zwölf Pardel und zwölf Dammhirsche dasselbe wieder ausspien. Von den Löwen, als den ältesten Brunnenköpfen, wurde dieser Ort Leontarium genannt.

Sieben und ein halbes Jahr hatte die Herbeischaffung und Vorbereitung der Baumaterialien, acht und ein halbes Jahr der Bau selbst gedauert. Als die Kirche mit allem Zubehör vollendet war, fuhr am Weihnachtsabend des Jahres 538 der Kaiser vierspännig über das Augusteum nach der Kirche, schlachtete 1000 Ochsen, 1000 Schafe, 1000 Schweine, 10,000 Hühner und 600 Hirsche, während zu gleicher Zeit 30,000 Metzen Getreide und später 300 Zentner Gold unter das Volk vertheilt wurden. Vom Patriarchen Eutychius begleitet, ging Justinian dann in die Kirche, wo er allein vom Eingange der Hallen bis zum Bettpult lief und hier mit emporgestreckten Armen ausrief: „Gott sei gepriesen, daß er mich für würdig erachtet, solch ein Werk zu vollenden, Salomon ich habe dich besiegt!" Am folgenden Morgen dem ersten Feiertage, wurde die Kirche dem Volke geöffnet, und Brandopfer und Dankfeste währten vierzig Tage nach einander. —

Als später, wie ich oben schon erwähnt, bei einem Erdbeben die östliche Hälfte der Kuppel zusammenstürzte und die ganze Herrlichkeit des Altartisches, der Kanzel und

Ikonostasis zerschlug, schoben die Baumeister die Schuld darauf, das man das Baugerüste ohne die erforderliche Vorsicht weggeräumt habe. Die Kuppel wurde wieder aus denselben leichten Ziegeln von Rhodus aufgeführt, aber um 15 Ellen niedriger gehalten und das Gerüste blieb ein ganzes Jahr stehen. Dann wurde die Kirche 8 Ellen hoch mit Wasser gefüllt und die Balken und Querriegeln des Gerüstes darein geworfen, damit nicht wie früher durch den Windstoß des Falles derselben die Grundmauern des Baues und die Kuppel erschüttert werden möchten.

(Fortsetzung folgt)

(An die Naturforscher.) Man erinnert sich, daß König Wilhelm I. auf seiner letzten Reise durch Westphalen von einem Herrn Floh, Vorstandsmitgliede dreier „patriotischer Vereinigungen„ apostrophirt wurde. So viel zum Verständniß des folgenden Inserats, das einer Zeitung zugegangen ist:

Es war einmal ein König,
Der hat 'nen großen Floh;
So große gibt es wenig,
Selbst im Kasernenstroh.

Und dieser große pulex,
Ja pulex irritans,
Der prahlte vor dem König
In seiner Titel Glanz.

Von drei Vereinen Vorstand
War dieser eine Floh;
Nur in dem Land der Junker
Ehrt man die Flöhe so!

Nun sagt mir: Wenn ein Floh ist,
Vorstand in dem Verein,
Was mögen da die Andern
Für — Ungeziefer sein?

Weisheitssprüche für alle Zeiten.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, so thut man ihnen Unrecht, wenn man dieses einer störrischen unverträglichen Denkungsart, oder einer eitlen Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so manigfaltig als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es gibt tausend Krankheiten aber nur eine Gesundheit.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als die Beschränkung der Freiheit, denn sie selbst ist ein angebornes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Constitution ein thörichtes Werk, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemüthern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst, und dessen Postament das Volk bildet.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke. Börne.

Anzeige eines Gemeindevorstehers. „Der gehorsamst Unterzeichnete erstattet in Betreff der militärdiensttauglichen Pferde in hiesiger Gemeinde Fehlanzeige, da die Gemeinde aus lauter Ochsen besteht."

Ein Landgerichtsdiener übergab dem Rentamte am Schluße des Etatsjahres folgende Bestätigung: „Daß der Unterzeichnete seinen Diensthaber verzehrt und zwei Gehilfen wie ein Roß gehalten hat, bestätigt . . . . ."

Ländlich, sittlich. Wenn ein japanesisches Mädchen die Liebe eines Galans erwiedert, so färbt sie sich ihre Zähne schwarz. Das höchste Liebeszeichen aber ist das Ausraufen der Augenbraunen, welches sich die Liebenden auf den Hochzeitstag versparen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 47. ***IX. Jahrg.***

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. November 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

René de Verdiéres war also der einzige Herr ihres Geheimnisses. Noch nicht genug! Er träumte davon, der Herr der 600,000 Franks der **rue du Musée** zu werden. Dieser Gedanke, der unwillkürlich, urplötzlich in sein Gehirn gefallen war, setzte sich darin fest und haftete unverjagbar. Er dachte nicht an die Söhne des Herzogs von Fontenay, seine natürlichen Erben, oder, wenn er an sie dachte, war es nur für einen Augenblick und um sie sich in der Fremde todt vorzustellen. So bewahrheitete sich das vom Doktor Quatre-Epingle aufgestellte System der Erniedrigung.

Der Schatz übte bereits eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf diese künstlerische Phantasie und dieses nachgiebige Gewissen aus. Er wagte es, das Andenken Claire's heraufzubeschwören und in seiner Liebe, in seiner Dankbarkeit gegen sie eine Entschuldigung, sogar einen Vorwand für seine verbrecherischen Entwürfe zu suchen. Mit dieser unwürdigen Ausflucht bewaffnet, war er in einigen Schritten vom Hotel de Ville auf der **place du Palais-Royal**. Dort blieb er, von einer furchtbaren Aufregung ergriffen, stehen. Man fing an die **rue du Musée** zu demoliren.

6. Die Demolitionen.

Schon längst hatte man gesagt: Um aus Paris die schönste Stadt der Welt zu machen, braucht man nur einzureißen. Die Meisterwerke existiren, es handelt sich nur darum, sie in's rechte Licht zu setzen. Durch das ofte Sagen haben diese Worte endlich die Aufmerksamkeit der Regierenden erregt. Seit fünf oder sechs Jahren werden Arbeiter in alle Ecken von Paris geschickt, um mit dem Gestein jenen dringenden Kampf aufzunehmen, dessen Signal mit so vieler Ungeduld erwartet wurde. Um das Hotel de Ville herum hat man

dreißig Passagen frei gemacht, fünfzig Straßen zerstört, dreihundert Häuser umgeworfen; beim Pantheon, bei der Sorbonne, beim Thurm Saint Jacques la Boucherie freien Platz gemacht; die Kirche Saint-Eustache wurde von den Hütten, die sie entstellten, befreit; überall gehen diese Arbeiter hin, auf die Brücke Saint-Michel, in die Hallen, von dem entstehenden Boulevard de Strasbourg bis zur zerbröckelten Straße Saint-Antoine. Morgen werden sie das Quartier Maubert und Saint-Marcel erweitern, übermorgen werden sie nach einer rücksichtsvollen Restauration Notre-Dame isoliren.

Vor allem aber waren Hacke und Schaufel in den Umgebungen des Louvre und der Tuilerien, in dem Quartier du Carroussel thätig. Dort hat man eine dichtgedrängte, winkelige, schwarze Stadt, einen Ameisenhaufen, voll von den verschiedensten Bauten, Palästen, Kasernen, Ställen, Schupfen zusammengerissen. In der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, existirt noch ein Theil dieser kothigen Stadt. Die meisten ihrer Straßen, oder vielmehr Gäßchen, erschienen und schämten sich der großen Helle, die auf einmal in sie ausgegossen war. Die **rue du Musée**, eine der ältesten von Paris, spielte ihre würdige Rolle bei diesem Konkurs von Unflath und Widerwärtigkeit. Man konnte vom Platz du **Palais-Royal** oder vom Platze du **Musée** aus hinein kommen, wie es beliebte. Vom Platze du **Palais-Royal** aus traf man auf schmutzige Kneipen, finstere Trödler, das ganze endigte in einer Gosse. Von dem Platze du **Musée** aus, selbst einer Merkwürdigkeit des häßlichen Paris, von diesem Platz oder vielmehr von diesen Kreuzwege aus, der etwas erhöhter war, als das übrige Terrain, kam man in ein Labyrinth von armen Hütten, die die Mauern des Louvre benagten, in einen Archipel von Boutiken und Rattenlöchern. Auf der Seite der Tuilerien war der Horizont durch eine lange Linie von Trödlerbuben und Vogelverkäufern begrenzt, denn der Platz du **Musée** war bis zum letzten Augenblick das unverletzbare Asyl alter Scharteken und lärmender Papageien. Man bemerkte dort auch Verkäufer von Alterthümern, Pudelscheerer, Thierausstopfer, die neben den surrenden Vogelhäusern wie eine Drohung standen. Die **marchands de bric-á-brac** verkauften Rembrandt'sche Kopien, Operngucker mit Schilderot, Guitarren und Spielbirnen. Einige Marionettenspieler mit dem unveränderlichen Hanswurften in gelbem Spenzer und gefleckter Hose vervollständigten die Physiognomie des Platzes du **Musée**. Sie waren in der Kneipe zum „Zwergsackträger" stationirt, einem berüchtigten Loche, in welchem unter Polizeiaufsicht stehende Philosophen ehrgeizigen Novizen die Geheimnisse des Tarots erklären, einem Kollegium des Lasters, wo unter dem Tische die ersten Preisträger für Alkohol und gefärbten Rothwein sich zusammenfinden. Ungefähr fünfzehn abgenützte und schmierige Treppen gingen von dieser Kneipe in die **rue du Musée** hinab.

Wir haben gesagt, daß man zu demoliren begann, als Réné daselbst ankam. Bereits waren die meisten Thür- und Kreuzstücke ihres Holz- und Eisenwerks entkleidet, Material jeder Art bedeckte den Boden, um die Häuser herum zogen sich geräumige, von einem Invaliden bewachte Bretterverschläge. Das erste, was Réné's Blick suchte, war das höchste Haus, denn die Schrift des Herzogs von Fontenay hatte einen sechsten Stock bezeichnet.

Nach einer aufmerksamen Untersuchung blieb er endlich vor einer Art von Belvedere stehen, das ein enges Haus überragte, welches von oben bis unten mit Schildern von Zahnausreißern, Schneidern und Ankäufern von Leihhauszetteln dekorirt war. Diese all-

mählichen Verschönerungen hatten ihm jedoch sein finsteres Aussehen nicht genommen. Es war ein wahrer Versteckwinkel für einen Emigranten, mit einem Halbthor, einer Stiege schwarz wie ein Ofen, und länglichten schmalen Fenstern.

Réné sagt: Hier muß es sein.

Fieberhaft, wie ein Spieler bei dem entscheidenden Schlag, entwarf er alsbald seinen Operationsplan. Der Bretterverschlag war während der Nacht leicht zu übersteigen, und Alles ließ annehmen, daß in dem verlassenen Hause leicht bis in den sechsten Stock zu gelangen war. Dort mußte eine einfache Besichtigung der Mauer seine Hoffnungen bestätigen oder vernichten: wenn man an den Ort der eingemauerten Kasse klopfte, mußte er von der geringsten Höhlung einen bestimmten Ton erhalten. Trotz der Fülle und der blitzschnellenden Aufeinanderfolge seiner Gedanken schien ihm die Nacht langsam heranzukommen. Er verbrachte die noch übrige Zeit mit Herumstreifen in den Umgebungen der Straße und dem Studium der Seitengassen. Endlich kam der Augenblick, wo sich von allen Seiten Schatten erhoben, um den sterbenden Tag zu ersticken. Der Kampf war kurz. Die Lichter im Palais-Royal flammten auf, aber die rue du Musée blieb dunkel, stumm.

Nur der wachthabende Invalide unterbrach in Zwischenräumen die Ruhe durch Husten und Gähnen. Réné hatte den Punkt des Uebersteigens außer der Tragweite seiner Blicke gewählt. Bereits schwang er sich über einen großen Steinhaufen, als er, die Augen zum tausendstem Male nach dem Fenster im sechsten Stock erhebend, dort einen Lichschein zu bemerken glaubte, ähnlich dem Schimmer eines armen, von dem Hauche eines Alchemisten gequälten Herdes. Diese Entdeckung beunruhigte ihn lebhaft. Er betrachtete lange Zeit dieses zitternde Licht, das allmählich ganz und gar erlosch. Seine Konjekturen brachten ihn auf den Gedanken, es möge von dem Widerschein eines fernen Lichtes herrühren, das der Wind hin und her wehte. Er nahm Hände und Füße so in Acht, daß er bald über den Plankenverschlag gekommen war, ohne die Aufmerksamkeit des Invaliden erregt zu haben. Hierauf versuchte er es, sich zusammengekauert durch die auf den Boden verstreuten Trümmer zu orientiren. Bald gerieth er mit den Füßen an ein Fensterladeneisen, bald rannte er an eine Wendeltreppe. Endlich kam er tastend an die Thüre des ersehnten Hauses. Entschlossen, wiewohl vorsichtig, gelangte er auf die Treppe. Die Finsterniß war dicht.

Bei jeder Etage bewiesen die offenen Thüren die Abwesenheit von Miethleuten. Je weiter er hinaufstieg, desto langsamer wurde sein Gang. Endlich war er bis zum sechsten Stock hinaufgeschlichen. Aber dort, dort war Jemand, denn er hörte den Pantoffel eines Frauenzimmers auf dem Fußbodenpflaster und unterschied sogar das Prasseln eines Gebäcks in einer Pfanne. Aufgescheucht hielt Réné de Verdières seinen Athem an. Warum war kein Licht auf diesem Speicher, auf dem man kochte? Welche Ursache hatte die Inwohner dort zurückgehalten? Seine Reflexionen wurden durch furchtbar lärmende Tritte unterbrochen. Ein Mann kam die Treppe herauf. Es mußte ein mit dem Hause wohl Vertrauter sein, denn trotz der Finsterniß nahm er sehr lange Schritte. Für Réné war es unmöglich, an ein Wiederherabsteigen zu denken. Uebrigens wünschte er es auch nicht. Von der Neugierde gefesselt und zu Allem entschlossen, wollte er das Losungswort dieses Räthsels kennen lernen. Dieser Mann war ohne Zweifel einer der geheimnißvollen Gäste des sechsten Stockes. Réné drückte sich an die Mauer des Mansardenganges. Fast

unmittelbar darauf fühlte er eine Masse an sich vorüberstreichen; zwei Schläge fielen auf die Thüre des Belvedere. Sie öffnete sich.

Bringst Du Licht, Magloire? fragte eine Frau? Es war die klagende Stimme Colomba's.

Mein Lämmchen, ich habe es mit Fleiß vergessen, antwortete der Graf von Plougastel. Die Thüre schloß sich wieder.

Nichtsdestoweniger drang die Konversation dieses Paares wegen des schlechten Zustandes des Holzwerkes fortwährend zu den Ohren Rénés.

Wir brauchen kein Licht, fügte der Graf hinzu. Ich werde Dir das später erklären.

Alle diese Geheimnisse beunruhigen mich, Magloire; was hat sich denn seit gestern verändert?

Nichts, ich versichere Dich, meine Colomba.

Ist das nicht mehr unsere Wohnung? Haben wir nicht mehr das Recht da zu sein? fragte sie.

Du weist, daß ich von Rechtsfragen wenig verstehe, höre also auf, mich zu verwirren.

Warum dürfen wir kein Licht haben?

Sieh', sprach der Graf leise, wie die Nacht klar und der Himmel von Sternen besät ist. Mit welcher Stirne hättest Du die Keckheit, die Majestät dieses Schauspieles zu insultiren, indem Du dem glänzenden Gestirn der Nacht ein elendes Licht entgegen hieltest?

Magloire, Du betrügst mich schon wieder. Du verbirgst mir, was in dem Quartier vorgeht. Ich weiß, daß man unsere Straßen einreißt.

Unsere Straßen einreißen! schrie er mit erheuchelter Ueberraschung, was, die schwarze Bande wagte es, ihre verhaßten Schaufeln bis in diese Wiege, des alten Paris zu tragen? Die rue Froidmanteau, früher Froid-Mantel einreißen! Unsere Ueberlieferungen zerstören, unsere Erinnerungen zerstreuen, dieser so malerischen Seite des Mittelalters entsagen! O, Colomba! glaube mir, man wird sich wohl besinnen, ehe man einen solchen archäologischen Frevel begeht!

Der Frevel ist übrigens heute begonnen worden, bemerkte sie. Den ganzen Tag über habe ich das Demoliren der Arbeiter gehört.

Du hast falsch gehört, meine Colomba. Man denkt nicht an's Demoliren, nur an Verschönerungen. Ich bin bei der obern Verwaltung um Reparaturen eingekommen.

Aber diese Bretterwand, die man vor unserm Hause errichtet hat?

Die bedeutet, daß die Behörde uns gegen unsere Gläubiger schützen will. Sie würden sich zu häufige Visiten erlauben, jetzt ist es ihnen verwehrt, zu uns zu dringen.

Magloire, sprich im Ernst. Alle Inwohner haben das Haus heute Morgen verlassen; die Straße ist doch gewiß zum Einreißen bestimmt, nicht wahr?

Der Graf von Plougastel zögerte einen Augenblick.

Gut, weil Du es mit aller Gewalt wissen willst. Uebrigens hatte ich Dir verboten, die Fenster zu öffnen, und sogar durch die Scheiben hinaus zu schauen, Du weißt, wie eifersüchtig ich bin! Ich habe spanisches Blut in mir.

Ich habe dem Wunsch, die Wahrheit zu erfahren, nicht widerstehen können; was werden wir anfangen, großer Gott! sagte Colomba.

Du bist zu leicht allarmirt, die Ereignisse kommen durch ein abscheuliches Prisma zu Dir. Ich bitte Dich mir zu sagen, was unsere Lage eigentlich Trauriges hat; wir waren von unsern Gläubigern gequält, die Zivil-Architekturbehörde umgibt uns mit Befestigungen, welche unsere Wohnung jenen Feinden unserer Ruhe unnahbar machen. Man hält uns für abgereist, man sucht uns in der Ferne, und wir genießen hier ein wolkenloses Glück. Aus dem Invaliden, der mit der Vertheidigung des Eingangs zu diesem irdischen Paradies beauftragt ist, habe ich meinen Freund und gehorsamsten Untergebenen gemacht.

Wie so? fragte Colomba erstaunt.

Er hält mich für einen Generalkommissär der Demolitionen.

O, du fürchtest Dich nicht?

Es wird immer noch Zeit sein, ihm die Täuschung zu nehmen, beeilte sich Magloire zu sagen. Bis dahin wirst du indessen einsehen, daß wir mindestens acht Tage Glückseligkeit vor uns haben, wenn wir uns nicht zu häufig am Fenster zeigen, wenn wir kein zu reichliches oder noch besser, gar kein Licht in diesem Zimmer verbreiten. Wir werden unsere Hausgötter erst im letzten Augenblick mitnehmen, im Moment, wo der Hammer der Vandalen die Stütze unter unsern Sohlen wanken machen wird.

Und dann?

Dann, meine Colomba, glaube ich nicht, daß wir in Verlegenheit sein werden: einer der reichsten Hausbesitzer in der rue de la Paix martert mich, daß ich ihm einen ersten Stock mit Balkon abnehme.

Armer Magloire! Du machst Dir immer Illusionen.

Arme Colomba, du vergißt fortwährend, daß ich der Erfinder des Parfum des Alme bin. Siehst Du, erst heute habe ich zwei Flaschen davon verkauft, da sind drei Franks fünfzig Centimes reiner Gewinn. Morgen bringe ich für tausend Thaler davon an.

Verzeihe mir, ich habe unrecht mich zu beklagen, aber was willst Du? Seit ich fünf Jahre alt war, habe ich mich immerwährend vor dem Verhungern gefürchtet.

Kleine Närrin! rief der Graf; ich verspreche Dir ein Hotel und Pferde für das nächste Jahr. Ein Bedienter mit langem Ueberrock wird den Antritt Deines Wagens herablassen. — Aber hast Du die Grundlinge gebacken?

Ja, sagte Colomba.

Verfügen wir uns also in den Speisesaal, denn mein Appetit fängt an seine Stimme zu erheben.

Ein Aneinanderklirren von Gabeln folgte diesen Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Türkey.

Reisescizzen von Ludwig Wittmann.

Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Aus Versehen wurde die in Nro. 46 enthaltene Scizze dieser vorgesetzt. Dieselbe soll nach dieser folgen.

Ich mache mich heute sehr frühzeitig auf dem Weg, weil mein Spazierritt sehr lange dauern wird, da ich die zahlreichen Quartiere der Propontis d. h alle die besuchen will, die man auf dem siebenten Hügel und in dem geräumigen Thale zerstreut findet, das diesen von jenem Querrücken trennt, der durch sechs Erhöhungen bemerklich ist, welche von einander durch mehr oder weniger sichtbare Vertiefungen abgesondert sind.

Ich schiffe mich zu Top-Khane ein, fahre um die Spitze des Serails (Winterharem) herum, an dessen Mauern ich bis zu ihrem südlichen Ende hinsegle und lasse mich nach dem Aussteigeplatze von Tschatladi-Kapussi bringen. Jeder Augenblick dieser Fahrt gewährt ein großes Vergnügen. Ich steige aus und gehe nach der kleinen St. Sophienkirche hin, welche griechische Kirche in eine Moschee verwandelt wurde. Sie ist die älteste Basilika nach der der h. Irene, unter denen, welche Constantinopel behalten hat und deren Erbauer Justinianus ist. Sicherlich war sie blos ein Versuch der Baukunst, und wenn man sie mit dem prächtigen Gebäude vergleicht, das dieser Kaiser in Folge, sowie die Aja-Sophia, der göttlichen Weisheit errichtete und weihte, so fragt man sich, warum er nach so vieler Bescheidenheit zuletzt so viel Ehrgeitz und Eitelkeit zeigte? Der Nam Sophia, der so oft verkommt, zeigt an, daß die Lieblingsanbetung der morgenländischen Kaiser die göttliche Weisheit gewesen ist, ob schon ihr Betragen nur zu häufig das Gegentheil verrieth.

Ich stehe am Alt-meidam und unternehme es in aller Kürze ein Bild zu entwerfen von dem Fanatismus und der Verschwendung der orientalischen Völkerstämme. Die Aja-Sophia war die Cathedral Constantinopels, als es noch christlich war. Sie war der Weisheit d. h. der zweiten Person der Trinität geweiht, die nach Salomo bei Erschaffung der Welt mitwirkte und ein und dasselbe mit dem Logos, dem Wort, oder der göttlichen Intelligenz späterer Auffassung ist. Die älteste Kirche, welche hier stand, war ein Werk Constantin's d. G., welcher 325 nach Chr. den Bau begann. Dreizehn Jahre später wurde dieselbe durch Constantinus erweitert. Unter Arkadius (404 nach Chr.*) brannte sie, von der Partei des Johannes Chrysostomus angezündet, nieder. Theodosius II. erbaute sie 415 wieder auf. 532 brannte sie während des berühmten Aufstandes im Hippodrom abermals nieder. Sechs Jahre später begann Justinian sie mit grösserer Pracht wieder aufzubauen. Zwanzig Jahre darauf stürzte die östliche Hälfte der grossen Kuppel zusammen, aber Justinian stellte die beschädigte Kirche schöner und dauerhafter her, und seit dem Jahre 568, wo ihre Einweihung stattfand, ist sie noch manigfach verändert worden. Die Architekten, welche Justinian zu diesem Meisterwerke der bizantinischen

---

*) Hammer erwähnt in seiner Geschichte des attom. Reiches das Jahr 409 als das Brand-Jahr, während der Franzose Pertusie mit dem Russen Jowatown übereinstimmt.

Anmerkung des Verfassers.

Baukunst verwendet, waren Anthemius von Tralles und Isidorus von Milet. Die Kosten waren so groß, daß man sie durch neue Steuern und Abzüge von den Gehalten der Beamten decken mußte.

Die Mauern und Gewölbe wurden von Ziegeln aufgeführt, aber die Pracht der Säulen übertraf Alles was bis dahin gesehen worden. Alle möglichen Arten von Marmor, Granit und Porphyr wurden verwendet: phrygischer weißer Marmor mit rosenfarbigen Streifen, grüner Marmor von Lakonika, blauer aus Lybien, schwarzer celtischer mit weissen, weisser vom Bosporus mit schwarzen Adern, thessalischer und molossischer Marmor, egyptischer, gesternter Granit und Porphyr von Sais. Die größten und schönsten unter diesen waren die acht Porphyrsäulen, welche Aurelius vom Sonnentempel zu Baalbeck entführt und die Wittwe Marina nach Rom geschickt; die acht grünen Säulen, welche vom Dianen-Tempel zu Ephesus geholt, und die, welche von Troas, Kyzikus und Athen, sowie von den Cykladen herbeigeschafft worden waren. So hatten alle großen Heidentempel, die der Isis in Aegyten, der des olympischen Zeus in Athen, der große Dianentempel in Ephesus und der des Phöbus Apollo auf Delos beitragen müssen, das Reichsheiligthum der Byzantiner zu verzieren. Auch die Türken haben dasselbe später weiter geschmückt. Muhamed II. erbaute die beiden Pfeiler, welche die südöstliche Seite nach der See hin stützen, sowie das eine Minaret. Sultan Selim II. fügte das nächste Minaret hinzu, welches etwas niedriger ist. Murad III. errichtete die Minarets auf der andern nordöstlichen Seite. Die Aja-Sophia wurde nach ihrer Wiederherstellung unter Justinian der Schauplatz der Haupt und Staatsactionen der byzantinischen Kaiser, ihrer Vermählungen, Krönungen und kirchlichen Handlungen. Die Sage und die Geschichte vereinigten sich, um sie zum ersten Tempel der östlichen Christenheit zu machen. Hundert Baumeister, von denen jeder hundert Maurer unter sich hatte, leiteten den Bau, 5000 Arbeiter waren auf der rechten, eben so viele auf der linken Seite beschäftigt. Der Plan war dem Kaiser durch einen Engel übergeben worden, der ihm im Traume erschienen. Der Engel erschien abermals, und zwar als Eunuche in glänzendem Gewande, an einem Sonnabende in der Feierstunde einem Knaben, welcher die Werkzeuge der Maurer hütete, und befahl ihm, die Arbeitsleute schnell zu holen, damit das Werk gefördert werde. Als der Knabe sich weigerte, schwur der glänzende Eunuche bei der göttlichen Weisheit, daß er nicht hinweggehen werde, bis er zurückkäme, daß er den Bau inzwischen bewachen wolle. Als der Knabe zum Kaiser geführt wurde und er in der ganzen Schaar der Eunuchen den, der ihm erschienen war, nicht fand, erkannte der Kaiser, daß es ein Engel gewesen, und damit dieser auf ewig an seinen Eid, den Tempel zu bewachen, gebunden sei, verwies er den Knaben, nachdem er ihn reich beschenkt auf Lebenszeit nach den Cykladen und beschloß, nach dem Schwur des Engel's die Kirche der göttlichen Weisheit zu weihen.

(Fortsetzung folgt)

In der Hasenhaide zu Berlin wurde dieser Tage ein Act ruchloser Thierquälerei verübt. Man fand den einem Gastwirth gestohlenen Hund mit tiefen Einschnitten auf dem Rücken, mittels deren die Diebe dem lebenden Thiere versucht hatten, das Fell abzuziehen.

Eine Dame gab ihrer Kammerjungfrau folgende Befehle: „Janny, hänge meine Hüften an den Lehnstuhl; verschließe mein Auge wohl in der Schachtel; lege meine linke Schulter unter die Haube und verwahre den Busen im Putztisch. Gib doch Acht, daß du ihn nicht zerdrückst; du bist so ungeschickt.“

Berliner Wahllokalscene.

Rath. Nun, Baron haben Sie noch Hoffnung?

Baron. Ueberzeugung, Rath! Sechsundvierzig Stimmen für mich, ohne Zweifel

Rath. Meine Leute sind ihnen sicher. Hab' sie mir heut Morgen noch sämmtlich vorgenommen.

Baron. Ist das nicht ihr Portier?

Rath. Ja, sehr zuverlässiger Mensch!

Portier (tritt an den Wahltisch und sagt mit lauter Stimme) Herr Schuhmachermeister Pinneberg.

Rath. Wie? ist der Mensch — —

Baron. Bitte, lieber Rath; kommt ja auf eine Stimme nicht an. Das ist ja wohl Tecklenburgs Kutscher? Tecklenburgs Leute sind alle für mich.

Tecklenburgs Kutscher (am Wahltisch). Schuhmacher Pinneberg.

Baron. Lächerlich! Tecklenburg sagt mir noch gestern Abend — —

Rath. Ist denn das nicht der Reitknecht von Ihrem Herrn Bruder? Schöner Mann!

Baron. Stand früher bei den Garde-Cuirassiren. Uebrigens — Leute von meinem Bruder sind wir alle sicher.

Reitknecht (am Wahltisch). Herrn Schuhmacher-Pinneberg.

Baron. Unbegreiflich! Immer Pinneberg! Menschen müssen alle sofort entlassen werden

Rath. Beruhigen Sie sich, Baron; meine Leute sind ihnen sicher.

Baron. Da kommt ja wohl ihr Diener?

Rath. Ja, habe ihn erst jetzt vom Lande herein bekommen. Ist noch ganz inodore!

Diener (am Wahltisch). Schuhmacher Pinneberg.

Baron. Das nennen Sie inodore? Das nenne ich total verpestet! Ach — endlich werde ich eine Stimme bekommen!

Rath. Ihr Anton?

Baron. Ja. Sieht der Kerl nicht famos aus?

Rath. Wie ein Cavalier. Der feine Hut und der gewichste Schnauzbart!

Baron. Habe ihm den Hut erst heut früh geschenkt, und Schnauzbart, will ich wetten, hat sich der Schuft mit meinem ungarischen Wachs gewichst!

Anton (am Wahltisch). Schuster Pinneberg.

Baron. Da soll ja ein heiliges Kreuzschockdonnerwetter — — —

Rath. Sein Sie ruhig, Baron, meine Leute sind ihnen sicher!

Baron. Habs gemerkt vorhin, an dem „Inodoren"!

Rath. Der Mensch war verwirrt und hat den Andern mechanisch nachgesprochen. Aber da wird mein Hausknecht August aufgerufen. Da werden Sie Ihre Freude haben!

Baron. Pommer?

Rath. Ja, habe ihn mir auch vom Gute mitgebracht — meine Leute sind ihnen sicher.

August (an den Wahltisch tretend). Ju'n Morgen ooch!

Commissarius. Ihre Stimme.

August. Den Herrn.

Commissarius. Wie?

August. Hei bätt us seggt, dat wie consternativ wählen sullen.

Commissarius. Sie haben hier nur einen Namen zu nennen.

Mehrere Urwähler (rufen ihm zu). Pinneberg!

August. Pinneberg.

Rath. Kommen Sie Baron; es ist hier zu heiß.

Baron. Müssen Alle fortjagen — mein Bruder auch — Tecklenburg auch!

Rath. Charmant, Baron. Aber — **wer putzt uns die Stiefel?**

(Aus „Das allerneueste Lied von dem Fürstencongresse), gedichtet von Ph. Keim aus Diedenbergen in Nassau und mit Choralorgelbegleitung von demselben gesungen", theilen wir unsern Lesern zur Kurzweil zwei der gelungensten Strophen mit:

Es lebt der deutsche Kaiser hoch und alle Fürsten nun,
Sie reisten nach dem Bundestag, nach der Verfassung zu.
Der Kaiser Franz, der Joseph hat den Congreß eingeweiht.
Den Grundstein that man legen nun, das ist die Sicherheit.
Der Frieden und die Einigkeit, das war das allerbest,
Wenn Deutschland jetzt zusammenhält, dann wird es mauerfest.

Der Kaiser macht ein Besuch nach Mainz mit großer Ehr.
Mit Jubel den Paradeplatz, den Dom besucht er ja,
Darauf kam er nach Biebrich bei unserm Herzog an;
Er speist an seiner Tafel nun, der Herr er segnet schon.
Die Musik von dem Regiment die spielt ja nun lustig für,
Ganz Bibrich steckt die Fahne aus, der Kaiser lebe hier.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 48. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. November 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Trotz der Dunkelheit überließen sich die beiden Gatten einem eifrigen Verschlingen der Grundlinge. Réné brauchte nicht mehr zu hören; er dachte, daß es unnütz sein würde, sein Schildwachstehen unter den Balken zu verlängern. Diese Vaganten blieben ohne Zweifel auf diesem Schuppen bis die Mauern wackelten. Das sicherste Mittel den Augenblick ihres Abgehens zu erspähen und denselben zu benützen, war, sich unter die zur Demolition bestimmten Arbeiter aufnehmen zu lassen. Réné entschloß sich, dies schon am nächsten Tage zu thun. Er verließ mit größter Vorsicht das Haus und ging in seine Wohnung. Der erste Gegenstand, der seinen Augen aufstieg, als er über die Schwelle trat, war der Band der „Nachfolge"! den er auf seinem Tisch liegen gelassen hatte. Ein Gewissensbiß — ein Rath! Das Buch war gerade bei jenen schönen und einfachen Worten geöffnet, die der alte Corneille so vortrefflich wieder gegeben hat: „Um Dich von der Erde zu erheben, bedarfst du zweier Flügel, die sind die Einfalt und die Reinheit des Herzens!" Réné las diese Verse, die wie eine Warnung da standen, und seine Seele zuckte unwillkürlich zusammen. Aber dieser letzte Ruf traf ihn taub. Ehe er einschlief, schien ihm eine Vorsichtsmaßregel unumgänglich. Er hielt den Brief des Herzogs von Fontenay in der Hand; er las ihn noch einmal, um die geringsten Nebendinge sich in's Gedächtniß einzugraben. Hierauf näherte er ihn seinem Lichte und verbrannte den einzigen Besitztitel der Erben des Herzogs.

7. Auf den Dächern.

Bei Anbruch des Tages stellten sich zwei Männer bei dem Unternehmer der Demolitionen vor, dessen Bureau in geringer Entfernung von der rue du Musée lag. Alle beide verlangten Arbeit. Der eine ließ sich unter den Namen Réné einschreiben und gab sich für einen beschäftungslosen Graveur aus. Der andere war älter, aber seine Physio-

gnomie zeigt von mehr gute Laune, als die des jungen Mannes. Als man ihn über seinen Namen und sein Gewerb befragte, antwortete er barsch: Bertholet, Maurer, Steinklopfer, Mörteleinführer, Alles, was man will.

Beide wurden unmittelbar aufgenommen und sogleich einer Arbeit zugetheilt. Das heißt, man bewaffnete sie mit einer Schaufel und Hacke und schickte sie auf die Spitze einer benachbarten Mauer. Keiner kannte den andern; aber der Zufall, der sie zusammengeführt hatte, gefiel sich darin, sein Werk zu vollenden. Auf den ersten Blick merkte Bertholet die Unerfahrenheit Réné's.

Entschuldigen Sie, sagte er etwas spöttisch; fürchten Sie vielleicht die Steine zu verletzen? Schlagen Sie nur stärker darauf! Sie werden keine Beulen davon kriegen.

Réné de Verdiéres erröthete leicht und antwortete nicht. Der Maurer fürchtete ihn beleidigt zu haben, und fügte mit seiner angebornen Gemüthlichkeit hinzu: Uebrigens, Kamerad ist das nicht Ihre Schuld; Sie haben noch keine Uebung und aller Anfang ist schwer. Schauen Sie nur mir recht zu und Sie werden bald so viel davon verstehen als ich.

Es ist in der That das erste Mal, daß ich dieses Handwerk treibe, antwortete Réné.

Bah, es ist nicht ärger als ein Anderes auch. Man muß nur guten Fuß fassen und vor Allem nicht immer so herum schauen, wie Sie.

Wie ich?

Ah, gewiß! Sie haben die Augen immer da drüben auf dem großen Hause.

Sie täuschen sich, stotterte Réné.

Gut, ich gebe ihnen nur einen Rath; wenn Sie gerade darauf bestehen wollen, einige ihrer Glieder zu opfern, so nehmen sie an, daß ich nichts gesagt habe.

Aus der Wendung dieses Gespräches bemerkte Réné, daß es räthlich war, sich vorsichtiger zu benehmen. Er stellte sich also, als ob er ausschließlich mit seiner Arbeit beschäftigt wäre. Diese war gefährlich genug und verdiente in der That seine ausschließliche Aufmerksamkeit! Er stand da, gegen die silberreine Atmosphäre scharf hervorstechend, und hatte als Stützpunkt seiner Füße nichts, als die noch vorhandenen Balken eines alten Plafonds, und schlug und zerbrach, wie eine Pastetenkruste, die Mauern eines vierten Stockes. Die Stücke fielen krachend herab und Staubwolken folgten jedem Sturze. Die Position Bertholet's war ebenso gefährlich und vielleicht noch eigenthümlicher. Er war bis zur Hälfte des Körpers in einen Kamin eingekeilt, den er demolirte, indem er sich auf den Sprossen einer im Innern desselben aufgestellten Leiter bewegte. Der abgebrauchte, mürbe Kamin wich oder zerbröckelte sich vielmehr unter jedem Hieb der Hacke. Dann stieg Bertholet immer um eine Sprosse weiter hinab. So sah er ihn allmählich unter sich immer niedriger werden. In weniger als einer Stunde war, Dank seiner Geschicklichkeit, der Kamin vollständig demolirt.

Andere Arbeiter waren auf andere mehr oder weniger wichtige Posten vertheilt worden. Alle erschienen in dem gelben und weißen Staub der Ruinen. Einige klammerten sich mit einer Hand an einen Strick, der fest an ein benachbartes Haus befestigt war, und arbeiteten mit der andern daran, den Fußboden unter ihren Füßen aufzureißen.

Nach anderthalb Stunden hielt Réné inne, von der Müdigkeit überwältigt. Durch das Balkenauslösen und Mauerumwerfen waren seine Arme, in derartige Exerzitien nicht eingeweiht, so lahm, daß sie um Gnade riefen; der Schweiß lief von seiner Stirn.

Bertholet ließ ihn nicht aus den Augen, bei der Besichtigung seiner weißen und feinen Hände, sowie an seiner Zurückhaltung und Verlegenheit glaubte er das Drama eines verhungernden Aristokraten zu errathen. Deßwegen zögerte Bertholet nicht, als die Glocke zum Frühstück ertönte, Réné de Verdieéres auf die Schulter zu klopfen. Kamerad, sagte er zu ihm, werden Sie ohne Umständen ein Glas Wein annehmen?

Aber —

Nehmen Sie an und glauben Sie nicht, daß ich Ihnen dieses Anerbieten mache, um Sie zu erniedrigen. Ich trinke eben nicht gerne allein, und der Wein kratzt mir den Rachen, wenn ich mit Niemanden anstoße.

Gewöhnlich, antwortete Réné, ist es an dem zuletzt gekommenen, diesen Vorschlag zu machen.

Umstände? Zeremonien? Gut, ein andersmal kommt es an Sie. Einstweilen aber kommen Sie mit in „Abrahams Opfer."

„Abrahams Opfer" war der Name einer Kneipe, in welche Bertholet Réné de Verdiéres führte. In einer Hinterstube, in welche das Licht nur durch die Dämpfung einiger blutfarbiger Vorhänge fiel, gab es, wie bei fast allen marchands de vin, zu essen. Sie setzten sich an eine Tafel nieder, welche durch die unzähligen, theilweise auf die geflossenen Libationen schwammig geworden war. Was das von Bertholet angebotene Glas Wein betrifft, so verwandelte es sich natürlich in ein Frühstück, dessen bescheidene Bestandtheile ein Kalbsrippchen und ein Pfannkuchen mit Speck bildeten. Weniger bescheiden aber war die Anzahl der von Bertholet trotz lebhafter Einreden Réné's verlangten ganzen und halben Schoppen.

Sehen Sie, sagte er zu Réné, nichts schadet so, als dieser Satansstaub vom Häusereinreißen. Und wenn man nur ein wenig auf die Reinheit seiner Stimme hält, ist es unerläßlich, sich die Stimmritze von Zeit zu Zeit anzufeuchten. Auf ihr Wohl!

Ich danke Ihnen, mein Herr.

Hier gibt es keinen Herrn, hier gibt es nur Kameraden und gute noch dazu! Ich sehe wohl, daß es Ihnen noch nicht recht heimisch mir gegenüber zu Muth ist; aber das kommt schon, wenn wir drei oder vier Flaschen den Kopf abgeschlagen haben.

Das ist nicht nothwendig, sagte Réné; ich versichere Sie, daß Sie mich bereits vollständig für Sie eingenommen haben.

Ein Grund mehr dann um zu trinken. Hollah, Vater Roussel; rief er dem Wirth zu, noch eine Negerin.

Eine Negerin, das heißt eine Bouteille.

Unterdessen betrachtete Bertholet Réné de Verdiéres mit der unabläßigen Neugierde eines Mannes des Volks.

Sie haben Unglück gehabt, sagte er, das sieht man. Bah, Sie müssen Nichts verheimlichen. Und bin ich, der ich zu Ihnen spreche, etwa nicht ebenso im Pech, als Sie? Sie sind nicht am meisten zu beklagen; vorerst sind sie jung und die Jugend geht vor Allem. Und dann haben Sie nicht eine Tochter wie ich.

Ah, Sie haben eine Tochter?

Das glaube ich; am Himmelfahrtstage siebzehn Jahre alt, und Arbeiterin! Aber Sie wissen, was die Arbeit von Frauenzimmern werth ist, das liebe Kind verdient gerade so viel, daß es sich Stiefelchen kaufen kann. Sie sollten sie an einem Sonntage sehen da ist sie lieblich, reizend. Wenn sie nicht lacht, singt sie; wenn sie nicht singt, umarmt sie mich. Ich weiß nicht, wo sie alle die schönen blonden Haare her bekommen hat. Und ihre Taille! Und ihre Hände! Ich habe an Nichts eine Freude, als wenn ich sie anschaue. Das nette, kleine Ding verdient eine schöne Zukunft; aber ich habe nichts für sie ersparen können, und ich denke nicht ohne Zittern an die Zukunft, in welche sie durch meinen Tod gerathen würde.

Réné versuchte, Bertholet von so traurigen Befürchtungen abzubringen. Sie sind gebaut, um achzig Jahre zu leben, sagte er.

Achtzig Jahre sind viel; aber allenfalls möglich. Der Koffer ist gut, sagte Bertholet sich auf den Bauch klopfend; der Kopf ist gesund, — ausgenommen an den Tagen, wo ich am Gas leide.

Am Gas?

Ja, wenn ich einen Liter zu viel trinke, wenn ich anbrenne, was häufiger vorkommt als ein Erdbeben. Was wollen Sie? das ist für meine Gesundheit nud Munterkeit unentbehrlich.

Auf Ihre Gesundheit also; und auf ihre Munterkeit! sagte Réné, selbst zum erstenmale an das Glas des Maurers stoßend.

Gut gesprochen, — und gut getrunken! sagte dieser, ihn mit Befriedigung betrachtend. Aus Ihnen wird noch etwas werden. Unterdessen, wenn Sie vor dem Auszahlen Kredit brauchen, können Sie in „Abrahams Opfer“ kommen, Roussel ist ein Freund von mir.

Ich danke, stotterte Réné verwirrt und aufgeregt.

Die Glocke, welche die Wiederaufnahme der Arbeiter ankündigte unterbrach ihre Unterredung. Aber die Bekanntschaft untereinander war geschlossen. Sie kehrten Arm in Arm auf ihr ihr Gerüst zurück. Was hätte sich Réné wohl gedacht, wenn er hätte wissen können, daß er in diesem Augenblick mit dem Vater Claire's ging? Wie groß wäre seine Ueberraschung gewesen, wenn er den Zufall erkannt hätte, der ihm den Vater als Protektor gab, nachdem er ihm die Tochter als Schutzengel geschickt hatte? Aber Réné war tausend Meilen von einer solchen Vermuthung entfernt. Mitte Wegs begegnete ihnen eine Art Aufseher, der die Demolitionen leitete. Er sah Bertholet an und sagte: Sie müssen einen Dachstuhl abnehmen, können Sie?

Ja, antwortete dieser.

Dann nehmen Sie einige Leute mit sich und packen sogleich das große Haus dort an.

Er bezeichnete das Haus des Herzogs von Fontenay.

Gut, antwortete der Maurer. Und er reichte Réné die Hand, wie um sich von ihm zu verabschieden.

Aber Réné wich nicht; sein Gesicht verrieth ein ängstliches Bangen. Können Sie mich nicht zu dieser Arbeit brauchen? fragte er mit erstickter Stimme.

Das können Sie nicht, antwortete Bertholet.

Warum nicht?

Ah, weil ein Dachstuhl nicht zerstört wird, wie ein Plafond; dazu braucht man Vorsichtsmaßregeln, es ist viel gefährlicher.

Was liegt daran! sagte Réné, Sie werden mich unterweisen, wie Sie es bereits gethan haben.

Sie wollen es also? sagte Bertholet, ihn von oben bis unten mit jener spöttischen Miene messend, die Réné bereits so sehr mißfallen hatte.

Es liegt mir daran, sie nicht zu verlassen.

Es ist wirklich das Haus, das Sie mir immer so fixirt haben.

Ich erinnere mich nicht, sagte Réné erbebend.

Da es Ihr Wunsch ist, erwarten Sie mich dort. Ich will indessen zwei oder drei Veteranen von meinem Schlag rekrutiren.

Réné de Verdières ließ sich diese Worte nicht wiederholen; er schritt eiligst dem bezeichneten Hause zu. Diesmal war er sicher, das Nest des sonderbaren Paares, das er am vergangenen Abend aufgefunden hatte, auszuheben. Aber war er nach Besorgung dieser Angelegenheit eben so sicher, noch bei Zeiten zu kommen, um sich der Erbschaft des Herzogs von Fontenay zu bemächtigen? Die erste Bedingung war, sich allein in der Mansarde zu befinden, und Bertholet sollte ihn dort bald mit seinen Mauern einholen. Sich ihrer zu entledigen, daran war nicht zu denken. Bei welchem Plane sollte er in diesem Falle verweilen? Sollte heute noch mehr als der Dachstuhl abgetragen werden? Wird man auch noch die Mauer angreifen? Diesen verschiedenen Konjekturen gegenüber konnte Réné nichts thun, als sich dem Zufall empfehlen. Dies that er, während er mit großen Schritten in Mitten der Trümmer der rue du Musée umherging. Bertholet hatte ihn mit zerstreutem Aussehen davon gehen sehen. Darunter steckt etwas, murmelte er; der junge Mann hat keinen offenen Charakter. Er muß irgend einen geheimen Beweggrund haben, um mit so viel Beharrlichkeit Beschäftigung bei der Demolition dieses Hauses zu verlangen. Uebrigens, wer weiß? Er hat vielleicht darin gewohnt, vielleicht knüpft sich eine Familien- oder Liebeserinnerung an diese Mauern. Ich habe Unrecht gehabt, seine Absichten durchschauen zu wollen; es ist ohne Zweifel viel Schmerz unter diesem bleichen Gesicht, im Hintergrund dieser verlegenen Worte. Es hat mir an Delikatesse gefehlt, wie immer, und Claire würde mich tadeln, wenn ich es ihr erzählte. Nach diesen Worten blieb Bertholet einige Augenblicke unbeweglich auf demselben Platze, wie alle Leute, welche nicht an Reflexionen gewöhnt sind. Thut nichts, fügte er hinzu, ich werde ihn überwachen!

---

6. Der Auszug.

Während Réné de Verdières sich gegen den Schlupfwinkel des Grafen und der Gräfin von Plougastel zu bewegte, von den feindlichsten Empfindungen gegen sie aufgeregt, trug sich bei diesen Folgendes zu. Der Graf von Plougastel bürstete seinen blauen Plüschhut. Er entwickelte bei dieser Operation die Ruhe eines unbefleckten Gewissens, ohne die Schläge zu ahnen, welche das Schicksal für ihn in Bereitschaft hielt. Nicht etwa, als ob nicht einige leichte Wolken über seine Sorglosigkeit dahin gezogen wären, als er beim Erwachen von seinem Fenster aus den ungeheuren Apparat von Holzpfeilern und

Spitzhacken, die Masse von Arbeitern auf allen Punkten übersah, aber er hatte auf das Préstige gerechnet, daß er auf den wachthabenden Invaliden durch seinen Titel eines Generalkommissärs der Demolitionen ausübte. Plötzlich bemerkte der Graf von Plougastel bei einem neuen Blicke auf die Straße ein Individuum in der Mitte der rue du Musée aufgepflanzt, dessen Augen an dem Fenster seines Belvedere zu haften schienen. Er wich einige Schritte zurück. Er hatte einen Gläubiger gewittert.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Türkey.

Reiseskizzen von Ludwig Wittmann.

Die Aja-Sophia in Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Als Justian den Bau des Tempels begann, gehörte der Grund und Boden, worauf der rechte Theil der Frauengallerie steht, einem Ennuchen, der linke einem Schuster. Jener verkaufte seine Grundstücke gern und billig, dieser aber verlangte nicht nur den doppelten Preis, sondern forderte auch noch, daß an den Tagen des festlichen Wettfahrens auf dem Hippodrom (Alt-maidam) von den vier Parteien des Rennplatzes ihm gleicher Lebehochruf wie dem Kaiser zuerkannt würde. Der Kaiser gewährte ihm den Wunsch, verordnete aber zugleich, daß zum ewigen Andenken an die Unverschämtheit dieses Menschen bei jedem Wettrennen einen Schuster in der Mitte des Platzes, mit dem Rücken gegen die auslaufenden Wagen gestellt von rückwärts in spöttischer Weise langes Leben zugerufen werden sollte. Die Sophienkirche hat die Form eines griechischen Kreuzes, dessen oberes Ende (das wo der Altar stand) wie üblich nach Osten gekehrt ist. Drei von den Seiten derselben sind mit gewölbten Säulengängen umgeben, über denen Kuppeln sich erheben. Die vierte oder Westseite bildet die Eingangsseite. Unmittelbar zur Rechten der Haupteingangspforte erblickt man den alten Glockenthurm, der indeß mit den Minarets verglichen, die neben ihm emporstreben, von sehr bescheidener Größe erscheint. Hart neben diesem Glockenthurm, zur Rechten desselben, fließt das Wasser der großen Cisterne, welche den größten Theil der Ausdehnung des Tempels mit unterirdischen gewölbten Wasserbehältern einnimmt. Außerdem gibt es noch drei Brunnen, einem in Mittelpunkt des Vorhofes, wo früher das grosse Jaspis-Bassin stand, einen zweiten unmittbar aussen an der Mauer des Vorhofes in der Gasse, welche von der Hauptstrasse nach der Seitenpforte führt, und einen dritten neben dem Minaret im Südosten. — Die östliche Seite des Vorhofes bildet zugleich das erste Vestibulum der Kirche, wohin aus dem Hofe drei Thüren, zwei große an den beiden Ecken und eine kleine hart neben dem alten Glockenthurme führen. Dieser erste Vorhof der Kirche hieß im Alterthum Narthex, und war für solche, die Kirchenbusse zu thun hatten, sowie für die Katechumenen bestimmt. Jene hatten hier zu warten, bis ihre Vergehungen abgebüßt waren, dieser, bis ihnen die Taufe den Eintritt in die Kirche selbst gestattete. Dieser Theil des Heiligthums ist deßhalb sehr einfach gehalten und ohne architektonischen Schmuck des Innern.

Der zweite innere Vorhof, länger, breiter und schöner als der erste, hat sechzehn Broncethüren, die mit Kreuzen verzinnt sind, welche die Türken verstümmelt haben. Der Raum zwischen denselben ist mit schönem gewässerten Marmor belegt, und darüber sieht man noch Reste der Mosaikbilder, welche früher als Schmuck der Thore dienten. Die kleinen bunten, mit einem Ueberzug von Vergoldung versehenen Glasstifte, deren man sich zur Anfertigung jener Mosaik bediente, fallen oft von der Decke herab, und werden von Judenknaben gesammelt, die sie dann an Fremde und Reisende verkaufen, als Andenken an den Besuch der großen Basilika des Oströmerreiches. —

Die beiden Seitenthüren des inneren Hofes führen in ein Vestibulum und durch dieses zu dem sanft aufsteigenden Aufgang des Gynaikites oder Frauenchores, welcher, um drei Seiten der Kirchen herumlaufend, die ganze Breite des innern Vorhofes einnimmt. Er ist 60 Schritte breit und hat auf jeder Seite vier Aufgänge. Zwei von diesen kann man auf jeder Seite von außen erreichen, da sie für die zur Kirche kommenden Frauen bestimmt; zwei davon sind nur kleine Treppen, die vom Inneren aus zugängig sind und zum Gebrauch der Priester und Diakonen dienten. Nachdem man (was fast jeder Reisende thun wird) die zwölf Stufen von der Seitenpforte der südlichen Front hinabgestiegen und dann den sanft aufsteigenden Aufgang zum Gynaikites emporgeschritten ist, sieht man in der Mitte des letzteren, gerade über der inneren Halle und den drei Mittelpforten, plötzlich das ganze Innere des gewaltigen Baues vor sich: Die wunderbare Hauptkuppel*), die gleichsam in der Luft schwebt, dann im Osten und Westen die kleineren Halbkuppeln, denen sich wieder auf jeder Seite drei kleine Kuppeln anschließen, so daß das Dach des Tempels aus neun solchen Kuppeln besteht, von denen die größte die oberste Stelle einnimmt. Die Letztere ist flach gewölbt, daß ihre Höhe nur den sechsten Theil ihres Durchmessers ausmacht, welcher letztere 114 Fuß beträgt. Die Mitte der Kuppel befindet sich 180 Fuß über den Boden. Das Innere der Kirche hat eine Länge von 270 und eine Breite von 245 Fuß. Neben den vier großen Pfeilern, welche die Hauptkuppel tragen, sind vier Säulen, zwei im Osten und zwei im Westen, welche, im Halbkreis mit den Pfeilern aufgestellt, die den halbkreisförmigen Kuppeln auf jeder Seite tragen. In den vier Zwischenräumen zwischen den Pfeilern und Säulen stehen zwei und zwei beisammen Pilaster mit Capitälern und Piedestalen von trefflich bearbeitetem Marmor. Dieß sind die acht Porphyrsäulen vom Tempel zu Baalbeck, deren oben Erwähnung geschah. Auf der Süd- und der Nordseite zwischen den Pfeilern rechts und links stehen je vier Pilaster vom schönsten grünen Granit

---

*) Dr. Wilhelm Lübke sagt in seiner Kunstgeschichte (Stuttgart 1860) folgendes: Mit der Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahre 1453 trat für den Orient ein Wendepunkt in der architektenischen Entwicklung ein. (siehe Travels of Ali Bey Bd. II. und Denken: der Kunst von J. Kam:rs Taf. 39) Die prachtvolle Sophienkirche ward zur Moschee umgewandelt und gab mit ihrem großartigen Kuppelbau ein Vorbild für die Gestaltung der baulichen Anlagen, dem die orientalische Architektur sich um so williger unterwarf, als die Kuppel ohnehin eine dem Morgenlande geläufige Form war und schon in den früheren Epochen der arabischen Kunst Byzanz einem grossen Einfluß auf die mohamedanischen Moscheen gewonnen hatte. Ein imposanter, von einer Kuppel überspannter Centralbau bildet fortan die Grundlage der türkischen Moscheen, denen die feine, schlanke, nadelartige zugespitzte Form der zahlreichen Minarets als pikanter Contrast gegenübertritt.

als Stützen der Frauengalerie. Es sind die ebenfalls schon erwähnten Säulen vom Dianentempel zu Ephesus. Die anderen vierundzwanzig Säulen von ägyptischen Granit, welche die Wucht der Galerien auf beiden Seiten tragen, sind zu vier und vier in den sechs viereckigen Abtheilungen aufgestellt, welche von den großen Pfeilern und den Aufgängen zum Frauenchor auf der südlichen und nördlichen Seite der Kirche gebildet werden. Diese vierundzwanzig Säulen von ägyptischen Granit machen zusammen mit den acht Prophyrsäulen vierzig — eine Zahl, die bei orientalischen Prachtgebänden, z. B' bei den Ruinen von Persepolis, eine Rolle spielt. Auf diesen vierzig Säulen des Erdgeschosses ruhen dann die sechzig der Frauengalerie. Endlich findet man noch vier mittelgroße und drei kleine Säulen über den Pforten, so daß im Ganzen hundertsieben Säulen sind — die mytische Säulenzahl, welche das Haus der göttlichen Weisheit tragen sollte. Diese siebenundsechzig Säulen sind ebenfalls theils von Granit oder rothfarbigen Marmor, und mit den feinsten Kannelüren versehen, aber mit den verschiedensten Capitalern gekrönt, welche zu keiner von unsern fünf Ordnungen zu zählen sind.

(Schluß folgt.)

Deutsche Reflexion auf eine französische Thronrede.

Zerrissen sind von Fünfzehn die Verträge,
So kündete der Zeus der neuen Zeit,
Und was als unverletzt einst geweiht
Die Fürsten durch ihr fürstliches Gepräge,
Das haben sie wo möglich selbst vernichtet,
Und ihr Versprechen ist damit gerichtet.

Gebrochen ist wozu sie sich verbunden,
Und was dem Einen nicht genehm erschien,
Das hatte bald ein diplomat'scher Sinn
Wie es zu ändern, aufgefunden
Und was sie gestern Dir versprochen hatten
Gehöret heute zu vergeß'nen Thaten.

Das hat Dir Frankreich doch schon längst bewiesen,
Beweist der Russe Dir in Polenland,
Doch den, der Brüder an die Dänen band,
Hat Deutschland diesen Schandvertrag zerrissen?
Nein, nicht, denn Deutschland nur trägt solche Schande
Zuckt seine Achsel und — küßt seine Bande.

Geht seine Lehre wiederum verloren
Und achtest, deutsches Volk, Du ihrer nicht?
Was man aus höchster Höhe Dir verspricht,
Das schreibe gläubig hinter Deine Ohren
Und bleibt auch Alles Schein nur und er—wiesen,
So bleiben doch die Höchsten Dir gewogen.

Un denkst Du, daß sie viel zu lange schwanken
Die Herrn der Bundesexecution,
So merk' Dir, Deutscher, daß dies kommt, wovon?
Von dreiunddreißig einigen Gedanken.
Doch tröste Dich, deutsch in Geduld, im Drange:
„Was gut wird, währt beim Deutschen auch stets lange."

W St.

Eine junge Maid ohne Lieb'
Und eine Dult ohne Dieb,
Ein alter Jud ohne Gut
Und ein junger Mann ohne Muth,
Alte Scheunen ohne Mäus'
Alte Pelze ohne Läus',
Alte Böcke ohne Bart
Sind nicht — natürlicher Art!

Der lachende Philosoph.

Die Methodisten in Amerika halten das Tanzen für Sünde. Eine junge Dame, die kürzlich außerhalb einer Methodistengemeinde getanzt hatte, wurde von den Vorstehern der Kirchengemeinde in Anklagestand versetzt. Ihr Vater vertheidigte sie und fragte, worin die Sünde des Tanzens bestehe? Die Antwort war: „Im Hüpfen nach dem Takt der Musik." Jetzt brachte er Zeugen vor, sowohl Tänzer, als Musikanten, welche beschworen, daß die junge Dame nie Takt gehalten. Sie wurde daher, zum großen Jubel der Zuhörer freigesprochen.

Amtsstyl. Der der den, der den den 12. v. Mts. hierhergesetzten Pfahl, daß Niemand etwas ins Wasser werfen dürfe, herauszog und ins Wasser warf, anzeigt, erhält eine angemessene Belohnung.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 49. **IX. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. Dezember 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Mit der unfehlbaren Sicherheit seines Blickes beobachtete der Graf von Plougastel, in den Hintergrund seines Zimmers zurückgezogen, einige Minuten lang die Stellung und Haltung dieses Neugierigen; Alles bestätigte ihn in seiner Meinung. Er hatte diese Figur niemals gesehen, aber das bewies nichts, denn einer seiner gewöhnlichen Kunstgriffe war, energisch die Wiedererkennung derjenigen Personen sich zu verweigern, denen er Geld schuldig sein konnte. Nach veranstalteter Untersuchung stieß er seinen gewöhnlichen Alarmschrei aus: „Colomba, schnell! die Wiege! Ein Tiger ist zu besänftigen.“ Colomba gehorchte mit einer Schnelligkeit, welche von häufiger Uebung zeigte. Sie holte aus dem Stübchen zwei kleine aus Weiden geflochtene Wiegen und stellte sie in die Mitte des Zimmers. Ein schwerer, unschlüssiger Tritt ließ sich vernehmen; bald wurde an die Thüre geklopft. Der Graf von Plougastel verhinderte Colomba zu antworten. Jack! schrie er, mach' er doch auf, mach' er doch auf! Ah, er ist im Salon beschäftigt? Bleib' er, ich will für diesmal selbst aufmachen.

Nach diesem kurzen Monolog, der seine Würde rettete, ging er seinem Besuche entgegen. Es war der Antiquar Jorry. Seine Tochter hatte ihm die Escamotage, deren Opfer sie geworden war, eingestanden, und mit seiner Rechnung in der Tasche jagte er dem kühnen Köllnischwasserkäufer nach. Beim Anblick der Demolitionen in der rue du Musée war die Indignation Jorry's auf ihren Gipfelpunkt gestiegen; mußte er nicht an eine falsche Adresse glauben? Konnte er sich vernünftiger Weise vorstellen, daß der Repräsentant eines bedeutenden Hauses so eigensinnig sei, mitten unter Schutt, Leitern und Krahnen zu wohnen. Er betrachtete sich also bereits als den Düpirten eines Schwindlers und er war entschlossen, die Nachforschungen, die er für unnütz hielt, nicht weiter zu treiben, als er, die Augen zum Himmel erhebend, wie um ihn zum Zeugen dieser ungeheuerlichen That an-

zurufen, hinter den Fenstern einer Mansarde jenen famosen himmelblauen Plüschhut erblickte, den ihm Hortense signalisirt hatte. Fünf Minuten später stand er vor seinem Schuldner. Aber die Bewegung der Befriedigung, die er empfunden hatte, legte sich bald beim Anblick dieses armseligen Innern. Jorry glaubte sodann, sich in der Etage getäuscht zu haben und artikulirte scheu und aufgeregt die Frage: Sind Sie, mein Herr, der Repräsentant des Hauses Pomard, Isakoff und Kompagnie?

Von Konstantinopel; ja mein Herr. Belieben Sie Platz zu nehmen.

Diese Einladung konnte für eine Impertinenz gelten, denn es war kein Stuhl im Zimmer, aber Jorry schien dies nicht zu beobachten.

Sie werden mich entschuldigen, daß ich Sie in diesem Vorzimmer empfange, fuhr der Graf von Plougastel fort; man frottirt eben im Salon. Jack! beeilen Sie sich.

Mein Herr, Sie haben meiner Tochter Kölnisches Wasser abgekauft.

Ihrer Tochter? antwortete der Graf nachdenklich.

Vorgestern, fügte Jorry hinzu.

Das ist wohl möglich, ich kaufe so viel. Aber erlauben Sie mir nach der Wohnung Ihrer Fräulein Tochter zu fragen, denn mein Gedächtniß ist mir in derlei Beziehungen ziemlich untreu.

Wir wohnen auf dem Quai des Grands Augustins.

Sehr gut, aber vor allen Dingen, nehmen Sie doch Platz, wenn ich bitten darf.

Das auch noch? brummte der Trödler, es ist nicht einmal ein Stuhl da.

O, sagte Magloire, sich ruhig auf den Boden setzend, wir sind Orientalen.

Wollen Sie sich über mich lustig machen? rief Jorry, der roth vor Zorn wurde.

Wozu? fragte nachlässig der Graf von Plougastel, ich bin mit Ihrer Waare zufrieden. Ihr Kölnisch Wasser ist wirklich sehr gut; der Bergamotte-Essenz herrscht jedoch vielleicht zu sehr vor, doch ist das Nebensache. Haben Sie mir noch mehr zu verkaufen?

Hier ist die Rechnung über das Kistchen, das Sie mitgenommen haben. Es macht siebenunddreißig Franks fünfzig Centimes.

Ist sie abquittirt?

Ja, mein Herr.

Gut, zerreißen Sie die Quittung.

Das werde ich nicht thun, sagte Jorry, laut aufschreiend.

Wie es Ihnen beliebt, sagte der Graf von Plougastel

Wollen Sie bezahlen, wenn ich bitten darf. Ich brauche mein Geld.

Erlauben Sie mir, ich bin nur der Repräsentant des Hauses Pomard, Isakoff u. Komp. Das Haus Pomard, Isakoff u. Komp. hat den Ankauf gemacht, das Haus Pomard, Isakoff u. Komp. wird Sie bezahlen.

Mein Herr!

Nun, ja! Ich habe noch keine Zahlungsordre erhalten. Ich erwarte den Kurier von Triest, der sie mir wahrscheinlich heute Abend überbringen wird. Können Sie zwischen sechs und sieben Uhr Abends wiederkommen?

Zwischen sechs und sieben Uhr wird Ihr Schlupfwinkel zusammengerissen sein, sagte der Buchhändler zornig.

Das ist nicht wahrscheinlich, warf der Graf ein, der seine Höflichkeit verdoppelte; in jedem Falle wird der Sitz unseres Etablissements nach dem Platz Vendôme Nr. 8 verlegt.

Das können Sie einem Anderen sagen, mein Herr! Sie glauben es mit einem Tölpel zu thun zu haben.

Der Graf von Plougastel erhob sich und legte sanft seine Hand auf Jorry's Schulter. St! sagte er.

Was, St! Wollen Sie mir vielleicht Stillschweigen gebieten?

St! wiederholte der Graf. Sprechen Sie nicht so laut, achten Sie den Schlaf der Unschuld.

Er zeigte auf die zwei Wiegen.

Ich achte nichts! schrie der Trödler.

Wie! nicht einmal die beiden armen schlafenden Kreaturen?

Ich will bezahlt sein!

Herz von Stein! Betrachten Sie ihre so sanften Züge, treten Sie näher aber mit Vorsicht —

Mit diesen Worten zog er den Vorhang von einer der Wiegen zurück und zeigte Jorry ein sanft geröthetes, theilweise in Windeln eingehülltes Köpfchen.

Theure, unschuldige Kinder! sagte der Graf leise, möchtet Ihr lange der dornigen Pfade dieses Lebens unkundig bleiben und stets Eure kostbare Sorglosigkeit behalten.

Noch einmal mein Herr, ich —

Rühren Sie sich nicht. Sehen Sie, eines wacht auf. Es ist das jüngere; armer, kleiner Amor, man sollte meinen, er sei einem Gemälde von Albano entsprungen.

Mein Herr, ich muß Ihnen bemerken, daß ich ebenso wenig hierher gekommen bin, um zu schwätzen, als um mich rühren zu lassen.

Aber der Graf hörte ihn nicht; er hatte sich ganz den Seligkeiten der väterlichen Liebe hingegeben. Den Kopf tief in die Wiege versteckt, hatte er mit seinen Sprößlingen einer jener urwüchsigen Unterhaltungen begonnen, die das Alphabet der Empfindung sind.

Jorry war genöthigt ihn am Aermel zu zupfen.

Was gibt's? fragte der Graf von Plougastel.

Mein Geld!

Das ist wahr, ich hatte es vergessen. Aber Sie werden mich gerne entschuldigen, Sie der Sie Vater sind. Colomba! Feder und Papier. Ich will einen Wechsel ausstellen.

Nein!

Siehst Du, Colomba, wie die Gewohnheit der Geschäfte gewisse Menschen verhärtet. Der da hat unsere Kinder mit trockenen Augen betrachten können, jetzt verweigert er mit Bitterkeit einen Aufschub von drei Tagen. Schaue diesen Mann recht an, Colomba; der Mann hat kein Herz und kein Blut!

Siebenunddreißig Franks fünfzig Centimes! heulte Jorry.

Und der Disconto?

Der Disconto, mag sein; aber bezahlen Sie.

Ich habe meinen Kommis um kleines Geld fortgeschickt; Sie müssen schlechterdings seine Rückkehr erwarten.

O, rief Jorry, dessen Geduld erschöpft war.

Colomba! mache einen Flacon von meinem **Parfum de Almes** auf; unserem Gast ist nicht wohl.

Lassen Sie mich! sagte der Tördler, ich weiß jetzt, was ich von Ihnen und Ihrer Frau zu denken habe.

Der Graf von Plougastel verstand, bezüglich seiner Frau keinen Scherz; er wollte, daß Jeder, wie er, ihr mit Achtung begegne. Er fixirte den Trödler mit einem schrecklichen Blick. Dieser erblaßte und bereute schon seine Kühnheit. Und wahrscheinlich, glauben wir, hätte der Graf ihn gezwungen, sich bei seiner Frau, vielleicht auch bei seinen Kindern zu entschuldigen, wenn in demselben Augenblick nicht die Thüre unter dem gewichtigen Druck eines Arbeiters aufgegangen wäre. Dieser Arbeiter war Réné.

Sie können nicht mehr dableiben, wir kommen um zu demoliren, sagte er.

Desto besser, das wird Luft in unsere Appartements bringen, sagte der Graf von Plougastel ohne Aufregung.

Jorry hatte sich einen Ausruf der Ueberraschung entwischen lassen, als er Réné unter dem Staub und dem Mörtel, der seine Kleider bedeckte, erkannte. Réné hatte Jorry ebenfalls bemerkt, aber er dachte nicht daran, ihn unter den obwaltenden Umständen anzureden. Er wendete den Kopf ab.

Adieu, mein Herr, sagte der Trödler sich zum Grafen von Plougastel wendend, ich werde Sie wieder zu finden wissen! Unterdessen werde ich Sie dem Staatsanwalt empfehlen.

Jorry erreichte die Thür, nicht ohne den Versuch gemacht zu haben, dem Blicke Rénés zu begegnen. Dieser aber wendete ihm hartnäckig den Rücken zu. Der Stolze! brummte der Trödler; gehen wir sogleich, diese Neuigkeit unserer Tochter mitzutheilen. Das wird sie ärgern, das will ich. Es soll mich ein wenig für das dumme Geschäft trösten, das sie mit diesen Gaunern abgeschlossen hat. Nachdem Jorry gegangen war, sagte der Graf von Plougastel zu Réné, der ungeduldig seinen Bewegungen folgte: Ist es wahr, daß ich dieses Haus verlassen muß?

Sogleich, mein Herr, sogleich! Fünf unserer Leute folgen mir und unsere Befehle sind präcis.

Nun denn! seufzte Magloire, beladen wir uns zunächst mit den kostbarsten Gegenständen. Vor allen laß die Luft aus unsern Kindern.

Diese Phrase verwirrte Réné de Verdiéres vollends. Er sah mit Entsetzen, wie Colomba die beiden Puppen aus den Wiegen nahm und mit einem Handstrich die Luft, welche sie aufblähte, daraus entfernte. Nachdem diese Operation geschehen war, gab sie ihre Kinder Magloire, der sie vierfach zusammenlegte und sie in seinen Rock steckte. Das Uebrige ihres Mobiliars die Bärenhäute, welche ihnen als Matratzen dienten, inbegriffen, bot keine größern Schwierigkeiten dar. Magloire befaßte sich mit seinen Flacons von dem **Parfum des Almes**, die er sorgfältig in alle seine Taschen vertheilte. Er hatte deren in seinen Westentaschen, in seinen Beinkleidertaschen. Fünf oder sechs Fläschchenhälse schauten zu jeder Oeffnung heraus.

Vergessen wir den etruskischen Küchentopf nicht, sagte er zu seiner Frau.

Nein, mein Freund.

Ich werde die Wiege bis an unsern Wagen tragen. Jetzt, sagte er einen berühmten Ausspruch parodirend, laßt uns unsere Wohnung an unserer Fußsohle mitnehmen!

Sich gegen Réné wendend sagte er: Wenn Jemand nach uns fragt, mein Herr, haben Sie die Güte, ihn nach dem Platz Vendôme Nr. 8 zu schicken.

Réné antwortete durch Kopfnicken. Der Graf von Plougastel ging hinaus, während er zur Frau Gräfin sagte: Es thut mir gar nicht leid, diese Wohnung zu verlassen, wo wir anständiger Weise keine Soireen geben konnten.

Réné blieb allein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine amerikanische Geschichte.

O. Ruppius erzählt im Sonntags-Blatt nachstehende für gewisse gesellschaftliche Annehmlichkeiten in den Südstaaten Nordamerika's sehr charakteristische Geschichte:

„Ein Franzose erst vor wenigen Wochen in Neworleans gelandet, trat in ein Gasthaus, um sich zu erfrischen.

„Garçon!" rief er, „ein Glas Bier!"

Der Kellner schenkte das Bier ein, aber in dem Augenblicke, als der Franzose das Glas nehmen wollte, bemächtigte sich ein Unbekannter desselben und trank es mit einem Zuge aus.

„Ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen", sagte der Franzose, den diese allzugroße Freiheit sehr überraschte.

„Ich kenne Sie auch nicht!" entgegnete der Unbekannte.

„So suchen Sie also Händel!"

„Es sollte mir leid thun, Sie darüber in Zweifel zu lassen. Sie sind mir widerlich! — Ist das deutlich?"

„Sehen sie sich vor", sagte der Franzose ruhig und wie mit väterlichem Tone. „Ich bin ein Mensch, der von seiner Arbeit lebt; ich beleidige keinen Menschen, aber ich bin es auch nicht gewohnt, mich beleidigen zu lassen. — Für dieß Mal verzeihe ich Ihnen. — Kellner, ein zweites Glas Bier!"

Der Händelmacher, der nur durch ein höhnisches Lachen geantwortet hatte, wartete, bis das zweite Glas Bier eingeschenkt war; dann bemächtigte er sich dessen abermals, trank einen Schluck und goß das Uebrige auf den Boden.

Im höchsten Grade gereizt, wollte der Franzose auf ihn zustürzen, doch ein Zeuge dieses ganzen Auftritts hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu:

„Halten Sie ein, oder Sie sind verloren! Ermordet er Sie nicht auf der Stelle, so tödtet er Sie später im Zweikampf, denn er ist der geschickteste Duellant in ganz Louisiana. Im Schießen mit der Büchse oder Pistole, in der Handhabung des Degens wie des Säbels, des Dolches wie der Lanze thut es ihm Niemand zuvor. Er hat bereits zweiunddreißig Menschen getödtet und über sechszig verwundet."

„Was sie mir da sagen, beschwichtigt meinen Zorn!“ sagte der Franzose.

„Nicht wahr, das ist entsetzlich?“

„Im Gegentheil, es beruhigt mich vollkommen.“

Nach diesen schnell gewechselten Worten näherte der Franzose sich dem Händelmacher, der ihn mit spöttischen Blicken betrachtete, und sagte dann zu ihm:

„Mein Herr, ich bin heute zufällig guter Laune und möchte mir diese nicht gern verderben. Sie haben mir zwei Gläser Bier weggetrunken; das ist genug. Jetzt kommt an mich die Reihe. Ich hoffe, daß meine Nachsicht Sie zur Reue, sowie zu einem anständigeren Betragen bewegen wird. — Kellner, ein drittes Glas Bier!“

Der Kellner goß zitternd das Bier ein, das unfehlbar zu einer Katastrophe führen mußte.

Und in der That stand es kaum auf dem Tische, als der Händelmacher es auch schon ergriffen und den ganzen Inhalt ausgeschüttet hatte.

Schneller als der Tiger, der sich auf seine Beute stürzt, warf sich der Franzose jetzt auf seinen Gegner und versetzte ihm mit den Fäusten und Füßen furchtbare Schläge und Stöße in das Gesicht, auf die Brust und in die Seiten. Der Händelmacher gewann nicht einmal Zeit, sich zu vertheidigen; er taumelte umher und sank dann ohnmächtig nieder das Gesicht furchtbar entstellt und über und über mit Blut bedeckt. Erst als er am Boden lag, hörte sein Sieger auf, ihm Schläge zu versetzen. Dann zog er ruhig eine Brieftasche hervor, nahm eine Karte aus derselben und befestigte sie mit einer Stecknadel auf der Brust des Ohnmächtigen.

Darauf sagte er, sich gegen die Anwesenden wendend:

„Ist hier ein Freund dieses Menschen, so bitte ich, demselben zu sagen, daß er mich jeden Morgen von acht bis eilf Uhr in meiner Wohnung treffen kann. — Kellner, noch ein Glas Bier!“

Dießmal machte ihm Niemand die Erfrischung streitig, deren er nach der gehabten Anstrengung doppelt bedürftig war. Er trank ruhig das Bier aus, bezahlte alsdann alle vier Gläser und ließ die ganze Gesellschaft stumm vor Erstaunen und Ueberraschung zurück.

Als man den Betäubten aufhob, fand man, daß ihm zwei Rippen gebrochen waren und daß ein Faustschlag ihm das eine Auge aus der Höhle getrieben hatte. Auf der Karte an seiner Brust las man:

„Lucian Petit, Fechtmeister aus Paris, ertheilt Unterricht im Fechten, Boxen, in der Führung des Kampfstockes und im Ringkampf. Stundengeld billig.“

Etwa sechs Wochen nach diesem Auftritte wurde die Thür des Fechtmeisters Petit eines Morgens aufgerissen und ohne vorher angeklopft zu haben, stürmte ein Mensch herein.

„Erkennen Sie mich?“ fragte er mit zornerstickter Stimme.

„Vollkommen!“ entgegnete Herr Petit. „Was wünschen Sie?“

„Ich komme, um Sie zu tödten,“ sagte der Händelmacher, der erst jetzt von seinen Wunden wiederhergestellt war, aber die Spuren derselben noch immer trug. „Ich gestehe, daß ich Sie beleidigt habe, deßhalb lasse ich Ihnen die Wahl der Waffen. Aber beeilen Sie sich, denn ich muß Sie todt sehen; dabei gilt es mir gleich, ob ich Ihnen mit dem Kampfstocke den Schädel einschlage, oder Ihnen meinen Degen durch die Brust renne.

„Lassen Sie uns weniger, aber vernünftiger sprechen“, sagte der Fechtmeister, „besonders aber ohne Zorn. Folgen Sie meinem Rathe, so lassen wir unsere Sache abgemacht sein. Sie tranken mein Bier — ich prügelte Sie dafür, das ist also in der Ordnung. Mir liegt heute eben so wenig daran, Sie zu tödten, wie an jenem Tage, Ihnen die Rippen einzuschlagen. Das ist mein Geschäft und macht mir daher kein Vergnügen; bestehen Sie aber durchaus darauf, meine Ruhe zu stören und mich auf den Kampfplatz zu schleppen, so bleiben Sie darauf, das schwöre ich Ihnen.“

„Elender Prahler das wollen wir sehen! — Lies einstweilen hier die getreue Liste der vierunddreißig Personen, die ich im Duell getödtet und der achtundsiebenzig die ich verwundet habe, und frage Dich dann, ob ich der Mann dazu bin, mich vor einem Petit zu fürchten.“

„Sie wollen sich also durchaus schlagen?“

„Alberne Frage!“

„Nun, so kommen Sie“, sagte der Fechtmeister. „Ich wähle den Degen.“

„Ihre Zeugen?“

„Die Ihrigen. — Vorwärts!“

Der Creole führte den Degen sehr geschickt, aber es fehlte ihm in diesem Augenblicke die Kaltblütigkeit, die im Duell unerläßlich nothwendig ist.

Nach einigen Gängen wurde er durch seinen Gegner am Arme leicht verwundet. Der Anblick seines fließenden Blutes machte ihn wüthend.

„Folgen Sie mir“, sagte der Fechtmeister gelassen. „Sie sind verwundet und damit ist der Ehre genug gethan. Laßen wir es gut sein.“

„Nein, auf Leben und Tod!“ schrie der Creole außer sich. „Auf Leben und Tod!“

„Wenn sie es durchaus wollen, so sei es! rief Petit, und wenige Augenblicke nachher durchbohrte sein Degen die Brust des Händelmachers.

Lucian Petit's Ruf war durch diese Züchtigung des Allgefürchteten schnell begründet, und von allen Seiten strömten ihm Schüler zu, so daß er kaum die Zeit finden konnte, Allen Unterricht zu ertheilen, die denselben von ihm begehrten; er ist heute der gesuchteste Lehrer in ganz Louisiana.“

Und wenn die ganze Geschichte nichts weiter, als eine Ente wäre, so gäbe es keine bessere Reclame für das Geschäft des Fechtlehrers.

Ein Lied aus alter Zeit.

Die Nacht mit ihrem Schleier,
Lag sternenhell, o Speier,
Auf Dir und deinem Dom;
Als ich von ihr gegangen,
Mit Thränen auf den Wangen,
Hinab zum Rheinestrom, —

Und schnell von hinnen weichen
Mußt ich, es gab das Zeichen
Das Schiff zur Abfahrt schon
Hier hab ich es erfahren'
Daß ich, in jungen Jahren
Schon war des Unglücks Sohn. —

Am Bord des Dampfers stand ich;
Und nun allein empfand ich
Erst ganz des Abschied's Pein; —
Die Kaiser-Kathedrale,
Sah ich zum Letztenmale
Sich spiegeln in den Rhein. —

Doch nimmer kann ich sehen
Ihr weißes Tüchlein wehen,

Vom Heidenthürmchen dort;
Leb'wohl! rief Sie herüber.
Leb'wohl rief ich hinüber,
Und dann ach ging es fort. —

Wir paßten recht zusammen;
Wir konnten wie zwei Flammen!
Ganz eine Flamme sein;
Und doch geschah's uns Beiden. —
Daß wir nun mußten scheiden
Für immer dort am Rhein. —

Und wie sind wir geschieden!? —
So ward getrennt hienieden
Noch kaum ein Paar wie wir;
Denn eines Weltmeer's Becken!
Seh' ich sich endlos strecken
Nun zwischen mir und ihr. —

Nordwärts bin ich gezogen;
In Orinokos Wogen
Netzt Sie nun ihren Fuß. —
Wo Sie hinblickt sind Palmen,
Nur ich schau dürre Halmen
Wo ich jetzt wandeln muß! —

George Morin.

Württembergischer Weingärtner Weinspruch. (In 130facher Alliteration.) Wir württembergische Weingärtner wollen wackere Weintrinker werden, Weintrinkern wird's wohl, warm; werden wahrlich witzig, wachsam, wohlbeleibt, wohlgesehen; würdevolle, wackere Weintrinker werden Wein-Wirthen werth; weinvollen Weintrinkern wird's weiland wehe, werden wunderlich, wohllüstig, waghalsig, wüthend, wahren würdevollen Weintrinkern widerlich. Wassertrinker werden wäßrig, wassersüchtig, wasserbäuchig wankelmüthig, wetterwendisch; warum Wassertrinker Wasser wollen, wissen wir Weintrinker wohl, weil Wassertrinken wohlfeiler wird. Wir Weintrinker wollen Wasser weglassen, wäßrigem Wein werden wir weichen, wahrer werthvoller Wein wird württembergischen Weingärtnern werden. Wartet württenbergische Weingärtner wenig, Weinbergen wird wieder warme Witterung, Wein-Trauben werden wirklich weinhaltig, wunderschön, weiche Weintrauben werden wir Weingärtner wegschneiden, wettergeschlagene, winddürre weinverderbende werfen wir weg; Weinbütten, Weinkeller, Weinkelter, Weinfässer werden wieder weinvoll, weinvolle Weinkeller wollen wir; Wassertrinkern wird wahrscheinlich wieder Wasser werden, wir wahre württembergische Weingärtner wollen wieder wackere Weintrinker werden.

Hampelmann: E Ochs bleibt doch sei Lebdag e Ochs! des sieht meer widder an den Herrn von Reitenbach seim Steuerochs. Wann des kä Ochs gewese wär', so wär', er unner der Versteigerung verreckt, oder im Pandstall, und da hätt en die preißisch Regierung for gut bezahle misse. Mit eme Ochs is ewe nix aazefangen. Awwer ich megt nor wisse, an was ee verreckt is? an Gift oder an de preißische Zustänn, da die bringe en Ochs um. Vielleicht hat er vom Herr von Bismark sein Wegkraut gefresse. Da geschieht's em awwer ganz recht, dann das Wegkraut sollst stehen lan. So wird's sei, dem Herrn von Reitenbach sei Steuerochs wird preißisch politisch Botanik studirn hawwa wolle, die sehr ääfach is, dann die ganz gegenwärtig preißisch Flora besteht nor aus Wegkraut un Stammbääm, Stinkworz und Schnarotzerblanze; die Kaiserkron und der Ehrenpreis sin ihr ausgange. Wann awer die preißische Steuerverweigerer jetzt gscheiht sinn, so lasse sie sich nor noch mit Vieh auspände, dann da biet's derr in der Versteigerung kää Deiwel kän Batze net druff, dann Alles glääbt, es wär vergift, wie'm Reitenbach sei Steuerochs.

Zittern und Katzenbuckel. Der französische Admiral Bonnard besuchte gegen Ende April Hue, die Residenz des Kaisers von Cochinchina, um mit demselben einen Handelsvertrag abzuschließen. Ein unabsehbarer Zug von Garden in strahlenden Uniformen, alle Würdenträger und fünfzig prachtvoll ausgerüstete Elephanten mit goldenen Ringen an den Stoßzähnen und silbernen an den Füßen reihten sich auf dem Wege. den der Gesandte nebst Gefolge beschritt, um zu dem Audienzsaal zu gelangen. Der Kaiser empfing die Gesandtschaft, umgeben von seinen Großmandarien Die Franzosen mußten in einer Entfernung von 50 Schritten bleiben. Sie verbeugten sich bei dem Erscheinen des Kaisers, während die Unterthanen desselben, sowie er eintrat, an allen Gliedern zu zittern anfingen. Dieses Zittern, in welchem manche cochinchinesische Höflinge es zu einer ebenso erstaunenswerthen Fertigkeit bringen wie europäische im Katzenbuckeln, ist durch die dortige Etiquette vorgeschrieben.

Ein Dieb wurde im Zuchthaus vom Aktuarius gefragt, weshalb er hier sei. Der sonst sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin nur hier, weil mich Mutter-Natur mit einem zu sehr um sich greifenden Fassungsvermögen ausgestattet hat."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 50. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. Dezember 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

9. Der Schatz.

Der von Réné de Verdières so sehnlichst erwartete Augenblick war endlich da Er befand sich allein in der früher von dem Herzoge von Fontenay bewohnten Mansarde. Es war ihm aber klar, daß er nicht lange daselbst allein bleiben würde; und diese Ueberzeugung machte ihn verzweifeln. Auf jeden Fall beeilte er sich, die Minuten auszubeuten, die ihm der Zufall schenkte. Mit dem Griffe seiner Hacke schlug er an dem bezeichneten Platze zwischen den zwei Fenstern gegen die Mauer. Kein Ton kündigte eine Höhlung an. Réné wiederholte seine Untersuchung ein wenig weiter oben und ein wenig weiter unten; er schlug rechts, er schlug links überall hin. Nichts antwortete ihm. Er hielt an sich.

O, dachte er, sollte dieses Schriftstück nur eine Lüge sein, um einen Unglücklichen zu foppen? Diese edlen Klagen, diese von so viel Würde durchdrungenen Vorgefühle, sollten unedle Mystification sein? Das ist unmöglich. Dieser Schatz ist da, neben mir, ich fühle seine Wärme, und ich kann ihn nicht entdecken!

Er riß die Tapete herab. Hierauf zogen andere Grübeleien durch sein Gehirn. Der Herzog wird alle Sorgfalt aufgewendet haben, um den geringsten Ton in dieser Mauer zu ersticken, um jede Höhlung auszufühlen, das ist gewiß. Eine so bedeutende Summe versteckt man nicht ohne die genauesten Vorsichtsmaßregeln. Selbst nach dem Herausnehmen der Ziegel darf ich mich auf andere Schwierigkeiten gefaßt machen: ohne das wären die sechsmalhunderttausend Franks zwanzigmal durch ein einfaches Anstoßen entdeckt worden. Der Herzog war ein alter Mann, er hat Alles vorgesehen. Und ich, ich bin ein Unsinniger, daß ich auf den ersten Schlag die Hand auf ein Vermögen legen wollte, das er mit so viel Mühe verborgen hat.

Réné wischte sich die Stirne ab.

Was, was soll ich thun? Die Zeit, die Mauer zu demoliren, fehlt mir. Bei dieser Beschäftigung überrascht, welchen Vorwand könnte ich anführen? Sollte meine Unerfahrenheit genügen, Verdacht von mir abzuwälzen? Gewiß nicht. Dann, wo diese Cassette hin verstecken? Sechsmalhunderttausend Franks in Gold, das ist eine Last. O, wenn sie mir entgingen! —

So sprechend, stützte er, zwischen den beiden Fenstern knieend, seine zitternden Hände auf die Mauer. Ein Geräusch ließ sich vernehmen. Bertholet, der bereits herangekommen war, betrachtete ihn von der Schwelle der Thüre aus. Réné drehte sich hastig um.

Hierher, Leute! rief Bertholet.

Fünf Maurer traten ein. Man fing an, den Dachstuhl Stück für Stück abzutragen. Bertholet gab Befehle, ohne jedoch Réné aus den Augen zu verlieren, bezüglich dessen er einen Hintergedanken zu haben schien. Dieser strengte sich so sehr als möglich an, aber seine Ungewandtheit und Zerstreutheit verriethen sich jeden Augenblick. Er verstand nicht oder er verstand schlecht. Er war nicht geschäftig genug, die Balken rasch in die Arme zu nehmen, die man ihm hinreichte; er schien schlecht auf seinen Füßen zu stehen. Jeder Axthieb, jedes Gepolter verursachte ihm einen Krampf in seinem Innern; man hätte sagen können, daß mit der Zerstörung dieses Speichers man seine Existenz zerstörte. Keine dieser Bewegungen entging dem mißtrauischen Auge Bertholet's. In wenigen Stunden verschwand der Dachstuhl, der Tag fiel jetzt ganz nach Behagen in diese Höhle und beleuchtete ihre kleinsten Schlupfwinkel. Es waren nur noch die vier Mauern da. Vor dieser großen Helle fühlte Réné ein Zittern. Bis jetzt hatte er einige Hoffnung gehegt, aber in diesem Augenblicke schien es ihm, als ob ihm sein Geheimniß entschlüpfte und die Augen dieser Leute, wie er, durch die Mauern hindurch lesen könnten.

Was fehlt Ihnen? fragte ihn plötzlich Bertholet, ihn beim Arm packend.

Nichts, — ein wenig Ermüdung — stotterte Réné.

Sie sind blässer, als der Himmel; wenn Sie sich wirklich nicht wohl fühlen, so müssen Sie fortgehen.

Fortgehen! sagte der Jüngling erbebend. Nein, es ist vorüber — es ist vorbei — ich spüre nichts mehr.

Es ist aber seltsam, wie scheue Augen Sie machen! entgegnete Bertholet, sich an der Steigerung seiner Verlegenheit weidend.

Der Wein von heute Morgen ist mir ein wenig in den Kopf gestiegen. Ich hatte Ihnen gesagt, daß ich nicht an das Trinken gewohnt bin.

Ah, das kann sein. Nun, machen Sie sich an diese Mauer und schonen Sie sie nicht.

Er bezeichnete die dem Verstecke des Herzogs von Fontenay entgegengesetzte Mauer.

Indessen, fügte der Maurer, den Erfolg seiner Worte berechnend, hinzu, will ich mich an diese da machen.

Réné schwieg. Er fürchtete, durchschaut worden zu sein. Aus der Wendung, welche die Arbeit nahm, schloß er, daß das Belvedere vor Anbruch der Nacht nicht mehr existiren würde. Jede Anstrengung Bertholet's und seiner Leute beschleunigten seinen Ruin. Réné sah seine hoffnungstrahlenden Chimären eine nach der andern entfliehen! er sagte dem

Eldorado, das er sich seit dem gestrigen Abend geschaffen, Lebewohl. Das Gespenst der Armuth näherte sich ihm, um ihn zurückzufordern. Ein Zufall trat in diese Verwicklung. Man verlangte unten mehrere Männer, um Schutt auf Karren laden zu helfen. Bertholet mußte vier von den seinigen hinabschicken. Er blieb mit Réné und nur einem Arbeiter zurück. Dadurch wurde die Demolition der Mansarde ein wenig aufgeschoben.

Verfluchte Mauer, schrie Bertholet von Zeit zu Zeit das Gesicht verziehend; sie ist härter, als ich mir dachte, aber ich werde mit ihr fertig werden.

Réné spielte den Tauben. Uebrigens wendete er in Zwischenräumen den Kopf nach ihm um, um die Fortschritte seiner Arbeit angstvoll zu überwachen. Der größere Theil dieser Seite des Baues war unter den Schlägen Bertholet's gefallen, aber der Raum zwischen den zwei Fenstern stand noch unberührt. Die Partie war also noch nicht ganz verloren! Um so mehr, als der Tag sich bereits senkte, und bald die Glocke den Feierabend ankündigen sollte! Réné klammerte sich an diese neue Hoffnung. Aber diese Alternativen erschöpften ihn! er konnte sich kaum mehr halten, seine Haare hingen ihm wirr über die Stirne. Die physischen Anstrengungen, verknüpft mit den moralischen, machten ihn fast unkenntlich. Endlich schlug es sieben Uhr. Es war Zeit! Alle Arme stockten zugleich in ihrer Bewegung, alle Hämmer fielen zu Boden. Réné erhob den Kopf und athmete die Luft ein, die ihm mit den angenehmsten Düften geschwängert schien. Er lebte wieder auf.

Kommen Sie mit, Kamerad? sagte Bertholet.

Nein, sagte Réné entschlossen, sich auf den Boden setzend. Ich falle vor Müdigkeit um, ich möchte ein wenig ausruhen.

Ein „cinquiéme“ wird Sie aufrichten (Im Wirthshauskauderwälsch heißt „cinquiéme“ ein Glas Wein.)

Ich danke Ihnen, sagte Réné, aber ich ziehe es vor, hier zu bleiben.

Wie Sie wollen, aber bleiben Sie nicht lange da, das Reglement ist dagegen.

Seien Sie unbesorgt.

Auf Wiedersehen morgen also! sagte Bertholet mit seltsamer Betonung und entfernte sich mit den andern Arbeitern.

Auf Wiedersehen!

Réné de Verdiéres fand seine ganze Gelenkigkeit und seine ganze Elastizität wieder nachdem sie fort waren. Er lief an die Treppe hinaus und beugte sich über das Geländer, um das Geräusch ihrer Schritte zu verfolgen. Er hörte sie auf die Straße hinausgehen. Trotzdem wartete er noch. Nach einer Viertelstunde herrschte tiefes Schweigen auf dem Boden. Mit Herzklopfen näherte er sich der eingefaßten Mauer. Die Gelegenheit war entscheidend. Mörtel und Ziegel flogen unter seinem Hammer weg. Zuerst erschreckte ihn der Widerhall um ihn herum, aber es war nicht mehr zu zögern, nicht mehr zurückzuweichen. Er fuhr fort. Nach einigen Schlägen klang es unter seinem Werkzeug wie Gold. Réné drückte die Hand an sein Herz, welches übermäßig schlug.

Einen Augenblick später ließ die vollständig geöffnete Höhlung ein Kistchen von Eichenholz sehen. Er sprengte das Kistchen und eine Gluth von Gold erschien. Es war nicht Freude, was Réné bei diesen Anblick fühlte, sondern ein ungeheurer Schwindel fast Entsetzen. Fünf Minuten lang war er von einem Zittern über den ganzen Körper ergriffen, wie ein Epileptischer, er war nahe daran zu sterben. Um wieder zu sich zu kommen, ver-

suchte er einige Töne von sich zu geben, seine Zunge war an den Gaumen angeheftet. Endlich wieder erwacht, fühlte er, mit übermäßig weit aufgerissenen Augen die schreckliche Empfindung des Alps. Alle großen Bewegungen sind Schwestern. Réné würde, wenn er einen Mord begangen gehabt hätte, nicht mehr vernichtet gewesen sein, als in diesem Augenblick. Man eignet sich nicht ungestraft eine zu starke Dosis von Empfindungen an, und der menschlichen Seele geht es wie dem menschlichen Gehirn mit einer zu großen Dosis Alkohol. Die vollständigste Erschöpfung trat an die Stelle dieser Betäubung. Abgestumpft, lächelnd, unbeweglich, vertiefte sich Réné in das Anschauen dieses vor seinen Augen geöffneten Schatzes. Es war ein glänzendes Schaustück, wir wollen es nicht leugnen. Prachtvolle Louisd'or in Rollen, alle mit dem Bildnisse Ludwigs XVI. ein harmonisches und imponirendes Durcheinander, eine königliche Flamme, plötzlich aufleuchtende Strahlen! Es war in der That genug, um mehr als ein Gehirn zu verwirren, um mehr als ein Gewissen zu betäuben. Als Réné seiner wieder mächtig geworden war, streckte er die Hände nach der Kiste aus und rief: Mir dieser Reichthum!

Nein! sprach eine Stimme hinter ihm. Er drehte sich entsetzt um und sah Bertholet vor sich. Einige Minuten lang betrachteten sie sich so, stumm, keuchend.

Ah, das ist Gold, beim Teufel! — das ist Gold! sagte endlich der Maurer.

Sie — hier? — konnte Réné mit Mühe hervorbringen,

Ich störe Sie? O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung mein Junge.

Mein Herr —

Beruhigen Sie sich; Ihre Gesundheit flößte mir Unruhe ein, ich bin wieder heraufgegangen, um Erkundigungen einzuziehen. Sonst nichts. Ich bin jetzt zufrieden gestellt und gehe weiter, sehen Sie!

Nach diesen Worten lachte er laut auf und kauerte sich neben dem bestürzten jungen Mann nieder.

Ach, wir haben also unser kleines Schwein aus dem Nest gehoben? man findet also solche Bestien noch in den alten Mauern? Und ich glaubte, es gebe keine solche Blasen mehr, ich irrte mich in den Erzgrundboden!

Er beugte sich über die Kiste.

Ein hübscher Spiegel, das, ich gestehe es, und noch dazu fast neu. Schauen Sie, das verschönert mich, so schauen Sie doch, Kamerad!

Er zwang den erschöpften Réné sich zu beugen, wie er. Die Gruppe der beiden Männer in diesem nach oben offenen Dachstübchen, im letzten Schimmer des Tages, war absonderlich.

Ach, funkeln sie! funkeln sie, alle diese Höllenpflastersteine! fuhr Bertholet fort. Niemals habe ich so viele zu gleicher Zeit gesehen, es sind deren von jeder Größe dabei. Gold? das ist also welches, das? Heute sehe ich mich doch einmal satt daran, es sieht nicht übel aus, es macht ein so gescheites Gesicht. Aber sind sie denn auch echt? setzte er neckend hinzu, ist das Gold gut? Sagen Sie doch, Kamerad, wenn man Sie betrogen hätte, das wäre nicht bitter? Wie?

Genug, sagte Réné leise.

Und mit Papa Bertholet wollten Sie Verstecken spielen? Das ist nicht artig!

Sie wußten also —?

Nein, aber ich ahnte. Man hat ein amerikanisches Auge. Wissen Sie aber, daß Sie für einen Anfänger prachtvolle Chancen haben? Wie! am ersten Tage ihres Lebens, an den man Sie zur Demolition schickt, erwischen Sie solche Rüben! Entschuldigen Sie, man wird Sie noch oft dahin schicken. Ich wette, daß Sie eine Somnambüle konsultirt und von ihr den guten Platz angezeigt bekommen haben. Uebrigens kann ich mich auch täuschen, es sind vielleicht Ihre Ersparnisse, die Sie da angelegt haben.

Und der Maurer schlug wieder ein helles Gelächter auf. Noch einige Minuten lang hafteten seine Augen mit Behagen auf dem noch immer offen stehenden Koffer; hierauf rief er: Brr — das macht den Kopf schwindlich. Stehen wir auf!

Réné gehorchte mechanisch. Aber schon an der Art und Weise, wie sich Bertholet aufrichtete, konnte er merken, daß derselbe wieder in „Abrahams Opfer“ stationirt hatte. Seine Backen waren purpurroth, seine Augen glänzten. Réné zog daraus unbestimmte Besorgnisse.

Jetzt, sagte Bertholet, reden wir vernünftig, Was ist mit diesem Golde?

Réné wog seine Worte, ehe er antwortete. Es blieb im offenbar nur ein Rettungsmittel: dem Manne einen Theil anzubieten, um ihn zu seinem Mitschuldigenzu machen.

Es ist ein Vermögen, das Niemanden gehört, sagte er; der Zufall allein hat mich auf seine Spur geführt.

Sie wußten jedoch, an welchem Orte es versteckt war?

Dank einer Korrespondenz, welche nicht mehr existirt, antwortete Réné de Verdiriéres.

Und um sich dieses Depositiums zu bemächtigen, sind Sie Demolisseur geworden? Sie sind ein kleiner Schlingel, sagte Bertholet.

Jetzt, wo Sie die Thatsachen kennen — was sind Ihre Absichten? fragte Réné.

Sie sind sehr einfach, warten Sie. Ist das Geld schon lange da?

Seit mehr als fünfzig Jahren.

Sie wissen nicht, wer es da hereingesteckt hat?

Nein, sagte Réné, nach kurzem Zögern.

Es sind vielleicht Arme da, die darauf gewartet haben und noch darauf warten.

Nach einem halben Jahrhundert?

Warum nicht? sagte Bertholet.

Nun, mein Freund, kommen wir auf den Hauptpunkt. Es wird dunkel, wir müssen uns eilen. Sagen Sie mir Ihre Forderungen? fragte Réné. Er wartete in der größten Bangigkeit.

Meine Forderungen? wiederholte der erstaunte Maurer.

Sie wollen mit mir theilen? sagte Réné, gut, theilen wir!

Halt! rief Bertholet, wie Sie doch eilen, mein Edelster. Die Liebe zu den Runden verrückt Ihnen den Kopf. Ich theile nicht!

Das heißt also — da ich allein den Fund gemacht habe? habe ich allein das Recht, ihn zu behalten, nicht wahr?

Oh, sagte, Bertholet, mein Cherub; Sie wollen Ihren Schnitt ein wenig zu schnell machen; wenn man etwas findet, ist das noch kein Grund, zu sagen: Das gehört mir.

Sie belustigen sich, mich zu quälen. Erklären Sie sich, ich bitte Sie darum, stammelte Réné.

Man sagt, der Wein bringt gute Rathschläge; ich habe heut so ziemlich viel getrunken und täuscht es mich nicht, ich muß ausgezeichnete Ideen haben. In Folge dessen scheint es mir, daß es eine unredliche Handlung wäre, wenn wir diese Summe in zwei Hälften theilen und sie uns aneignen würden. Im Hintergrunde unsers Gewissens wäre immerhin eine Stimme, die uns unser Unrecht vorhalten würde. Was mich wenigstens betrifft, ich könnte den echten Reichen, das heißt denjenigen, die durch Schweiß und Arbeit reich geworden sind, nicht mehr in's Gesicht sehen. Und ich halte etwas darauf, Jedermann in's Gesicht sehen zu können, mein Kamerad.

Oh! sagte Réné, dessen Fäuste sich zusammenballten.

Ich will noch gar nicht von dem Elend sprechen, wenn die Sache aufkäme. Das gäbe eine saubere Geschichte.

Aber diese Entdeckung ist unmöglich! entgegnete Réné.

Nichts ist unmöglich in dergleichen Sachen. Mögen ihre Goldfüchse noch so verführerisch sein, ich will Ihnen weder meine Ehrlichkeit noch meine Ruhe opfern.

Was wollen Sie also thun? Einen Entschluß! in Himmels Namen, einen Entschluß.

Einen Entschluß? gleich! Wir müssen das zum Polizeikommissär tragen.

Zum Polizeikommissär!!

Ja, entgegnete Bertholet, Dort unten in der Rue Saint-Honore, zwischen der Straße zum vierundzwanzigsten Februar und der rue des Bons-Enfans, dort, wo Sie eine Laterne mit rothen Gläsern sehen.

Sprechen Sie im Ernst?

Ja.

Sechsmalhunderttausend Franks zum Polizeikommissär.

Ah, es sind sechsmalhunderttausend Franks; Sie wissen das?

Réné nickte bejahend.

Ein Grund mehr, ehrlich zu sein, sagte der Maurer.

Die Blicke Rénés waren wie erstarrt, auf ihn geheftet.

Es ist zum wahnsinnig werden! rief er mit den Händen nach dem Kopf fahrend.

Ah, Sie sind ein wenig sonderbar, sagte Bertholet, Seit wann ist denn die Ehre so etwas Außerordentliches?

Die Ehre! die Ehre! aber was Entsetzliches thun wir denn gegen die Ehre? der Zufall bietet uns Reichthum an; ist der Zufall nicht nicht der Verwahrer aller Güter? Wohin geht dieser Schatz, wenn wir ihn aufgeben? Ohne Zweifel an den Staat, und damit ist viel gewonnen! für ihn ein Tropfen Wasser, für uns das Glück!

Sie reden sehr gut, aber Sie werden mich trotzdem nicht glauben machen, daß ich nach dieser schönen Theilung ruhig schlafen würde. Ordnen wir uns unter das Gesetz, das wird besser sein; wir werden zwar nur eine kleine aber wohlverdiente Belohnung erhalten und Jeder wird von uns sagen: Das sind ehrliche Leute!

Eine kleine Belohnung! rief Rénó unter Thränen der Bitterkeit; eine Belohnung! ein Almosen! Wie Kutscher, die eine Uhr zurückbringen, oder ein Bettler der einen Hund wieder gefunden hat! Dreißig Franks, nicht wahr? Wenn der Ueberfluß, die Freude, das Ende unserer Leiden uns nebenan steht!

Schweigen Sie, Sie sind keine gute Natur.

Bertholet, hören Sie mich. Ihre Verachtung des Reichthums entspringt vielleicht aus Ihrem Widerwillen gegen die Reichen. Ich verstehe das. Aber denken Sie daran: der Gebrauch den man vom Gelde zu machen weiß, reicht hin, um seinen Besitz zu rechtfertigen. Darin liegt Alles. Wir sind arm, also unnütz, morgen werden wir reich und nützlich sein und gute Thaten um her uns her aussäen. Indem wir die Schmerzen Anderer durch unsere eigenen kennen, werden wir sie wirksamer zu lindern wissen. Dabei gewinnt Alles, das können Sie nicht leugnen. In unseren Händen wird diese in andere vielleicht unfruchtbare Summe eine Quelle des Segens werden.

Nein! nein! rief Bertholet.

Seien sie nicht eigensinnig, ohne mich anzuhören, die Gelegenheit ist der Mühe werth. Derlei Gelegenheiten hat man nur einmal in seinem Leben. Ueberlegen Sie wohl überlegen Sie!

Es ist Alles überlegt. Für mich gibt es keine zwei Standpunkte, für die Erörterung einer Frage, und wenn einmal mein Gewissen gesprochen hat, gehorche ich ihm. Ich werde also meine Pflicht thun.

Gott! was für ein Mensch! was für ein Mensch!

Réné zerraufte sich die Haare.

Meiner Treu, ich hatte eine bessere Meinung von Ihnen, sagte Bertholet nach einigem Stillschweigen; Sie hatten mich interressirt, und ich fühle mich nahe daran, Ihr Freund zu werden. Haben Sie denn in Ihrem Alter nicht Zeit genug, ein Vermögen sich muth- und ruhmvoll zu erringen, statt eines in alten Mauern zu unterschlagen? Ein junger Mensch! Es ist eine Schande! Was wollen Sie denn mit Ihren Händen, Ihrer Bildung, Ihrer Strebsamkeit machen? Ich bin froh, daß Gott mir erlaubt hat, Sie auf Ihrem Wege zu durchkreuzen, um Ihnen dieses Privilegium zu Faulheit und Nichtsnutzigkeit, das Sie hier suchten, aus der Hand zu reißen!

Sie sind streng, entgegnete Réné, und ich sehe wohl, daß Sie nicht wissen, was ich Alles erduldet, bevor ich den Fuß in diesen Dachstuhl setzte.

Gibt es denn eine Vergangenheit mit fünfundzwanzig Jahren? Es ist nicht die Rolle junger Leute, sich zu erinnern und sich umzusehen.

Gut, ich will Ihnen Alles gestehen, entgegnete Réné, ich will Ihnen das geheime Ziel meiner Wünsche enthüllen. Ich liebe ein junges Mädchen, eine Arbeiterin, so elend wie ich, und den ganzen Tag über ihre Arbeit gebeugt. Einmal, als mich hungerte, hat sie mir ein Almosen gereicht. Seitdem habe ich geschworen, diese heilige Schuld zu tilgen, indem ich ihr meinen Namen gebe. Verstehen Sie den Traum eines Wohlstandes, den ich für sie geträumt, den sie zu ahnen nie gewagt hat? Begreifen Sie, warum ich nach dieser Summe so sehnsüchtig verlange?

Bertholet schüttelte den Kopf.

Dieses junge Mädchen ist tugendhaft, und Sie wollen ihm ein übel erworbenes Geld anbieten?

Ich will sie glücklich machen, indem ich sie über die Quelle ihres Glückes in Unwissenheit erhalte.

Glücklich? sagte Bertholet leise; ich habe ein Kind, auch eine Arbeiterin, arm wie ihr Vater, aber —

Ach ja, sagte Réné, Sie sprachen mir heute Morgen davon, Sie sagten mir, daß Sie sie anbeten. Sie setzen hinzu, daß Ihr Tod sie so hilfslos, vielleicht brodlos liese, denn elendesten Versuchungen preisgegeben.

Niemals! rief Bertholet, dessen Auge mit Blut unterlief.

Gut! fuhr Réné fort, ihn zu dem Kistchen hinführend, hier ist die Ehre Ihrer Tochter, hier ist die Sicherheit ihrer Zukunft. Haben Sie Ihre Hände da hinein getaucht, so gibt es keine Beunruhigung mehr. Wie, Sie behaupten, Ihr Kind zu lieben und weigern sich in Ihrer unsinnigen Entsagung, sich für es zu opfern. Seien Sie schuldig, sie aber sei glücklich. Ihre blöde Ehrlichkeit wird ihr Leben zu einem fortwährenden Leiden, zu einer täglichen Oede, Entmuthigung und Krankheit machen; ihre Jugend wird welken, ihr Lächeln wird erlöschen, diese Heiterkeit, die Ihre Sonne ist, wird erblassen und von gedrückter Resigation, von versteckten Thränen, von dem Gefühle einer geopferten Jugend, einem Leben ohne Gesichtskreis, erdrückt werden. Alles das durch Ihre Schuld, durch Sie, wegen Ihnen! Dieser moralische Ruin wird der selbstsichtige Triumph Ihrer Ehrlichkeit sein. Haben Sie immerhin Gewissensbisse, aber ersparen Sie ihr Thränen. Wenn Ihnen Gott nicht verzeiht, wird er Ihnen wenigstens in's Herz sehen. O, die Mütter sind besser, als ihr; Mütter würden morden und rauben um der Frucht ihres Leibes einen Schmerz zu ersparen; sie kennen nur das Wort Zärtlichkeit und ihr kennt nur das Wort Ehre. Stolz! Stolz! Ihrer Tochter wird das Nothwendigste fehlen, sie wird dem Elend unterliegen, was liegt daran, Sie, werden dafür die Belobung eines Polizeikommissärs haben! (Fortsetzung folgt.)

O Allah, erbarme dich mein!

„Geschwind mein Weib Armida,
Besteig dein Dromedar!
Erstürmt schon ist Belida,
Von der Franzosen Schaar!
Das brennt wie der Sirocco,
Mir tief in's Herz hinein!
Komm' Perle von Marocco,
O Allah, erbarme dich mein!"

„Denk ich daran Armida,
Erfasset mich ein Grau'n; —
Das Blutbad von Belida
War schrecklich anzuschau'n. —
Sieh', hier kannst Du erkennen
Noch unseres Kampfes Wuth,
Roth ist mein weißer Burnus,
Von der Franzosen Blut." —

Und, dennoch ist gefallen
Die Stadt, von Feindeshand,
Und dennoch ging verloren,
Mein freies Vaterland;
Sieh' dort die Bajonette,
Zahllos auf uns gezückt;
Da kommt sie die Colonne,
Blutroth, herangerückt!"

„So steige denn, Armida,
Nur schnell auf's Dromedar!
Lebewohl, o Stadt Belida,
Die meine Heimath war!
Das brennt wie der Sirocco
Mir tief in's Herz hinein —
Komm' Perle von Marocco,
O Allah, erbarme Dich mein!"

So sprach der Barbareske,
Sprengt mit dem Weib davon;
Schickt fliehend noch viel Kugeln
Rückwärts in die Colonn'
Doch wie er das Gebirge
In Fluge hat erreicht,
Da flieh'n ihn erst die Kräfte,
Da erst ist er erbleicht. —

Im schwer ist er verwundet,
Er kämpft den letzten Strauß,
Haucht in Armidas Armen
Die Heldenseele aus. —
„Nun stürm' auf mich Sirocco!"
Ruft jetzt in wieder Pein,
Die Perle von Marocco,
„O Allah, erbarme dich mein!"

George Morin.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 51. ***IX. Jahrg.***

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. Dezember 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

9. Der Schatz.

Bertholet hörte diesen Worten mit scheuen Augen zu. Der Name seiner Tochter, der in die Wagschale geworfen worden war, machte ihm zaudern.

Sie können nicht recht haben, antwortete er; es ist unmöglich! Ihre Sprache ist eine Hinterlist mehr, eine schlimme Handlung, die schlimmste von allen, lassen Sie mich!

Hier! fuhr Réné for , ihm das Gold zeigend, hier! bis an das Grab werden Sie das Lächeln und die Liebkosungen Ihrer Tochter haben! Sie werden sie gesund machen, Sie werden Sie wie eine Königin kleiden. Bertholet, in ihrem Glücke werden Sie wieder gereinigt. Späten werden Sie sie als geachtete, liebreiche Mutter sehen. Ach, wie sollte diese Aussicht nicht über Ihre letzte Unschlüssigkeit triumphiren! Der Schatz, Bertholet, der Schatz! Sehen Sie, wie er jetzt kühne Besitzer anzurufen scheint, wie er seltsam und beredt glänzt; es sieht aus, als ob er sich fürchtete, wieder in die Nacht zurückzukehren, in welcher ihn ein halbes Jahrhundert eingeschlossen hielt! Für uns diese glänzende Beute! Theilen wir diese unerwarteten Louis, diese geheimnißvolle Sendung der Vorsehung! Ich w rde dann sogar Ihren Namen vergessen; wir werden einander Unbekannte sein; wenn es die Sicherung Ihrer Ruhe verlangt, werde ich sogar Paris verlassen. Aber sehen Sie doch, wie das blitzt!

Réné hatte den höchsten Grad der Aufregung erreicht. Er zitterte. Der Maurer heftete, wie er, nur finsterer, seine Augen auf das Kistchen mit den sechsmalhunderttausend Franks.

Es ist wahr, wenn man sagt, daß der Anblick des Goldes mehr berauscht, als Wein.

Er schüttelte den Kopf und drehte sich gegen Réné.

Genug geplaudert! sagte er zu ihm, Ihre Reden werden mich nicht irre machen. Meine Tochter soll mir Zeuge sein; ich werde ihr Alles erzählen und sie soll urtheilen. Ich weiß Ihre Antwort im Voraus; sie wird mir um den Hals fallen. Wenn dann zur Belohnung unserer Pflichterfüllung das Schicksal mir und ihr nur Trostlosigkeit und Leiden vorbehält, gut, so werden wir leiden. Ich glaube an Gott!

Die einfache Würde dieser Worte erlaubte keine Antwort. Réné konnte nur stammeln: Ihre Entscheidung — ist unwiderruflich.

Ich habe einen Kopf von Gußstahl.

Es ist also vorbei! sagte der junge Mensch, neben einem Stein niedersinkend, mein Traum ist aus.

Es erfolgten einige Minuten Stillschweigen. Von seiner Größe eines Augenblicks herabgesunken, ging in diesem jugendlichen Sinne eine heilsame Umwälzung hervor, die sich rasch äußerte. Réné de Verdiéres schämte sich seiner Schwäche. Seine Verirrung erschien ihm in ihrer cynischen Nacktheit und er erröthete über sie. Er ging zu dem Manne hin, dessen edles Auftreten ihn überwunden hatte und sagte, ihm die Hand drückend: Ich danke Ihnen; Sie haben mir meine Ehrlichkeit wieder gegeben. Ich war nicht stark genug, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Der Himmel hat sie auf meinen Weg gesendet; tausend Dank!

A la bonne heure! antwortete Bertholet, den diese Umkehr entzückte; wo noch Herz ist, da ist noch nichts verloren.

Nun, und was wollen Sie von mir? Ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen, entgegnete Réné.

Wir dürfen nicht daran denken, diese Summe fortzutragen; vorerst ist sie schwer und dann ist das auch nicht unsere Sache. Gehen Sie hinab und holen Sie den Kommissär. Ich habe Ihnen den Ort gezeigt, Sie können sich nicht mehr irren. Ich bleibe einstweilen da und warte auf Sie!

Sie haben Recht. Aber ich kann kaum gehen. So viele Aufregung!

Bertholet runzelte die Stirn und antwortete nichts.

Warum gehen Sie nicht selbst? wagte Réné zu fragen.

Ich denke! Ich brauche keine frische Luft zu schöpfen, sagte Bertholet.

Sie mißtrauen mir also?

Hören Sie, die Antecedentien sprechen nicht zu Ihren Gunsten.

Ich denke nicht mehr an dieses Gold, sagte Réné melancholisch, den Kopf schüttelnd. Es konnte, es durfte nicht mein sein. Ich werde einige Minuten lang reich gewesen sein und damit vorbei. Zieh das Geschirr des Elends wieder an, armer Gaul.

Bertholet hatte unterdessen nachgedacht.

Besser wird es sein, schlug er sodann vor, wenn sich Keiner von uns derangirt. Vom benachbarten Dache aus beherrscht man den Platz des Palais-Royal und man kann von da aus leicht Jemanden anrufen, einen Kommissär zum Beispiel.

Vom nächsten Dache aus, meinetwegen, aber wie dahin kommen?

Das ist nicht schwer, Rekrut; Sie sollen es sehen, dazu brauche ich nur ein Brett, dieses da.

Und mit der fabelhaften Zuversichtlichkeit der Maurer und Dachdecker improvisirte Bertholet eine Brücke über einen schrecklichen Abgrund.

Sie würden sich darauf zu gehen getrauen?

Unglücklicher, schrie Réné, Sie setzen Hals und Bein auf's Spiel!

Seien sie ruhig, ich bin gegen das Genickbrechen assekurirt.

Réné schloß die Augen, denn die Verwegenheit Bertholets entsetzte ihn. Plötzlich hörte er einen Schrei. Das Brett, das sich auf zu schwache Latten stützte, war umgeschlagen. Bertholet war aus einer Höhe von mehr als hundert Fuß auf das Straßenpflaster gestürzt. Sonderbar! Réné schien es, als ob dem vom Maurer in seinem Falle ausgestoßenen Schrei an der Schwelle der Mansarde ein anderer Schrei geantwortet hätte. Er drehte sich um, sah aber Niemanden. Das Quartier des Palais=Royal war bald in Bewegung, man lief in die rue du Musée, wo man nur einen Kadaver aufhob.

Dieses Unglück wurde der Unvorsichtigkeit des Arbeiters zugeschrieben.

Als die Leute von der Polizei in das im Abbruch begriffene Belvedere, den Schauplatz des Unglücksfalles, hinaufgestiegen, sahen sie weder Réné von Verdières noch die Geldkiste. Réné hatte, ihre Ankunft voraussehend, die Oeffnung der Kasse mit Steinen verdeckt; hierauf hatte er sich in ein Seitenkabinet des darunter liegenden Stockwerks verkrochen. Von da aus vernahm er den Tumult der Stimmen den augenblicklichen Tod Bertholets. Er hörte sogar das Protokoll diktiren. Nach einer Stunde, als das Haus wieder stumm und leer geworden war, kehrte Réné zu seinem Schatze zurück, wie eine Katze zu ihrer Beute, die sie aufzugeben gezwungen war. Dießmal beschützte ihn die dichteste Nacht.

Nun, sagte er leise, dieses Vermögen gehört nun doch mir; das Schicksal hat gesprochen. Mein sind diese 600,000 Franks. Aber was haben sie mich nicht bereits gekostet!

Es war nicht mehr jene wilde Freude, die er fühlte, wie in dem Augenblick, wo er sich nach dem Weggehen der Arbeiter allein befunden hatte. In seinem Gemüthe hatte die Reue bereits ihren Platz gefunden. Unwillkürliche Ursache des schrecklichen Endes Bertholet's ahnte er bereits, daß das Bild dieses Unglücklichen sich immerdar zwischen ihn und sein Glück drängen würde.

Dieses Gold ist verflucht! dachte er.

Réné beseitigte die Steine, welche die Erbschaft des Herzogs von Fontenay verbargen. Das war aber auch Alles, was er thun konnte. Es war nicht daran zu denken, den Koffer zu bewegen; und die enorme Maße Gold, die er enthielt, konnte nur in mehreren Gängen fortgetragen werden. Und dann, welche minutiösen Vorsichtsmaßregeln mußte er anwenden, um ungesehen aus= und eingehen, um das Klirren des Metalls in seinen Taschen ersticken, und der Aufmerksamkeit seines Portiers in seiner Wohnung entgehen zu können! Aber Réné ließ nicht ab. Mit finsterem Eifer tauchte er die Hände in den Koffer und stopfte seine Kleider mit Louis= und Doppellouis ein. Er füllte sein Sacktuch, seine Strümpfe an; er wickelte Goldstücke in Papierfetzen ein. Um zehn Uhr stieg er, mit fünfzigtausend Franks beschwert, die Treppe hinab und einige Augenblicke später verschwand er in den Irrgängen des Quartiers du Caroussel, ohne bemerkt worden zu sein und eilte in seine Wohnung. Die zweite Reise kostete ihm weniger Mühe. Er arbeitete leise daran, zwei Bretter aus dem Verschlage auf der Straße zu entfernen, um sich eine bequeme Passage zu verschaffen. Er blieb lange vor der Loge des Concierge stehen, dessen Schlaf ihm ungleich und leise zu sein schien. Glücklicherweise fuhr ein Wagen im Galopp vorüber; Réné

überschritt unter der allgemeinen Erschütterung die Schwelle. Obgleich die nächtliche Polizei noch nicht eine so große Anzahl von Repräsentanten zählte als heute, wechselte er doch mit seinem Wege, um die Chancen des Bemerktwerdens zu verringern. Mit jedem Gange nahm er, wie wir sagten, ungefähr fünfzigtausend Franks mit. Mit dieser Fracht hatte er begreiflicher Weise alles Interresse, keine Bewegung zu machen. Er zitterte bei dem Gedanken, von einer Patrouille angehalten oder in einen Raufhandel verflochten zu werden. Der wankende Schatten eines Betrunkenen jagte ihm Entsetzen ein. Seine Aufregung war für den Augenblick verschwunden, so sehr war er von der Ausführung des begonnenen schwierigen Werkes absorbirt. Es gab nicht Gutes noch Böses für ihn, nur das Gelingen oder Nichtgelingen. Der Zweck war hinter die Ausführung zurückgetreten. Er brauchte nicht weniger als zwölf Gänge, um die sechsmalhunderttausend Franks des Herzogs von Fontenay ganz zu transportiren. Wäre es eine Million gewesen, so hätte er Verzicht leisten müssen; die Nacht wäre zu kurz gewesen. Uebrigens unterstützten ihn auch wunderbar die Dichtigkeit der Finsterniß, die Einsamkeit des Corrouselplatzes und vor Allem die Stockblindheit und Taubheit des mit der Bewachung der Demolitionen betrauten Invaliden. Beim letzten Transport fühlte sich René von Müdigkeit überwältigt. Seine Schläfe zitterten, seine Augen kochten. Die Abstumpfung aller seiner Fähigkeiten ging bis zum Vergessen der einfachsten Vorsichtsmaßregeln. Er schnaufte geräuschvoll und kümmerte sich fast gar nicht mehr um seine Schritte. Er stürzte mehr, als er fiel, auf sein dürftiges Lager.

10. Auf dem Père-Lachaise.

Drei Wochen nach den von uns erzählten Begebenheiten schritten ein Greis und ein junges Mädchen langsam dem „gemeinsamen Armen Grabe" auf den weiten Gottesacker zu. Das junge Mädchen war Claire Bertholet; sie war schwarz gekleidet und schien sehr schwach zu sein. Der Greis war jener unter dem Spitznamen Doctor Quatre-Epingles bezeichnete Arzt, dessen offizieller Name Doctor Anselme war. Wie hatten sie sich begegnet, sie, die sich kaum gesehen hatten? Es ist nicht schwer, dies zu erklären. Der Apotheker, zu dem Bertholet unmittelbar nach seinem Sturze transportirt worden war, hatte den Doctor Anselme holen lassen, und bat ihn, bei dem jungen Mädchen die peinlichste aller Missionen zu vollziehen. Trotz der Vorsichtsmaßregeln, deren Geheimniß ihm eine lange Erfahrung gelehrt hatte, bewirkte die Nachricht von dieser Katastrophe bei Claire eine Krankheit, welche ihr Leben über zwei Wochen lang in Gefahr hielt. Es erfolgten daraus von seiner Seite tägliche Besuche und eine Gewohnheit, sich zu sehen, die bald in Freundschaft überging. Als der Doctor sie für vollständig hergestellt hielt, war der erste, der ihr eine Wallfahrt nach dem Grabe ihres Vaters und sich als Begleiter dazu vorschlug.

Ich hätte es nicht gewagt, Sie um diese neue Gefälligkeit zu ersuchen, antwortete sie dankbar.

Der Ausflug an das Grab war weniger herzzerreißend, als er erwartet hatte. Das Gebet überwog die Thränen. Auf dieser noch frischen Erde, welche nur das schwarze Kreuz der Armen schmückte, nahm der Doctor Amselme gerührt Claire's Hand.

Wir beide stehen an den Endpunkten des Lebens, unser Unglück ist dasselbe, sagte er. Ich bin ohne Familie, fast ohne Freunde. Ist es nicht billig, daß zwei vereinsamte

und betrübte Wesen sich in der Stunde die Hand reichen, in der sie sich begegnen? Sie haben die Tugenden, die ich liebe. Erlauben Sie mir, bei Ihnen manchmal den natürlichen Beschützer zu ersetzen, den Gott Ihnen entzogen hat.

Ein thränenvoller Blick war die einzige Antwort Claire's. Die Beiden kehrten zu Fuß über die Boulevards zurück; der Tag war herrlich, die Sonne warm. Es war der erste Ausgang des armen Mädchens. Doktor Anselme verließ sie auf der Schwelle des Hauses, in dem sie ein kleines Zimmer bewohnte. Claire blieb einige Augenblicke im Zimmer der Concierge stehen. Zwei Kinder faßten sie an den Händen und krallten sich an ihr Kleid, Sie ließ sie auf ihren Schooß sitzen, wie sie gewohnt war.

Plötzlich schaute eines der Kinder, das ältere, sie neugierig an und sagte: Du hast ja Deinen Zins noch nicht bezahlt, Du?

Warum, liebes Kind? fragte Claire erbleichend.

Der garstige Hausherr ist heut gekommen und hat Mama wegen Dir Grobheiten gesagt.

Die Mutter eilte herbei, um den Kindern Stillschweigen aufzuerlegen, aber es war zu spät. Zwei Thränen rannen die Wangen Claire's hinab, die den Kopf senkte.

Ich werde das Bett meines Vaters verkaufen, sagte sie leise, und jede Nacht drei Stunden länger arbeiten.

In ihrem Laden, wohin sie sich alsbald begab, um noch einen Arbeitszuschuß zu verlangen, empfing man sie freundlich, aber betrübt. Die Waaren gingen nicht; die todte Saison dauerte fort. Man hatte beschlossen, die Handarbeiten zu suspendiren. Statt einer Hoffnung brachte Claire Verzweiflung mit. O Schmerz über Schmerzen! Das Elend mit der Trauer; die Schulden nach der Todtenfeier; der schwarze Rock der Gerichtsboten nach dem schwarzen Rock der Sargträger! Nicht einmal so viel Zeit haben, um seine Todten beweinen zu können; ihr zuckendes Gedächtniß wegwischen zu müssen, um Wohnung und Brod zu finden! Niedergeschmettert stützte Claire ihre Stirne auf ihr Kamingesims, als ein Rauschen, wie von Seide, sich vor ihrer Thüre vernehmen ließ.

Ein behandschuhter Finger klopfte zweimal. Ueberrascht wollte sie öffnen. Eine reichgekleidete Dame erschien strahlenden Gesichtes, wie man sich die Vorsehung vorzustellen pflegt, in diesem niedrigen Rahmen.

Mein Kind, sagte sie, ohne Claire Zeit zum Fragen zu lassen, erlauben Sie mir mich zu setzen, ich bin ganz außer Athem.

Sie nahm sich selbst einen Stuhl, welchen das überraschte junge Mädchen ihr nicht anzubieten gewagt hatte, so zerzaust und alt war das Stroh.

Sie kennen mich nicht, sagte die Dame, indem sie auf Claire zwei von Güte und Schönheit strahlende Augen heftete, ich bin eine ihrer Schwestern. Seyen Sie nicht erschrocken, vor Allem aber stoßen Sie mein Entgegenkommen nicht zurück. Wir wären sehr zu beklagen, wenn man Mißtrauen gegen unsere Gefühle hegte, weil der Zufall uns eine höhere Stellung zugedacht hat.

Oh, Madame!

Claire konnte nicht begreifen, woher dieses Lächeln kam.

Geben Sie mir die Hand, ich bitte Sie darum, sagte die Unbekannte.

Von ganzem Herzen!

Ich weiß, wer Sie sind. Ich kenne das gräßliche Unglück, das Sie kürzlich getroffen hat und komme nicht, es Ihnen zurückzurufen. Waise, tugendhaft und arm, diese Eigenschaften verdienen die Sympathie aller ehrlichen Leute.

Claire schüttelte traurig den Kopf.

Zweifeln Sie nicht daran, setzte die schöne Besuchende lebhaft hinzu, ich bringe Ihnen den Beweis.

Den Beweis? sagte Claire erstaunt und bereits unruhig.

Ja; der Herr Pfarrer dieses Viertels, der Ihre Umstände kennt, hat sich heute bei mir gemeldet; er hat mich gebeten, hierher zu gehen, Sie zu sehen, Sie zu trösten, und —

Und —?

Ihnen ein Bankbillet zu tausend Franks einzuhändigen, das er von einer namenlosen Person durch die Post nur mit den Worten erhalten hat: „Für die Familie des Arbeiters, der am 28. April bei den Demolitionen in der rue de Musée verunglückte.“

Ein Thränenstrom entstürzte plötzlich den Augen des jungen Mädchens. Zu allen seinen Leiden kam eines, nicht weniger grausam, als die übrigen, und nicht weniger unerwartet. Man gab ihr ein Almosen! Die große Dame begriff den Beweggrund dieses Weinens und beobachtete Stillschweigen. Nachdem aber dieser erste Ausbruch sich etwas gelegt hatte, versuchte sie zu bekämpfen, was sie für ein Uebermaß von Empfindsamkeit hielt.

Liebes Kind, sagte sie, Ihr Zögern überrascht mich nicht; es macht Ihnen Ehre, aber es ist unüberlegt. Ich hätte demselben durch die Erklärungen, die ich Ihnen geben will, zuvorkommen sollen. Der Herr Pfarrer, bei dem ich mich etwas neugierig zeigen mußte, hat mir seine Vermuthungen mitgetheilt. Er schreibt dieses Geschenk dem Billigkeitsgefühle des Unternehmers der Demolitionen zu. Dieser Mann wird sich gedacht haben, daß, wenn man unter seinem Befehl den Tod findet, er eine Entschädigung an die Familie des Opfers schuldig sei. Da er aber aus einer solchen Handlung kein Prinzip machen wollte, hat er ein verstecktes Mittel angewendet, um Ihnen diese Summe zukommen zu lassen. Dies ist die Meinung des Herrn Pfarrers; es ist auch die meinige. Sie müssen also diese Zusendung nicht als ein Almosen, nicht einmal als eine Wohlthat, sondern als die Tilgung einer auf verhängnißvolle Weise gegen Sie eingegangenen Schuld betrachten.

Diese Worte erschütterten das junge Mädchen, es war aber noch nicht überredet.

Ich weiß nicht, sagte sie, warum mir dieses Geld zuwider ist; ist es eine Mahnung oder eine sonderbare Illusion? Mir scheint, es ist vom Blut meines Vaters befleckt.

Ihr Gemüth leidet noch; Ihre Beurtheilungskraft hat den Gegenstoß des Herzens erlitten.

Ich glaube, ja, sagte Claire, aber auf welche Weise vermag ich zu heilen?

Indem Sie sich mir anvertrauen, mich anhören und mir erlauben, mich manchmal um Ihr Mißgeschick, um Ihre Interessen zu bekümmern.

Wie gut sind Sie!

Sie werden mich als eine in der Welt günstiger gestellte Schwester betrachten. Ich werde Sie sehr lieben, ich werde Ihnen ein wenig rathen. Wollen Sie?

Ach, das wäre zu viel Ehre und Glück für ein armes Mädchen, wie ich.

Warum Ehre? Bedienen Sie sich solcher Worte nicht; Sie würden mich betrüben und mir fast Mißtrauen gegen Sie einflößen. Sehen Sie in der, welche zu Ihnen spricht, nicht das Weib, sehen Sie nur das Herz; nichts trennt es von dem Ihrigen.

Claire küßte ihr die Hand und sagte in wirklicher Rührung: Wenn alle diejenigen, die Ihnen an Geburt und Schönheit nahe stehen, Sie zum Muster nähmen, so wäre hienieden nur ein Zusammenstimmen von Dankbarkeit und Bewunderung.

Noch einmal! sagte die hohe Dame lächelnd.

Ich kann meine Worte, wenn sie so dahin gehen, nicht zurückhalten; mir geht es, wie dem Doktor Anselme.

Sie kennen den Doktor Anselme? frug die Dame mit Theilnahme.

Er war gestern noch mein einziger Wohlthäter, meine einzige Stütze. Ihm verdanke ich, daß ich nicht inmitten meiner gefahrvollen Erlebnisse an der Vorsehung verzweifelte. Er sagte mir, ich solle mich nie irre machen lassen, das Leben sei voll wunderbarer und plötzlicher Zwischenfälle und Gott schicke manchmal seine Engel denjenigen zu Hilfe, die sich vor dem Straucheln zu sichern gewußt haben. Der Doktor Anselme hat Recht; Sie sind gekommen, Madame!

Nun, meine liebe Claire, dann werden wir zu zweien sein, Sie zu führen.

Sie kennen ihn also auch?

Gewiß, antwortete der schöne Besuch mit einem Tone besonderer Achtung; der Doktor Anselme hat, wie so viele andere, sein Theil Unglücksfälle und Schwierigkeiten erlebt, obwohl seine Diskretion hierüber ungemein groß ist. Er war zu einer glänzenden Existenz berufen, aber Ereignisse, welche zu schildern zu lang wäre, haben seine Hoffnungen vernichtet. Er ist einer der Unsrigen, obwohl er niemals etwas von unserer Freundschaft angenommen hat.

Entschuldigen Sie meine vorlaute Frage. Ich hatte vergessen, daß alle edlen Gemüther verwandt sind, sagte Claire Bertholet.

Vertrauen Sie mir und ihm die Fürsorge für Ihre Würde; überlassen Sie sich unserer Leitung, und nehmen Sie vorläufig diese tausend Franks an. Sie gehören sicherlich Ihnen, glauben Sie mir.

Die Stirn des jungen Mädchens wurde wieder düster. Aber aus Furcht, die schöne Ueberbringerin zu verletzen, nahm sie die Banknote, welche diese ihr darbot und das beiliegende Zettelchen.

Ich gehorche Ihnen, sagte sie.

Gut, und jetzt Muth und Vertrauen. Sie sind nicht mehr allein auf der Welt.

Die vornehme Dame war aufgestanden; sie umarmte die Ouvrière und sagte ihr noch: Auf Wiedersehen; ich werde bald wiederkommen. Wenn Sie mich unterdessen von etwas Neuem zu benachrichtigen haben, meine liebe Claire, hier ist meine Adresse.

Claire nahm eine elegant gestochene glänzende Karte in die Hand. Als sie allein war las sie: Madame la Marquise d'Espagnet, rue de Bourgogne 10.

(Fortsetzung folgt.)

Geharnischte Sonette.

I.

Welch wundersam verschlungenes Gewebe
Vielfältig sich durchkreuzender Gewalten
Läuft von des Harzes bis zu Böhmens Spalten,
Und Niemand noch kann sagen, was es gebe.
Germania, die du es siebest, bebe
Du nicht, noch sorge, wie sichs soll entfalten;
Ich, spricht der Herr, ich, dessen Händ es halten,
Gut machen will ich es, so wahr ich lebe.
Nicht ein Gewirr ists, angelegt im Wahne,
Ich sehe jeden einzlen Faden schlagen,
Ich höre gehen jede einzle Spule.
Und alles geht nach einem großen Plane,
Daß, wenn das Werk ist fertig, ihr sollt sagen:
Das ward gewirkt auf Gottes Webestuhle.

II.

Des tröst' ich mich, daß zwar, wenn zu den Thoren
Des Todes fuhr der Mensch, der einzle nieder,
Er dann sowenig als die Blume wieder
Heraufgebracht kann sein vom Tanz der Horen;
Daß aber wohl, gleichsowie kahlgeschoren
Ein Baum von neuem treibet seine Glieder,
Ein Vogel treibt von neuem sein Gefieder,
So auch ein Volk kann werden neugeboren.
Du Volk der Deutschen, Phönix sonder gleichen,
Du bist mit Ruhm gealtert ein Jahrtausend,
Doch niemand soll mit Hohn sehn deine Leichen.
Besteig den Holzstoß, nicht vor'm Tode grausend!
In Flammen soll dir Schwäch' und Alter weichen,
Und du hervorgehn, neu in Jugend brausend!

III.

Nennt es, so langs euch gut dünkt, nennt's Verschwörung,
Wenn Männer schwören, Männer sein zu wollen:
Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen,
Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung!
Ich nenn's an euch die tiefste Selbstbethörung,
Die tollste Tollheit nenn' ichs aller Tollen,
Daß ihr könnt einem eignen Volke grollen,
Das sich und euch will ziehn aus der Zerstörung.
Euch müsse funkeln weder Stern noch Sonnen,
Des Himmels Flammen leck euch weg wie Mücken,
Der Abgrund schling' euch ein in seine Tonnen.
Krumm geht auf ewig mit dem knecht'schen Rücken,
Und hat eur Volk sein Diadem gewonnen,
Solls eure Stirn mit einem Brandmal schmücken.

IV.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihrs, ihr Todten.
Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Landes, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.
Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

Friedrich Rückert.

„Neue gräßliche Mordthaten in Deutschland!“ ruft Kladderadatsch: „Mit tiefem Gram und Kummer theilt die englische „Post“ ihren Lesern mit, daß der gute König von Dänemark den ewigen Nergeleien der Deutschen durch Gesichtsrose endlich erlegen sei. Auch den glorreichen Vater des Königs haben die Deutschen auf ganz ähnliche Weise unter die Erde gebracht! Weniger bekannt, fügt die Times hinzu, ist vielleicht ein anderes Beispiel von der Mordlust der Teutonen. Auch den großen Kaiser Augustus haben sie auf dem Gewissen. Bekanntlich war dieser über den ihm von dem tückischen Hermann im Teutoburger Wald zugefügten Schaden so sehr bekümmert daß er unter Wehrufen wiederholentlich mit dem Kopfe gegen die Wand lief. Hiedurch fügte er sich eine Gehirnerschütterung zu, die ihn fünf Jahre darauf in die Grube stürzte. Wir sind neugierig, ob Mommsen diese für seine Nation so sehr beschämende Thatsache unterschlagen wird. Auch wir — sagen Daily News — können mit einem interessanten Fall dieser Art aufwarten. Es ist dies die Ermordung des großen Kaisers Napoleon durch die Deutschen. Denn das schmerzte ihn wenig, daß er durch die tapferen Russen, Engländer und Spanier besiegt war; das aber war sehr betrübend für ihn, daß die Deutschen, die am Krieg gar keinen Theil genommen hatten, sich durch das Ammenmärchen der sogenannten „Befreiungskriege“ den Sieg über ihn anmaßten. Das peinigte den Kaiser so, daß er trotz der guten Verpflegung und der vortrefflichen englischen Küche auf St. Helena den Magenkrebs bekam und unrettbar der germanischen Perfidie zum Opfer fiel.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Krezšiw in Landshut.

Nro. 52. IX. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. Dezember 1863.

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

(Fortsetzung.)

10. Auf Freiersfüßen.

Man hat ohne Zweifel bereits errathen, daß diese 1000 Franks von Rénè de Verdières herrührten. Man hat sich nicht getäuscht. Nach den ersten Geschäften, welche der plötzliche Wechsel seiner Lage nothwendig machte, hatte er an das junge Mädchen gedacht, das Bertholet's Tod in Hilflosigkeit versetzte. Ohne sich um ihre nähere Bekanntschaft zu kümmern, hatte er ihr unter dem Deckmantel der Anonymität jene Banknote zustellen lassen, die in ihr einen instinktmäßigen Widerwillen erregte. Dies war ohne Zweifel ein sehr schwacher Ersatz des Schlages, der sie getroffen hatte: Rénè begriff es innerlich. Aber eine größere Summe hätte vielleicht Verdacht erregt und vielleicht eine Untersuchung veranlaßt.

Er hatte bereits viele Mühe gehabt, die ersten Louisdor's wechseln zu lassen, deren alte und längst aus dem Verkehr verschwundene Prägung durch ihre bewunderungswürdige Deutlichkeit auffiel. Der Wechsler betrachtete ihn mit Luchsaugen, denn seine Kleidung stach, wie man sich erinnern wird, stark gegen solche Ersparnisse ab. Entschlossen, sein Vermögen einer Erbschaft zuzuschreiben, beeilte sich Rénè Trauer anzulegen. Er miethete im Marais eine düstere Wohnung und nahm nur einen bejahrten Diener zu sich. Da er fast Niemand in Paris kannte, konnte er leicht böswilligen Beobachtungen entgehen. Diese Vorsichtsmaßregeln und viele andere nahmen ihn einige Zeit lang in Anspruch und verhinderten ihn, sogleich alles das Glück zu genießen, das er sich versprochen hatte. Von dem Abende an, wo das siegreiche Verhängniß ihm gesagt hatte: Du wirst reich werden! war er um mehrere Jahre gealtert. Auf die von Unruhe verzehrten Tage folgten schlaflose Nächte, die er den ausgesuchten Torturen der Reue zu verdanken hatte. Während solcher Augenblicke traten die ehrlichen Ermahnungen Bertholet's ihm wieder in's Gedächtniß.

Er sah die schreckliche Szene im Belvedere wieder, wie sie sich zutrug; er war von Neuem bei dem unvorhergesehenen Sturz des Maurers gegenwärtig.

Was ihm aber bei diesem Bilde den stärksten Eindruck machte und ein fortwährender Gegenstand banger Erwägungen war, war der hinter ihm im Augenblick der Katastrophe ausgestoßene Schrei — jener Schrei, den gehört zu haben er sich vollkommen erinnerte. Dies war es, was Réné vor Allem beschäftigte und seinen gehofften Genuß verzögerte. Wer konnte diesen Schrei ausgestoßen haben? Warum hatte sich der, von dem er ausgegangen war, nicht damals gezeigt oder war später nicht aufgetreten? Unter solchen Eindrücken überzeugte sich Réné bald, daß das Leben in Paris ihm unmöglich werden würde und er entschloß sich in's Ausland zu gehen, sobald er mit seiner Position im Reinen wäre. Vor Allem wollte er eine Pflicht erfüllen, die er für gebieterisch hielt. Er wollte jene blonde junge Ouvrière wieder finden, die ihm in seiner Noth geholfen und die er sogar um ihren Familiennamen zu fragen vergessen hatte. Wenn etwas im Stande war, Réné, wenn auch nicht loszusprechen, doch wenigstens in seinen Fehlern zu entschuldigen, so war es jene Beharrlichkeit in der Dankbarkeit, jene Gewalt der Liebe, die im Elend erzeugt, im Reichthum wuchs.

Mehrere Morgen hintereinander begab er sich auf den Weg, den sie sonst nach ihrem Laden nahm; es war umsonst. Es blieb ihm nur ein Mittel: Erkundigung einzuziehen; nach einigem Zögern beschloß er es anzuwenden. Er wollte Hortense Jorry, die Tochter des Antiquars vom Quai des Augustins, besuchen.

Sie ist Claire's Freundin, vielleicht wird sie sich nicht weigern, die Vertraute meiner Liebe werden. Trotzdem fühlte er, ohne sich der Ursache recht bewußt zu werden, eine gewisse Entfremdung gegen Hortense. Diese Entfremdung war um so sonderbarer, als ihm von ihr stets neue Gefälligkeiten und sympathisches Entgegenkommen zu Theil geworden waren. Aber dieser brünette, traurige Kopf, diese fragenden Augen, dieser dem Lächeln so selten geöffnete Mund waren Réné, der sich das Weib nur als ein Geschöpf voll Reize vorstellen konnte, unangenehm. Indessen unterdrückte er seine Voreingenommenheit und ließ sich nach dem Quai des Augustins fahren. Er stieg einige Schritte von jenem Laden entfernt aus dem Wagen, wo die Röthe der Erniedrigung so oft seine Wangen gefärbt hatte, und wo seine Eitelkeit heute eine leichte Rache zu nehmen gedachte.

Hortense war gerade allein, wie immer hinter jenem Zahltische sitzend, wo ihr Leben in dunkler Langweile verfloß. Sie zeigte beim Anblick Réné's nicht jenes Erstaunen, auf das er gerechnet hatte. Sie erbleichte nur, was ihre Art war, wenn sie ihre Bewegung verrieth.

Mein Fräulein, sagte er, Sie hatten die Güte, sich für mein Mißgeschick zu interessiren; vielleicht vernehmen Sie nicht gleichgültig die Veränderung, die sich in meiner Lage ergeben hat.

Eine Veränderung, Monsieur Réné?

Ich habe einen meiner Oheime beerbt, der in Rußland gestorben ist.

Das ist eines von jenen Ereignissen, über die man Niemanden beglückwünschen soll, antwortete Hortense.

Das ist wahr; ich komme auch nicht, um Glückwünsche zu holen. Ich bin der erste, der die Ursache meines Glücks betrauert.

Dieser Onkel, wiederholte sie, Réné starr anschauend, ist das nicht derselbe, von dem sie neulich, bei Ihrem letzten Besuche, den Doctor Anselme unterhielten?

Ja, mein Fräulein, der Graf von Plougastel. Ich ahnte nicht, als ich seinetwegen meine Besorgnisse äußerte, daß ich bald die traurige Nachricht seines Todes erhalten würde. Für ihn trage ich Trauer.

Für ihn allein?

Réné de Verdières machte bei dieser mit schneidendem, kalten Tone vorgebrachten Frage eine Bewegung.

Für ihn allein, antwortete er, aufs Höchste überrascht.

Sie treffen ohne Zweifel Anstalten, Frankreich zu verlassen?

Frankreich verlassen — und warum das, mein Fräulein?

Gedenken Sie nicht nach Rußland zu gehen, um das Vermögen des Grafen von Plougastel in Empfang zu nehmen?

Sein Vermögen war liquid.

Ah! rief Hortense aus. Hierauf schwieg sie.

Die Konversation wurde Réné unbehaglich. Er wußte nicht, wie zu seinem Ziele gelangen. Hortense brachte ihn darauf. Nach einigen Augenblicken begann sie: Sie sind also jetzt reich? Und ohne Zweifel glücklich?

Noch nicht ganz, sagte Réné, sich zu einem Lächeln zwingend; der Reichthum, wie die Armuth, verlangt eine Lehrzeit.

Ich errathe! Ihr Glück drückt Sie, und Sie wollen es theilen.

Jawohl.

Ein solches Projekt wird sich leicht realisiren lassen. Ihre gegenwärtige Position räumt viele Hindernisse auf die Seite, und Sie können auf eine glänzende Partie rechnen.

O, meine Prätentionen sind ungemein bescheiden.

Das macht Ihrem Herzen Ehre.

Diejenige, die ihre Augen auf mich geworfen, als ich nichts besaß, diejenige hat ein Recht auf alle meine Dankbarkeit und ich glaube mich selbst dadurch nicht meiner Verbindlichkeit entledigen zu können, daß ich ihr meinen Namen anbiete.

Ihre Wahl ist also fertig?

Ja, mein Fräulein.

Die Stimme Hortense's hatte allmälig ihre beißende Betonung verloren. Ihr unruhiger Blick schien jetzt in der Seele Réné's lesen und seinen Antworten zuvorkommen zu wollen.

Entschuldigen Sie eine Neugierde, die allen Frauenzimmern gemeinsam ist, sagte sie, diese Person — ist sie hübsch?

Sie ist schön, aber ihre Schönheit dürfte heute verschwinden und ich liebte sie dennoch.

Gut; ich will gern glauben, daß sie eine so wahre Liebe verdient.

Sie wissen eben so gut als ich, daß sie deren würdig ist, fügte Réné bei.

Wie so?

Sie kennen sie; sagte er zaudernd.

Ich kenne sie!

Sie ist Ihre Freundin; wenigstens habe ich sie hier getroffen.

Erklären Sie sich deutlicher, sagte Hortense leise, auf's Neue von allen Stacheln der Eifersucht gemartert; ihr Name?

Claire!

Träumen Sie nicht? fragte Hortense, ihm gerade in's Gesicht sehend; haben Sie Ihren gesunden Verstand bei sich? Haben Sie wirklich Claire gesagt? Claire?

Ja, sie ist eine Arbeiterin und —

Sie wissen also nicht! — sie stockte mitten in der Rede. Ihre Augen standen vor Schrecken weit offen. Réné hätte ohne Zweifel die außerordentliche Bewegung Hortense's bemerkt, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Käufer in die Bude getreten wäre und seine Aufmerksamkeit abgelenkt hätte. Die Tochter des Buchhändlers stand auf. Sie hatte die Kraft, ihrer Aufregung hinlänglich Meisterin zu werden, um ein Exemplar von der „Kunst zu lieben" zu verkaufen. Als sie wieder kam und sich niedersetzte, ruhte eine trügerische Ruhe auf ihrem Gesichte. Sie nahm die Konversation wieder auf.

Ah, Claire wollen Sie heirathen? sagte sie langsam und nachdrücklich.

Billigen Sie meine Wahl nicht?

Ach ja — o, o — ja! —

Desto besser, denn Sie können sich kaum vorstellen, bis zu welchem Grade ich Ihre Meinung hochschätze. Die Güte, die Sie mir stets bewiesen haben, macht mir Ihre Rathschläge so werthvoll!

Ich bin Ihnen dankbar, dabei an mich gedacht zu haben. Aber kommen wir auf Claire zurück. Sie scheinen ihre Familie nicht zu kennen, und das ist sonderbar, sagte Hortense bei sich selbst, mit einem Ausdruck, der Réné auffiel.

Sonderbar! Warum?

Ich werde es Ihnen später sagen. Vorerst erzählen Sie mir die Umstände, welche Ihrer Liebe für Claire vorausgegangen sind, die sie begleitet haben — diese Liebe für meine — Freundin.

Er fing seine Erzählung einfach an, verheimlichte nichts und schloß auf folgende Weise: Sie hat mir kein Mittel des Wiederfindens an die Hand gegeben; sie ist von hier fort in dem Augenblick, in dem ich zu ihr hingehen und sie fragen wollte, an welcher Thüre ich klopfen müsse, um ihr das Glück zu bringen. In dieser Unwissenheit komme ich zu Ihnen, mein Fräulein; einen Augenblick fürchtete ich Ihre Bemerkungen; es war möglich, daß dies Abenteuer Ihnen nicht als eines von denen erscheinen konnte, die einen Mann für ein Leben binden; es war möglich, daß Sie meinen Entschluß für die Ausgeburt einer romanhaften Stimmung hielten. Für diesen Fall wäre meine Antwort folgende gewesen: Ich habe niemals Energie und festen Willen gehabt, als von jenem Augenblicke meiner Verbindlichkeit an; um mich zu erheben, und meine erreichte Höhe mit Claire zu theilen, war ich bereit, jede Carrière einzuschlagen, mich jeder Arbeit zu unterziehen. Ich hatte bereits jene scheue Eigenliebe überwältigt, die mich ein unabhängiges Elend der honorirten Unterwürfigkeit vorziehen ließ. Es war ein erster Schritt, ein erster Triumph über meine Natur. Noch viele wären ihm gefolgt, das weiß ich. Ein Zufall — eine unerwartete Erbschaft hat mich dieses Kampfes überhoben, aber nichts konnte mich Claire vergessen machen.

Hortense hatte mit düsterer Gier zugehört. Die Wege Gottes sind geheimnißvoll, sagte sie endlich leise.

Hierauf wendete sie sich zu René: Sie ahnen nicht, wessen Tochter sie ist?

Irgend eines Handwerkers, vermuthe ich.

Ja — eines Handwerkers. —

Uebrigens wiederhole ich Ihnen, daß mir ihre Abstammung gleichgültig erscheint.

Vielleicht doch nicht so, wie Sie meinen, sagte Hortense.

Haben Sie mir nicht soeben versichert, daß sie meiner Wahl würdig sei?

In der That; und da Ihre Absicht, sie zu Ihrer Frau zu machen, feststeht, so dürfen Sie auf meine Unterstützung zählen.

Wie sehr werde ich Ihr Schuldner sein! rief René.

Kommen Sie morgen wieder; Claire wird hier sein.

O, tausend Dank! — Aber was fehlt Ihnen? mir scheint, Sie sind etwas leidend, mein Fräulein?

Nein, antwortete sie, die Hand auf das Herz legend, als ob sie seinen Schlägen Ruhe gebieten wollte.

In diesem Augenblick kam der Antiquar Jorry herein. Seine Anwesenheit bewirkte in dieser, für Hortense zu peinlichen Unterhaltung, eine Diversion. Jorry keuchte unter einem Haufen Bücher, der mit einem Riemen zusammengebunden war. Hortense ging auf ihn zu, sowohl um ihre Verwirrung zu verbergen, als um ihm zu helfen, sich dieser Bürde zu entledigen.

Sieh, wie Du schon wieder in Schweiß bist, sagte sie zu ihm. Warum hast Du keinen Kommissionär genommen?

Einen Kommissionär! der mir den ganzen Gewinn im Vornherein auffrißt, nicht wahr? Das ist wieder Deine gewöhnliche Verschwendungssucht.

In dem untadelhaft gekleideten Manne hatte er René de Verdières nicht sogleich erkannt. Auf die Winke seiner Tochter drehte er sich um.

Wen habe ich die Ehre zu begrüßen? fragte er. Sich nähernd rief er plötzlich aus: Ei, Sie sind Herr René.

Herr René, der Millionär geworden ist, setzte Hortense hinzu.

Millionär! rief Jorry und ließ ein Buch fallen.

Man übertreibt ein wenig, sagte René lächelnd.

Unser lieber Herr René — und ich fragte meine Tochter so oft, ob sie nichs von Ihnen erfahren habe. Wissen Sie, daß es schlimm ist, wenn man seine Freunde so vernachlässigt seine wahren Freunde.

Wie hübsch Sie in diesen neuen Kleidern sind. — Ach Gott, Sie haben sich an meinen Büchern schmutzig gemacht; hier, am Ellenbogen haben Sie Staub. Hortense, gib mir doch die Bürste. Ach, ist das schönes Tuch. Ihr Vermögen hat sich wirklich zu rechter Zeit eingestellt. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, Ihnen alle Vorwürfe zu machen, die Sie verdienen.

Vorwürfe, Herr Jorry?

Wie, Sie waren in Verlegenheit, und haben niemals daran gedacht, Geld von mir zu leihen? Das ist schlimm, sehr schlimm. Dieser Mangel an Vertrauen hat mich zu

verschiedenen Malen beleidigt, ich kann es Ihnen sagen. Vielleicht haben Sie auch meinen Verdruß bei Ihren letzten Besuchen bemerkt, wie? Ich war wirklich gegen Sie aufgebracht. Ich sprach jeden Abend mit meiner Tochter darüber. Nicht wahr, Hortense?

Hortense antwortete nicht.

Wie! fuhr Jorry fort, Sie ein so wohlerzogener, so unterrichteter junger Mann, haben es vorgezogen, bei den Demolitionen des Carrousel zu arbeiten, als mich um so ein paar hundert Franks anzugehen!

Ah, Sie haben mich auf jener letzten Stufe gesehen? stammelte Réné, ein Buch durchblättern, um die Blässe seines Gesichts nicht sehen zu lassen.

Sie wissen wohl, in der rue de Musée. Ich war zu dem Spitzbuben gegangen der mir ein Kistchen Kölnisch-Wasser-Flaschen abgeschwindelt hatte. Sie waren in der Kleidung eines Ouvrier dort.

Ja, wirklich.

O, ich sehe Sie noch mit Ihrer Hacke und mit Ihren Kleidern, die man vor Kalkstaub nicht mehr unterscheiden konnte. Gott im Himmel! Steine klopfen zu müssen! Sie haben mich also nicht erkannt?

Nein — ich —

Ich habe mich darüber so gewundert, daß ich nicht einmal die Geistesgegenwart hatte, Sie von da fortzuführen. Tragen Sie mir das nicht nach, ich bitte Sie. Meine Tochter wollte mir nicht glauben wie ich es ihr erzählte. Sie behauptete, das sei unmöglich, und um sich zu überzeugen, ging sie. —

Hortense unterbrach ihn rasch.

Vater, fürchtest du denn nicht, daß diese Erinnerung Herrn Réné unangenehm sein muß?

Sie hatte unablässig die Physiognomie des jungen Mannes belauert.

Du hast Recht, sagte Jorry; die schlimmsten Zeiten sind vorüber, sprechen wir nicht mehr davon.

Plötzlich sich besinnend, rief er, indem er an die Stirne schlug: Zum Kukuk, es war derselbe Tag, an dem der arme Bertholet verunglückte.

Réné wankte.

Dem da habe ich wenigstens vorausgesagt, was ihm geschehen würde.

Lieber Vater, diese Sachen sind Herrn Réné fremd und für ihn folglich gleichgiltig, sagte Hortense.

Wahr, wahr. Ach, gut, daß es mir einfällt, mein junger Millionär, Sie brauchen eine Bibliothek? Erlauben Sie mir, Ihnen das zurecht zu machen. Sie brauchen etwas Kompletes; verlassen Sie sich auf mich.

Es wird mir sehr angenehm sein, diesen Theil meines Mobiliars von Ihnen zu beziehen.

Nach diesen Worten grüßte Réné de Verdières, der seit einiger Zeit sich zu verabschieden trachtete, Vater und Tochter, und schritt unsichern Ganges der Thüre zu.

Auf morgen, Herr Réné, sagte Hortense mit eigenthümlicher Betonung.

Ja, mein Fräulein, auf morgen, antwortete Réné.

12. Die Werbung.

Du hast mich rufen lassen? sagte Claire, als sie am nächsten Morgen bei der Tochter des Antiquars eintrat.

Ja, antwortete Hortense, die sich zu einer lachenden Miene zwang.

Du hast wohl daran gethan, denn in meiner jetzigen Niedergeschlagenheit vergesse ich meine besten Freundinnen. Ich habe keinen Gedanken und keine Erinnerung, als an meinen armen Vater.

Wie bleich Du bist! sagte Hortense, sie mit Aufmerksamkeit betrachtend.

Es schien in der That, daß die beiden Mädchen ihren Gesichtsausdruck ausgetauscht hatten In dem schwarzen Kleide, das sie bis an den Hals hinauf einzwängte, hatte Claire alle Lebhaftigkeit und alle Beweglichkeit verloren. Eine ungewöhnliche Aufregung verlieh dagegen Hortense's Physiognomie eine neue Jugend und neue Frische. Zum erstenmale in ihrem Leben vielleicht hatte sie sich in Rosafarbe gekleidet und die Details ihres Anzuges verriethen eine Anwandlung von Koketterie. Claire konnte sich trotz ihrer Niedergeschlagenheit nicht enthalten, darüber eine Bemerkung zu machen.

Ich erwarte einen Besuch, sagte Hortense.

Einen Besuch?

Der Dich ebenso interessirt; als mich.

Was meinst Du damit?

Ich meine, entgegnete Hortense, halb ernst, halb neckisch, daß Du in mich nicht Vertrauen genug gesetzt hast, und daß es meine Absicht ist, Dich heute dafür zu bestrafen.

Sei weniger räthselhaft, sagte Claire.

Du erinnerst Dich nicht mehr an unsere letzte Plauderei, vor drei Wochen?

Ich erinnere mich, aber in welchem Zusammenhang? —

Du hast damals von einem jungen verliebten und unglücklichen Menschen gesprochen. Du hast nur vergessen, mir ihn zu zeigen, oder mir wenigstens seinen Namen zu sagen.

Aber ich wußte ihn damals noch nicht, und selbst heute kenne ich erst seinen Vornamen.

Réné, nicht wahr?

Ja, sagte Claire leise.

Gut, ich bin besser unterrichtet als Du; ich kann Dir sagen, wie er heißt. Er heißt Réné de Verdières.

Ah, er ist von Adel? fragte Claire mit trauriger Betonung.

Von Adel und reich.

Reich! das ist nicht der nämliche.

Doch, antwortete Hortense; eine Erbschaft hat ihn soeben im Besitz eines großartigen Vermögens gebracht.

Er! reich! sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Zur großmächtigen That zweier Großmächte in Sachen Schleswig-Holsteins.

Großmächtig Großmächtige,
Doch feig und bedächtige, —
Die ihr mit Verträgen das Recht uns vertragt
Die ihr mit Vorschlägen die Freiheit erschlagt,
Ihr zieht nicht das Schwert aus der Scheide,
Daß mit eiserner Schärf' es zerschneide
Den lumpenpapiernen Vertrag,
Das Zeugniß der eigenen Schmach?

Großmächtig Großmächtige,
Doch feig und bedächtige. —
Gar muthig, wenn's gilt, zu knechten den Geist,
Doch weibisch und träg', wenn „befreien" es heißt,
In eigener Sache gewaltsam,
Doch bei heiliger Rache enthaltsam,
Das Volk, es hat nun die Norm
Für eure großherz'ge Reform.

Großmächtig Großmächtige,
Doch feig und bedächtige, —
Die Stimm' in der Wüste, ihr höret sie nicht,
Die Kriegesdrommet', euch störet sie nicht
Im Traum der erlog'nen Größe;
Das Volk, es wogt mit Getöse,
Es stürmt, wie die Meeresfluth schier, —
Statt Freiheit gebt ihr ihm — Papier!

Großmächtig Großmächtige,
Doch feig und bedächtige. —
Das Volk, es ist aus dem Taumel erweckt,
Die Kriegsdrommet' hat es aufgeschreckt
Vom Tanz um die goldenen Kälber,
Es rettet und hilft sich nun selber,
Dann hilft ihm der ewige Gott, —
Nicht bleibt's den Nationen ein Spott.

Großmächtig Großmächtige
Doch feig und bedächtige. —
Ihr werdet es lernen zu dieser Frist,
Was ein Volk, ein Volk in Waffen ist,
Hinauf an die Eider stürmt es
Und Dänenleichen hoch thürmt es
Und läßt dann am Siegestag
Euch allein mit eurer Schmach!

Der glückliche Jäger. Ein Herr aus Kärnthen erzählte im Kreise fröhlicher Jagdfreunde folgende Begebenheit: Nach langen Herumirren entdeckte ich eines Tages ein Entenpaar im Schilf; ich brenne los und eile hin, die Beute zu holen, aber welch ein Wunder erblicke ich! Der erlegten Ente gegenüber lag ein Hirsch in den letzten Zuckungen, und als ich ihn aufzuheben suchte, lag ein todter Hase unter ihm. Wissen Sie, wie das zugegangen war? Die Kugel war durch die Ente gegangen, durch und durch, hatte den Hirsch, der gerade in Schußweite gestanden, tödtlich getroffen, und dieser war auf den Hasen gefallen, der ruhig im Lager gelegen hatte. Hocherfreut über einen so gesegneten Schuß schlage ich die Hände über dem Kopf zusammen und erschlage eine Schnepfe die in dem Augenblick über mich hinstreicht."

Das Schoßhündchen einer Dame biß neulich einen Herrn so in die Hand, daß dieser ausrief: „Das ging bis auf den Knochen!" — „Ach, was sagen Sie? bis auf den Knochen? Wenn es dem armen Thierchen nur keinen Schaden thut!" rief die besorgte Dame.

Eine Mutter, die an ihrem Söhnchen nichts als Schönheiten sah und in ihn ganz vernarrt war, brachte ihrem Gatten einst das Modejournal und fragte: „Sag' mir doch, Männchen, was für eine Tracht wäre wohl für unsern Karl am passendsten?" — „Eine Tracht Prügel." — antwortete der vernünftige Vater.

Als einer der Ahnen des jetzigen Königs von Italien, der König Victor Amadeus I. von Sardinien (gest. 1732), einst gesprächsweise von Jemand gefragt wurde, warum die Jesuiten nicht wie andere Ordensleute das Hochamt singen, erwiederte er: „Raubvögel singen nicht."

Aus Württemberg.

Als von des Protokolles Schmach
Der Staatsminister Hügel sprach
Und eingestand, daß er den Text
Höchst eigenklanig unterklext,
Da stottert' er, bald roth, bald bleich:
Verzeiht! 's war halt ein — Schwabenstreich!

Die gewöhnliche Anrede von Monarch zu Monarch ist bekanntlich in Briefen: „Mein Herr Bruder!" Wie die „Times" erzählt, habe jüngst der König von Griechenland an seinen Vater, den König von Dänemark, gleichfalls geschrieben: „Mein Herr Bruder!"

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

